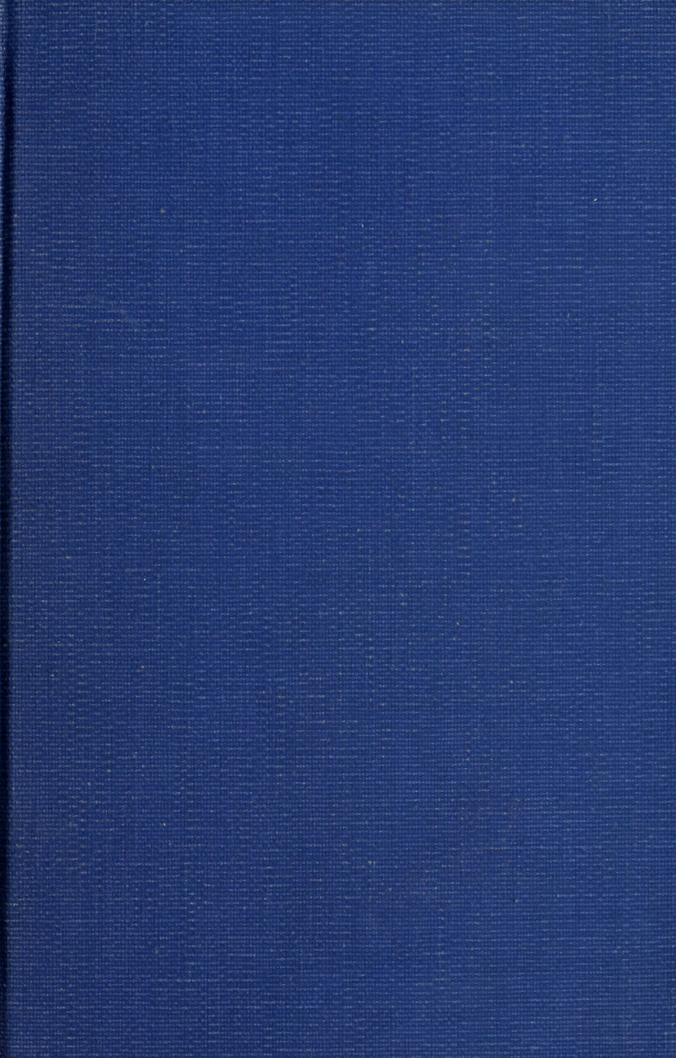
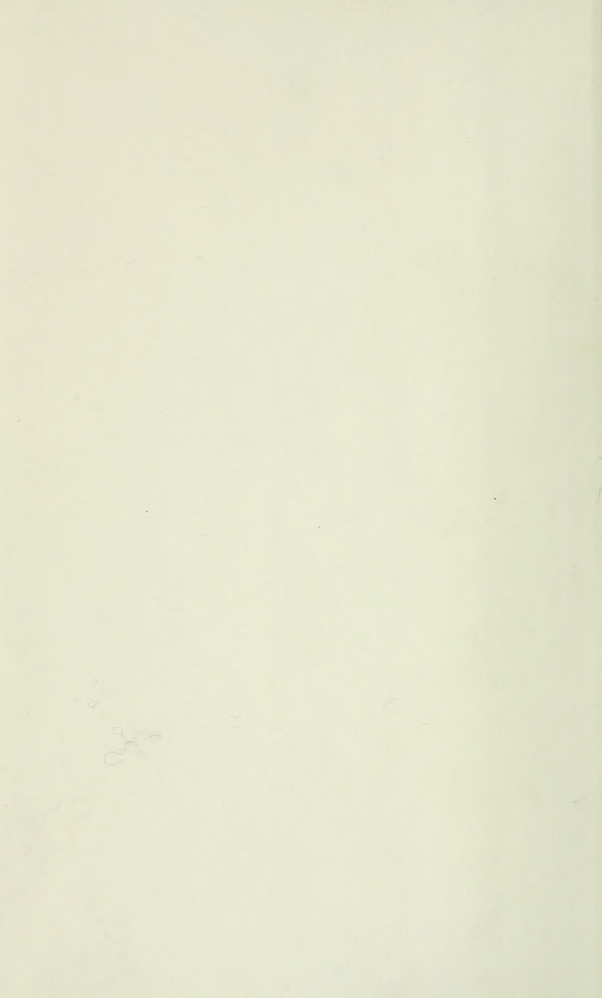
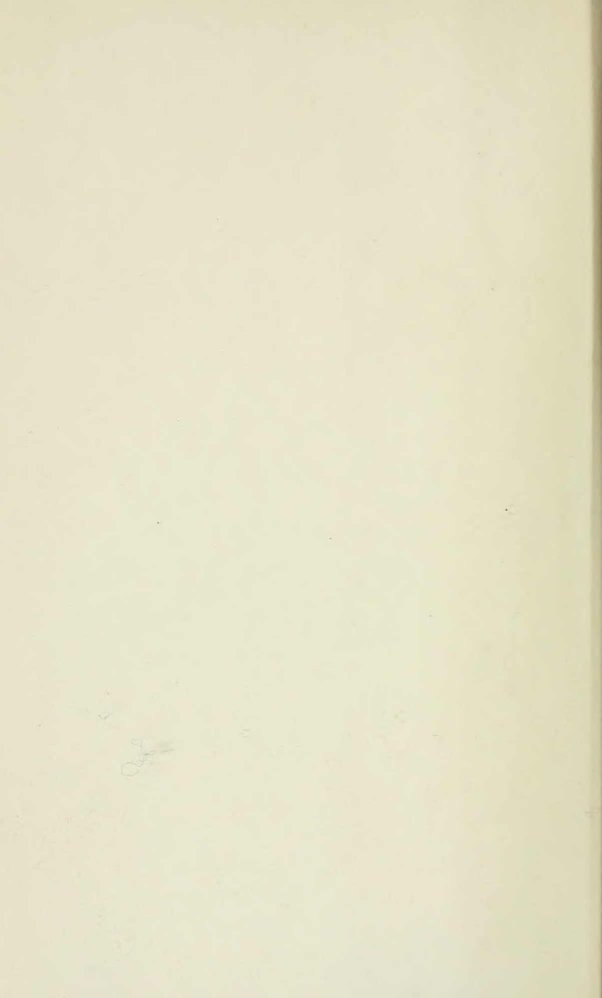




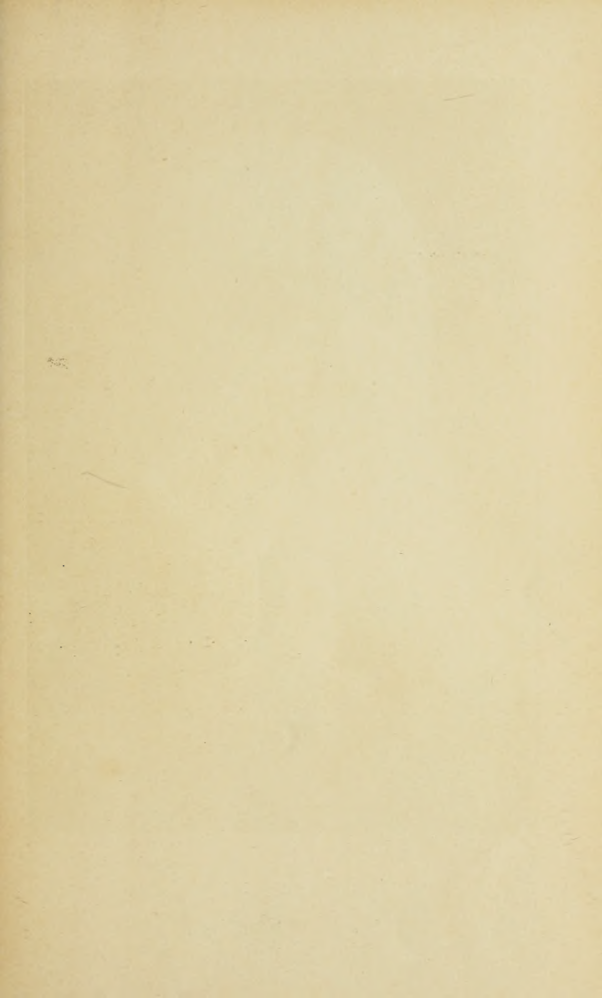








Deutsche Denkwürdigkeiten





Kupferdruck F. A. Brockhaus, Leipzig. Original-Aufnahme E. Bieber, Berlin.

A. v. Tirpitz.

Erinnerungen

Von

Alfred von Tirpitz



Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1919

Zellenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort

Die Verzweiflung, welche alle Deutschen mit voller Staatsgesinnung erfaßt hat, als unser für unbesiegbar gehaltenes Reich zusammenbrach, hat auch den Glauben an uns selbst und an die Folgerichtigkeit unsrer geschichtlichen Entwickelung zum Reich in Vielen vernichtet. Deshalb erschien es mir als Pflicht, meine Erinnerungen niederzuschreiben, weil ich den Nachweis bringen kann, daß unser altes Staatsgebäude nicht morsch und veraltet war, sondern für jede Fortbildung die Fähigkeit besaß; daß ferner die politische Legende, eine rücksichtslose Autokratie und eine kriegslüsterne Militärkaste hätten diesen Krieg entfesselt, der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Im Besonderen hat der Kaiser den Krieg nicht gewollt, er war vielmehr mit seinen besten Kräften bemüht, ihn zu verhindern, nachdem er die Gefahr erkannt hatte.

Wenn die Geschichte gerecht ist und durch Legendenbildung nicht zu sehr gefälscht wird, so dürfte sie erweisen, daß das weitaus größere Maß von Verantwortung an diesem Krieg auf Seiten unsrer Feinde liegt. Nach dem Straßenrecht auf See wird bei Zusammenstößen dem die Schuld beigemessen, der die Gefahr der Lage erzeugt hat, nicht aber dem, welcher im letzten Augenblick durch unrichtige Beurteilung einen Fehler beim Ausweichen beging. Unser Unglück aber ist nicht aus der Schaffung von Macht entsprungen, sondern aus der Schwäche, die sich auf den Gebrauch der Macht nicht verstand, weder zur Friedensbewahrung noch zum Friedenschließen, sowie aus der Täuschung über unsere Gegner, über die Natur ihrer Kriegsziele und Kriegführung und über das Wesen des Wirtschaftskriegs.

Um verständlich zu sein, muß ich nach bestem Wissen die Wahrheit sagen. Dafür muß ich aber die Handlungen noch Lebender in meiner

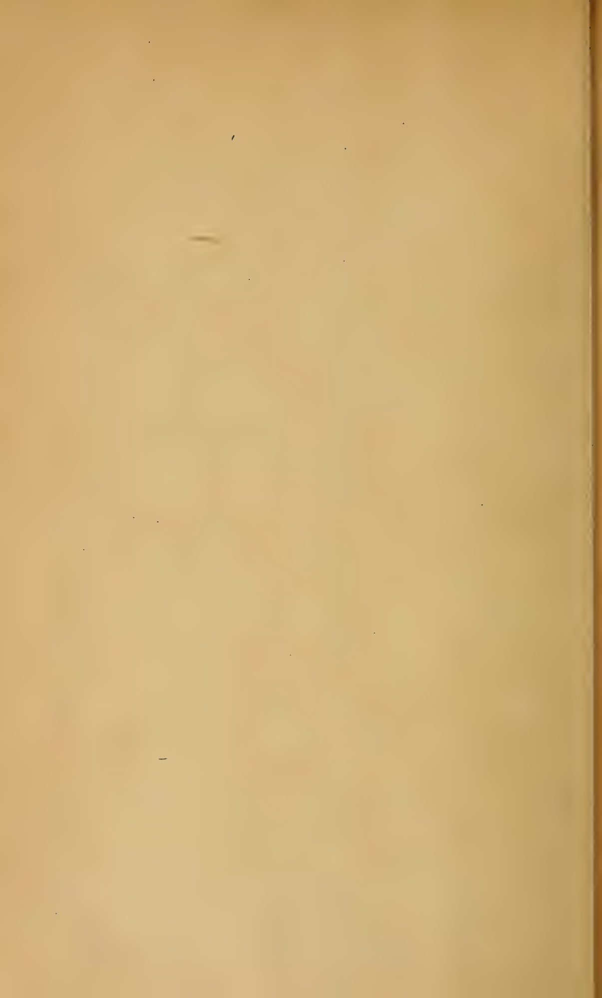
Auffassung darstellen, die von der ihrigen voraussichtlich abweichen und daher vielleicht schmerzlich empfunden wird. Nichts liegt mir ferner, als ihnen unedle Absichten oder Schuld in gewöhnlichem Sinne vorzuwerfen.

Nur die verzweifelte Lage Deutschlands zwingt mich gegen meine persönliche Neigung bei Lebzeiten zu dieser Veröffentlichung.

Im Jagdhaus Zabelsberg.
April 1919.

A. v. Tirpitz

Nach beendeter Niederschrift meiner Erinnerungen empfinde ich es als Bedürfnis, allen denen herzlich zu danken, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben. Neben meinen Freunden und meinen alten und jungen Kameraden, welche besonders die Richtigkeit meiner Angaben auf Grund der eigenen Belege geprüft haben, gebührt dieser Dank vor allem dem Professor der Geschichte an der Frankfurter Universität, Herrn Dr. Fritz Kern, der mir in verständnisvollster und unermüdlichster Weise von Beginn an zur Seite gestanden hat. Ich möchte endlich auch dem Verleger, Herrn Dr. Koehler, für sein Interesse und Entgegenkommen danken, das er dem Buche gewidmet hat.



Inhalt

Erstes Kapitel

In der Preußischen Marine

1

Von der deutschen Flottenbegeisterung der 48er Revolution war in meinen Knabenjahren kaum mehr etwas zu spüren, obwohl sie im Jahr 1864 durch das Gefecht von Jasmund ein wenig wieder aufflackerte. Ich selbst bin auch nicht durch Schwärmerei zur Marine gekommen, sondern als unbeabsichtigtes Produkt des seiner Zeit vorauseilenden Bildungsideals meines Vaters. Da dieser an sich selber den Mangel realistischer Kenntnisse empfand, schickte er meinen Bruder und mich statt auf das Gymnasium auf die Realschule unserer Heimatstadt Frankfurt a. O. in der Absicht, uns als Primaner die Schule wechseln zu lassen. Aber bei der damals noch geringen Entwicklung des Realunterrichts war die Schule mangelhaft; ich habe zeitlebens in gewisser Beziehung an ihr gelitten. Unsere Lehrer waren so antiquirt, daß sie eine Sprache redeten, die wir eigentlich garnicht verstanden. Ich war als Schüler sehr schwankend, zu Weihnachten 1864 die Zensur mäßig. Mein Schulfreund Maltzahn hatte die Absicht ausgesprochen, zur Marine zu gehen, und so fiel mir ein, daß es eine gewisse Milderung für die Eltern bedeuten könnte, wenn ich den Gedanken mit aufnähme. Mein Vorschlag wurde daheim zunächst mit völligem Stillschweigen aufgenommen, aber nach einigen Wochen rief mich der Vater zu sich: mein gedrücktes Wesen wäre aufgefallen, die Marine schiene mir durch den Kopf zu gehen, und, wenn ich wollte, sollte mir keine Hinderung in den Weg gelegt werden. Niemand konnte überraschter sein als ich; aber was blieb übrig? Ich beharrte bei meinem Wort, unterzog mich im Frühjahr 1865 sechzehnjährig der Aufnahmeprüfung im damaligen Seekadetteninstitut in Berlin, bestand dieselbe zum Erstaunen aller als fünfter und wurde Seemann.

Die Werbekraft der Marine war, wie bemerkt, zu jener Zeit gering. Im Jahr 1861 war die Korvette „Amazone" mit fast sämtlichen Kadetten, dem Offiziersnachwuchs von mehreren Jahren, an Bord unter-

gegangen. Dieses Ereignis hatte die Anmeldung von Seekadetten bis auf drei im folgenden Jahr hinuntergedrückt. Der geringe Andrang zwang auch noch bei meinem Jahrgang außer den zehn Aspiranten, welche die Prüfung bestanden, fast ebensoviel Durchgefallene bedingungsweise aufzunehmen. Für die Flottenreife der preußischen Intelligenz jener Tage, sowie für die deutsche Erbneigung, alles aus dem Gesichtswinkel der inneren Parteipolitik zu beschauen, ist ein Artikel, der damals in der „Gartenlaube" erschien, bezeichnend. Er beschrieb in Novellenform, wie die preußische Junkerpartei die liberale Einrichtung der Marine dadurch vernichten wollte, daß sie einen dänischen Kapitän bestach, er sollte die „Amazone" rammen. Der Verfasser dieser bösartigen Albernheit schien zu übersehen, daß die Mehrheit der untergegangenen Kadetten selbst „Junker" gewesen waren. Prinz Adalbert traf beim Offiziersersatz sorgfältige Auswahl.

Im übrigen habe ich in den ersten Jahren bei der parlamentarischen Vertretung der Flottengesetze gelegentlich noch empfunden, daß gewisse konservative Kreise dem Flottengedanken mißtrauisch gegenüberstanden. Er galt nicht als altpreußisch, er stand etwas in Wettbewerb mit der Armee, er schien mit Industrie und Handel zu eng verschwistert für die damalige Notlage der Landwirtschaft und die großen wirtschaftlichen Kämpfe der Parteien. Noch gegen das Zweite Flottengesetz von 1900, gegen die „gräßliche Flotte", wie sie ein konservativer Führer nannte, haben vereinzelte Mitglieder der äußersten Rechten gestimmt, während beim liberalen Bürgertum von vornherein neben verbissenster Gegnerschaft überwiegend verständnisvolle Anhängerschaft zu finden war.

Zunächst hatte der Untergang der „Amazone" die Folge, daß 1864 das Durcheinander von Köpfen in unserem Seeoffizierskorps noch wuchs. Schon vorher waren Teile des Seeoffizierskorps aus der Armee übernommen, von wo besonders Kavalleristen die für den Marinedienst erforderliche jugendliche Selbständigkeit mitbrachten; andere kamen aus der deutschen oder dänischen Marine; wieder andere waren in England, Amerika oder Holland ausgebildet. Nun wurden aber auch noch Danziger „Stüerkes" aus der Segelschiffs-Kauffahrtei-Marine eingestellt, um die im Kriege mit Dänemark fühlbar gewordenen Offizierslücken zu füllen. Danzig war ja noch unser eigentlicher Hafen. Diese Schiffer fuhren im allgemeinen nur in der kleinen Fahrt zwischen Danzig und England, während die besseren Qualitäten nach der Nordsee gingen.

Dieser Einschub der von uns „Hilfsbarone" genannten, wenig gebildeten Seebären aus der damaligen Kauffahrteimarine, darunter merkwürdige Persönlichkeiten, die nach 1870 z. T. ehrengerichtlich wieder entfernt wurden, brachte manchen Spaß in unsere Messen. Sie wurden aber von den Mannschaften oft nicht als Autorität anerkannt, während der Offizier aus dem Kadetteninstitut, trotzdem er in gewissem Sinne mehr Kamerad zum gemeinen Manne war, immer zugleich auch der Herr blieb. Der Grundsatz Washingtons, nur Gentlemen zu Offizieren zu nehmen, zeigte auch bei uns seine Richtigkeit. Nur Tapferkeit vor dem Feind gibt einen Ausgleich für gute Erziehung. Im allgemeinen fehlte es den damaligen Seekadetten an Lehrern, die als Erzieher gelten konnten. An „Schuftung" mangelte es nach guter preußischer Sitte nicht; man wurde von einem Kursus in den andern gezogen, bis man erst nach $4^1/_2$ Jahren zum Offiziersrang aufstieg. Aber die Lehrer wußten dies Menschenmaterial wenig zu handhaben. Viele von den alten preußischen Marineoffizieren gingen deshalb um die Ecke oder bekamen Schrullen; im besten Falle wurden sie Autodidakten. Mein Jahrgang indeß war begünstigt; wir hatten vorzügliche Vorgesetzte, an die ich dankbar zurückdenke. Der spätere Admiral Batsch war unser Kommandant. Nicht mit Unrecht sagt man, es hänge von der Art, wie die Kadetten im ersten Jahre angefaßt werden, ab, ob der Jahrgang, die „Crew", einschlüge oder nicht.

Der Dienst gruppierte sich in der Hauptsache darum, die Handhabung der Takelage zu erlernen. Die Segelkunst, wie sie durch die Jahrtausende ausgebildet war, erforderte lange Übung für Offiziere wie Mannschaften. Wir haben auf unseren Übungsfahrten verschiedentlich, wie es bei der Segelzeit nicht anders war, Abenteuer erlebt, welche uns die Tage Marryats und Nelsons wie selbstgeschaute verstehen ließen.

Selten kreuzten sich die Wege der preußischen Marine mit denen der preußischen Politik. Wenn es geschah, dann etwa in der Weise, wie uns die Teilnehmer der „Gazelle"-Fahrt nach Japan 1864 erzählten. In der Nähe von Yokohama war ein deutsches Schiff gestrandet und beraubt worden. Der Kommandant der „Gazelle", Kapitän z. S. von Bothwell, zog mit einem Landungskorps hin, um zu bergen. Unterwegs begegnete er einem Daimio, der Kotau verlangte. Unser Kommandant weigerte sich. Um den Daimio saßen dreitausend japanische Ritter in Stahlrüstungen, den Kopf gesenkt, die Arme über dem Schwert ge-

kreuzt. Schließlich half sich der Kapitän, indem er die Ehrenbezeugung anbot, wie sie einem königlichen Prinzen in Preußen erwiesen würde. Auf diese Formel einigte man sich: da wurde chargiert, Gewehr zur Attacke rechts und im Laufschritt vorbei. Auch zu Repressalien gegen exotische Staaten wurden die Schiffe verwendet. Im allgemeinen aber zogen wir in diesen Zeiten nur auf Übungsfahrten ohne andern Zweck, als die Ausbildung der Flotte selbst, hinaus.

Etwas vom Mittelalter hatten unsere Leistungen auch noch im Krieg. Die „Niobe" hatte 1866 im Kanal auf ein Zusammentreffen mit der österreichischen Dampferkorvette „Erzherzog Friedrich" zu rechnen und sollte als Segelschiff ein Gefecht vermeiden. Ich stand damals als Nr. 3 am Vorderladergeschütz, um die Kugeln in die Mündung zu schieben; neben mir lag griffgerecht meine Pike für den Fall, daß der Feind entern und durch die Pforte hindurchdringen wollte. Andere Leute hielten Enterbeile bereit, um sie in die feindliche Schiffswand zu schlagen und als Stufen zu benutzen. Bei den Scillyinseln sichteten wir ein beigedrehtes Schiff von der Art des Österreichers. Es hielt unter Segel offenbar auf uns ab, — schraubte dann den Schornstein in die Höhe und folgte uns unter Dampf. Nebel trennte uns während der Nacht. Als in der Gegend vor Plymouth der Nebel hochging und wir klar zum Gefecht bei den Kanonen standen, heißte die Fregatte die norwegische Flagge und wir Jungen waren um unsere Kampfesfreude betrogen. In Kiel lagen wir später mit geladenen Geschützen vor den Straßen der Altstadt, die zum Wasser hinabführen, als die Preußen unter Manteuffel bei Holtenau über den Kanal heranrückten und es fraglich schien, ob die Österreicher unter Gablenz Widerstand leisten würden oder nicht. Gablenz setzte sich aber auf die Bahn und fuhr ab; unsere Musikkapelle spielte ihm das Geleit. Die österreichischen Offiziere waren in Kiel sehr beliebt gewesen; ihre vielen Verlobungen gingen ja nun entzwei, aber sie hatten die Herzen gewonnen, während die Preußen, die den steifen Ladestock verschluckt hatten, die gewünschte Bildung eines eigenen schleswig-holsteinischen Kleinstaates stören kamen. Trotz dem Kriegszustand haben wir uns über Tegetthoffs Seesieg bei Lissa gefreut, fast als ob er ein eigener wäre. Die österreichische Flotte hatte 1864 das schwere Gefecht bei Helgoland an unserer Seite sehr tapfer geschlagen, und Österreich galt uns noch als deutsches Bruderland; über seine Tschechen und Polen sah man in damaliger Zeit hinweg.

Unser Ansehen im Ausland stieg durch 1866 erheblich. Wir hatten vorher einmal in Cadix demütigend empfunden, wie man uns von oben herunter ansah und der spanische Offizier uns bei der Werftbesichtigung warten ließ. Jetzt kamen 1867 in Marseille die Leute zu uns an Bord gestürmt, um die Prussiens zu sehen; in Nizza wurden Zündnadelgewehre in Jahrmarktsbuden gezeigt. Freilich die französischen Offiziere gaben uns teils durch Hochmut, teils durch schlechtverhehlten Ärger einen Vorgeschmack von 1870.

Im Frühjahr 1870 wurde aus vier verschiedenen Schiffen unser erstes Panzergeschwader gebildet, auf dessen Flaggschiff „König Wilhelm" ich als Unterleutnant an Bord war. Prinz Adalbert, der darum gebeten hatte, das Geschwader zu führen, war nicht mehr ganz auf der Höhe, aber der König gab ihm nach einigem Zögern die Führung sozusagen als Abschiedsfeier, um nach den Azoren zu gehen. Die Ausbildung war auch bei den Panzerschiffen noch durch die Gewohnheiten der Segelmarine beeinflußt; wir versuchten auf der Reise sogar zu segeln, aber die Biester rührten sich nicht. Die damalige Lage der preußischen Marine kennzeichnet sich in dem Umstand, daß wir in deutschen Häfen keine Docks für große Schiffe besaßen. Es war bei Beschaffung der Schiffe wohl nicht genügend beachtet worden, daß man ein eisernes Schiff alle Jahre docken muß, um es zu reinigen. Das Geschwader war daher, als der Krieg mit Frankreich zu schwelen anfing, mehrere Jahre nicht im Dock gewesen; der „König Wilhelm" hatte wie wir später feststellten über 60 Tonnen Miesmuscheln am Leibe, die durch Verdickung des Schiffs und Reibung die Schnelligkeit von 14 auf 10 Knoten herabgesetzt hatten. Nun zwang uns ein Maschinenschaden, Plymouth für eine längere Ausbesserungszeit anzulaufen, und der englische Admiral bot uns das Dock an. Weshalb wir es nicht annahmen, ist mir unklar geblieben; man erzählte sich damals in der Offiziersmesse, die Schwierigkeit läge in dem Prinzen, der doch nicht die ganze Zeit über im Dock bleiben könnte. Wie dem sei, wir fuhren ungedockt Mitte Juli durch den Kanal zurück in der Erwartung, von den Franzosen überfallen zu werden, wogegen wir nur mit Erbsen gefüllte Übungsgeschosse an Bord und ein Schlagrohr hatten, das bei jeder Gelegenheit einen Versager gab.

Am 16. Juli in Wilhelmshaven angelangt, wo die Mobilmachung im vollen Gange war, konnten wir nicht in den Hafen einlaufen, weil

die Schleusen noch nicht fertig waren, blieben also auf der Reede. Die Gefahren des docklosen Zustandes lähmten das Geschwader; jede Verletzung des Schiffsbodens war unreparierbar und bedeutete Gefechtsunfähigkeit. Wir haben nun auf der Außenjade eine harte Zeit erlebt. Wir sollten eingesetzt werden, wenn Hamburg oder ein anderer Nordseeküstenort angegriffen würde. Wir sind aber auch zweimal in See gegangen, einmal, um in Höhe der Doggerbank den beiden neuen französischen Panzerschiffen, welche zur Verstärkung des französischen Ostseegeschwaders ausgesandt waren, aufzulauern, das zweitemal, als wir nach einem starken Sturm die französische Flotte zerstreut in See von Helgoland vermuteten. Wir sind aber beidemal nicht zum Schlagen gekommen. Die Armee hat es uns verübelt, daß wir nicht die ganze französische Flotte angriffen, als sie auf dem Rückmarsch plötzlich vor Wilhelmshaven erschien. Auch wir Jungen waren empört, daß wir nicht losgingen, aber die Zurückhaltung war richtig. Wir standen drei Panzerschiffe gegen acht, liefen nur zehn Knoten Geschwindigkeit, und wenn auch der damalige Kapitän Werner in der „Gartenlaube" mit dem „König Wilhelm" als stärkstem Schiff der Welt Reklame getrieben hatte, so war denn doch eine dreifache Übermacht damit nicht auszugleichen. Der Verlust unseres ganzen Bestandes war beim Fehlen einer Ausbesserungsmöglichkeit zu erwarten, ohne eigentlichen Nutzen. Für Nichtseeleute blieb auch schwer zu verstehen, weshalb wir nicht wenigstens einen Ausfall wagten? Ein angefangenes Gefecht auf See kann aber nicht abgebrochen werden, wenn der Feind schneller ist. Jedenfalls wurde der Marine ihre Untätigkeit verdacht. So bekamen wir nicht einmal Kriegsjahre angerechnet.

Wir hatten 1870 treffliche Lloyddampfer, die wir zum Kaperkrieg hätten bewaffnen können. Wir hielten uns aber an unsere zu Anfang des Krieges abgegebene Erklärung, daß wir nicht kapern wollten. Als die Franzosen ihrerseits unsere Kauffahrer wegnahmen, änderten wir schließlich unseren Standpunkt, was aber für die erforderlichen Vorbereitungen zu spät kam.

Das damalige Seerecht, sich gründend auf die Pariser Konvention von 1856, hinderte die Franzosen, offene Städte zu beschießen, wogegen wir überdies Vergeltung üben konnten. Eine Desarmierung unserer im Ausland liegenden Kriegsschiffe war gegen das damals respektierte Seerecht. In Vigo nahmen unsere Schiffe Kohlen, während

draußen die französischen Schiffe und im Hafen selbst noch als Aufpasser ein französischer Aviso lag. Auf der offenen Reede von Fayal auf den Azoren umfuhr das französische Panzerschiff Moncalm unsere dort zu Anker liegende Korvette Arcona, ohne ihr Schaden zu tun. Es war eben ein Seekrieg ohne Engländer. Auf die Tüfteleien des Seerechts setzten auch im späteren Weltkrieg die Rechtsgelehrten des Auswärtigen Amtes und des Reichstages noch die größten Hoffnungen, während die Engländer mit souveräner Gewalt darüber hinweggegangen sind und nach dem Kriege ein neues Seerecht anstreben werden, das ihre Polizeiherrschaft auf den Meeren stabiliert.

Der für die Armee so glorreiche Feldzug lag drückend auf der Marine. Dabei war unser kriegerisch tatenloser Dienst auf der Außenjade anstrengend und schwer. Wir waren jederzeit auf den Angriff unter ungünstigen Verhältnissen gefaßt. Unsre Minensperre beunruhigte uns mehr als den Feind; die schlechten Minen rissen sich bei bewegter See los und trieben in der Jade umher. Monatelang bin ich auf dem vorspringenden Sporn des „König Wilhelm“ jede Nacht vier Stunden Wache gegangen, um auf unsere eigenen Minen zu passen, was bei unsichtigem Spätjahrwetter freilich so wenig genutzt hätte, wie die schwimmende Holzbarrikade, die vom Bugspriet des Schiffes herabhängend die losen Minen auffangen sollte.

Die größte „Kriegsleistung“ unsres Geschwaders aber war die Einfahrt in die Schleusen von Wilhelmshaven, als der Winter uns zwang, die Außenjade zu verlassen. Der Hafen war unfertig; noch am 16. Juli hatten die Hammel auf dem Boden der Bassins geweidet. Das Fahrwasser nach dem Hafen war noch nicht genügend ausgebaggert; für die Einfahrt mußten wir also Munition und Kohlen von Bord geben, um das Schiff zu erleichtern. Da trat bei Windstille am 22. Dezember schwerer Eisgang ein, sodaß die Eisschollen bis zur Batteriehöhe aufstiegen und die Ankerketten durchschnitten. Kohlenprähme konnten nicht mehr auf die Reede gelangen. Jetzt mußte die Einfahrt gewagt werden, denn abgesehen von der unter diesen Umständen gefährlichen Ausfahrt aus der Jade bei Wangeroog hatten wir auch keine Feuerung mehr an Bord, um etwa nach Norwegen zu gehen.

Das Einlaufen gelang mit knapper Not; am 23. Dezember mittags lag alles, was wir besaßen, im Hafenbassin, und damit war für uns der Krieg zu Ende.

Aber es entsprach nicht der preußischen Art, unser verantwortungsloses Dasein müßig auszukosten. Teils um die Mannszucht aufrecht zu halten, teils aus der Meinung heraus, man müßte die Marine militärischer anfassen und auf einen mehr soldatischen Standpunkt bringen, wurde in den Wintermonaten mächtig Infanteriedienst geübt. Die Ära Stosch warf ihren Schatten voraus.

2

Meine Gefühle gegenüber England waren durch Familie und Beruf bestimmt. Die Umgebung, in der ich aufwuchs, war getränkt mit Erinnerungen an die Freiheitskriege; mein Großonkel war Ordonnanzoffizier bei York von Wartenburg gewesen; wer sich Anno 13 nicht untadelhaft gehalten hatte, auf den wies vaterländische Gesinnung noch in meiner Kinderzeit mit Fingern. Für den alten Verbündeten England bestand noch eine starke Vorliebe, welche auch durch Palmerstons als kränkend empfundene Abweisung deutscher Flottenwünsche nicht nachhaltig getrübt wurde, ebensowenig durch die Kundschafterdienste, welche im Jahre 1864 die Briten den Dänen bei Helgoland gegen Tegetthoff leisteten. Allerdings teilte mein Vater, der innerpolitisch zu liberalen Anschauungen neigte, die Verstimmung, welche im Gneisenauschen Kreis gegen das selbstsüchtige Großbritannien erwachsen war, und pflegte eigene Kindheitserinnerungen an die anderen Verbündeten aus Preußens Erhebungszeit, die Russen. Die Meinungsverschiedenheiten der Großen färbten daheim kindlich auf uns ab: ich entsinne mich einer häuslichen Festaufführung, worin meine Schwester den Engländer, mein Bruder, in dessen Typus das Réfugiéblut der beiden Großmütter durchschlug, den Franzosen spielte und ich als Russe die dem Krimkrieg entsprechenden Schläge bekam.

Daß man in England die Preußen noch gelten ließ, erfuhr ich als Seekadett aus eigener Anschauung. Unsern eigentlichen Ausrüstungshafen bildete zwischen 1864 und 1870 Plymouth, wo noch in langen Reihen flußaufwärts die Dreidecker Nelsons und die großen Holzlinienschiffe des Krimkriegs lagen und wo wir uns fast mehr zuhause fühlten als im idyllisch-friedlichen, nur gegen Preußen noch so mürrischen Kiel, dessen Hafen damals erst ein einziger kleiner Dampfer befuhr, der das Mehl von der Swentiner Wassermühle herüberschleppte. Im Navy-Hotel zu Plymouth wurden wir wie bri-

tische Midshipmen behandelt, auch in Bezug auf die Preise. Da wir armen Waffenbrüder von Waterloo England durch wirtschaftliche Kräfte noch nicht lästig fielen, wurden wir mit freundlicher Herablassung geduldet. Unser winziges Seeoffizierkorps sah bewundernd zur britischen Marine auf, und unsere Seeleute fuhren in jenen Tagen noch ebensoviel auf englischen Schiffen wie auf deutschen. Die Mehrzahl unsrer Mannschaften diente zwölfjährig nach englischem Muster, nur der kleinere Teil war Rekrutenersatz; der aber war auf allen Handelsmarinen, zum Teil sogar auf der amerikanischen Kriegsmarine, gefahren und sprach durchweg englisch. Wir Offiziere hatten mit den englischen die besten Beziehungen und hielten die Kameradschaft aufrecht bis in die letzten Jahre vor dem Weltkrieg, wo das jüngere britische Offizierspersonal infolge gesellschaftlicher Verschlechterung seines Ersatzes die Höflichkeit weniger pflog und infolge langer Verhetzung sein Benehmen gegen uns zu ändern begann.

Die Wurzel des britischen Mißvergnügens ist am 2. September 1870 gelegt worden. Als unser Geschwader im Juli 1870 bei drohender Kriegsgefahr vor Dover ankerte, wurden wir von zahlreichen Dampfern empfangen, dicht besetzt mit Menschen, die uns freundschaftlich zuriefen: „It is all settled between France and Prussia,“ da sie glaubten, der Friede sei gesichert, nachdem die Hohenzollern’sche Thronkandidatur zurückgezogen war. Es hieß damals noch: Das arme Preußen, daß es nur nicht von Napoleon verschlungen wird. Man sah uns als die Überfallenen an. Mit der Schlacht von Sedan schlug die englische Stimmung um, allerdings nicht von Marine zu Marine, wo wir unverändert als Couleurschwester behandelt worden sind. Es fiel mir aber auf, daß die höhere englische Gesellschaft sofort nach dem Krieg nicht mehr auf unserer Seite war, wozu ihr viel stärkerer Kulturaustausch mit Paris und ihre Kühle gegen das, was als deutsche Formlosigkeit empfunden wurde, beitrug.

Die preußische Marine hatte wenig eigene Überlieferung. Die Expedition nach Ostasien stand noch als eine Art ruhmreicher Tat dahinter, dann ein wenig der Krieg gegen Dänemark (in welchem jedoch der Mangel einer eigentlichen Flotte stark empfunden wurde, als die vom Prinzen Friedrich Karl gewünschte Unterstützung der Truppenüberschiffung nach Alsen am schlechten Wetter, den schwachen Maschinen unserer Kanonenboote und der Überlegenheit der dänischen

Flotte scheiterte). Wir rankten uns sozusagen an der britischen Marine empor. Man beschaffte lieber in England. Wenn eine Maschine sicher und ohne Störung arbeitete, ein Tau oder eine Kette nicht riß, dann war es bestimmt kein heimisches Werkstück, sondern ein Fabrikat aus englischen Werkstätten, ein Tau mit dem berühmten roten Faden der britischen Marine. An den Schiffen, die wir selbst gebaut hatten, brach ungemütlich leicht etwas. Als ich im Winter 1869 zur Artillerieprüfungskommission nach Berlin kam, zitterte noch die große vaterländische Frage: Krupp contra Armstrong in den Gemütern nach, die soeben zu Gunsten Krupps entschieden worden war. Die Marine war für Armstrong gewesen. Wir konnten uns damals nicht vorstellen, daß deutsche Geschütze den englischen gleichwertig sein könnten.

Als im Jahr 1873 eine Engländerin in Gibraltar an Bord des „Friedrich Karl" unsere Mannschaften sah, die damals, wie noch im Anfang des Weltkriegs, den britischen, wie ich glaube, überlegen gewesen sind, sagte sie erstaunt: „Don't they look just like sailors?" und als ich fragte, wie sie denn sonst aussehen sollten? erwiderte sie entschlossen: „But you are not a seagoing nation."

Im ganzen galt für das Verhältnis, was Bismarck 1857 an Gerlach schrieb: „Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon. Aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen."

Zweites Kapitel
Ära Stosch

Von 1871 bis 1888 hat die Marine unter Landgenerälen gearbeitet. Generalleutnant v. Stosch löste 1871 den Prinzen Adalbert im Oberbefehl ab und übernahm gleichzeitig die Marineabteilung des Kriegsministeriums. General v. Caprivi folgte ihm als Chef der Admiralität von 1883 bis zum Beginn der Ära Wilhelms des Zweiten.

Als 1867 auf unsern Schiffen die schöne Flagge mit dem Adler niederging und die mehr dem englischen Muster ähnelnde norddeutsche Bundesflagge gehißt wurde, war uns Fähnrichen das Verschwinden der preußischen Farben zwar schmerzlich, aber wir ahnten eine große geschichtliche Wendung und leerten unser Glas mit widersprechenden Gefühlen. Das Jahr 1871 drängte die preußische Erinnerung weiter zurück, wir wurden kaiserliche Offiziere, und die Marine bekam die schwarzweißrote Kokarde.

Mit den Hanseaten vertrugen wir von der Marine uns schon zu einer Zeit, als sie noch preußenfeindlich waren und die Armee ablehnten. Ich lag 1871 als Leutnant mit dem „Blitz" auf dem Elbstrom, wo Preußen 1866 gegen die Hamburger Annexionswünsche ein Wachtschiff hingesetzt hatte. Der Posten blieb vergessen auf der Grenze liegen; wir hatten auch kleine Stromaufgaben, Hafenpolizei; im allgemeinen waren wir jedoch nur demonstrativ — und erfreuten uns der Freundschaft Hamburgs, bis Stosch im Herbst 1872 herausbekam, daß dort so ein Schmarotzer saß, und das Kommando auflöste. Der Hamburger Hafen, voll von Poesie — das Gewirr der Segler lag am Kai entlang, Bassins waren noch nicht gebaut — hatte noch ganz den Charakter des Einfuhrhafens. Die Schiffahrt lag vorzugsweise in englischen Händen und man konnte durchspüren, wie sehr der deutsche Haupthafen früher eine Agentur Englands gewesen war. Zum ersten Mal hat im Jahr 1895 die deutsche Flagge

im Hamburger Hafen die britische überholt. Damals als „Blitz" auf der Elbe lag, neigten die Hamburger in der Stimmung eines rein passiven Handelsplatzes noch nach England hinüber, von dem sie ja vollständig abhängig waren, während Deutschland ihren Kaffee und Tabak auf alle Fälle abnehmen mußte, sodaß die Hamburger sich auch später noch lange gegen die Eingliederung in den Zollverein (1888) gesträubt haben.

Stosch ging von vornherein von dem Gedanken aus, die deutschen Seeinteressen zu entwickeln, Deutschtum und deutsche Arbeit in der Welt zu kräftigen und zu schützen. Für mich als ersten Offizier des Kanonenbootes „Blitz" wurde diese Politik zunächst anschaulich durch den Befehl, die Fischerei zu schützen.

Mit Größerem zusammen war auch die deutsche Heringsfischerei in den Jahrhunderten unsrer Schwäche und Armut zugrundegegangen. Erst Stosch hat die erste Heringsfischereigesellschaft, die sich in Emden neu bildete, unterstützt. Das Unternehmen arbeitete mit Nachteil, da wir zu den Heringsgründen einen weiteren Weg hatten, als die ausländischen Fischer, und die Steuer von einem Taler auf die Tonne Heringe, die noch aus der friderizianischen Verwaltung Ostfrieslands stammte, ein so junges Geschäft mit ungeschultem Personal nicht zum Blühen bringen ließ. Wir haben vor dem Weltkrieg bedauerlicherweise noch für weit über 100 Millionen Mark ausländische Fische, meist Heringe, eingeführt. Ein etwas höherer Zollschutz, der angestrebt wurde, ist durch das Schlagwort vom „Hering des armen Mannes" vereitelt worden, obwohl am einzelnen Hering beim Tütchenkrämer der Zoll gar nicht bemerkbar geworden wäre. Denn allein der Zwischenhandel auf dem Wege von Emden nach Berlin verdoppelte schon den Heringspreis.

Die fünf Emdener Logger, die sich zuerst auf Heringsfang wagten, erbaten also militärischen Schutz, weil sie des Lebens und ihrer Netze nicht sicher wären zwischen schottischen und holländischen Fischern, die auf ihren altgewohnten Gründen zu Hunderten fischten. Unser altes Holzkanonenboot sollte gleichzeitig studieren, wie der Fang am besten zu machen wäre, und welche Anhaltspunkte man für die Heringsströme hätte. Als wir wegen eines Mastbruchs verspätet auf die Gründe kamen und unsre Schiffe suchten — es war Juni und um Mitternacht taghell auf wohl über 60 Grad nördlicher Breite, die

See still und bedeckt mit Fischerfahrzeugen, Holländern, Schotten und ein paar Franzosen — da konnten wir unsre Schützlinge tagelang nicht finden. Endlich sahen wir ein paar Logger, die auf unsre Beschreibung paßten, und erkannten im Fernrohr auch wirklich den feinen schwarz-weiß-roten Streifen, der uns als Merkmal angegeben war. Wie wir aber darauf losgingen, setzte der nächste Logger Segel und drückte sich weg. Wir schickten einen Schuß hinterher, da ließ er das Segel heruntergehen. Auf unser Befragen, weshalb sie ihr Deutschtum verleugneten, sagten die Leute, es wäre ihnen zu unsicher gewesen, sie hätten riskiert, daß ihnen die Fremden durch die Netze fuhren und sie ihnen entzwei rissen. Unsere guten Emdener fuhren nämlich unter holländischer Flagge und scheuten sich, als Deutsche Farbe zu bekennen. Unsere Heringskapitäne stammten alle nicht weit von der holländischen Grenze. In Lerwick trafen wir einen, der bei unserem Herannahen die deutsche Flagge hißte, uns beflissen ein Tönnchen Matjesheringe an Bord brachte, dann aber sofort in See ging und verschwand. Darauf erzählte uns der Offizier eines dort liegenden niederländischen Kriegsschiffes, dieser Logger, der sich heute als Deutscher aufspielte, wäre erst gestern Nacht als Holländer hereingekommen und hätte auf dem niederländischen Schiff Arzt und Arzneimittel requirirt. Die Heringsgesellschaft hatte ihren Leuten dies eigenartige Verfahren selbst empfohlen.

So erlebten wir anschaulich, wie verschüchtert ein großes Volk ohne Seegewalt werden kann und wie entfremdet wir den Werten waren, welche das Meer uns bot. Es war ja noch nicht lange her, daß Palmerston gedroht hatte, ein Schiff mit deutscher Flagge als Piraten zu behandeln. Als wir im selben Jahre (1872) bei Amrum waren, versteckten sich mehrere Finkenwerder Kutter hinter der Insel, weil die englische Nordseefischerflotte mit 80 oder 90 Schiffen die See vor Amrum bedeckte. Wir empfahlen den Finkenwerdern, auszufahren, da uns ja nichts lieber sei, als daß wir einen dieser fremden Fischer bei etwaiger Überschreitung der Dreiseemeilen-Hoheitsgrenze abfassen könnten. Das wollten sie nicht wagen, entgegneten die Finkenwerder, denn wir wären ja nicht immer zum Schutze da. So sah es mit nationalem Stolz und unsrer Geltung an der eigenen Küste aus. Wie waren wir doch seit den Hansazeiten herabgekommen!

Stoschs unausgesetztes Bestreben, Deutschlands Seeinteressen nach

allen Richtungen zu fördern, wurde von Beginn seiner Amtszeit an unter großen Schwierigkeiten verfolgt. Der Auslandsdienst überspannte fast die damaligen Kräfte der Marine. Jeder Kommandant durfte aber bei seiner Tätigkeit im Ausland auf Stoschs nachhaltige Unterstützung rechnen, auch bei den oft selbstständigen und schwierigen Entschlüssen, welche der Auslandsdienst beim damaligen Mangel an Kabelverbindungen erforderte. Dabei ging es nicht ohne Reibungen mit dem Reichskanzler ab. Im Jahr 1873, als ich wachthabender Offizier auf dem „Friedrich Karl" war, bekamen wir den Auftrag, die Deutschen in den südspanischen Hafenstädten zu schützen, wo Bürgerkrieg herrschte. Wir nahmen dabei einen von den Insurgenten besetzten Aviso unter roter Flagge weg; schon das fand nicht Bismarcks Billigung. Als aber unser Kommandant Werner auf die Bitte der Deutschen wie auch der spanischen Stadtverwaltung von Malaga, im Verein mit dem britischen Panzerschiff „Swiftsure" die Insurgentenschiffe „Almansa" und „Victoria", welche die Küstenstädte brandschatzten, festnahm und das Personal zusammen mit ihrem Anführer, General Contreras, in Cartagena an Land brachte, kam aus Berlin der Befehl, Werner sei abgesetzt und unser Geschwader sollte die Reede von Cartagena verlassen. Wie wir nachher erfuhren, war in Berlin Stosch mit Moltke zusammen für Werner eingetreten, während Bismarck auf seiner Absetzung bestand und ihn eigentlich vor's Kriegsgericht bringen wollte.

Wir hatten in Cartagena mit britischen Schiffen zusammen operiert, die wir nun zu unsrer Beschämung im Stiche lassen mußten. In Gibraltar wurde Werner abgelöst. Als er von Bord ging, las er uns einige Briefe Stoschs vor und schloß mit den Worten: „Das schreibt mir der Mensch," er rebellierte also sozusagen. Unsre bis dahin hochgeachtete Stellung — es hatte genügt, daß unsere Flagge sich zeigte; wenn es hieß „Friderico Carlos está qui", war gleich die ganze von Aufständischen erfüllte Küste ruhig — sank mit der Verleugnung Werners so, daß wir nachher große Schwierigkeiten nicht nur mit den Aufständischen hatten. Während vorher sich viele Deutsche ihrer Nationalität wieder erinnerten und ihre Zahl in den Konsulatslisten beständig stieg, ja in Malaga sich in acht Tagen verdreifacht hatte, wurden nunmehr die Deutschen überall schlecht behandelt, schließlich in Cartagena sogar ausgeraubt. Daraufhin bekamen wir Befehl, gegen

das befestigte Cartagena vorzugehen. Nun war dies aber militärisch mit dem „Friedrich Karl“ und einem Kanonenboot schwierig. Unser neuer Kommandant telegraphierte an Stosch zurück, es wäre zweifelhaft, ob er den Befehl mit seinen Kräften ausführen könnte. Stoschs Antwort lautete in klassischer, für ihn bezeichnender Schärfe: Es würden andere Schiffe zur Unterstützung klargehalten werden, im übrigen gäbe er zu bedenken, daß nicht Schiffe kämpften, sondern Menschen. Wir gingen also hin, und der Befehl wurde prompt ausgeführt. Aber unser Ansehen an der ganzen Küste war einmal gesunken und das blieb nicht ohne Folgen, auch nicht ohne wirtschaftliche Nachteile.

Die Engländer pflegten einen Offizier politisch oder militärisch nicht preiszugeben, einerlei, ob seine Handlung aus dem vorgeschriebenen Rahmen herausfiel oder nicht. Ob es die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarin oder die Kämpfe um die Takuforts, ob es die Flucht der Tochter des Sultans von Sansibar, ob es ein Mordplan wie etwa derjenige gegen Sir Roger Casement, der Fall des „King Stephen“ oder gar der Baralong-Mord ist, den sie im Stillen wahrscheinlich verurteilt haben, grundsätzlich decken die Engländer ihre Leute, um die Achtung vor jedem Briten in der Welt und die Neigung zur Selbsthilfe in den Ihrigen zu stärken. Beim englischen Auslandsdienst wird auf Bewegungsfreiheit gesehen, wobei man vorsichtigerweise bedenkliche Unternehmungen möglichst nicht von den Chefs der Missionen, sondern von Nebenorganen vollziehen läßt. Bei uns wird die hierarchische Ordnung unverbrüchlich gewahrt.

In jenem Fall waren uns jungen Seeleuten Bismarcks Beweggründe nicht bekannt und Werners Bloßstellung insofern nicht verständlich, als es der rechtmäßigen spanischen Regierung nach unsrer Auffassung nur angenehm sein konnte, wenn der Schutz der damals noch recht erheblichen deutschen Interessen an der Südküste die Insurgenten schwächte. Unsrer Verehrung für Bismarck hat der Zwischenfall, wie seine sonstigen Reibungen mit Stosch, keinen Eintrag getan. Seine einzigartige Größe hatte vielleicht den Nachteil, daß sich auch bei uns Seeoffizieren wie überhaupt in Deutschland, die Beschäftigung mit Politik nicht sehr entwickelte, da für alles damit Zusammenhängende durch die Gestalt des Altmeisters, der uns das Reich geschenkt hatte, sozusagen unabsehbar vorgesorgt schien.

2

Zum Politisiren hatten wir überdies gar keine Zeit. Es war neben der Entfaltung der deutschen Seeinteressen Stoschs zweiter Grundgedanke, durch welchen er der Marine sein Gepräge gab: daß er sie arbeiten lehrte. Ich will nicht sagen arbeiten ohne Fehler; das war bei einem Volk, das der See und ihrem Wesen entfremdet war, unmöglich. Aber arbeiten überhaupt. Je reifer die Marine wurde und je mehr unser Volk das große Kulturgebiet der See wieder verstehen lernte, desto mehr Früchte hat dieses Arbeitenkönnen getragen. Ich erinnere mich der erstaunten Bemerkung englischer Offiziere, als wir 1890 in Malta mit unseren alten Kästen neben den modernen Schiffen der Engländer lagen und den ganzen Tag Dienst taten und schufteten: wenn sie das ihren Leuten zumuteten, bekämen sie Meuterei. Sie konnten diese stramme Arbeit nicht begreifen, besonders da sie infolge der kurzen Dienstzeit der deutschen Mannschaften nicht ganz zum Nutzerfolg führte. Im Park von Osborne hatten wir im Jahr vorher mit einer Landungsdivision der Königin den Parademarsch vorgeführt. Die britischen Seeoffiziere sagten überrascht: „Das sind ja Soldaten." Der Eindruck war nicht ganz richtig, aber bezeichnend.

Unter Prinz Adalbert war streng darauf gesehen worden, daß die von der englischen Marine übernommene Form seemännisch und nicht landmäßig war; wenn der Prinz z. B. die Front abging, mußte der riesige blanke Seemannshut auf den Hinterkopf gesetzt und eine breitbeinige Stellung eingenommen werden; wer das Achterdeck betrat, grüßte die Flagge; der Mann grüßte an Bord den Offizier durch Mützeabnehmen, den Unteroffizier durch Mützelüften, und so noch vielerlei Etiketten: aber Strammstehen gab es nicht. Beim Segelexerzieren konnte man auch die Hände nicht an die Hosennaht halten. Die Mannschaften hatten eine anstrengende und lebensgefährliche, aber selbstständige Tätigkeit und die Unteroffiziere in den Toppen handelten vielfach auf eigene Faust. Wenn das Schiff rollte, war jeder auf sich selbst gestellt. Das gleichmäßige „Bimsen" der Armeeausbildung fehlte dem Dienstbetrieb der Segelzeit.

Als wir im Winter 1870 im Wilhelmshavener Bassin lagen und die Takelage herunter war, wurden wir, wie bemerkt, bis zur Erschlaffung gedrillt. Unter dem General Stosch nahm dann die soldatische Richtung einen wohl zu schroffen Aufstieg. Manche älteren Offiziere

murrten: da wäre noch ein Fleckchen in Preußen gewesen, auf dem es sich leben ließ, nämlich die Marine; das habe durchaus nicht länger geduldet werden können. Es gab aber auch solche, die, um sich eine gute Nummer zu verschaffen, den Infanteriedienst und den Drill weiter trieben, als Stosch es wohl selbst beabsichtigt hatte. Die geringe Anziehungskraft der Marine unter Stosch veranlaßte ihn, auch weniger geeigneten Offiziersersatz aufzunehmen. Dies und die Unmöglichkeit der damaligen Marine, taktische Schulung zu gewähren, ist mit dafür verantwortlich, daß im Anfang des 20. Jahrhunderts die führenden Persönlichkeiten unter den Admiralsjahrgängen dünn gesät waren.

Stosch war als Persönlichkeit scharf wie gehacktes Eisen. Er erfreute uns bei Inspektionen leicht durch gewaltige Anschnauzer, die oft den Kern der Sache trafen. So erinnere ich mich einer Kritik am Schluß einer Inspizierung, die mit den lapidaren Worten begann: „Vom Kommandanten bis zum letzten Schiffsjungen die reine Wassersuppe.“ Der Kommandant hatte freilich die Ehre und das Pech gehabt im Sommer den Prinzen Friedrich Karl vier Wochen an Bord zu führen: eine Art von Besuch, die Stosch als störend für den Dienst ansah. Seinem mächtigen Eingriff in den ganzen Ausbau der Marine kam es zustatten, daß er neben der Verwaltung noch fast die volle militärische Befehlsgewalt in sich vereinigte, sodaß innere Hemmungen leicht von ihm beseitigt werden konnten.

Die alte preußische Marine hatte in den zwölfjährigen Mannschaften — long service men — ein Personal besessen, wie wir es nie wieder bekommen haben. Stosch führte die 3jährige, richtiger die 2½jährige Dienstzeit schroffer durch, als es für die Notwendigkeiten der Seefahrt gut war. Mehrfache Abschaffung der Spezialisten und kurzfristige Indiensthaltungsperioden machten trotz allem Eifer die von der Admiralität geforderten Leistungen zur Unmöglichkeit. Durch die Streichung von Unteroffizierskategorien gerieten wir in eine geradezu gefährliche Lage. So wurde das ganze Steuermannspersonal abgeschafft und durch Leute aus der Mannschaft ersetzt, sodaß der Dienst als Steuermannsmaat Offizieren aufgebürdet werden mußte.

Wie diese Aufhebung von notwendigen Spezialisten und die für Seefahrtsausbildung zu kurze 2½jährige Dienstzeit zu der materiellen und personellen Differenziertheit der Marine nicht paßte, so wurde umgekehrt die Ausbildung an Land zu einer Bedeutung geschraubt,

die sie nicht besaß. Die Sommergeschwader wurden erst im Mai in Dienst gestellt, sollten sofort das Höchste leisten, und flogen im Herbst wieder auseinander, bevor sie etwas konnten. Dafür kamen die Leute im Herbst an Land, meist in die sogenannten Stammdivisionen (Depots), aber nicht nach Kategorien geordnet, wie wir das später machten, sondern geradezu wie Regimenter behandelt. Für Gefechts- und gar für Geschwaderausbildung blieb in den kurzen Sommerübungen keine Zeit, kaum für die roheste Bordausbildung. Die kriegsmäßige Geschwaderausbildung glich nach dem Wort eines Admirals dem Versuch, aus losem Sand etwas Festes zu wollen.

Strenger Wachtdienst im militärischen Begriff wurde auf die Schiffe übertragen und fraß Zeit und Kräfte, ohne eigentlichen Wert. Den Waffenrock, den Stosch einführte, mußten wir mit Husarenschärpe auch in den Tropen auf Wache tragen, bis einmal ein Offizier auf der Kommandobrücke umfiel; dann erschien das weiße Tropenzeug wieder. Ferner wurde Mobilmachung nach Art der Armee eingeführt. Früher hatten Indienststellungen Wochen gedauert und später haben wir sie sozusagen gar nicht mehr vorgenommen, sondern die Schiffe dauernd in Dienst gehalten. Stosch dagegen verlangte, wie ein Regiment in drei Tagen mobil gemacht ist, dasselbe bei Schiffen; daß der komplizirte Mikrokosmus von Technik, den ein Schiff darstellt, durchsetzt von den verschiedenartigsten Bedürfnissen und Rücksichten, noch keinen Organismus bildet, wenn in drei Tagen alles Material an Bord gerafft wird, darüber ging man in jener Periode mit einem großen Schwamm hinweg. Stosch ist nie Seemann geworden, zumal seine nicht immer günstig ausgewählten Ratgeber es verabsäumten, ihn aus den Armeebegriffen in die unsrigen hinüberzuführen, und nötigenfalls auch ihm entgegen zu treten. Es wurde zu viel befohlen und zu wenig gefragt, und so brachte der Untergang des „Großen Kurfürsten" im Jahr 1878, der z. T. durch diese Landmilitarisirung der Marine verschuldet war, die Kritik stürmisch an die Oberfläche. Von da ab wurden die Bedingungen der Seefahrt und des Schiffsorganismus wieder mehr berücksichtigt. Caprivi und ich erhöhten später den Ausbildungsstand der Schiffe besonders durch Wiedereinführung einer größeren Stetigkeit des Personals, soweit es die für die Differenziertheit der Marine zu kurze Dienstzeit zuließ.

Der von ihm zu Kiel gegründeten Marineakademie hat Stosch den

richtigen Gedanken eingehaucht, weniger Fachwissenschaften zu lehren als Allgemeinbildung und Selbststudium zu fördern. Es wurde viel Mathematik getrieben, außerdem Philosophie, Natur-, insbesondere Meereskunde, wie wir denn von unsern Reisen viel an die Museen geschickt haben, und Astronomie, die man allenfalls zu den Fachwissenschaften rechnen kann. Die Seekriegsgeschichte wurde damals unzureichend gelehrt, dem Seerecht war wenig abzugewinnen, Nationalökonomie trat erst unter meiner Verwaltung hinzu. Im Lauf der Jahre hat die Akademie mehr Fach-Charakter angenommen, obgleich ich immer dagegen gedrückt habe, daß sie zu einer reinen Admiralstabsvorschule würde oder Gelehrte züchtete, denen die säuberliche Theorie über die Tat ginge. Ich suchte auch den materiell-technischen Unterricht von den Schulen, einschließlich der Akademie, mehr auf Sonderkurse abzuschieben, welche das Neue der rasch veränderten Technik besser vermitteln als die Akademie mit ihrer Beschränkung an Zeit und Modellen. Fruchtbarer als der materiell-technische Unterricht gestalteten sich in den Marinelehranstalten die wissenschaftlichen Teile der Schiffsbaulehre und Maschinenkunde. Nicht, daß der Offizier konstruieren soll, aber er muß Konstruktionen beurteilen können. Die Technik ist heute so untergeteilt, daß der Konstrukteur selbst die Einzeltechnik verliert. Die Denkweise des reinen Technikers ist zudem nicht unbedingt für andere Aufgaben geeignet. Auch an der Spitze der großen Unternehmungen stehen zwar zuweilen Techniker mit universaler Auffassung und leisten dann Großes, häufiger aber findet sich bei Juristen oder Kaufleuten die organisatorische Ader. Für den Seeoffizier aber treten in den höheren Stellen zu den militärischen Fragen, insbesondere der immer komplizierteren Taktik, noch ganz andere organisatorische, seerechtliche, politische Materien. Einen Teil seines Lebens muß der höhere Seeoffizier in der großen Welt verbracht haben. Höhere Mathematik, als Verstandesgymnastik so wertvoll, ist für den Seeoffizier in gewisser Beziehung gefährlich. In ihrer Unerschöpflichkeit absorbiert sie zu sehr, und in ihrer Exaktheit kann sie wie jede Theorie dahin führen, die Imponderabilien zu unterschätzen und zu vergessen, daß Feldherrnschaft nicht eine logische Wissenschaft, sondern Intuition ist, zu der in erster Linie Persönlichkeit gehört. Deshalb darf man die Kategorien, die in die höchsten Stellungen aufsteigen, nicht als Spezialisten schulen. Es ist gut, daß sie einmal in einer Spezialität gearbeitet haben und wissen,

was das heißt, welche Summe von Geist und Arbeit darin steckt; doch ihre eigene Linie soll sich von der technischen unterscheiden[1]). Das Spezialistentum wurde der Marine mehr und mehr gefährlich. Umsomehr halte ich Stoschs auf das Allgemeine gerichtetes Bildungssystem für richtig.

Zu Stoschs Bestrebungen, Gleichartigkeit mit der Armee zu schaffen, zählte es, daß er eine eigene Admiralstabslaufbahn einrichtete und dem ausgedehnten Admiralstab, den er schuf, sogar ein eigenes Abzeichen nach Art des „Bildungsstreifens" des Generalstabs verlieh. Man darf aber in der Marine nicht lange von Bord bleiben, sonst verlernt man das Seefahren. Auch ist der Frontdienst bei der Marine vielgestaltiger als bei der Truppe. In der Armee geht der Generalstab als zweiter Nervenstrang neben der Hierarchie der Kommandeure lebenbildend durch das Ganze hindurch als zweite Sicherung, als „Korreferation" für die Kommandeure, mitberuhend auf den persönlichen Zusammenhängen des Korpsgeneralstäblers mit dem Großen Generalstab. In der Marine ist ein solches zweites Nervensystem nicht denkbar. Das Zusammenhalten großer Massen, die Aufmarschfragen und verwandte Probleme fallen hier fort; es sind nur wenige Individuen, nämlich die Schiffe, zu führen. Auch im Zeitalter der Funkentelegraphie hat sich die Seeschlacht darin nicht geändert, daß der Kommandant an Bord eines Schiffes Alleinherrscher sein muß; ebensowenig kann bei den Geschwaderstäben der Befehlshaber Herren unter sich haben, die nach außen Verbindung haben. Die Stoschsche Admiralstabslaufbahn ist deshalb wieder beseitigt worden; die jetzt zum Admiralstab kommandirten Offiziere werden beliebig aus der Front herausgegriffen[2]).

Wie sehr Stosch vom landmilitärischen Standpunkt ausging, zeigt

[1]) Beiläufig erwähne ich hier den von Lord Fisher in England eingeführten Grundsatz, aus dem Offizierskorps einen einzigen Brei zu machen, sodaß der an der Maschine ausgebildete Herr gleichzeitig ebensogut auf der Kommandobrücke verwendet werden kann. Als Grund für dieses sogenannte Selborne-System bezeichnete mir der britische Marineattaché 1913 den Wunsch, den vordringenden demokratischen Einfluß namentlich der Trade Unions im Maschinenpersonal abzuschwächen, indem man ihm eine militärische Spitze gab. Einen militärischen Fortschritt bedeutet dieses System nicht.

[2]) Durch die an sich richtige Aufhebung der Admiralstabslaufbahn wurde allerdings die Möglichkeit erschwert, begabte Führernaturen jung in leitende Stellen zu befördern, doch konnte dieses Erfordernis m. E. auch auf andere Weise erfüllt werden.

auch der Flottengründungsplan, den er bei Übernahme seines Amtes aufstellte. Seine Schiffsbaupolitik bezweckte als Kern eine kleine, konzentrirt zu haltende Ausfallsflotte — der „Ausfall" war ein Landbegriff —, während die übrigen Schiffe sich auf die ganze Küste verteilen sollten als eine Art Besatzungstruppe nach der See zu. Mit Rücksicht auf die Ostseehäfen war es dann erforderlich, diese Schiffe flach zu bauen, als ein Zwitterding aus Seeschiff und Küstenverteidigung ohne ausgesprochenen Charakter. Der Gedanke, einen Teil der Kräfte an der Küste zu verzetteln, war nicht günstig; denn wenn es zum Schlagen kam, mußte man alles zusammenziehen. Das Vorbild der Truppenverteilung in der Armee paßt nicht für die Flotte; denn das Schiff ist an sich ein Angriffswerkzeug. Über solche Dinge ging Stosch mit herrischer Gewalt hinweg.

3

Waren so die Anfänge der Reichsmarine durch das überragende Prestige der Armee eigentümlich verzögert, so eilte Stosch, wie ich schon erwähnte, seiner Zeit voraus durch die Energie, mit welcher er unsre durch Jahrhunderte vernachlässigte Seegeltung vorantrieb. Der Besetzung der Auslandsstationen durch Kreuzer hat Stosch großen Wert beigelegt, für seine Zeit mit Recht. Denn die staatlichen Verhältnisse etwa in den südamerikanischen Staaten, in China oder Japan waren noch nicht so entwickelt, daß diplomatische oder konsularische Verhandlungen immer genügten; die tatsächliche Macht an Ort und Stelle gab den Ausschlag.

Schon in den Siebziger Jahren war Stosch der Überzeugung, daß wir Kolonien erwerben müßten und ohne Ausbreitung nicht dauernd bestehen könnten. Er sah die Blüte des jungen Reiches für rasch vergänglich an, wenn wir nicht die entscheidende Ungunst unserer Lage und Geschichte in letzter Stunde über See ausglichen. Wir hätten damals leichter und günstiger zu Kolonien gelangen können, als es später der Fall war. Auch abgesehen von kolonialen Hoffnungen durchdrang die Marine ein weltwirtschaftlicher Wissenstrieb, um so mehr, als die Nachrichtensammlung durch Berufskonsuln erst schwach entwickelt war. Als wir 1872 mit dem „Friedrich Karl" draußen waren, hatten wir auch den Auftrag zu „exploriren", über alle Orte zu berichten, wofür sie geeignet wären und welche Bedeutung sie wirtschaft=

lich für uns haben könnten. Ich erinnere mich noch, wie ich die Insel Porto Grande auf den Capverden erkundet habe, fast unfruchtbar, hohe Felsen mit ein paar einzelnen Palmen, aber der gegebene Kohlenplatz zwischen Kapstadt, Europa und Südamerika. Auch beim Besuch von Curaçao hatten wir den Eindruck, daß ein Kauf der Insel erwogen wurde, und möglicherweise hing unser nächstjähriger Auftrag, nach Hawaii zu gehen, mit Ähnlichem zusammen. Aber Deutschland verstand in den Siebziger Jahren derartige Regungen noch nicht. Auch stand damals in eigentümlichem Widerspruch zu unserem politischen Ansehen die beschämende Tatsache, daß wir unsern Bevölkerungszuwachs großenteils ins Ausland abströmen lassen mußten, noch nicht imstande, genügend Waren auszuführen statt Menschen. Um alle Fragen des Reichs, die mit der See zusammenhingen, bemühte sich Stosch, insbesondere auch um Entfaltung unsres verkümmerten Kauffahrteiwesens. Er fand viel Widerstand, erreichte es aber, im Bundesratsausschuß für Seewesen den Ton anzugeben; er benutzte das hydrographische Amt, die Seewarte, die Beziehungen zum hanseatischen Gesandten, um sich zur Geltung zu bringen. Die seemännischen Schulen, an denen die Kriegsmarine wegen des Mannschaftsersatzes unmittelbar interessiert war, das Lotsenwesen, Tonnenwesen, Leuchtfeuerwesen, Vermessungswesen, die Fischerei, von der ich schon oben sprach, alle Konsulatsangelegenheiten, kurz die ganze Kleinarbeit der Seeinteressen war Tätigkeitsfeld für den unermüdlichen Mann. Die alte Überlieferung, der Technik des Auslandes, insbesondere Englands, den Vorzug zu geben, durchbrach er rücksichtslos. Wenn auch die damalige Jugend der deutschen Industrie sogenannte Kinderkrankheiten des technischen Materials reichlich in Erscheinung brachte, so hat die Folgezeit doch unserm alten Chef sein Vorgehen gedankt.

Stosch nahm den abgerissenen Faden der Hansa auf; er tastete sich als erster wieder in eine deutsche Zukunft über See hinein. Er tat auch viel, um der Marine kriegerischen Geist einzuhauchen. Es wurden Fehler gemacht, aber Spielereien kamen damals noch nicht in Frage; ein schwerer Ernst charakterisirte die Arbeit.

Drittes Kapitel
Ära Caprivi

1

Die Ära Stosch hat trotz ihrem angestrengten Drill im Grunde den Krieg selbst wenig vor Augen gehabt, entsprechend der Weltlage der 70 er Jahre. Damals tat der junge Reichsadler friedlich seinen ersten Flügelschlag über See. Während wir um die Wende des Zwanzigsten Jahrhunderts an Beides zu denken hatten, an die riesenhaft gewachsene und doch so verwundbare Geltung der deutschen Friedensarbeit in der ganzen Welt, wie auch an die Kriegsgefahren, welche dem Mutterland ringsum drohten, hatte Stosch mit einem unmittelbaren Kriegsgegner noch kaum zu rechnen. Das einzige wirkliche Manöver, das Stosch abhielt, obendrein kleinster Art, fand 1882 kurz vor seinem Abgang statt. In Wahrheit konnte man kaum ein Manöver im taktischen Sinne durchführen, da wir nicht so weit ausgebildet waren; es wurde sozusagen nur das kleine Einmaleins geübt. Auf Artillerieexerzieren und einfache Schießübungen verwandte man viel Zeit, aber der Schwerpunkt lag dabei auf dem Feuern von konzentrierten Breitseiten auf nur 200 und 500 m Entfernungen, was alles besagt.

Mit Caprivi trat nun 1883 ein Chef an die Spitze der Admiralität, der unter dem Einfluß veränderter Weltverhältnisse, aber auch eigener Richtung folgend, seine ganze Arbeit unter den Kriegsgedanken stellte. Caprivi war der ausgesprochne Generalstäbler. Der von Wenigen recht verstandene Mann lebte und webte in der Vorstellung, die er mir gegenüber oft aussprach: „Nächstes Frühjahr haben wir den Zweifrontenkrieg". Jedes Jahr erwartete er ihn im nächsten Frühling. Er war weit weniger Politiker als Stosch. Als er später, einige Zeit vor Bismarcks Abschied, zu Kaiser Wilhelm II. bestellt wurde, um dem Befehl folgend die etwaige Nachfolge des Kanzlers zu übernehmen, sagte er auf dem Weg zum Schloß bitter zum Feldmarschall Loë: „Jetzt be-

grabe ich meinen militärischen Ruhm". Für die Marine war er nach dem Ausspruch des Prinzen Friedrich Karl „zu schade" gewesen und hätte eigentlich Chef des Generalstabs werden müssen.

Durch ihn bekam die Marine also ein militärisch-politisches Ziel. Ob es ganz das richtige war, bleibe dahingestellt, aber es war doch endlich eine Idee. Unter Stosch hatte die Flotte nicht gewußt, für welches strategische Ziel sie arbeitete. Überwiegend war man durch das Formale absorbirt, das man als „Evolutioniren" bezeichnen kann. Was bei der Kompagnie das Rechts- und Linksschwenken ist, das wurde geübt. Die Mobilmachung stand nur auf dem Papier. Caprivi inspizirte im Frühjahr 1883 und war überwältigt von der ungeheuren Arbeitstätigkeit ohne rechte Leitgedanken.

Da nun Größeres nicht so rasch zu machen ging und die Marine unter Stosch schon immer daran gekrankt hatte, daß sie etwas leisten sollte, was sie nicht leisten konnte, beschränkte sich Caprivi darauf, bis zum nächsten Kriege eine starke Küstenverteidigung gegen Rußland und Frankreich vorzubereiten. Wenn man den Zweifrontengedanken nicht beachtet, urteilt man leicht ungerecht über seine mangelnde Erkenntnis der Aufgaben der Marine. Er sagte: erst muß der Krieg abgemacht werden, der übermorgen kommt, und dann können wir die Marine weiterentwickeln. Er arbeitete sich nun persönlich ein und leitete auch jeden Herbst die Manöver, die jetzt mit verschiedenen General- und Spezialideen nach Art der Armee eingeführt wurden. Sie richteten sich im Allgemeinen gegen die Küste; die eine Partei griff die Küste an, die andere hatte sie zu verteidigen.

Ich hatte damals als Schöpfer des Torpedowesens schon eine gewisse Stellung in der Marine errungen und durfte mir über die Rückständigkeit unserer Taktik ein Urteil erlauben. Außerdem war ich mit Caprivi vervettert, was aber bei seiner Art etwas gefährlich war, sodaß ich den Verwandten nie herauskehrte. Aber ich konnte offen reden und sagte ihm: Was uns besonders fehlt, ist irgend ein taktisches Verständnis; wir wissen nicht, wie wir schlagen sollen. Caprivi hat alles getan, diese Anregung aufzunehmen. Er stellte die sogenannten „Zwölf taktischen Fragen" an eine Reihe von Offizieren, denen er ein Urteil zutraute. Es wurde immer vorausgesetzt, daß die Franzosen gegen uns stünden, und dann gefragt: Wie wird der Anmarsch geregelt? Welche Schlachtordnung nehmen wir ein? Wie verhält man sich im

Mêlée, welches (nach Ansicht Caprivi's) unter allen Umständen eintreten wird?[1])

Caprivi richtete Admiralstabsreisen ein, wobei Aufgaben gestellt wurden wie diese: Rußland und Frankreich erklären uns den Krieg; die russische Flotte will sich mit der französischen vereinigen und wir sollen dies verhindern. Aus derartigen Lagen, die als Leitfaden der Überlegung dienten, kam man allmählich von der reinen Küstenverteidigung mehr auf die Forderung einer Hochseeflotte. Caprivis Tätigkeit gipfelte darin, daß er unseren ersten Operationsplan bearbeitete, und zwar persönlich, nachdem er sich unterrichtet hatte; dann holte er mich zur Korreferation heran. Der Plan bestand etwa darin: Ich sollte eine Torpedo-Division im Augenblick der Kriegserklärung in Cherbourg einlaufen lassen, und dann sollte die Schlachtflotte, die wir hatten, nach Cherbourg gehen und es einschießen. Caprivi ist auch der eigentliche Vater unserer Mobilmachung.

Trotz seinem taktisch-strategischem Verständnis fehlte ihm ein bestimmtes Bauprogramm. Zwar sah er ein, daß die Marine nicht von der Hand in den Mund leben könnte. Aber einmal hatte er doch dem Seewesen sein Lebelang zu fern gestanden; und dann waren die Ansichten im Seeoffizierskorps selbst noch zu ungeklärt, um eine bestimmte Baupolitik herauszukristallisieren. Caprivi stand dem widersprechenden Durcheinander von Schiffsplänen erstaunt gegenüber. Ich erklärte ihm auf seine häufigen Fragen, daß ein Urteil über die anzustrebende Gestalt der Flotte nur aus der noch nicht erlangten Klarheit der taktischen Vorstellungen hervorwachsen könne. Endlich lähmte den Bau auch der politische Grundgedanke des Chefs. Noch gelegentlich der Einführung der zweijährigen Dienstzeit in der Armeevorlage von 1893 sagte mir der Reichskanzler Caprivi: „Erst nach Erledigung der völkerpsychologischen Notwendigkeit des Krieges mit Rußland, dem sich Frankreich anschließen wird, dürfen wir an die Schaffung einer starken deutschen Flotte denken.“ Unsere seit Jahrhunderten einseitig festländische Orientierung ließ uns vor 1896 eben zu leicht übersehen — was Bethmann noch im Juli 1914 übersehen hat, — daß die englische Festlandspolitik der balance of power uns schon damals in den Arm gefallen wäre, wenn wir über den Zweibund gesiegt hätten.

[1]) Ich meinerseits halte das auch jetzt noch für wahrscheinlich, daß sich eine Art Reiterkampf entwickeln muß, wenn eine Schlacht ernstlich durchgeschlagen wird.

Sein Wirken im Kanzleramt ist ebenfalls vorwiegend aus dem Gedanken des Zweifrontenkrieges zu verstehen, während Politik an sich nicht seine Linie war. Seine Polenfreundlichkeit hatte ihre Wurzel in dem Bemühen, für den Krieg uns dort kein zu feindliches Element zu schaffen. Als ich 1893 wochenlang mit König Humbert von Italien zusammen war, trug mir Caprivi auf, ihm zu sagen: „Die Entscheidung fällt am Rhein". Bei der Auflösung des Rückversicherungsvertrages hat bei Caprivi, wie ich von ihm persönlich weiß, das Gefühl durchgeschlagen, der Vertrag wäre nicht ganz anständig angesichts des unvermeidlichen Krieges: er beraube uns außerdem des österreichischen Vertrauens. Caprivi war einmal mit Prinz Friedrich Karl bei einem amtlichen Besuch nach 1870 in Rußland gewesen. Er spürte dort den Haß der Petersburger Offiziere, den Neid auf das ruhmgekrönte preußische Heer überall durch, etwas, was ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Wir hatten sozusagen zuviel gesiegt. Caprivi erzählte, wie Kaiser Alexander II. die deutschen Offiziere auffallend vernachlässigte, bis er einmal in einem der Säle an sie heranschoß und zu Caprivi sagte: „Ihr wißt garnicht, wie ich euch liebe, ich darf es euch hier bloß nicht zeigen". Daß Caprivi bei der Auflösung des Rückversicherungsvertrages irgendwie englischen oder höfischen Einflüssen unterstand, halte ich bei seiner Art für ausgeschlossen. Um Oesterreich für den Krieg stärker an uns zu fesseln, schloß er den Handelsvertrag 1891 mit ihm in einem für unsere Landwirtschaft ungünstigen Sinne ab.

Die Seeinteressen im Sinne von Stosch zu pflegen, fand Caprivi keine Zeit, und auch die eigene Veranlagung trieb ihn nicht dazu. Er gehörte zu den Söhnen von Beamten- und Offiziersfamilien, denen die wirtschaftliche Denkweise fernliegt und an sich nicht anziehend erscheint Der einsame, persönlich bedürfnislose Mann brachte für die Lebensentfaltung der Industrie und des Handels von sich aus wenig Empfindung mit. Darum war er ursprünglich ein Gegner der Kolonialausbreitung, wenn er auch den ihm anbefohlenen militärischen Teil der Kolonialerwerbung geschickt und tatkräftig betrieben hat.

2

Wenn ich in meiner Amtsführung mich bemüht habe, den erwerbenden Ständen gerecht zu werden und die 1883 abgerissene Pflege der Seeinteressen im Geist von Stosch, aber mit den inzwischen vergrößer-

ten Mitteln wieder aufzunehmen, so bin ich dabei noch vielfach auf die aus dem Gang der deutschen Geschichte erwachsenen Unausgeglichenheiten gestoßen. Sparsamkeit und kleinlich-bürokratische Enge am unrechten Platz hat unsern Weg in die Welt erschwert.

Die Marine hatte reichlichere Veranlassung, dies zu empfinden und hinzuzulernen, als die Armee. Ein gewisser Weltblick wurde ihr überhaupt durch ihre Aufgabe anerzogen. Daß der Armee bis zum großen Krieg das Studium der Welt, insbesondere Englands, weniger am Herzen lag; daß sie im Wesentlichen noch mit den alten Zweifronten-kriegs-Ideen auch in den Weltkrieg zog und mit dem natürlichen Übergewicht, das sie bei der vorherrschenden Landüberlieferung Deutschlands über die Marine besaß, in der Flotte immer noch eine Art Pioniertruppe der Armee sehen wollte, uneingedenk dessen, daß die eigentliche Hauptfront die Seefront war, nachdem uns ein ernstes, aber nicht aussichtsloses Schicksal zum Zielpunkt einer Weltkoalition gemacht hatte; kurz, dies Verharren auf Caprivis Standpunkt unter völlig veränderten Weltverhältnissen, ist eine der geschichtlichen Ursachen des Kriegsverlaufs geworden. Jedoch davon später.

Der Seeoffizier war im Gegensatz zum Landoffizier auf das Studium der überseeischen Kräfte hingewiesen. Auch schliff ihm wohl der Umgang mit Ausländern die altpreußischen Ecken leichter ab, ohne den Sinn für die unentbehrlichen Überlieferungen des Staates zu ertöten. Denn man darf nie vergessen, daß gerade Preußen in seinen Offizieren eine der wenigen festen deutschen Formen geschaffen hatte und zugleich die erste, welche nach dem völligen Versinken in Fremdknechtschaft seit Friedrich dem Großen uns wieder ein freies Auftreten in der Welt ermöglicht hat.

La vie au roi,
L'honneur pour soi,
Sacrifiant son bien,
Chicané pour un rien,
Voilà l'officier prussien.

Der deutsche Staat war zwischen 1870 und 1914 noch zu jung, um eine eigene deutsche Form auszubilden. Das hat uns in der Welt geschadet.

Das englische Seeoffizierskorps verkehrte mit den deutschen Kameraden zu Caprivis Zeit noch ohne jede Eifersucht. Die damals in der

amtlichen Politik verwaltende Neigung, die britische Flotte als Ergänzung des Dreibundes anzusehen, rückte uns beinahe in eine Art von Bundesfreundlichkeit, der freilich von England stets ausgewichen wurde, wenn praktische Folgerungen aus ihr in Frage kamen. Im Verkehr mit der französischen Marine half das Prestige von 1870 über unsere maritime Unterlegenheit hinweg. Wir bewunderten an der Haltung der Franzosen den Stolz einer geschlagenen Nation, die ihre Ehre in keiner Stunde vergißt, und lächelten wohl auch einmal über die romanische Verve ihres Revanchegefühls [1]).

Die Stimmung gegen das Deutschtum hat sich seit den Neunziger Jahren aus einer Reihe von Gründen verschärft. Wir Älteren denken heute mit besonderen Empfindungen an jene Zeiten unter Wilhelm I. zurück, da wir noch vornehme Leute in der Welt und gern gesehen waren. Diese Umdüsterung unserer Lage hätte aber auch ein Zweifrontensieg im Sinne Caprivis, wie er noch 1914 den Generalstabsplänen entsprach, kaum aufhellen können. Denn sie entstammte vor allem dem beispiellosen Anschwellen unseres überseeischen Absatzes und der durch die deutsche Eroberung des Weltmarktes erzeugten Abneigung. Die englische Mißgunst gegen unser Aufstreben war in der Ära Caprivi noch kaum spürbar, aber zehn Jahre darnach, lange vor Beginn unseres eigentlichen Flottenbaus, um die Mitte der Neunziger Jahre schon in voller Stärke an den Tag getreten.

[1]) Eine kleine Szene charakterisirt den Verkehr. Als wir 1876 vor Saloniki mit einem französischen Geschwader zusammentrafen, um uns gemeinsam für die Ermordung von Konsuln Genugtuung zu verschaffen, durften die Franzosen gesellschaftlich mit uns nicht verkehren, kein Glas Wein annehmen, selbst wenn sie stundenlang dienstlich bei uns tätig gewesen waren. Ich führte einem französischen Kommandanten, der zu uns an Bord gekommen war, den Generalmarsch vor und er konnte, da es ihm imponiert hatte, nicht anders, als mich einladen, dasselbe auch bei ihm anzusehen. Ich fuhr hin, die formalen Höflichkeiten wurden alle erfüllt. Aber als wir in die Batterie gingen, wurde dort exerziert und der Batterieoffizier kommandierte: „Direction: Bâbord contre la frégate turque, tribord contre la frégate Kronprinz!“, worauf sich die Geschützmannschaften umdrehten und mich vergnügt angrinsten, der Kommandant aber sich den Batterieoffizier privatim vornahm. — Zu peinlichen Szenen ist es damals nicht gekommen, wie später bei der mir unsympathischen Völkerschau zur Einweihung des Nordostseekanals im Jahr 1895, wo die Franzosen und Russen so unangenehm auftraten.

Mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. endete die Periode der Marinegeneräle. Stosch und Caprivi gehörten zur Auslese der preußischen Armee in der größten Epoche Deutschlands; sie hatten die Einheitskriege in leitenden Stellungen mitgemacht. Ich war von diesen großgesinnten Lehrmeistern der Mitarbeit gewürdigt worden und habe mich bemüht, die so verschiedenen Gedankenrichtungen Beider in geräumigeren Verhältnissen zu einem einheitlichen Werk zusammenzuschließen, als ich 1897 das Reichsmarineamt übernahm. In der Zwischenzeit aber kam aus verschiedenen Gründen die Marineverwaltung keineswegs zum Gedeihen, sondern versank für fast ein Jahrzehnt im Chaos.

Viertes Kapitel

In der Technik

1

Seit meinem neunundzwanzigsten Lebensjahre hatte ich das Glück, ununterbrochen auf selbständigen Posten verwendet zu sein, unter denen sich freilich niemals eine Ausruhestellung befand, wie sie dem Generalstäbler der Armee dann und wann zuteil wird. Mein Aufsteigen verknüpft sich mit der Entwicklung der Torpedowaffe.

Whitehead in Fiume hatte den selbstbeweglichen Torpedo erfunden, der die vitalen Unterwasserteile des Schiffs, die bisher höchstens mit dem Rammsporn zu fassen waren, durch Fernschuß angreifbar machte, also eine Revolution der Seetaktik und des Schiffsbaus versprach. Stosch hatte den Fischtorpedo etwas überhastet eingeführt und in größerer Zahl gekauft, bevor er eigentlich kriegsbrauchbar war. Seine Verwendung war noch eine „größere Gefahr für den Schützen als für seinen Gegner". Man war zu optimistisch gewesen, hatte, wie es bei neuen Waffen häufig der Fall ist, die Umwälzung vorweggenommen, bevor die neue Idee praktisch geworden war.

Als Stosch das erkannte, forderte er Herbst 1877 vom Leiter des Torpedowesens und den einzelnen ihm unterstellten Offizieren Sonderberichte, die er persönlich las. Mein Bericht hat ihn auf mich aufmerksam gemacht. Ich wurde im Winter 1877/78 nach Fiume geschickt, um bei Whitehead jene Torpedos abzunehmen, die wir nicht für brauchbar hielten. Ich setzte es durch, daß wir die Hälfte des Bestellten zurückgeben durften, die Whitehead anderweitig verkaufte[1]).

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit gab die 1878 drohende britisch-russische Kriegsgefahr, (wobei ich Auftrag hatte, die Russen nach Kräften zu unterstützen), einen eigentümlichen Eindruck vom Verhältnis Ungarns zu Österreich. Whitehead, der Stock-Engländer geblieben war, wollte nicht an die Russen liefern; die ungarische Regierung unter Tisza erließ ein Ausfuhrverbot für Torpedos, sodaß wir unsere bereits abgenommenen Torpedos, trotzdem sie deutsches Eigentum waren, auf Empfehlung

Seit Mai 1878 leitete ich als Kommandant des „Zieten" das Torpedowesen. Ich fing sozusagen mit nichts an, arbeitete zum Teil als Klempner mit eigener Hand, und schuf mir einen Apparat. Als 1879 der Kronprinz und 1880 der Kaiser die Marine inspizierten, durfte ich das Torpedoscharfschießen vorführen, dessen unerwartet sicheres Gelingen dazu beitrug, Stoschs durch die Katastrophe des „Großen Kurfürsten" etwas erschütterte Stellung wieder zu befestigen.

Es ging mir beim Torpedowesen wie später mit allen neuen Erfindungen, sei es Luftschiff, Uboot oder anderes. Ich hielt mit verfrühten Einführungen zurück, griff aber fest zu, sobald ich sah, daß wirkliche Entwicklung in der Sache lag. Dieses Verfahren habe ich stets als das einzig richtige befunden. Mir auch als Staatssekretär die Ruhe nicht nehmen zu lassen, war bei dem ungeduldigen Drängen von allen Seiten im Zeitalter sich jagender Erfindungen häufig ein schwerer Teil meiner Aufgabe, aber auch ein sehr wichtiger, sollten wir in der kurzen Zeit mit den begrenzten Mitteln eine erstklassige Flotte anstelle eines Museums von Experimenten erhalten. Wir wurden mit unreifen Erfindungen überschüttet, die vermittelst Instinktes vorweg gesiebt werden mußten, um nicht die Kraft der Behörde zu verzetteln und zu überlasten. Sobald ich einmal nicht bremsen konnte, wurde der Erfolg des Flottenaufbaus durch Hast gefährdet, die bei dem ganzen Unternehmen unser größter Feind war[1]).

Bei der Torpedowaffe habe ich zuerst die für Schiffsverhältnisse notwendige technische Genauigkeit ausgebildet, auf der meine Arbeit

österreichischer Herren über die nur eine halbe Stunde entfernte österreichische Grenze zu bringen versuchen mußten, um sie ausführen zu können. Da stellten die Ungarn Honvedposten auf, sodaß die Sache diplomatisch geregelt werden mußte.

[1]) Ein Beispiel hiefür. Als die Funkentelegraphie aufkam, versprach sie ein in der Marine lange gefühltes Bedürfnis nach Befehlsübermittelung von Schiff zu Schiff auf größere Entfernungen zu erfüllen. Alles drängte infolgedessen zur Einführung in großem Stile, die Marine, die zunächst interessierte Firma und, wie verständlich, auch der Kaiser. Und doch war sie noch nicht bordreif und die Erhaltung eines geschäftlichen Wettbewerbs ebenfalls noch dringend geboten. Während meiner Abwesenheit in Amerika wurde aber ihre Einführung durchgesetzt trotz dem Sträuben meines Vertreters. Die Folge war, daß die noch erforderliche Entwicklung zum zeitweiligen Stillstand kam, wir viel Geld für Aptierungen unnötig ausgeben mußten und mit diesen technischen Kinderkrankheiten unendlichen Ärger hatten; es blieb natürlich auf mir sitzen und ich bekam die Angriffe nun wegen der geringen Tauglichkeit.

stets beruht hat. Der Whiteheadsche Torpedo war der Idee nach richtig; aber es steckte in ihm noch zu viel rohe Maschinenarbeit, er entbehrte daher der uhrwerksartigen Sicherheit. Ähnliches hat sich u. a. beim Uboot wiederholt, das ja ebenfalls Qualitätsarbeit erfordert. Diese Qualitätsarbeit, auf der die Kriegsbrauchbarkeit beruht, haben wir erst in Deutschland geschaffen, zuerst bei der Torpedowaffe, deren große Schußsicherheit noch im Krieg von den Engländern nicht ganz eingeholt war. Als ich 1879 dem Kronprinzen die Whitehead'schen Torpedos vorführte, war es trotz vielwöchentlichen Vorbereitungen noch immer die reine Lotterie, ob sie bei der Vorführung einigermaßen ans Ziel kämen oder wilde Sprünge machten. Das Glück war uns hold, aber nachher erklärte ich Stosch, wir müßten nun zu eigner Präzisionsarbeit übergehen.

Die Admiralität trat zunächst an die deutsche Fabrik von Schwartzkopff heran, welche für die angeblichen Vorzüge ihrer Bronzetorpedos solche Reklame gemacht hatte, daß ihr die Admiralität ein Monopol überlassen wollte. Hiergegen habe ich mich gewandt, einmal, weil besonders eine Aktiengesellschaft, die das Monopol hat, leicht zu stark auf die Jahresdividende und nicht mehr genügend auf die Fortentwicklung sieht; sodann weil ich auch hier vom Vorzug des Stahls gegenüber der Bronze mich überzeugte; ferner, weil bei dem sich damals vollziehenden Übergang der größeren fremden Marinen zur Selbsterzeugung doch kein fremdes Geld als Ausgleich für uns nach Deutschland geströmt wäre; und endlich, weil die wichtigsten Versuchsarbeiten auf dem Wasser nicht von der Firma gemacht werden konnten, sondern unser geistiges Eigentum waren. So gelang es mir, staatliche Torpedowerkstätten ins Leben zu rufen; die Entwicklung, welche die Torpedowaffe nahm, bezeichnet sich z. B. durch die Steigerung der Schußentfernung, die zur Zeit der allgemeinen Einführung des Torpedos in der Marine 400 Meter betrug und bis zum Winter 1915/16 auf 12000 Meter gestiegen ist.

Die Verstaatlichung der Torpedoerzeugung hat nichts an meiner Ansicht geändert, daß ich staatliche Erzeugungswerkstätten nur für besondere Zwecke bezw. nur in beschränktem Maße für zweckmäßig halte, während Ausbesserungen meist besser und vor allem billiger auf staatlichen Werkstätten ausgeführt werden als in der Privatindustrie.

Um die Anhäufung geldfressender Kriegsbestände möglichst zu ver-

meiden, verfuhr ich als Staatssekretär nach dem Grundsatz, die Privatindustrie und die sonstigen Lieferanten für den Kriegsfall leistungsfähig zu halten. Ich vergab damals unsere Aufträge einschließlich Proviant, Kleidung, Kohlen usw. unter der Bedingung, daß die beauftragten Privatbetriebe ihre Einrichtungen so trafen, daß sie im Fall der Mobilmachung sofort zu einer gesteigerten Erzeugung übergehen konnten. Für diese Mobilmachungsvorbereitungen zahlten wir bei manchen Gegenständen etwas erhöhte Preise. Durch diesen Grundsatz, um dessen willen ich vielfach angegriffen worden bin, war es beispielsweise allein möglich, der Armee bis Anfang 1915 mit 2 Millionen Kilogramm Pulver auszuhelfen. Die Armee, die sehr viel stärker sich auf Staatswerkstätten stützte, war auf den ungeheuren Bedarf des Weltkrieges nicht eingerichtet gewesen, hatte sich damals nahezu verschossen[1]) und ist durch die Marine aus höchster Gefahr gerettet worden.

Das Beschaffungssystem der Marine hatte außer dem militärischen Vorteil einer als lückenlos anerkannten Mobilmachung den großen ökonomischen Vorzug, daß wir im Frieden die totliegenden Lagerbestände klein halten und so die knappen Geldmittel, die Deutschland für uns übrig hatte, an anderer Stelle produktiv anlegen konnten, im Ernstfall aber, gestützt auf sorgsam erwogene Friedenskontrakte, der Gefahr überhasteter Kriegsabschlüsse überhoben waren.

Im Reichstag hat man mir wegen dieser Stellung zur Privatindustrie und zu sonstigen Lieferanten manchmal Vorwürfe gemacht. Man hatte dort den Privatfirmen die großen Aufträge mißgönnt und vom Standpunkt des zukünftigen Staatssozialismus aus mehr dem Grundsatz der Staatswerkstätten zugeneigt. Auch bei künftigen Kriegen würde eine Überspannung des staatlichen Mechanismus und eine Zurückdrängung der privaten Tatkraft zu den gefährlichsten Krisen führen.

2

Ich erwähne hier eine Einzelheit, die ich nicht streifen würde, wenn nicht der Umsturz des Staates unsere alten Verhältnisse so gründlich zu verändern drohte.

Schwartzkopff hatte mir den Vorteil auseinandergesetzt, der darin

[1]) Der zuständige Offizier im Großen Hauptquartier sagte mir schon im Oktober 1914, daß wegen der Pulverknappheit Verdun nicht mehr angegriffen wurde, da man die Kronprinzenarmee keinem Rückschlag aussetzen wollte.

läge, von seinen Aktien zu kaufen, die, wie vorauszusehen war, durch die Bestellung der Marine ihren Wert verdreifachten. Ich habe selbstverständlich keine Aktien gekauft und hätte jeden Beamten, der anders gehandelt hätte, weggeschickt. Unser Staat setzt bei seinen Dienern stets jene vornehme Gesinnung voraus, durch die er unter den preußischen Königen groß geworden war. Ich erinnere an den Finanzminister, der den Ankauf der preußischen Bahnen vermittelte und selbst in den schlechtesten Verhältnissen sein Amt verließ. Die Gehälter standen bei gewissen hohen Ämtern in keinem rechten Verhältnis zu deren Bedeutung und zu den notwendigen Aufwendungen. Noch als Staatssekretär habe ich, um den Repräsentationspflichten zu genügen, anfänglich aus Eigenem zugesetzt. Es war selbstverständlich, daß unsere Beamtenschaft um Ehre arbeitete. Wir haben mit einem Minimum an Kosten ein Maximum an schöpferischer Arbeit geleistet. Deshalb war die Staatsverwaltung im alten Preußen-Deutschland so billig und reinlich, wie nirgends in der Welt. Nach der Verschleuderung von Staatsgeldern, der Schaffung massenhafter Pfründen, die weniger nach Tüchtigkeit als nach politischer Gesinnung besetzt werden, ist zu befürchten, daß der neue Staat dem alten nicht gleicht. Der alte deutsche Staat ist durch eine Periode der Mittelmäßigkeit in der höchsten Gefahr schwach und brüchig geworden; aber verloren ist das deutsche Volk erst, wenn es die Sauberkeit der alten Staatsverwaltung einbüßt. Der korrupte Deutsche ist noch schlimmer als der korrupte Italiener oder Franzose, der wenigstens nie sein Vaterland verrät.

Der Deutsche kann es sich nicht leisten, die Reinheit preiszugeben, die das Palladium seines alten Beamtenstandes war, denn es fehlen ihm andere staatliche Eigenschaften, welche bei fast allen fremden Völkern das Gift der Korruption teilweise immunisiren. Schon im letzten Menschenalter konnte man auch in der Oberschicht Deutschlands den schädlichen Einfluß des eindringenden Materialismus bemerken in einem Schwächerwerden der Charaktere, in einer Verminderung jenes idealistischen Plus, welches das deutsche Volk zu seiner Selbsterhaltung jederzeit wird aufbringen müssen. Denn nur durch selbstlos-stolze Hingabe an den Staat kann es das Minus seiner Erdlage ausgleichen, die schlechten Grenzen, die mangelnde Bodenfläche, die mißgünstigen Nachbarn, die konfessionelle Spaltung und das zu junge und zu unsichere Nationalgefühl.

Indem also der Zufall mir in der Entwicklung der Torpedowaffe

die erste größere Aufgabe stellte und sich so günstig erwies, daß wir die entsprechenden Leistungen der anderen Marinen überholten, bekam ich nebenbei auch einigen Einblick in den Gedankenkreis eines technischen Fabrikdirektors. Doch war ich froh, als das Problem des Torpedoboots mich wieder auf mein natürliches Feld, die Taktik, führte. In meiner Entwicklung hat sich die Linie vom Technischen über das Taktische zum Organisatorischen mehrfach wiederholt.

Stosch war Gegner der Torpedoboote, die in England schon gebaut wurden. Als ich aber im Jahre 1882 in seinem Auftrag das erste Manöver ausgearbeitet hatte, fiel es mit unseren damaligen schlechten Versuchsbooten immer noch so günstig aus, daß Stosch für die Torpedoboote Interesse gewann. Caprivi, der im Torpedoboot ein seinem strategischen Grundgedanken entsprechendes Mittel erkannte, beauftragte mich dann, das Torpedobootswesen zu entwickeln. Die Ansichten schwirrten durcheinander. Die einen wollten kleine Küstenboote. Ich forderte seefähige Fahrzeuge, die in der Nordsee schlagen könnten. Der Kampf für Hochseefahrzeuge gegen den Küstenschutzgedanken zieht sich durch mein ganzes Wirken bis zum Ubootsbau.

Noch bevor die bei verschiedenen deutschen und englischen Firmen bestellten Modellboote fertig waren, beauftragte mich Caprivi, im Sommer 1884 mit den älteren Booten eine geeignete Taktik zu entwickeln. Jetzt, wie später in den Neunziger Jahren bei der taktischen Arbeit mit Großschiffen, ging also der taktische Aufschwung dem schwerfälligeren technischen voraus[1]).

Inzwischen liefen die bestellten Boote ein, bei denen die Admiralität den Firmen eine Reihe wünschenswerter Bedingungen, Seefähigkeit, Billigkeit, Kleinheit usw. fehlerhafterweise zur Auswahl überlassen hatte. Die Firmen mußten also ohne militärisches Verständnis nach eigenem Giß oder Geschäftstrieb handeln; die eine arbeitete auf Billigkeit, die andere auf Schnelligkeit usw. Jedes Kriegsschiff ist nun aber ein Kompromiß verschiedener Wünsche, die in dem beschränkt tragfähigen Gebilde niemals alle zugleich erfüllt werden können. In

---

[1]) Vgl. Kapitel VI.

Im übrigen habe ich den „Torpedobootsrausch" nie geteilt und Caprivi darauf hingewiesen, daß diese ihrem Wesen nach (ähnlich dem späteren Uboot) technisch vergängliche Hilfswaffe uns niemals das, worauf es eigentlich ankäme, nämlich eine Schlachtflotte, ersetzen könnte.

3*

einem gegebenen Deplacement wünscht man eine bestimmte Armierung, Kohlenvorräte, Bewohnbarkeit, Unsinkbarkeit, Panzerschutz, Schnelligkeit; da wird in den Ausschüssen um 25 oder 50 Tonnen hin- und hergekämpft, und wollte man alle Gesichtspunkte befriedigen, so käme man leicht zum 100000 Tonnen-Schiff, und hätte erst nichts erreicht. So muß also der strategische Grundgedanke des Schiffs vor allem andern fest bestimmt sein; den aber kann der Natur der Sache nach nur die oberste Marineleitung, nicht die Firma finden.

Die gelieferten Boote erwiesen sich teils als ungeeignet, teils als ungenügend entwickelt; wir kamen im Sturm vor Norwegen mit ihnen in ziemliche Gefahr. Aus den Kämpfen zwischen den Technikern der Admiralität und mir um den Torpedobootstyp fand Caprivi den Ausweg, 1886 eine Torpedo-Inspektion zu errichten, die er mir übergab und die nun einheitlich alle Zweige des Torpedowesens umfaßte. Wir entwickelten das seefähige, mit Artillerie bewaffnete Boot; die militärische Ausbildung wie die Werften und Werkstätten waren jetzt von einer Hand geleitet, was in jenem Entwicklungsstadium seine Vorteile hatte.

3

Beim alten Kaiser hatte ich mich als Torpedoinspekteur mit anderen Offizieren zu melden. Er redete mit den Einzelnen so freundschaftlich und väterlich, daß es jeden aufs wärmste berührte. Zuletzt trat er in die Mitte, wobei seine Haltung ungezwungen eine königliche wurde, und erinnerte uns in ernstem Ton an unsre Pflicht. So schlicht alles war, griff es ans Herz; man fühlte die Denkungsart dieses Mannes, der in allem, was er tat, nur den Staat vor Augen hatte. Man konnte sich für ihn in Stücke hauen lassen.

Im Jahr 1887 fuhr Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, zum Jubiläum seiner Großmutter nach England, wo man ihm, wohl schon wegen des Ärztestreits um seinen Vater, schlecht aufgenommen hat. Ich führte die Torpedoflottille, die den Prinzen begleitete und überflüssigerweise den Engländern vorgeführt werden sollte. Da lernte ich den Prinzen kennen, der mit leidenschaftlichem Interesse in alles Technisch-Maritime hineinsprang.

Ein Jahr darauf gab Caprivi die Geschäfte des Chefs der Admiralität an Graf Monts ab. Dieser hegte gegen alles Torpedowesen un-

verholene Abneigung, die übrigens fast allen älteren Offizieren damals eigen war, teils aus einer natürlichen Ablehnung des Neuen, teils wohl deshalb, weil nach ihrer Auffassung jüngere Offiziere dabei zu früh in selbständige Kommandantenstellungen kamen. Jedenfalls erklärte Graf Monts bei der ersten Inspizierung der Flottille das Ganze als Paradestück, das für die Front unverwendbar wäre.

Ich bat darauf beim Kabinettschef einerseits um ein Bordkommando, andererseits darum, daß dem Grafen Monts bei seinen Bestrebungen gegen die Torpedowaffe einige Zurückhaltung auferlegt werden möchte.

Fünftes Kapitel

Der neue Kurs

Wilhelm der Zweite hatte schon als Prinz Schiffstypen skizzirt und, da er nicht an die Admiralität herankam, sich für diese Lieblingsbeschäftigung einen Schiffsbauer aus der Front geholt. Sofort nach der Thronbesteigung befahl er den Chef der Konstruktionsabteilung zur Beratung zu sich. Diese Umgehung des Ministers war altpreußischen Begriffen ungewohnt und gab Caprivi den formellen Anstoß, den Abschied einzureichen. Caprivi schrieb mir, seine Person würde dem jungen Kaiser auf die Dauer nicht genügen; der Kaiser liebte ihn nicht und hat ihn später nur darum zum Reichskanzler gemacht, weil man glaubte, gegen die Bismarcksche Fronde eines starken Mannes zu bedürfen. Der tiefste Grund für Caprivis Abgang war indes, daß der Kaiser die Gewalten der Admiralität teilen wollte, um persönlich besser eingreifen zu können. Fürst Bismarck, der bei seinen Zusammenstößen mit Stosch die in dessen Hand vereinigte Macht unbequem empfunden hatte, begünstigte bedauerlicherweise diese Zerlegung der Marinegewalten (1888), die schon im Frieden schädlich, im Krieg geradezu als Verhängnis gewirkt hat.

Zum erstenmal ist die Marinespitze 1859 gespalten worden, indem die Marineverwaltung und das Oberkommando getrennt wurden. Vielfache Reibungen, die aus dieser Zerlegung hervorgingen, führten 1871 zur Wiedervereinigung der gesamten Vollmachten in der Hand von Stosch. Nun wurden also 1888 ungeachtet jener älteren Erfahrungen Oberkommando und Reichsmarineamt getrennt, außerdem ein besonderes Marinekabinett bei der Person des Monarchen errichtet und allen drei Behörden Immediatvortrag bei Seiner Majestät eingeräumt. Das Feld zu Spiel und Gegenspiel, zu drei- bis vierfach verschiedener Marinepolitik, war eröffnet.

Nunmehr trat eine Art von Kabinettsregierung in die Erscheinung, wie sie schon einmal sich in die preußische Geschichte eingegraben hat.

Wenn sich das Kabinett darauf beschränkt hätte, den Kaiser hinsichtlich der Auswahl der höchsten Beamten zu beraten, und diesen dann mit der Verantwortlichkeit auch die Bewegungsfreiheit zu überlassen, so wäre gegen ein mit Menschenkenntnis und Charakter ausgestattetes Kabinett nichts einzuwenden gewesen. So wie sich der Zustand der Dreiteilung entwickelte, wurde er unser Verhängnis. Erst als fast alles verloren war, im August 1918 ist Reichsmarineamt und oberste Kommandobehörde, nachdem man sie jahrzehntelang gegen einander ausgespielt hatte, praktisch wieder in einer Obersten Seekriegsleitung vereinigt und die Einwirkung des Kabinettschefs bei Seite geschoben worden. Die inneren Hemmungen und Kämpfe, welche während des Friedens die sachliche Arbeit der getrennten Behörden beeinträchtigten, sind begreiflicherweise der weiteren Öffentlichkeit unbekannt geblieben.

Wäre dem brennenden Wunsch Wilhelms des Zweiten, eine Flotte zu schaffen, schon von 1888 an Erfüllung geworden, so wären wir mit ihr vielleicht noch zum Ziel gekommen, bevor die Mächtegruppierung unserer Gegner so gefährlich werden konnte. Das verlorene Jahrzehnt von 1888 bis 1897 zwang uns, entweder ein ewiges „Zu spät“ über die Wünsche deutscher Seegeltung zu schreiben oder mit dem Flottenbau eine politische Gefahrenzone zu durchqueren.

Für den Kaiser war es aber 1888 schwierig, für die leitenden Stellen geeignet vorgebildete Offiziere zu wählen. Die Marine war vielleicht noch nicht alt genug, und der Erfolg von Caprivis Bemühungen, erziehlich auf das Offizierskorps einzuwirken, konnte erst später zum Tragen kommen.

Nach den kurzen Amtsperioden des Grafen Monts und des Admirals Heußner kam 1890 Admiral Hollmann ins Reichsmarineamt, ein vornehm denkender Mann, der aber nicht zur Klarheit über Weg und Ziel kam. Hatte Caprivi nach einem für die Marine allerdings nur halbrichtigen Grundsatz gearbeitet, so brach jetzt eine Zeit der grundsatzlosen Augenblicksverfügungen herein. Man war in dieser Epoche geneigt, im Reichstag anzufordern nicht so sehr nach der Notwendigkeit als nach der Wahrscheinlichkeit, es bewilligt zu erhalten. Um jeden halben Kreuzer wurde im Reichstag gestritten, und die Schlagworte vom „Zickzackkurse“ und „uferlosen Plänen“, mit denen Eugen Richter im Reichstage gegen die Flotte arbeitete, wurden schwer widerlegbar. Schlimmer noch war, daß in den Marinebehörden selbst jeder

etwas anderes wollte und vortrug. Die Ziellosigkeit wurde allgemein empfunden und schuf eine chronische Krise. Das Durcheinander der Ansichten drückte sich z. B. aus in einem unorganisch zusammengewürfelten Schiffsbestand, mit dem gemeinsam zu operieren für den Kriegsfall kein Vertrauen erwecken konnte. Gerechterweise wird man sagen müssen, daß damals in allen Marinen Unklarheit darüber bestand, wie sich ein moderner Seekrieg gestalten würde.

Nachdem ich von 1889 bis 1890 im Mittelmeer die „Preußen" und dann die „Württemberg" kommandiert hatte, sollte ich Oberwerftdirektor werden, wurde aber infolge einer Bemerkung des Reichskanzlers v. Caprivi, ich müßte in einer Laufbahn gehalten werden, die mich besser für verantwortliche Stellungen vorbereite, vom Kaiser im Herbst 1890 zum Chef des Stabes der Ostseestation ernannt. Die Reibungen zwischen Oberkommando und Reichsmarineamt, die beide gleich mangelhaft arbeiteten, zu beobachten, hatte ich dort reichliche Gelegenheit.

Im Frühjahr 1891 saß einmal der Kaiser im Kieler Schloß nach dem Essen mit uns Offizieren zusammen; der alte Moltke war zugegen. Auf Anregung des Kaisers wurde über die Art diskutiert, wie die Marine zu entwickeln wäre. Da kamen in der üblichen Weise die verschiedensten Ansichten und wenig Klarheit zutage. Als junger Kapitän hielt ich mich beim Gespräch zurück. Schließlich sagte der Kaiser: „Jetzt habe ich euch zugehört, wie ihr stundenlang räsonnirt habt nach dem Prinzip, die Schweinerei muß aufhören, und doch hat kein einziger einen wirklich positiven Vorschlag gemacht." Da stieß mich der Chef des Marinekabinetts, v. Senden-Bibran, der eine meiner Denkschriften gelesen hatte, aufmunternd an; ich gehorchte, denn mir war es peinlich, wie der Kaiser vor dem alten Feldherrn dies vernichtende Urteil fällte. Ich schilderte also, wie ich mir die Flottenentwicklung dachte. Da ich mir darüber stets Aufzeichnungen gemacht hatte, konnte ich ohne Mühe ein ziemlich vollständiges Bild entwerfen.

Am andern Tag stand der Kaiser früh auf, ging mit dem Kabinettschef mehrere Stunden in erregtem Schritt spazieren und erteilte eine Art Strafarbeit für alle Seeoffiziere, die bei der Unterredung beteiligt gewesen waren.

Sechstes Kapitel
Taktische Arbeit

1

Als ich im Januar 1892 zum Chef des Stabes des Oberkommandos ernannt wurde mit dem persönlichen Auftrag des Kaisers, die Taktik der Hochseeflotte zu entwickeln, hatte ich von allen Offizieren der Marine die gründlichste taktisch-strategische Lehrzeit hinter mir. Geschichtliche Studien haben mich stets angezogen; die antike und moderne Seekriegsgeschichte war mir früh vertraut, und zwar suchte ich bei der Geistlosigkeit der Darstellungen nach Möglichkeit die ursprünglichen Quellen auf. Die Landkriegsgeschichte pflegte ich nicht nur aus Neigung, sondern auch um tiefere psychologische Erkenntnis für das eigene Fach zu schöpfen. Ich habe wohl alles Wesentliche gelesen, was über Friedrich den Großen, die Freiheitskriege, 1866 und 1870 geschrieben ist.

Als junger Artillerieoffizier S. M. Schiffe empfand ich in den Siebziger Jahren aufs stärkste die Mechanisierung unseres damaligen Betriebs. Ich strebte, zum Gefechtsmäßigen durchzudringen und erinnere mich der Freude, welche mir die ersten Anerkennungen meiner selbstständigen Arbeitsweise bereiteten, so als einmal ein französischer Kapitän nach Vorführung meiner Batterie ernst bemerkte: „Je vous vois travailler pour le but final.“ Die mir 1877 gestellte Aufgabe, die Torpedowaffe einzuführen, bannte mich, wie erzählt, zunächst in ein rein technisches Arbeitsfeld, dessen spröde und peinlich exakte Aufgabe, totes Material zu entwickeln, mir von Hause aus weniger lag, obwohl sie ähnlich der Mathematik zu methodischem Vorgehen erzog. Ich begriff aber, daß die neue Unterseewaffe, deren Gesetze es zu finden galt, den kriegerischen Tugenden des deutschen Volks Aussichten gegenüber den größeren Marinen älterer und reicherer Staaten eröff-

nete. Die in der Technik erlernte präzise Arbeitsweise kam bald auch den taktischen Versuchen zugute.

Die in den Wintermonaten von mir abzuhaltenden Spezialkurse zur Ausbildung von Offizieren und Unterpersonal im Torpedodienst führten uns zum Studium des Einzelkampfs von Schiff gegen Schiff. Darauf war in der damaligen Zeit noch wenig methodische Arbeit verwendet gewesen. Auch die Kunst im freien Manöver des Schiffes suchten wir weiterzuentwickeln. Ausgezeichnete Offiziere standen mir damals zur Verfügung, die später das von uns Ermittelte und vor allem unsere Arbeitsweise auf die anderen Schiffe der Flotte übertrugen. Insbesondere suchte meine Manövrierschulung den Seeoffizieren größere Selbstständigkeit anzuerziehen, als damals bei der Sorge um Kollisionen üblich war. Man hatte vor meiner Zeit das Einzelschiff kaum im Manövrieren ausgebildet, sondern gleich in Geschwaderverbänden operiert, wo das eine Schiff durch das andere gefesselt wird. Mein Grundsatz war nun, den einzelnen Hopliten durchzubilden, bevor man die Phalanx aufstellte. Damit wurde eine sehr hohe Sicherheit der Bewegungen erzielt, die besonders auffiel, als ich später als Kommandant der „Preußen" und der „Württemberg" beim ersten Operieren im Geschwaderverband von Großschiffen mit anscheinender Kühnheit fahren konnte, die in Wirklichkeit auf Übung beruhte, aber den übrigen Schiffen beim Darniederliegen der inneren Ausbildung vielfach abging.

Inzwischen war neben der Ausbildung des Einzelschiffes für die Mensur auch das komplizierte Zusammenoperieren mehrerer Einheiten bearbeitet worden, als ich den Auftrag erhalten hatte, für die neue Schiffsgattung der Torpedo b o o t e die Taktik und Organisation zu finden. Die starke Gefahr der Zusammenstöße hatte auch bei fremden Marinen eine Scheu vor eigentlich kriegsmäßigen Übungen mit Torpedobooten wachgehalten. Parlamentarisch regierte Länder konnten erfahrungsgemäß nur schwer kriegsmäßige Übungen ihrer Marinen erzielen. Wir haben nun die Furcht vor der öffentlichen Meinung am kräftigsten überwunden und dadurch einen Vorsprung an Schlagfertigkeit erlangt. Bei allen Unfällen unserer Boote, die sich im kriegsmäßigen Manöver ergaben, bin ich grundsätzlich für den betreffenden Offizier eingetreten, während ich bei der bloßen Seefahrt strengste seemännische Vorsicht verlangte.

Bei der Entwicklung der Gefechtsformen bemühte ich mich, den Offizieren einzuprägen, daß wir auf dem Übungswege wohl allenfalls feststellen vermöchten, was geradezu falsch sei, nicht aber das für den Krieg unbedingt Richtige finden und keine Regeln dogmatisch festlegen könnten. Darum sei angesichts aller unberechenbaren Kriegsmöglichkeiten für die Torpedoboote oberster taktischer Grundsatz: „Nahe heran und auf die Mitte feuern": mit andern Worten, wenn man zum Angriff kommt, rücksichtsloser Einsatz für den sichersten Schuß; der den Feind treffende Torpedo sei der beste Schutz gegen die feindliche Artillerie. Der zweite, allgemeinere und mehr in's Strategische fallende Grundsatz, den ich voranstellte, lautete: „Den Umständen gemäß handeln". Das klingt einfach und selbstverständlich; jedoch ziehen die meisten Menschen in solchen Lagen vor, nicht nach eigenem verantwortungsvollem Entschluß, sondern nach Befehl zu handeln. Sind nun die höheren Vorgesetzten so veranlagt, daß sie selbst glauben durch Vorschriften den Erfolg sichern zu können, so führt diese für den Ernstfall bedenkliche Neigung zu einem Anschwellen der Reglements und Kriegsanleitungen. Es hat in den Jahren vor dem Weltkrieg in unsrer Flotte Zeiten gegeben, wo das Siegesrezept zu sehr vorherrschte, das auch deshalb verführerisch wirkt, weil es zu schönen Gefechtsbildern und Parademanövern führt. Nachdem ich seit 1897 zu meinem Leidwesen von der Flotte mehr und mehr abgedrängt worden war, fehlte es mir an der Möglichkeit, die auftauchenden Gefahren wirksam zu bekämpfen, obwohl ich auf Grund meiner eigenen früheren Arbeit die nachteiligen Folgen dieser Methode deutlich zu sehen glaubte. Die Neigung für das äußerlich Dekorative und das hierfür nötige Drillen und Bimsen verdrängt leicht durch Routine den lebendigen Geist.

Unsre Arbeit mit den Torpedobooten hatte wesentlichen Einfluß darauf, daß bereits unter Caprivi die Marineentwicklung vom Küstenschutz zum Hochseegedanken hinüberging.

Eine Spezialwaffe wie die Torpedoboote muß, um das Höchste zu leisten, sich als etwas Besonderes und verhältnismäßig Selbständiges im Gesamtkörper der Wehrmacht fühlen dürfen. Später hat man die Torpedoboote vielleicht etwas zu hierarchisch der Flotte eingegliedert und ihnen Kreuzer als Vorgesetzte gegeben, was mindestens für die Nachtverwendung der Torpedoboote mehr Nachteile als Vorteile mit sich bringt.

Die elf schönsten Jahre meines Lebens habe ich im Torpedowesen

verbracht, auf „unsern schwarzen Gesellen, der wilden verwegenen Jagd". Mit unsern unübertrefflichen Mannschaften verband uns Draufgängerlust und gegenseitige Kameradschaft in Sturm und Gefahr. Wir Offiziere vom Torpedowesen bildeten ein Korps im Korps, dessen einheitlicher Geist von anderer Seite anerkannt, aber auch beneidet und bekämpft worden ist. Als ich Chef beim Stabe des Oberkommandos wurde, nahm ich die ganze „Torpedobande" mit herüber und verfügte damit sofort über einen ausgebildeten Arbeitskörper. Später versuchte ich beim Reichsmarineamt Ähnliches, stieß da mit meinen Personalwünschen aber schon auf Schwierigkeiten beim Kabinett.

2

Als ich nun 1892 ins Oberkommando nach Berlin berufen wurde, war mir die Notwendigkeit klar, die Flottenausbildung kriegsmäßiger zu gestalten. Dazu mußte vor allem eine entsprechende Organisation der Flotte geschaffen und mit der kurzen Sommerindienststellung zu gunsten dauernder Indienststellung der Schiffe gebrochen werden. Man war damals im Reichsmarineamt an der Arbeit, in falscher Anlehnung an die Armee die ganze Flotte in einer Weise zu formieren, welche den Schwerpunkt der Marine an Land verlegte[1]). Ich verhinderte dies, denn nur mit permanenten Formationen, die im Frieden so fuhren und zusammengesetzt waren, wie im Kriege, war es auch möglich, die Flotte taktisch auszubilden.

Alsbald nach Übernahme meiner neuen Stellung suchte ich den Staatssekretär des Reichsmarineamts auf und erklärte ihm, ich würde ihn in jeder Beziehung als den Leitenden anerkennen, er müßte mir nur in Bezug auf die intellektuelle Ausbildung der Marine freie Hand lassen. Wir sind als gute Freunde geschieden, aber Hollmann ging sachlich auf meinen Wunsch nicht ein und äußerte die Ansicht, das Oberkommando müßte sich verflüchtigen. Beim damaligen Stand

---

[1]) Die Schiffe sollten bei der Mobilmachung die Hälfte ihrer Besatzung zu Neuindienststellungen abgeben und mit Ersatzmannschaften aufgefüllt werden. Der ganze innere Schiffsorganismus und in Verbindung damit auch die mit Mühe geschulten Geschwaderverbände wären zerrissen und die Kriegsbereitschaft zerstört worden. Wir hätten einen Haufen von Schiffen mit Menschen darauf gehabt, aber keine Flotte.

unsrer taktischen Erkenntnis konnte diese Auffassung aber nur dann Anspruch auf Geltung machen, wenn der Staatssekretär die taktische Erziehung der Marine selbst in die Hand nahm, wie es Caprivi als Chef der Admiralität getan hatte. Das beabsichtigte aber Hollmann nicht, den die parlamentarischen Schwierigkeiten völlig absorbierten. Dagegen wurde ein von einer Kommission ausgearbeiteter Exerzier-Entwurf zum Reglement für die Flotte mit bindender Kraft erhoben. Nun enthielt aber dieses Reglement nichts als Evolutionen, d. h. die reinen Bewegungen der Schiffe sozusagen im luftleeren Raum, die Übergänge von einer „Quadrillen-Tour" in die andere. Der eigentliche Gefechtswert spielte bei ihnen keine Rolle, konnte es auch nicht, da man sich nicht klar war, wie man kämpfen wollte, ob nach Art von Nelson oder Tegetthoff. Man erschöpfte die Phantasie darin, möglichst viele Formationen theoretisch zu finden und zu bewegen, von denen der Admiral sich dann auswählen sollte.

Dieses „Karussellreiten" ersetzte ich durch den Grundsatz, uns zuerst darüber klar zu werden, wie man sich im Gefecht zu schlagen hätte. Aus den hierauf zugeschnittenen Herbstübungen 1892 ergab sich ein neuer Zwist zwischen Marineamt und Oberkommando, in dessen Verlauf (Herbst 1892) jenes Reglement durch einen von mir ausgearbeiteten Entwurf ersetzt worden ist. Zunächst hoben wir die Einzelausbildung der Schiffe und gingen dann stufenmäßig weiter. Es war menschlich, daß dieser Eingriff von oben her von den Kommandanten und dem Geschwaderchef nicht angenehm empfunden wurde, und ich führte den Spitznamen „Meister". Gegen den Herbst hin zogen wir alles, was wir an Schiffen in der Heimat aufbringen konnten, zu einer Übungsflotte zusammen, die unter dem persönlichen Befehl des Oberkommandos operierte. Indem wir sie ohne Rücksicht auf die Schiffsart zu Schlachtkörpern formierten, vereinigten wir Mengen von Schiffen, wie sie noch niemals zusammen geübt hatten. Man konnte auch hier sagen, daß Menschen fochten, nicht Schiffe. Denn die Flotte war ja so klein, daß wir nur durch das Zusammenschrapen der Schulschiffe, Versuchsschiffe, Minensuchschiffe und anderer Simulaker größere Gefechtsbilder zustande bringen und Parteien gegeneinander manövriren lassen konnten.

Nun begann das Operiren im größeren Verband. Dabei fiel eine Reihe von bis dahin wert gehaltenen Exerzierformationen ohne wei-

teres hinweg, auch Keil und Karré. Wir fanden 1892/4 unsre Lineartaktik. Dabei kam es darauf an, den Gegner, wie immer er sich bewegte, auf der Mitte unsrer Linie zu halten. Wir fanden ferner unsern Geschwadergrundsatz. Bisher hatte keinerlei Theorie der Seeschlacht und keine Klarheit darüber bestanden, welche Schiffsmenge die kampfkräftigste Geschwadereinheit abgäbe. Mit Rücksicht auf das Wesen der Lineartaktik einerseits, den Erfolg unsrer intensiven Ausbildungsarbeit anderseits durften wir als günstigste Norm für die in einer Linie fechtenden Verbände die Zahl von acht Schiffen aufstellen; beim Vorhandensein von mehr Schiffen wurden mehrere Geschwader gebildet, die in einer Kombination von Linien kämpfen sollten. So erwuchs aus der Taktik eine neue Organisation, die auf das Flottengesetz nachmals bestimmend eingewirkt hat. Auf Grund unsrer Ergebnisse habe ich auch den alten Namen „Linienschiff" wieder in die Kriegsmarine eingeführt.

Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß der eigentliche Sinn des Geschwadergrundsatzes zuweilen nicht voll aufgenommen wird. Die begreifliche Neigung des Flottenchefs, die gesamte Flotte auch als taktische Einheit zu leiten, trifft nur in gewissen Lagen das Richtige. Häufig wird dagegen erst eine gewisse Selbständigkeit der Geschwaderführer die höchste Leistung der Flotte hervorbringen. Je größer die Flotte ist, desto schwieriger wird ihre geschlossene Handhabung. Die Bewegungen werden dann unbehilflicher, und den Flottenchef verhindern leicht Rauch, Regen und vor allem Pulverdampf daran, die Lage der einzelnen Teile zu überblicken. Das ist der wichtigste Grund, weshalb wir das Geschwader als taktische Einheit hingestellt und damit den Geschwaderchefs und den gleichstehenden Gruppenführern das Recht gegeben haben, „den Umständen gemäß" zu handeln. Mit dem vollen Erfassen dieses Gedankens hängt auch das Bestreben zusammen, Organisation und Methode der Flotte dauernd auf die Heranbildung von Führerpersönlichkeiten einzustellen.

Bald nach uns sind alle Marinen zu einer Art von Lineartaktik übergegangen und haben unsern Geschwadergrundsatz übernommen. So mag es die Heutigen befremden, daß zu Anfang der Neunziger Jahre noch keine Flotte der Welt klare Grundsätze vertrat, daß z. B. die Frage „Keil und Karré" in der damaligen Fachliteratur noch eine erhebliche Rolle spielte; während doch schon der Athener Phormio mit

seiner Linie die nach Landbegriffen auch zur See Karré bildenden Spartaner unter Brasidas besiegt hatte. Während wir auf dem „kleinen Exerzierplatz" vor der Kieler Föhrde diese Dinge empirisch fanden, entwickelte sie gleichzeitig theoretisch aus der Geschichte der amerikanische Admiral Mahan, den ich später, als ich sein Buch kennen lernte, auf dies seltsame Zusammentreffen hinwies.

Die Engländer schienen mir damals in der Taktik sehr zurück zu sein, wovon der Tryon-Prozeß infolge des Unterganges der „Victoria" eine Vorstellung gab. Die Engländer hatten eben die Taktik nicht nötig. Die Schlacht von Trafalgar hatte jeden Wettbewerb in der Seegewalt ausgeschaltet, und so stand von da an der Seekrieg, wie in der Praxis, so auch in der theoretischen Fortbildung still, während zu Lande das Gleichgewicht der Mächte die Kriegswissenschaft rege erhielt. Mit ihrer erdrückenden Übermacht konnte die britische Flotte jeden Gegner so oder so zusammenschießen. In einer solchen Lage waren wir nicht. Durch unser Beispiel wurden dann freilich auch die Engländer gezwungen, zu arbeiten und den Seekrieg geistig wieder zu durchdringen. Zunächst haben sich die Engländer noch wenig um die kleine deutsche Flotte gekümmert. Erst durch Dienstschriften, die gestohlen waren oder von einem gesunkenen Torpedoboot stammten, sind die Engländer auf unsre Arbeit aufmerksam geworden. Seit etwa 1896 begann in der britischen Marine das Gefühl, daß wir Gegner seien, und seit sie uns so ansahen, haben sie uns auch studiert und namentlich im Manöver ähnliche Wege eingeschlagen. Sie werden es nie eingestehen, daß sie in dieser Hinsicht bei uns in die Schule gingen; es ist aber so, und wir waren uns auch schon damals bewußt, daß die britische Flotte den neuen Geist ihrer Entwicklung durch uns bekommen hat. Es war ein Abbild der deutschen Stellung in der Welt, daß eine Marine, die noch so gut wie keine Schiffe besaß, methodisch führte. Wir mußten entweder Schiffe nachbauen oder unsre Gedanken Fremden leihen. Wir haben gebaut, und waren an Güte der Schiffe wie der taktischen Leistung, nur nicht an Masse, auch im Weltkrieg noch den Engländern überlegen, obwohl da die Zeit ihrer taktischen Erstarrung und ihrer unklaren Manöver längst vorüber war.

Jene Jahre umfassen meine beste Leistung, die Erfüllung der Flotte mit militärischem Gehalt. Aber dem taktisch-strategischen Teil meines Lebenswerks fehlt, wie allen übrigen, der Stempel des letzten Erfolges.

Das unbegründete Prestige der britischen Flotte hat den an der Spitze Deutschlands stehenden Männern den Mut geraubt, zu Anfang des Kriegs, als die deutsche Flotte die besten Aussichten hatte, sie um den Sieg kämpfen zu lassen. Die Schlacht vor dem Skagerrak ist, durch Dunkelheit unterbrochen, nicht bis zu Ende durchgeschlagen worden, in welchem Falle sie nach meiner Meinung Aussicht darauf geboten hätte, der Weltgeschichte ein anderes Antlitz zu geben. Der deutschen Flotte ist das bitterste Schicksal zuteil geworden, und mir blieb es versagt, mit ihr hinauszufahren.

Siebentes Kapitel

Flottenpläne

1

Aus den taktischen Erkenntnissen ergab sich von selbst eine bestimmte wünschenswerte Zusammenstellung von Schiffsmaterial. So verdichtete sich unsre in „Dienstschriften" niedergelegte Oberkommando-Tätigkeit auch in konkreten Vorschlägen für den Bau einer Hochseeschlachtflotte. Als ich später aus Ostasien zurückkam und das Staatssekretariat übernahm, gab ich auf die Frage: „was bringt man im Reichstag ein?" zur Antwort: „das, was die neunte Dienstschrift enthält".

Trotz der taktischen Ergebnisse der Dienstschriften und ihrer Anerkennung durch den Kaiser arbeitete das Reichsmarineamt unter Hollmann noch auf den Kreuzerkrieg hin, drängte auch den Kaiser in dieser Richtung und vertrat dieselbe Anschauung im Reichstag, allerdings ohne System, sodaß der Reichstag nach wie vor nicht sehen konnte, wo hinaus die Marine wollte.

Im Winter 1894/5 sollte einer Reihe von Reichstagsabgeordneten im Potsdamer Schloß ein Marinevortrag gehalten werden; zuerst hatte ich ihn übernehmen sollen, dann entschloß sich der Kaiser, ihn selber zu halten. Ich erfuhr, daß der Kaiser uneingeschränkt im Sinn des Kreuzerkriegs sprechen und den Reichstag in dieser Richtung beeinflussen wollte. Am Tage vorher hatte zufällig das Oberkommando Vortrag; ich benutzte die Gelegenheit, um dem Kaiser den Inhalt der einen Dienstschrift vorzutragen, wonach die Schlacht Ziel und Schwerpunkt unsrer taktischen und auch organisatorischen Entwicklung sein müsse. Der Kaiser war verstimmt, vielleicht weil sein Vortragskonzept dadurch gestört wurde; er fragte mich: „Warum hat denn Nelson immer nach Fregatten gerufen?" Ich antwortete: „Weil er eine Schlachtflotte hatte." Immerhin bewirkte mein Vortrag, daß der Kaiser am folgenden Tag nicht nur über den Kreuzerkrieg, sondern auch über die Schlachtflotte vor den Abgeordneten sprach, die nun allerdings erst recht nicht wußten, worauf man abzielte. Ein Teil des Reichstags verhielt sich mißtrauisch

und ablehnend gegen „persönliche Flottenlaunen"; der Marinereferent in der Kommission Herr von Leipziger aber stöhnte an jenem Abend in Potsdam ganz offen mir gegenüber: „Wenn wir nur wüßten, welchen Weg man eigentlich gehen will."

Wegen neuer Reibungen mit dem Marineamt erbat ich Herbst 1895 meine Abkommandierung. Mein Nachfolger wurde Admiral v. Diederichs, und an die Spitze des Oberkommandos selbst trat Admiral v. Knorr, ohne daß indeß die Reibungen und der Wirrwarr dieser Jahre sich verringerten. Im Dezember 1895 reichte das Oberkommando eine Denkschrift über den erforderlichen Flottenbau ein; ich erhielt vom Kaiser Befehl, mich unmittelbar dazu zu äußern, was um die Jahreswende 1895/6 schriftlich und mündlich geschah.

Zwei Gedankengänge bildeten sich damals heraus: die taktische Notwendigkeit einer Schlachtflotte, wenn wir überhaupt auf Seegeltung losstrebten und mit Zweck und Nutzen Schiffe bauen wollten; und die politische Notwendigkeit, für die unaufhaltsam und reißend anwachsenden deutschen Seeinteressen eine sie schützende Flotte zu schaffen. Die Flotte erschien mir niemals als Selbstzweck, sondern stets als eine Funktion der Seeinteressen. Ohne Seemacht blieb die deutsche Weltgeltung wie ein Weichtier ohne Schale. Dem Handel mußte die Flagge folgen, wie das andere, ältere Nationalstaaten längst begriffen hatten, als es bei uns erst zu dämmern begann; wie die Fortnightly Review 1893 bündig und richtig geschrieben hatte: „Der Handel erzeugt entweder eine Marine, welche stark genug ist, ihn zu schützen, oder er geht in die Hände von fremden Kaufleuten über, welche solchen Schutz genießen."

Eine gewisse Sorg- und Ahnungslosigkeit, das Vorherrschen innerer wirtschaftlicher und sozialer Händel verdunkelten der Masse des deutschen Volks noch diese Notwendigkeit. Der Kaiser hatte sie erkannt, wozu ihm sein häufiger Aufenthalt in England, wo er sich wie seine Geschwister halb zuhause fühlte, dienlich war. Indessen wurde das Bestreben des Kaisers, den Sinn für Marineentwicklung zu wecken, beeinträchtigt durch seine Neigung zu geräuschvollem und verfrühtem weltpolitischem Auftreten, durch die vom Volk durchgespürte Schwierigkeit für ihn, sich in der Welt der Wirklichkeiten zu bewegen. Der Flottengedanke wurde im Volk noch vielfach mit Mißtrauen aufgenommen. Die Deutschen spürten, verwöhnt von dem Glück, in das die

Bismarcksche Reichsschöpfung und das plötzliche Umsichgreifen unserer so lange zurückgestauten wirtschaftlichen Tüchtigkeit uns versetzt hatte, noch nicht genügend, daß unsre Entfaltung auf dem breiten Rücken des britischen Freihandels und der britischen Weltherrschaft sich auf Widerruf vollzog. Dem Wachstum unsrer Industrie verdankten wir das Wachstum unsrer physischen und materiellen Stärke. Wir nahmen jährlich fast um eine Million Menschen zu, das heißt gewannen auf dem unveränderlich engen Spielraum der heimischen Scholle alljährlich etwas, das dem Zuwachs einer Provinz gleichkam, und dies alles beruhte auf der Aufrechterhaltung unsres Ausfuhrhandels, der mangels eigener Seemacht ausschließlich vom Belieben der Fremden, d. h. der Konkurrenten abhing. Wir mußten nach Bismarck „entweder Waren ausführen oder Menschen", und es handelte sich bei dem Entschluß, Seemacht zu bilden, letzten Endes um nichts anderes als um den Versuch, eine sich nicht in eignen Siedelungskolonien, sondern in heimischen Werkstätten vermehrende Bevölkerung deutsch zu erhalten.

Es war die Frage, ob wir nach der fast schon vollendeten Aufteilung der Erde nicht zu spät daran wären; ob überhaupt jene Entfaltung, der wir unsern Rang unter den Großmächten verdankten, künstlich und auf die Dauer unhaltbar wäre, ob dem raschen Aufstieg nicht ein furchtbarer Niedergang folgen müßte. Die leicht zuzuschlagende „Offene Tür" war für uns dasselbe wie für die übrigen Weltmächte ihre weiten Flächen und unerschöpflichen Naturschätze. Dies und dazu unsre eingezwängte und gefährdete festländische Lage bestärkte mich in der Überzeugung, daß keine Zeit zu verlieren wäre, um den Versuch der Seemachtsbildung zu beginnen. Denn nur eine Flotte, welche Bündniswert für andere Großmächte darstellte, also eine leistungsfähige Schlachtflotte, konnte unsrer Diplomatie dasjenige Werkzeug an die Hand geben, das, zweckentsprechend genützt, unsre festländische Macht ergänzte. Ziel mußte sein die Errichtung einer Mächtekonstellation zur See, die Schädigungen und Angriffe auf unsre wirtschaftliche Blüte unwahrscheinlich machen und den trügerischen Glanz unsrer damaligen Weltpolitik zu einer wirklich selbständigen Weltstellung umwandeln würde.

Um dies dem deutschen Volk begreiflich zu machen, mit der angesichts der ausländischen Eifersucht gebotenen Zurückhaltung im Ausdruck, hielt ich eine Aufklärung im großen Maßstab für notwendig; die Frage war,

ob diese Aufklärung mangels anderer hierfür tätiger Kräfte von der Marineverwaltung selbst in die Hand genommen werden sollte.

Die Gedankengänge jener Tage möchte ich durch Wiedergabe eines mit Altmeister Stosch damals geführten Briefwechsels verdeutlichen.

Kiel, 21. 12. 1895.
Schwanenweg 25.

Euer Excellenz

beehre ich mich gehorsamst die Bitte auszusprechen, mir mit einigen Worten zu sagen, ob nachstehender Gedankengang der Ansicht und den langjährigen Erfahrungen Euer Excellenz entspricht.

Es handelt sich in der Hauptsache um die Frage, ob ein größerer Zusammenschluß der Seeinteressen des Reiches als bisher anzustreben und ob als Kristallisationspunkt das Reichs-Marine-Amt zu nehmen ist. Wenn ich die diesbezügliche Politik, wie Euer Excellenz Chef der Admiralität waren, richtig übersehe, so haben Euer Excellenz s. Z. nach obigem Gesichtspunkt verfahren. Historisch betrachtet ist es der Standpunkt, den Colbert und Richelieu ihrer Zeit einnahmen, als es ihnen darauf ankam, Frankreichs Macht und Wirtschaftssphäre rasch nach dieser Richtung zu erweitern. Wäre für Deutschland dieser Zweck erreicht, so wird das Großwerden der Teilinteressen von selbst wieder zur Lockerung unter einander führen. Bis 1866 lagen unsere Seeinteressen völlig darnieder: Seehandel, Exportindustrie, transatlantische Kolonien, Seefischerei, transatlantisches Deutschtum, Kriegsmarine. Was hiervon vorhanden war, hatte den Charakter der Parasitenexistenz. Von diesem Ausgang ist noch vieles übrig geblieben. Meiner Ansicht nach sinkt Deutschland im kommenden Jahrhundert schnell von seiner Großmachtstellung, wenn jetzt nicht energisch, ohne Zeitverlust und systematisch diese allgemeinen Seeinteressen vorwärts getrieben werden. Nicht zu geringem Grade auch deshalb, weil in der neuen großen nationalen Aufgabe und dem damit verbundenen Wirtschaftsgewinn ein starkes Palliativ gegen gebildete und ungebildete Sozialdemokraten liegt.

Wir können diese Interessen nicht „freier Hand nach" (manchesterlich) entwickeln lassen, weil uns keine Zeit mehr für diese Methode geblieben ist. Freilich darf unser planmäßiges Vorgehen auch kein „geheimrätliches" sein. Auf eine gesunde Grundlage können die vorher genannten Interessen nachher nur gestellt werden durch Macht und zwar

Seemacht. Sonst fehlt die Courage, Checks auf die Zukunft auszustellen. Der „Parasit“ muß dem Prinzip nach wechseln mit dem „civis Germanus sum“. Eine besondere Schwierigkeit liegt darin, daß die Ausgaben für militärische Seemacht zeitlich vor dem vollen Überblick des daraus entstehenden wirtschaftlichen Nutzens gemacht werden müssen. Spießbürgertum und Krämergeist, der nur an den momentanen persönlichen Nutzen denkt, kommt hinzu.

Trotzdem glaube ich, daß in Deutschland eine wachsende Strömung zu Gunsten des vorstehend skizzierten Gedankenganges heute besteht. Diese umfassend und nachhaltig zu steigern, wird besondere Aufgabe der Zentralbehörde sein.

Nimmt man das Reichs-Marine-Amt als solche an, so erwächst der Vorteil, an eine Behörde angliedern zu können, welche von allen Reichs- pp. Behörden jetzt schon größere Seeinteressen in sich vereinigt, als jede der andern einzeln genommen, ferner an eine Behörde, deren Größe und Existenzberechtigung von den Seeinteressen überhaupt abhängt, da die Flotte nur eine Funktion derselben ist.

Es wäre nun die Frage: wird durch solche anzustrebende Angliederung die Gefahr geschaffen, daß die anderen nicht militärischen Seeinteressen zu sehr als Interessen zweiter Ordnung behandelt werden oder umgekehrt, daß die ausschließlichen Flotteninteressen durch den Druck und die größere Reklame der Ersteren zu kurz kommen?...

Ist ferner, nachdem seit 1883 ein grundsätzlich entgegengesetzter Standpunkt eingenommen worden ist, die anderen Interessen bei andern Behörden (Ausw. Amt, Reichs-Amt des Innern, der Post, den einzelnen Landesregierungen) sich recht, wenn auch mitunter schlecht, geholfen haben — noch Zeit und Möglichkeit vorhanden, eine Richtung im Sinne der größeren Zusammenfassung und damit größeren Kraftentfaltung der Seeinteressen einzuschlagen?...

Kurze Zeit darauf schrieb mir Stosch Folgendes:

12. 2. 96.

Haus Stosch,
Oestrich im Rheingau.

Mein lieber Admirall

... Heute komme ich mit einer Frage. Der Zorn der Engländer gegen uns, wie er bei Gelegenheit der Transvaal-Depesche (1896)

zum Ausbruch kam, findet dort seine Begründung in der Konkurrenz Deutschlands auf dem Weltmarkt. — Da nun die auswärtige Politik in England ausschließlich von Handelsinteressen geleitet wird, so müssen wir auf die Gegnerschaft jenes Inselvolkes rechnen. Dieselbe wird zur Tat, sobald es den Herren gelingt, sich der Nichtteilnahme Rußlands und Frankreichs zu versichern, und wir wieder irgendwie unbequem werden.

Was ich an englischen Abhandlungen in neuester Zeit gelesen, enthält durchweg die Anschauung: Deutschland machen wir mit einem Schlage kaput. Ich habe mir also die Frage vorgelegt, wie führen wir mit einigem Erfolg einen Seekrieg mit England? und ich wende mich an Sie mit der Bitte mir dieselbe zu beantworten. Ich bemerke übrigens, daß ich mir einen Kriegsplan zurechtgelegt habe, aber da ich auf Ihre maritimen Urteile Wert lege, bin ich sehr gespannt zu hören, was Sie vorschlagen. Wie ich in Berlin vernommen, ist Ihr Abgang nach Ostasien (als Geschwaderchef) ins Stocken geraten; man denkt am Ende daran, unsere dortigen Seestreitkräfte im Interesse der Heimat zu verringern. So hat man Ihnen Zeit gegeben, sich mit großen Fragen zu beschäftigen. Seien Sie gut und erfüllen Sie meine Bitte.

Adieu,

Ihr

v. Stosch.

Ich antwortete von Kiel aus am 13. Februar 1896:

Euer Excellenz

gütiges Schreiben vom 12. d. Mts. habe ich erhalten und beeile mich, dasselbe zu beantworten.... In Berlin haben sehr dringende und unerwartete Geschäfte meine dortige Zeit vollkommen ausgefüllt. Wie ich Eurer Excellenz ganz vertraulich und nur für Euer Excellenz Person mitteilen möchte, habe ich Gelegenheit gehabt, an allerhöchster Stelle Eurer Excellenz Ansichten als solche über die erforderliche Marine-Entwicklung zur Geltung zu bringen, und ist Hoffnung vorhanden, daß der Faden da wieder aufgenommen werden wird, wo er im Jahre 1883 abgebrochen wurde. Vielleicht darf ich Eurer Excellenz später einmal Näheres darüber mitteilen. Meine Kommandierung nach Asien ist, wie Euer Excellenz schon wissen, ins Schwanken gekommen. Ich

bin für meine Person sehr betrübt. Es war mein brennender Wunsch hinauszugehen, auch wäre es für mein Nervensystem gut gewesen, einmal auf Jahr und Tag aus aufreibender geistiger Tätigkeit herauszukommen und recht fern von Madrid zu weilen. Ich muß jetzt abwarten, wie das Geschick für mich sich entscheidet.

Hinsichtlich der Transvaalfrage bin ich entgegen der öffentlichen Meinung und entgegen der Leitung unserer Politik der Ansicht, daß wir falsch gehandelt haben[1]). England läßt eine Brüskierung durch Amerika, weil sie eine spätere Sorge in sich schließt und vor allem, weil Amerika ein unangenehmer Gegner ist, laufen und Deutschland zahlt die Zeche, weil es z. Zt. jeder ins Gewicht fallenden Seemacht entbehrt. Unsere Politik rechnet als reale Unterlage zur Zeit nur mit der Armee, diese wirkt direkt aber nur auf unsere Landesgrenzen, darüber hinaus nur mittelbar durch den von hier aus übertragenen Druck. Unsere Politik versteht nicht, daß der Alliancewert Deutschlands selbst für europäische Staaten vielfach nicht in unserer Armee, sondern in der Flotte liegt. Beispielsweise: wenn Rußland und Frankreich in einer Frage gegen England stehen. Das Hinzutreten unserer jetzigen Flotte ist dafür von zu geringer Bedeutung. Faßt England aber seine Politik nach Pitt'schem Muster auf, so wird es unsere Feindschaft lieber sehen als unsere strikte Neutralität. In ersterem Falle sind wir unter allen Umständen ein höchst wertvolles Objekt, im Falle der Neutralität würden wir außerordentlich als Konkurrent Englands gewinnen. Das weiß man in England auch ganz genau. Unserer Politik fehlt bis jetzt vollständig der Begriff der politischen Bedeutung der Seemacht. Wollen wir aber gar unternehmen, in die Welt hinauszugehen und wirtschaftlich durch die See zu erstarken, so errichten wir ein gänzlich hohles Gebäude, wenn wir nicht gleichzeitig ein gewisses Maß von Seekriegsstärke uns verschaffen. Indem wir hinausgehen, stoßen wir überall auf vorhandene oder in der Zukunft liegende Interessen. Damit sind Interessenkonflikte gegeben. Wie will nun die geschickteste Politik, nachdem das Prestige von 1870 verraucht ist, etwas erreichen ohne eine reale, der Vielseitigkeit der Interessen entsprechende Macht? Weltpolitisch vielseitig ist aber nur die Seemacht. Darum werden wir, ohne daß es zum Kriege zu

[1]) Durch die Krügerdepesche.

kommen braucht, politisch immer den kürzeren ziehen. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß England den Glauben wohl etwas verloren hat, daß wir unsere Armee zu seinen Gunsten gegen Rußland ins Feuer schicken. Umgekehrt kann England Rußland schon sehr erhebliche Konzessionen z. B. in Ostasien machen, wenn Deutschland die Zeche zahlt. In letzterem Umstand liegt die Gefahr, wenn wir z. Zt. in einen Konflikt verwickelt werden, der Rußland, Frankreich und England betrifft. Wenn wir auch sagen wollten, wir führen keinen Krieg wegen transatlantischer Interessen, so sagen dasselbe nicht die anderen drei Staaten und so arbeiten wir fortgesetzt im politischen Nachteil.

Es läßt sich über diese Frage sehr viel mehr sagen. Ich wollte aber doch wenigstens angedeutet haben, daß ich meine Ansicht über die augenblickliche Transvaalfrage nicht ohne Überlegung gewonnen habe. Freilich habe ich dieselbe Ansicht gehabt, sobald ich nur die Depesche an den Präsidenten Krüger in der Zeitung las. Dieselbe war obendrein nicht geschickt redigiert, denn da England bei Konventionen dieses Staates mit dem Auslande das Billigungsrecht hat — was wir nicht bestreiten — so waren wir nicht in der Lage, dem Transvaal *unsere* Hilfe anzubieten.

Dieser Vorfall kann dennoch sein Gutes haben, und ich würde, um unserem Parlament die Augen zu öffnen, eine etwas größere Blamage für uns in diesem Sinne sogar für nützlich halten. Erstens, daß die Anglomanie an gewissen Stellen definitiv aufhört und zweitens, *daß unsere Nation sich aufrafft, eine Flotte zu schaffen,* wie dieselbe etwa in Dienstschrift IX. entwickelt wurde. Diese Vorlage soll tatsächlich im nächsten Etat gemacht werden. Staatsregierung und die Spitzen des Parlaments sehen freilich keine Aussicht auf Erfolg. Indem die Marine rückhaltlos den militärischen und politischen Wert unserer jetzigen Flotte darlegt, hat sie wenigstens ihre Schuldigkeit getan, und die Geschichte wird andere Leute zur Verantwortung ziehen müssen.

Ich bin also der Ansicht, in den nächsten zwölf Jahren eine zeitgemäße Flotte zu schaffen, deren Stärke sich dem Sinne nach noch garnicht weit von Ew. Excellenz erster Denkschrift 1872 zu entfernen braucht. . . . .

Mitten in diesen Briefwechsel waren Jamesons Freischärlerzug gegen die Burenrepublik und die Krügerdepesche hereingepoltert. Der englische Ausbruch von Haß, Neid und Wut gegen Deutschland, welchen die Krügerdepesche auslöste, hat mehr als irgend etwas Anderes dazu beigetragen, breiteren Schichten des deutschen Volkes über unsre wirkliche Lage und die Notwendigkeit des Flottenbaues die Augen zu öffnen.

Während aber die deutsche öffentliche Meinung der Krügerdepesche zujubelte und sich in den nächsten Jahren in immer wiederholten Scheltefeldzügen gegen England Luft machte, hielt ich die Krügerdepesche selbst und alle später folgenden Herausforderungen Englands für bedauerlich und gefährlich. Es verriet sich in ihnen weitgehende Verkennung Englands, seiner Macht und unsrer Ohnmacht. Der ohnehin schwierige, weil verspätet unternommene Versuch der Seemachtsbildung wurde dadurch weiter gefährdet, wenn auch Englands damalige Isolirung und seine eigenen Schwierigkeiten mit den Buren die Gefahrenzone, durch die wir beim Flottenbau hindurchmußten, zunächst den Blicken verdeckten.

Ich stehe noch heute auf dem Standpunkt, daß der Versuch gar nicht unterbleiben konnte, durch den Bau einer Flotte uns zur wirklichen weltpolitischen Freiheit hindurchzuarbeiten. Dem deutschen Volk wird es in den auf den Weltkrieg folgenden Jahrzehnten nicht erspart bleiben, die Gegenprobe zu erleben und zu erfahren, was es heißt, dem Belieben der Angelsachsen ausgesetzt zu sein. Wer freilich davon überzeugt ist, wir seien von Natur oder infolge unsres geschichtlichen Zuspätkommens überhaupt ungeeignet, Seemacht zu bilden, und hätten uns infolgedessen von vornherein in die britische Vormundschaft fügen sollen, der muß zu einer Verurteilung meiner damaligen Gedankengänge gelangen. Wenn ich nicht den Glauben an die große Zukunft des deutschen Volkes auf der Erde gehabt hätte, würde ich nicht die Kraft besessen haben, ihm eine Flotte zu bauen. Insofern habe ich mich vielleicht getäuscht, wenn ich auch überzeugt bin, daß bei einer Politik der größeren Vorsicht einerseits, der größeren Tatkraft anderseits dieser Versuch, zur weltpolitischen Freiheit durchzudringen, gelungen wäre. Auch noch im Weltkrieg hatten wir bei anderer Führung wohlbegründete Aussicht, uns zu behaupten. Wollte man aber die Flotte *nicht* bauen und von den Neunziger Jahren ab den Weg des Verzichtes beschreiten, dann hätten wir auch Handel und Industrie freiwillig zurückschrauben, unsre Aus-

wanderung wieder in Fluß bringen und unsre Auslandsinteressen verkümmern lassen müssen. Dann hätten wir, wie Lichnowsky sagt, den „Angelsachsen und den Söhnen Jahwehs" das Feld überlassen und uns mit dem alten Ruhm begnügen müssen, das Salz der Erde, der Völkerdünger zu sein. Eine Illusion aber war und ist es zu glauben, die Engländer hätten uns im Zustand der Flottenlosigkeit etwa mehr geschont und unsern wirtschaftlichen Auftrieb ungehemmt sich weiter vollziehen lassen. Sie hätten uns dann wohl schon früher Halt geboten. Darüber konnte sich, wer die Engländer kannte, nicht im Zweifel sein. Die Vernichtungsrufe in der englischen Publizistik der Neunziger Jahre waren bei weitem nicht das einzige Anzeichen dafür, daß der unbequeme, aber ohnmächtige deutsche Wettbewerber bei der ersten sicheren Gelegenheit niedergeschlagen werden würde. Der Deutsche, der gutgläubig es für sein Recht hielt, sich friedlich auf der Welt auszubreiten und allerorten namentlich den englischen Einfluß zu überflügeln, versetzte sich im Allgemeinen nur ungenügend in das Gefühl der älteren Besitzer, die in uns den Eindringling erblickten; auch von der eigentümlichen Zusammensetzung der englischen Macht, von ihrer Fähigkeit, mit geistigen und materiellen Machtmitteln das Deutschtum einzufesseln, hatte man bei uns eine ganz unzulängliche Vorstellung, bis der Weltkrieg die Wirklichkeit enthüllte.

3

Der Plan einer deutschen Schlachtflotte ist noch ohne Gedanken an einen Krieg mit England gefaßt worden. Es wäre politisch wie strategisch hirnverbrannt erschienen, die Möglichkeit eines späteren Angriffs auf England zu erwägen. Vor dem Jahr 1896, namentlich unter Caprivi, war, wie bemerkt, die Vorstellung beliebt gewesen, England als maritime Ergänzung des Dreibunds gegen Frankreich und Rußland aufzufassen. Auch Verteidigungsmaßnahmen gegen England zu entwerfen, lag damals kein Anlaß vor. Der von mir ausgearbeitete Operationsplan von 1895 faßt den Zweifrontenkrieg ins Auge und rechnet bei allen seinen Einzelheiten mit einem neutralen England. Ich ging von der Voraussetzung aus, daß wir den Krieg gegen Frankreich nicht als Kreuzerkampf, sondern mit einer Seeschlacht eröffnen sollten. Hier liegt der Ursprung unsres Schlachtflottenbaues, der dann zu Anfang des Jahres 1896 durch die unvermuteten Drohmaßnahmen

der britischen Flotte, sowie durch die immer unverhüllter hervorbrechende Handelseifersucht freilich bald eine englische Front zu der französischen hinzugewinnen mußte. Die Engländer stellten nach der Krügerdepesche ein fliegendes Geschwader eigens gegen uns in Dienst. Dies warf in unsre Flottenbau-Überlegungen einen neuen Gesichtspunkt und war die Veranlassung, weshalb Stosch seinen Operationsplan zur Verteidigung gegen England ausdachte, den er im privaten Meinungsaustausch mit mir erörtert hat. Der erste amtliche Operationsplan gegen England ist im Admiralstab erst im Lauf des zwanzigsten Jahrhunderts bearbeitet worden.

Wie fern der Marine vorher diese englische Belastung lag, wie völlig wir durch die Arbeit für den Zweifrontenkrieg in Anspruch genommen waren, zeigt unser Verhalten gegenüber dem Vertrag, der uns 1890 Helgoland im Austausch gegen Sansibar usw. erwarb. Die Marine legte keinen großen Wert auf die Erwerbung Helgolands. Ich selbst hatte allerdings schon 1870 in einem Brief an meinen Vater, der eine Art von erstem Flottenplan enthielt, auch Helgoland gefordert. Aber die Möglichkeit, die noch 1870 einem französischen Geschwader gegeben war, dort zu ankern, war nicht mehr zu befürchten, seitdem wir Torpedos hatten. An den Wert Helgolands in einem Krieg mit England aber dachten wir überhaupt nicht. Die Bedeutung der Insel für die Seekriegsführung entstand eigentlich erst, als ich den technisch gewagten Entschluß faßte, einen Hafen aus ihr zu machen, der (1906) den Felsen zum Stützpunkt für Seestreitkräfte erhob und eine enge Blokade unsrer Küste erschwerte.

Caprivi's Grund bei der Erwerbung Helgolands war also nicht sowohl dessen militärische Bedeutung, der wir kaum Beachtung schenkten, wie vor allem der Wunsch, sich mit England gut zu stellen[1]. Die erheblichen Zugeständnisse in Afrika, die er für Verbesserung eines „Schönheitsfehlers" der deutschen Küste darangab, erregten damals in Deutschland Entrüstung. Ich persönlich habe den Wert Sansibars im Jahre 1890 nicht sehr hoch eingeschätzt, da bei günstiger Entwicklung Deutsch-Ostafrikas der Handel an der Insel vorbei nach dem Festland streben mußte.

---

[1]) Die Marine nahm den neuen Besitz insofern sogar mit geteilten Empfindungen entgegen, als seine Befestigung zunächst der Flotte für die damalige Zeit unverhältnismäßig große Summen entzog.

Zur Zeit jenes Briefwechsels mit Stosch war ich schon zum Staatssekretär ausersehen. Als aber Hollmann im Reichstag ein Vertrauensvotum erhielt, zögerte der Reichskanzler Fürst Hohenlohe mit einem Personalwechsel. Zu Ostern 1896 erhielt ich meine Kommandirung als Chef der ostasiatischen Kreuzerdivision und damit das Glück, vor Übernahme des Reichsmarineamts und Inangriffnahme des Flottenbaus noch einmal einen Blick in die überseeischen Interessen des Deutschtums zu tun. Ich nahm aus Berlin den Auftrag mit, an der chinesischen Küste einen Platz auszusuchen, wo Deutschland einen wirtschaftlich-militärischen Stützpunkt errichten könnte.

Achtes Kapitel
Tsingtau

1

An der Aufschließung Chinas für den Welthandel beteiligte sich deutsche Arbeit an führender Stelle, durfte aber bei der Mandschuregierung auf kein besonderes Verständnis dafür rechnen, daß Deutschland ein freundschaftliches Interesse an der Aufrechterhaltung der chinesischen Unabhängigkeit besaß. Der Mangel eines Stützpunktes schob uns, von allem andern abgesehen, schon darum in's Hintertreffen, weil der einzige Machtfaktor, der die deutsche Arbeit schützte und auf die fremdenfeindlichen Behörden Eindruck machte, unser fliegendes Geschwader, mit Sein oder Nichtsein von den Hongkonger Docks und damit von der britischen Gnade abhing. Sollte der deutsche Handel immer mehr aufhören, ein Zwischenträger zwischen englischen und chinesischen Erzeugnissen zu sein, und deutsche Waren auf den asiatischen Markt werfen, so bedurfte er ebenso wie unser Geschwader eines eigenen Hongkongs.

Die drei mir aufgegebenen Orte waren A m o y, ein dichtbevölkertes Inselchen mit Vertragshafen nordöstlich von Hongkong, die nördlich davon gelegene öde S a m s a bucht und die T s c h u s a ninseln an der östlichen Spitze Chinas bei Schanghai. Tsingtau (Kiautschou), von dem auf Grund Richthofenscher Empfehlung früher einmal die Rede gewesen war, wurde mir als „fallen gelassen" bezeichnet, weil es zu weit nördlich und außerhalb der großen Handelsstraße läge; auch mein Amtsvorgänger hatte 1895 Tsingtau für unbrauchbar erklärt. Außerdem wurden Auswärtiges Amt und Reichsmarineamt bei ihrer Vorliebe für Amoy durch politische Gründe bestimmt; man fürchtete nämlich russischen Einspruch gegen eine Festsetzung im Norden, während auf die Tschusáninseln ein britisches Vorkaufsrecht bestand.

Noch vor eigenem Augenschein gelangte ich durch Befragung zahlreicher Techniker und Kaufleute, sowie aus der Literatur, zu der Über-

zeugung, daß alle drei mir aufgegebenen Orte ungeeignet wären und daß für den auch hier zu spät gekommenen Deutschen, nachdem die Briten schon in den Vierziger Jahren die ganze Küste abgesucht hatten, außer Vertragshäfen und Tschusan überhaupt nur noch die ungefaßte Perle Tsingtau in Frage käme. Ein Stützpunkt mußte für die Flotte brauchbar sein, wirtschaftliches Aufblühen verheißen und eine spätere Verteidigung ermöglichen. Hauptbedingung war mir die wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit; eine rein militärische Basis zu schaffen schien mir nicht geraten.

In der Samsabucht fand ich bei späterer Ortsbesichtigung eine schmale Einfahrt, in welcher ein gefährlich starker, wirbelreicher Strom herrschte; grüne Inseln, die in der riesigen Bucht lagen, verwandelten sich bei Eintritt der Ebbe in steile Felsenzinnen. Rings war das öde Haff von Gebirgen umgeben, die nur mit Saumtieren beschritten wurden. Wie sollte diese Fieber- und Typhusbucht je mit der Halbmillionenstadt Futschou in Wettbewerb treten können, welche nicht weitab jenseits der Berge am Minfluß den Handel aufnahm!

Die Tschusan-Inseln eigneten sich zur Verteidigung so wenig wie Samsabucht oder Amoy. Vor allem aber: sie lagen vor Schanghai ähnlich wie Helgoland vor Hamburg. Der Handel strebte an ihnen vorbei. Verwicklungen mit England waren außerdem wahrscheinlich, wenn wir darauf losgingen.

Amoy, ein englisches „Settlement", das wegzunehmen uns kein Recht zustand, versprach wirtschaftlich geringen Nutzen. Es war noch Ausfuhrort für Kulis nach Manila; sein Teehandel im Sinken; seine für die Segelschiffe wichtige Lage zu den Monsuns durch die Dampfschiffahrt mehr und mehr entwertet; das Ganze im Rückgang.

In Tsingtau bestand die Möglichkeit Befestigungen zu schaffen. Eine geschlossene Bucht war da; das nördliche Klima von Vorteil. Das Fehlen einer Wasserstraße, eine arme übervölkerte Provinz als Hinterland schreckten nicht ab, da überwiegende Anzeichen ungewöhnlicher Entwicklungsfähigkeit vorlagen. Alle Nachrichten wiesen in dieselbe Richtung. Kurz, ich sah mich, wenn Tsingtau nicht mit in Betracht kommen sollte, vor eine unmögliche Wahl gestellt.

Eines Tages traf ich beim Spaziergang am Tschifuer Strand den Kommandanten des „Iltis", Kapitänleutnant Braun, meinen alten Flaggleutnant, mit dem ich elf Jahre zusammen gearbeitet hatte und der

auch noch auf der Ostseestation meine rechte Hand gewesen war. Wir waren aufeinander eingespielt und er verstand mich sofort, studierte meine Vorarbeiten und kam andern Tags an Bord mit den Worten, es wäre ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Ich freute mich über sein Urteil, das einzig maßgebende, das ich in jener Lage noch einholen konnte, und erwiderte ihm, ich würde ihm eine Order schreiben, er sollte nach Tsingtau gehen, erforschen und melden.

Er ging hinaus, wurde bei dieser Gelegenheit vom Taifun erfaßt und ertrank mit dem „Iltis". Ich war nun genötigt, die Segelorder nach Berlin zu schicken, in welcher der Befehl für Braun zur Untersuchung der Bucht von Kiautschou enthalten war. Nun sagte ich mir, ich müßte auch einen Schritt weitergehen, und, obwohl ich bei der europäischen Konkurrenz das Aufsehen lieber nicht erregt hätte, fuhr ich selbst mit dem Flaggschiff „Kaiser" nach Kiautschou.

Vorher traf ich in Tschifu den neuen Gesandten, Herrn von Heyking, der denselben Auftrag, wie ich, hatte, mit seiner Gemahlin; ich forderte ihn zu einer dienstlichen Besprechung unter vier Augen auf und merkte bald, daß ich damit eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, da die kluge Frau, die spätere Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten", der wichtige Mitarbeiter ihres Mannes war. Heyking berichtete, der Kaiser hätte ihm in Potsdam gesagt, nun hätte er seinen besten Gesandten und seinen besten Admiral hinausgeschickt, da würden die beiden doch wohl zu einer Perzeption kommen; worauf er denn zielen wollte? Darauf hätte Heyking erwidert: „Auf Amoy". Ich fragte den Gesandten: „wie mochten Sie einen Ort nennen, den Sie nicht kennen?", worauf er sagte: „Ich konnte doch Seine Majestät nicht ohne eine positive Antwort lassen."

Darauf einigten wir uns, auf keinen bestimmten Ort ohne innere Überzeugung loszugehen, und ich setzte die Punkte, über die wir uns verständigten, schriftlich auf. Jeder sollte die Orte mit seinem Apparat untersuchen und danach wollten wir uns gemeinsam entscheiden, nachdem ich im Dezember meine Schiffe auf dem Hongkonger Dock — man mußte das Dock immer dreiviertel Jahre voraus belegen — hätte überholen lassen, um zu einer Besitzergreifung klar zu sein

Dann untersuchte ich Tsingtau und ging von da, um den Leuten Erholung im Norden zu gewähren, nach Wladiwostok. Einen alten Freund aus Fiume, den Finnen Virenius, traf ich hier als Kommandanten.

des russischen Flaggschiffes wieder. Er führte mich bei Zusammenkünften stets in einsame Gegenden, was mein deutsches Begriffsvermögen zunächst nicht verstand. Als ich aber einmal Admiral Alexejew, den nachmaligen Generalgouverneur der Mandschurei, bei mir hatte und Virenius als Bekannten behandelte, fragte der Admiral in sonderbarem Ton: „So, alte Bekannte?" worauf Virenius erblaßte und sich seitdem auffallend von mir zurückhielt. Alexejew mißtraute also seinem eigenen Flaggkapitän. Ein andermal hatte ich die internationale Gesellschaft und die Spitzen von Wladiwostok zum Bordfest eingeladen, als ich aus Berlin die Nachricht erhielt, der Zar sei deutscher Admiral geworden. Ich klopfte ans Glas und ließ den Zaren leben; der anwesende französische Admiral und die Seinen blieben kühl, die Russen waren gezwungen, es freundlich aufzunehmen.

Alexejew war ausgesprochener Franzosenfreund. Trotzdem hätte ich mich als Seeoffizier der Lächerlichkeit ausgesetzt, wenn ich im Gespräch das Bedürfnis nach einer deutschen Flottenstation nicht offen zugegeben hätte. Alexejew suchte mich auf die Tschusan-Gruppe hinzulenken, von seinem Standpunkt begreiflich, denn dann würden wir hier draußen dauernd gegen England gehangen haben. Ich ermittelte zuverlässig, daß die russische Marine den Erwerb Tsingtaus erwogen, aber als für russische Bedürfnisse überflüssig, ja lästig, wieder aufgegeben hatte. Dasselbe erfuhr ich über Peking, allerdings zugleich, daß der dortige russische Gesandte, trotz dieser Ablehnung durch seine Marine, mit Ansprüchen auf Tsingtau umging.

Heyking und die Berliner Stellen fühlten fortwährend in der Richtung des geringsten Widerstandes vor, die sie bei Amoy oder Samsa vermuteten. Das Oberkommando kam sogar wieder auf die Tschusan-Inseln zurück, wofür einen Augenblick lang der Austausch von Kamerun oder Samoa erwogen wurde. Ich warnte vor einer chinesischen Wiederholung der deutsch-britischen Transvaal-Zusammenstöße, falls wir uns in der Nähe von Schanghai niederließen, und berichtete über Tsingtau als einzig in Frage kommenden Platz, falls wir an der Erwerbung eines Stützpunktes in China festhielten.

Ende November bekam ich aus Berlin den Befehl, vor Amoy zu bleiben, das Dock abzubestellen, die Ablösung bei mir zu behalten und zu einer Aktion fertig zu machen. Auf meine erstaunte Erkundigung drahtete mir Heyking zurück, Berlin hätte angefragt, ob zwischen ihm

und mir Einverständnis erzielt wäre. Er hätte geantwortet: „Ja, Amoy"; die abweisende Haltung Chinas in Eisenbahnfragen gäbe uns zum Eingreifen freie Hand.

Ich lehnte nun die Verantwortung für diese Wahl ab. Jede Aktion hätte außerdem bei ungenügender Betriebsfähigkeit der Schiffe unternommen werden müssen. Die leidlichen chinesischen Befestigungen Amoys mit Kruppgeschützen und ein paar Tausend Mann Besatzung hätten wir wohl bezwungen; bedenklicher war die Einnahme der volkreichen Stadt; vor allem aber, wenn politische Verstimmungen mit England hinzutraten, konnte uns das Docken verweigert werden, dann hingen wir mit ausbesserungsbedürftigen Schiffen, auf denen das deutsche Ansehen in diesem Teil der Welt beruhte, hilflos in der Luft.

Tage vergingen, und endlich kam der Befehl, ich sollte nach eigenem Ermessen docken gehen. Von Amoy ist nie mehr die Rede gewesen. Mein Bericht, mit dem ich nach dem Untergang des „Iltis" die Lage hatte aufrollen müssen, war in den Streit der Meinungen zu Berlin hineingeplatzt, der Kaiser hatte einen Ortskenner zu sich befohlen, der mir Recht gab. Die technischen Ermittelungen des von mir für Tsingtau erbetenen Wasserbau-Sachverständigen sind in der Öffentlichkeit später als Ausgangspunkt der Erwerbung Kiautschous angesehen worden. Als dann zu Ende des Jahres 1897 mein Nachfolger, der Geschwaderchef v. Diederichs die deutsche Flagge dort hißte, holten die Russen ihr völkerrechtlich legendenhaftes „Recht der ersten Ankerung" (auf welches gestützt England nicht nur Tsingtau, sondern die ganze Welt beanspruchen könnte, weil überall schon Engländer geankert hatten) hervor, nicht wohl um uns ernstliche Schwierigkeiten zu schaffen, sondern um durch möglichst hochgeschraubten diplomatischen Einspruch sich sonstige Vorteile zu erkaufen. Daß die Russen uns lieber in den englischen Spielraum südwärts verschoben hätten und unsre Festsetzung in der Nähe von Peking, wo sie damals die erste Rolle spielten, weniger gern sahen, ist begreiflich; vor der festen Haltung des Kaisers wichen sie zurück.

2

Die Form der Pachtung hatte ich mir schon in Ostasien so zurechtgelegt, daß sie möglichst wenig nach gewaltsamem Eingriff aussah und den Chinesen erlaubte, das Gesicht zu wahren; zuletzt habe ich den Pachtvertrag in Berlin gemeinsam mit Herrn v. Holstein aufgesetzt.

Als Staatssekretär des Reichsmarineamts fiel mir nunmehr von 1898 ab die innere Eroberung des Neuerworbenen, die Rechtfertigung unseres Schrittes durch friedliche Kulturarbeit zu; es galt, mit mäßigem Kapitalsaufwand Werte zu wecken, deren Vorhandensein die Chinesen selbst nicht ahnten, und mit großem Zug in kleinem Rahmen zu zeigen, wozu Deutschland imstande wäre. Die sechzehn Jahre unserer Arbeit in Tsingtau, Torso geblieben und einer noch weit größeren Entwicklung, die wir vor uns hatten, für immer beraubt, haben sich der fremden Erdhälfte unverwischbar eingeprägt. Im Vergleich mit dem 55 Jahre älteren britischen Hongkong war die Entwicklung des öden Fischerortes zu einer Stadt von 60000 Einwohnern und wichtigem Hafenplatz trotz erschwertem Wettbewerbe geradezu stürmisch und doch in jeder Hinsicht gesund.

Die Größe des Gebiets war genau für unsere Bedürfnisse umschrieben. Ich empfahl, nur soviel zu nehmen, wie für künftige Befestigung und Ausbreitung der Siedelungs- und Fabrikanlagen erforderlich war. Das ganze Pachtgebiet wurde von uns enteignet. Ich hatte in Ostasien die großen Nachteile kennen gelernt, die eine schrankenlose Bodenspekulation in den dortigen europäischen „Settlements" mit sich gebracht hatte. Eine Frage, die ja auch in der Heimat des Studiums wert ist. Wir mußten uns für Tsingtau sofort entschließen. Ich kaufte daher den Leuten das Land zum damaligen Werte ab, vielleicht auch um eine Kleinigkeit teurer, um sie zufrieden zu stellen, was in Anbetracht der vorauszusehenden Wertsteigerung keine Bedeutung hatte. Die Leute konnten vertraglich auf dem Boden bleiben, solange sie wollten und wir das Land nicht brauchten. Außerdem hatten wir noch einen erweiterten Kreis um Tsingtau, die sogenannte neutrale Zone, durch welche wir Truppen marschieren lassen konnten, sodaß wir bei den Unruhen in Schantung unsere Hand über die nächste Umgebung gehalten haben.

Daß Tsingtau nicht dem Kolonialamt unterstellt wurde, habe ich grundsätzlich durchgesetzt. Die Sache mußte, wenn sie gedeihen sollte, in einer Hand bleiben. Die Marine hatte unmittelbare militärische Interessen dort, ferner Unterkunftsnotwendigkeiten, Docks, den Hafen usw. Reibungen mit einer besonderen Kolonialverwaltungsbehörde wurden besser vermieden. Da wir die Verantwortung für den ostasiatischen Stützpunkt übernommen hatten, war ich der Ansicht, daß wir geeigneter seien, auch die wirtschaftliche Entwicklung voran-

zutreiben. In demselben Sinne freilich, wie ich in meinem Brief an Stosch die Verknüpfung aller Seeinteressen in der Hand des Reichsmarineamts nur für zeitweilig wünschenswert erklärte, bis sich diese Interessen zu voller Kraft ausgewachsen haben würden, so hielt ich es für möglich, daß auch Tsingtau, wenn es einmal „fertig“ war, sich selber von der Marine ablösen würde. Aber der Zeitpunkt dazu war noch nicht gekommen. Die Reichsbürokratie war diesem eigenen Reich der Marine nicht unbedingt freundlich gesinnt. Das Auswärtige Amt zeigte eine gewisse Eifersucht; der schleunigst nach Tsinanfu gesetzte Konsul sorgte dafür, daß unser Einfluß nicht nach Schantung übergriffe.

Ich teile in wesentlichen Stücken Carl Peters' Urteil über unsere ursprüngliche Kolonialbureaukratie. Ihr anfängliches Versagen ist doppelt bedauerlich, weil der Deutsche als solcher das Zeug zum Kolonisator in hohem Grade besitzt. Auch versteht er es, die Eingeborenen zu befriedigen. Ich erinnere daran, daß Lettow-Vorbeck bei seinem Übertritt auf portugiesisches Gebiet von den Eingeborenen als Befreier begrüßt worden ist. Unsere Kolonien hätten sich jedenfalls in mancher Hinsicht günstiger entwickelt, wenn sie anfänglich mit militärischen Heimatsbehörden vereinigt gewesen wären. Für die Marine selbst wäre das natürlich eine zu große Belastung geworden. Erst wenn einmal das Flottengesetz fertig ausgeführt war, wollte ich meinem Nachfolger die Aufgabe hinterlassen, dem Bau von Stützpunkten näher zu treten. Vom Kolonialamt wurden diese nicht beachtet, und doch waren sie Vorbedingung für die Entwicklung eines etwa notwendig werdenden Kreuzerkriegs und vor allem für die Verknüpfung des überseeischen Deutschtums. Aber was hätte man, hiervon abgesehen, z. B. für die Verteidigung von Deutsch-Ostafrika mit leichter Mühe tun können, wenn man sich im Frieden mehr darum gekümmert hätte! Die Marine hat ja auch für die anderen Kolonien Arbeit und Blut gegeben. Für Tsingtau hatten wir nun eine große Reihe von Technikern und Beamten zur Hand, die wir aus dem großen Topf der Marine nehmen und ohne weiteres dahin zurückgeben konnten, falls sie sich als ungeeignet erwiesen, während das Kolonialamt nur ein bürokratisches Kopfstück war. Wir waren imstande, den Hafen, die Stadt, die Anlagen usw. selber zu bauen. Unsere Mannschaften haben im Pachtgebiet überall gearbeitet; wir konnten die Marinewehrpflicht beibehalten und was wir an Truppen dort brauchten (ein Seebataillon) war von vornherein

den Marineverhältnissen angepaßt; wir hatten Ärzte, die schon tropengewöhnt und geübt waren, Lazarette einzurichten usw. So fühlten wir uns nicht bei jedem Schritt durch Reichsschatzamt und Reichstag geknebelt, wie es beim Reichskolonialamt der Fall gewesen wäre.

In früheren Tagen war ein starker Handel nach der Kiautschoubucht gegangen, der mit dem Versanden des Hafens eingeschlafen war. Da wir innerhalb der gegen schweren Seegang geschützten Bucht Felsenriffe zum Ausbau eines Binnenhafens benutzen konnten, wurde dieser mit verhältnismäßig geringen Kosten gebaut. Dann wurden Kaianlagen und Docks geschaffen, die wir beliebig hätten vergrößern können. Tsingtau fing an, ein Einfuhrplatz für das in China stark gebrauchte Petroleum der Sunda-Inseln zu werden. Ein großartiger Aufschwung des Ortes war allein schon durch die Schantungkohle, einen in Ostasien sehr begehrten Gegenstand gegeben. Der eigene Kohlenplatz im Schutzgebiet war von grundlegender Wichtigkeit. Gerade als der Krieg ausbrach, war für Tsingtau auch die Verhüttung der Erze gesichert, die in Poschan gegraben werden. Ich habe dies durchgesetzt, weil Tsingtau in unserer absoluten Herrschaft vor örtlichen Unruhen geschützt war. Das zu errichtende Eisenwerk mit Stahl- und Walzwerk ermöglichte die Ansiedlung von Industrieunternehmungen. Keine Eisenhütte in ganz Ostasien und Westamerika hatte ähnliche Aussichten; der Eisen- und Stahlmarkt dort wäre in unsre Hand übergegangen, und die in diesem Grad erweiterte wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands mußte unsere politische Stellung heben und auf alle übrigen deutschen Ausfuhrzweige zurückwirken.

Die Wertsteigerung Tsingtaus war auch deshalb zu erwarten, weil an der ganzen näheren Küste kein einziger natürlicher Hafen lag und die Möglichkeit einer günstigen Eisenbahnverbindung Tsingtau zur Ausgangsbucht für Peking machen mußte, ja sogar, was ich zuerst noch nicht übersah, für die Linie nach Moskau über Irkutsk, wodurch die beste Verbindung von Europa nach Ostasien nebst Australien entstand. Die Schantungbahn erschloß das vernachlässigte Hinterland Tsingtaus. Wir standen vor unbegrenzten Möglichkeiten wirtschaftlicher Blüte.

Die Aufstände in China zwangen uns, den sogenannten Boxerschutz durchzuführen, die Umwallung des Stadtgebiets in einer Länge von fünf Kilometern von Wasser zu Wasser. So vermieden wir die unmittelbare Nachbarschaft mit China und beseitigten das Eindringen der Un-

ruhen in unsre Nähe zur großen Befriedigung der reichen Chinesen, die mit Vorliebe nach Tsingtau strömten. Die Chinesen wurden im Gegensatz zu Hongkong in einem besonderen Viertel angesiedelt, ein Zugeständnis an die Europäer, das wir allerdings mit Rücksicht auf die wohlhabenden Chinesen vielleicht nicht hätten durchhalten können. Die Eingeborenen hatten bald Zutrauen zu unserer Gerichtsbarkeit; ihre Stadt, der wir in hohem Maße Selbstverwaltung ließen, blühte auf.

Das Klima war verhältnismäßig gut; es entwickelte sich ein großes Badeleben. Fieber und Typhus haben wir durch ein Wasserwerk erfolgreich bekämpft und die Seuchen, die China von Zeit zu Zeit verheeren, durch die gesundheitliche Überwachungslinie an der Boxerstellung ferngehalten. Den Gesundheitszustand verbesserten wir auch durch großzügige Aufforstungen. Unsre Bewaldungsanlagen wurden ein Beispiel für ganz China, wo man bis dahin nicht geglaubt hatte, daß man entwaldetes Land wieder aufforsten könnte. Die Chinesen hatten den Wald bis auf den letzten Halm abgekratzt, und die Regenperiode legte große Wildschluchten ins Land. Auch uns gelangen die Waldungen auf dem humusentblößten Gelände im Anfang nur mit Mühe. Ihr schließlicher Erfolg ermöglichte auch andere Anpflanzungen. Dieser Waldschutz imponierte den Chinesen so, daß sie die Sache eifrig studierten. Wir legten Baumschulen an und unterwiesen die Einheimischen, mit denen wir auch hierdurch in ein immer besseres Verhältnis traten. Rings in der Gegend lehrten wir auch das Okulieren der Obstbäume, das den Chinesen noch fremd war; sie kamen in Massen, um sich die Pfropfreiser von uns zu holen; die Obstkultur Schantungs nahm zu. Das erste moderne Schlachthaus Ostasiens, das wir in Tsingtau errichteten, begann uns zu Fleischexporteuren zu machen.

Wir bemühten uns, mit den Chinesenbehörden gut zu stehen; die Vernünftigen unter ihnen gelangten immer mehr zu der Überzeugung, daß die Besetzung Tsingtaus ein Segen für sie war. Die Chinesen haben uns anerkannt und sind zusehends mehr zu uns gekommen. Vielleicht weil sie selbst ein altes Kulturvolk sind, haben sie begonnen, uns höher zu stellen als die Angelsachsen. Ich bin nicht der Meinung, daß wir vor dem Kriege irgendwie an tatsächlichen Leistungen hinter den Angelsachsen zurückblieben, auch nicht in kolonisatorischer Hinsicht, nicht einmal in Afrika, wo die Verwaltung nur vielleicht etwas großzügiger hätte verfahren sollen. Ich möchte nicht annehmen, daß wir den Angelsachsen

irgendeine Weltmission zuerkennen sollten, die wir nicht selbst wahrscheinlich besser vollbracht hätten, wenn nur die materielle Grundlage geschaffen war. Der Deutsche hatte ja noch etwas vom Emporkömmling, er stand an Selbsthilfe hinter dem Angelsachsen zurück. Aber es war alles so ordentlich und gediegen bei uns, es waren trotz manchen auf den Schein und den Augenblick befohlenen Anordnungen von oben, im Ganzen Leistungen, die sich selbst durchsetzten auch auf Gebieten, welche die Engländer als ihre Domäne ansahen, wie das Kolonisiren, weil bei uns noch der deutsche Fleiß dahintersteckte.

Der Aufstieg Tsingtaus jedenfalls war ein Steeple Chase, besonders da es im progressiven Zeitmaß weiterzugehen versprach. Auch die Deutschen Chinas gewöhnten sich mehr und mehr daran, in Tsingtau zu siedeln und die Stadt als Sammlungsplatz des deutschen Wesens anzusehen.

3

Dem Auslandsdeutschtum hatte die Marine ihr Herz geschenkt, seit Stosch von Beginn seiner Tätigkeit an der Flotte das Ziel setzte, die Welt kennen zu lernen und die Deutschen in der Fremde heranzuholen. Wie hatte doch in den Zeiten unserer Machtlosigkeit deren Heimatstolz darniedergelegen! Im Kriege von 1870 hatte im englischen Hongkong nur ein einziger Deutscher, Herr Siebs von der Firma Siemssen es gewagt, sich zu seinem Vaterlande zu bekennen; die meisten hatten es mit Herrn Schwarzkopf gehalten, der sich in einen Mr. Blackhead verwandelte. Im allgemeinen hat sich, von Europa abgesehen, das Deutschtum aus eigener Kraft nur in den lateinischen Staaten Südamerikas gehalten, obwohl das so fehlerhafte v. d. Heydtsche Reskript vom Jahre 1859 die Auswanderung gerade dorthin zugunsten Nordamerikas lahmgelegt hatte, in der Meinung, für das zukünftige Wohl der auswandernden, uns doch verloren gehenden Deutschen väterlich vorzusorgen. Als 1900 im Staatsministerium Graf Bülow vorschlug, dieses Reskript endlich zu beseitigen, sprachen sich noch damals einzelne Stimmen für seine Beibehaltung aus!

Viele Millionen Deutsche, die auswanderten, gingen uns innerlich wie äußerlich verloren und befruchteten unsre späteren schlimmsten Gegner. Ohne vergangne und gegenwärtige deutsche Arbeit hätte die Entente bei weitem nicht das geleistet, was sie uns antat; eine der bitteren Erkenntnisse unsrer Lage.

War das Aufgehen im Amerikanertum bei den Verhältnissen, die unsere Auswanderer dort antrafen, auch an sich unvermeidlich, so entsprang doch die Art und die Schnelligkeit, mit welcher das Aufgeben der eigenen Nationalität sich vollzog, unserem wenig ausgeprägten Nationalsinn. Mit wehem Gefühl habe ich einen ungeheuren Fackelzug erlebt, den, wenn ich mich recht entsinne, 14000 ehemalige deutsche Soldaten, alle in guten Jahren, in New York dem Prinzen Heinrich zu Ehren brachten. Wenn bei diesen Leuten gelegentlich die Frage der Nationalität berührt wurde, so war der Ausspruch geläufig: Wir denken an Deutschland als an unsre Mutter, Amerika ist aber unsre Frau, zu der müssen wir stehen. Auch noch weniger freundliche Erfahrungen konnte man drüben machen. Die ideellen Güter, welche die Heimat voraus hatte, wurden vergessen lediglich um der materiellen Vorteile des amerikanischen Lebens willen. In der Harvard-Universität führte mich einmal ein Professor aus guter deutscher Familie, der an einer heimischen Universität Privatdozent gewesen war. Er war erst vor wenigen Jahren herübergekommen, erzählte aber, daß er schon amerikanischer Bürger geworden sei. Die Art, wie er dies aussprach, berührte mich nicht angenehm, und ich benutzte eine passende Gelegenheit, um mich bei der ferneren Besichtigung einem anderen der amerikanischen Herren anzuschließen. Gegen meine Absicht muß der ehemalige Deutsche doch eine Empfindung von dem Eindruck seiner Mitteilung auf mich empfangen haben, denn er sagte zu dem mich begleitenden Seeoffizier: „Ihr Chef scheint sich gewundert zu haben, daß ich bereits amerikanischer Bürger geworden bin, aber Sie werden es verstehen, ich bin hier früher Professor geworden, als ich es in Deutschland geworden wäre, und da muß ich doch dankbar sein." Was der Herr von Deutschland mitgenommen hatte, spielte offenbar keine Rolle mehr. Ich führe solche Beispiele, deren ich viele in Erinnerung habe, nur an, um den Mangel an nationalem Stolz, Gesinnung und Verpflichtung zu charakterisieren, der unserem Volk verhängnisvoll anhaftet.

Bei solchen Erfahrungen und Eindrücken von deutschem Kulturdünger haben mich Feststimmungen und Denkmalsenthüllungen, die bei uns nicht fehlten, immer mehr kalt gelassen. Die zehn Millionen Nordamerikaner deutscher Abkunft haben gemäß ihrem von der Heimat mitgebrachten Nationalcharakter Deutschland zugrunde gehen lassen, ohne einen Finger zu rühren. Wie andere Rücksicht erzwingen sich die Irlän-

der, und doch wird man nicht behaupten wollen, daß Irland seinen auswandernden Kindern mehr Kulturwerte mitgegeben habe als Deutschland. Mit Schmerz habe ich im Tabernakel der Mormonenstadt rings um mich schwäbeln gehört und vernehmen müssen, wie ein Missionar, der in das „Land der Heiden" geschickt wurde, um Bekehrungen vorzunehmen, gewisse Gegenden Deutschlands als besonders fruchtbar für seine Arbeit schilderte. Indes, wenn man auch fast auf der ganzen Erde in die Lage kam, über das eigene Volk, trotz seinen großen Leistungen, trauern zu müssen, und wenn bei den Deutschen draußen häufig das persönliche Interesse allein den Ausschlag gab, während jeder Engländer fast selbstverständlich ein Agent des Foreign Office war, sobald es sich um englische Interessen handelte, so hatte man doch in der letzten Zeit vor dem Kriege angefangen, das reiche Kapital, welches wir in unseren Auslandsdeutschen besaßen, mehr auszunutzen. Mit der steigenden Kraft und Würde des Deutschen Reiches, insbesondere mit dem Aufblühen seiner Seegeltung, begann sich auch das Auslandsdeutschtum dem Blut und der Kultur nach wieder mehr als berechtigtes und verpflichtetes Glied eines großes Körpers zu fühlen.

Die Heranholung des Auslandsdeutschtums, das an sich ungünstiger über die Welt zerstreut ist, als die angelsächsische, spanische oder selbst französische Auswanderung, ist von unsern Auslandsbehörden bis kurz vor dem Krieg nur lässig betrieben worden. Es fehlte ihnen vielfach das warme Gefühl dafür, daß eine große Nation sich auch in ihren zerstreuten Gliedern nicht aufgeben darf. Ich will mir nicht das böse Wort zu eigen machen, daß manche unsrer amtlichen Auslandsvertreter das Vorhandensein von Auslandsdeutschen vorwiegend als Last empfunden haben; doch muß ich von der Marine sagen, daß sie durchschnittlich eifriger war, das Deutschtum zu binden und mit Stolz auf die Heimat zu durchdringen. Wo immer deutsche Ansätze waren, haben wir uns für Erstarkung des nationalen Zusammenhangs über See bemüht. Um die Deutschen zusammenzuhalten, waren die verschiedensten Anlässe gut. Wir sind über alle Klassenunterschiede hinweggegangen, was in Ostasien leichter war, als anderswo, weil dort die dienende Schicht unter den Deutschen fehlte. Der Gottesdienst führte uns zusammen; an Kaisers Geburtstag wurde alles eingeladen, was die deutsche Sprache spricht; an diesem Tag sah man alle möglichen Leute auf dem Schiff. Draußen bindet ja Sprache und Blut viel mehr, und die Grenzstriche

verwischen sich; die Östreicher rechneten überall zu uns, sogar die Schweizer. Auch unsre Kauffahrtei, die früher nur zu geneigt war, sich an die anderen anzuschmiegen, ist durch dieses Bestreben der Kriegsmarine nationaler geworden.

Wie das Seeoffizierskorps den Dienst am Deutschtum auffaßte, möchte ich aus einem zu meinem Geburtstag März 1914 mir vom Kommandanten des „Kaiser" aus Südamerika zugegangenen Brief belegen.

... „Davon bin ich jedenfalls überzeugter denn je, daß ein Hinausschicken unserer Schiffe für Offiziere und Mannschaften und für die Schiffe selbst eine Notwendigkeit ist; ohne diese Maßnahme muß die Marine immer kommissiger werden — ich finde keinen anderen Ausdruck. Es spielt aber doch auch noch Größeres mit. Es gibt so viel deutsches Blut im Ausland, was festgehalten oder wieder belebt werden muß. Warum soll die Zeit nicht kommen, wo das wieder einmal durchschlägt; nicht um uns anzugliedernde Staaten zu bilden, sondern um bei der Rassenbildung sich durchzusetzen und für unser Mutterland natürliche Absatzgebiete zu schaffen, ohne die wir daheim schließlich ersticken müssen. Dann können wir auch wieder auswandern lassen. Der Brasilianer kolonisiert nicht, er besitzt keine Arbeitskraft und läßt das Land leer. Die Rasse wird sich dort erst bilden, wenn das Land sich von außen füllt. Deutschtum zurückgewinnen, deutsches Blut wieder neu beleben tuen aber keine Gesandtschaften und Konsulate, auch die Schulen können es nur erhalten, wo die Familie noch deutsch empfindet. **Die** Arbeit kann nur von uns geleistet werden, denn sie braucht eine starke patriotische Stimme und ein augenfälliges Objekt, an dem man sich begeistern kann."

Und noch aus der tragischen Tatenlosigkeit der Marine im Jahr 1915 schreibt mir derselbe:

... „Das große Werk: Deutschem Wesen und Sein in der Welt sein Recht zu verschaffen; das kann nur die Marine zum Abschluß bringen. Die nationale Kraft, die in der Heimat auf unserer Monarchie und auf unserem starken Heer beruht, sie hinauszutragen in die Welt, dazu ist die Marine geschaffen, aus diesem Gedanken ist sie für das Volk geboren. Ich höre es aus allen Briefen heraus, die ich dann und wann jetzt aus Südamerika noch erhalte: die Freude über den wachsenden deutschen Geist und über den Zusammenschluß alles Deutschen, auch da, wo er schon verloren schien. Und dann hinterher der Gedanke: wenn der Friede wieder eingezogen ist, dann sollen unsre Schiffe wiederkommen, das Band deutschen Empfindens unlösbar zu knüpfen."

So begann Wurzeln zu fassen, was ich in die Marine hineinzupflanzen mich bemüht hatte, und sie kam als Pionier des Deutschtums immer stärker zur Wirkung, je weniger die Flotte gezwungen war, ihre ganze jugendliche Kraft im Heimathafen zu verbrauchen. Als der Krieg ausgebrochen war, sah ich die unermeßlichen Aussichten unsrer Weltgeltung und damit auch unser heimisches Schicksal daran hängen, daß wir den Krieg mit einer Stellung gegen die Angelsachsen verließen. Die durch die Tatsache des Krieges zerstörten Auslandswerte konnte freilich nur ein Sieg voll ersetzen. Aber auch wenn wir der Übermacht mit Würde unterlagen und mit Ehren fielen, konnte der deutsche Name in der Welt die Achtung bewahren. Die Zukunft des Auslandsdeutschtums und unsrer ganzen so künstlichen und so unentbehrlichen Weltstellung hing davon ab, ob es die Menschen mit Stolz erfüllen konnte, Deutsche zu sein. Nichts hatte das geschäftliche Aufblühen der Japaner in unserer Zeit oder der Deutschen nach 1870 tiefer befruchtet als die bewiesene Kraft und Tapferkeit.

Die Welt hatte noch Platz für viele Deutsche, die als solche, nicht nur als Lohnsklaven oder Überläufer fremder Rassen ihr Auskommen fänden, so lange ihnen die Nationalehre zu teuer war, um sie zu verkaufen. Ein längerer Friedenszustand, oder schließlich auch ein Kriegsausgang, der uns als ganze Leute zurückließ, hätte unser Zuspätkommen in letzter Stunde noch ausgeglichen. Wenn wir ein wirkliches gleichgeachtetes Weltvolk wurden, wozu die Möglichkeit vorlag, und die Heimat dann so voll von Menschen wurde, daß wir davon abgeben mußten, so blieben sie in der Ferne deutsch und wurden für uns ein Zuwachs statt eines Blutverlustes.

Die wesentlich im Gesichtsfeld der europäischen Diplomatie aufgewachsenen Politiker, die in der Entscheidungsstunde des Deutschtums die Reichsschicksale lenkten, hatten die Bewegung nie gefühlt, die durch die noch bildsame Masse des Deutschtums ging. Sie verstanden kaum, worüber der Krieg entschied und was für uns alle, insbesondere auch für unsre Arbeiter, daran hing, daß der deutsche Name in jedem Winkel der Erde stieg statt sank.

4

Es wäre für uns besonders wichtig gewesen, wenn wir die deutsche Sprache in China vorwärts gebracht hätten, eine schwierige Aufgabe,

weil sie der englischen als Geschäftssprache in manchen Beziehungen unterlegen ist. Eines der Mittel, mit denen England in der ganzen Welt seine Sprache ausgebreitet hat, sind die Seekarten. Indem England fast die ganzen Meere vermaß, erfüllte es eine große Kulturaufgabe. Im vorigen Jahrhundert fuhr im wesentlichen alles nach englischen Karten; andere gab es höchstens in örtlich engen Begrenzungen. Auch unsre Kauffahrtei war gewöhnt, mit englischen Karten zu fahren, selbst da, wo es deutsche Karten gab. Ich unternahm nun in systematischer Weise ein deutsches Weltkartenwerk herzustellen. Wir besaßen ja schon Karten von unsern Gewässern, die mit größerer Genauigkeit und Gründlichkeit als die englischen bearbeitet waren, aber sie hatten manche Eigenschaften, an welche die Schiffer nicht gewohnt waren. Ich setzte mich nun mit unsrer Seemannswelt in Verbindung, stellte ihre Neigungen in allen Einzelheiten bis auf die Form und die Papierart fest, und wir kamen zuletzt zu einer Anordnung, die nicht nur genügte, sondern mit der unsre Karten die englischen übertrafen. Nun haben wir uns bemüht, zunächst die großen Strecken mit Karten zu versehen, die in die Hunderte gingen, eine davon war die Fahrt von Deutschland nach Ostasien. Ich veranlaßte dies mit aus dem Grunde, um etwas für die Ausbreitung unserer Sprache und die Stärkung des Deutschtums zu tun.

Dann errichteten wir in Tsingtau eine Hochschule, von dem Grundsatz geleitet, den Chinesen kulturelle Wohltaten zu erweisen und in der Annahme, daß es sich auch wirtschaftlich bezahlte, wenn wir ihnen unsere Kultur brächten. Der Standpunkt des Idealisten, daß es unsere Aufgabe sei, Bildung zu verbreiten, war mir nicht fremd, aber dabei meine eigentliche Begründung doch, uns selbst durch solche Vertiefung unserer Arbeit vermehrte Resonanzböden im fernen Osten zu schaffen. Die Hochschule wurde unterbaut durch eine Mittelschule für Chinesen. Wir mußten schnell beginnen, weil sonst die Engländer anfingen, uns Wettbewerb zu machen. Deswegen entschieden wir uns rasch und sprangen in die Hochschule hinein, ohne daß der Unterbau soweit war, daß die Schüler genügend vorgebildet schienen. Das war aber Nebensache, wir mußten voran. Nicht das Auswärtige Amt, sondern der von mir beauftragte Chinakenner Professor Otto Franke führte im wesentlichen die Verhandlungen mit der Pekinger Regierung und vereinbarte in vorbildlicher Weise, daß bei unsern Prüfungen chinesische Regierungsbevollmächtigte sich beteiligten; damit bekamen unsere Prüflinge das

Recht auf Anstellung in China, als ob sie eine staatliche Prüfung gemacht hätten. Wir würden auf diese Weise einen Strom junger Leute nach China gelenkt haben, die vollständig deutsch sprachen, unsere Einrichtungen kannten und an unsere Erzeugnisse gewöhnt waren. Die ärztliche Wissenschaft pflegten wir besonders, da ihre konkurrenzlose Höhe sie zu nationalem Pionierdienst für Deutschland wie weniges andere befähigt.

Für den deutschen Einfuhrhandel wurde unsere Kolonie mehr und mehr zum Stapelplatz. Wir begannen, eine Musterausstellung deutscher Erzeugnisse zu errichten, eine Reklame ersten Ranges, die wir in einer englischen Siedlung nie hätten errichten können. An der Schwelle Chinas stehend gewährten wir Einblick in unsere eigenen wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen, achteten dabei die Eigenart des Landes, nahmen und erwiesen Gastfreundschaft und erwiderten als „königlicher Kaufmann" Vertrauen mit Vertrauen. Von Jahr zu Jahr gewann das Deutschtum in dem riesigen Reich festeren Boden.

5

Wir haben alles gehabt, nur nicht eine Politik, welche uns ermöglichte, diese Probe auf deutsche Bewährung zu einer dauernden Position zu gestalten. Ich habe Tsingtau seit 1896 nicht wiedergesehen, doch soviel Sorgen und Liebe hineingebaut, daß sein Verlust mich wie ein körperlicher Schmerz berührte. Mit nur etwa 3—4000 Mann Besatzung war der Ort, so wie wir ihn befestigt hatten, gegen Chinesen unbegrenzt, gegen Franzosen, Russen, auch gegen Engländer lange Zeit zu halten. Gegen den Angriff einer japanischen Armee hätten wir auch mit großen Geldmitteln keine Festung bauen können. Gegen die ganze Welt vollends kann man überhaupt nichts behaupten; dafür ist kein Kraut gewachsen.

Der Gedanke, uns einen starken Stützpunkt in Ostasien zu schaffen, nach dem die Deutschen gravitieren konnten, war richtig; aber die Vorbedingung war, daß wir uns mit Japan gut stellten. Trotz unserm Einspruch gegen den Frieden von Schimonoseki 1895 war kein Schatten zwischen uns und Japan gefährlich, solange Rußland uns gewissermaßen in die neutrale Zone rückte. Auch nach dem Zusammenbruch der russischen Ostasienpolitik im Jahre 1905 lag für eine rechtverstandene japanische Politik kein Anlaß vor, uns aus China wegzuwünschen. Wir

hätten aber nach 1905 alles tun müssen, um den Fehler von Schimonoseki wieder gutzumachen[1]).

Soweit ich nach der Richtung hin Einfluß hatte, der ja gering war, habe ich stets für ein gutes Einvernehmen mit Tokio gewirkt. Meines Wissens hat die deutsche Regierung keinen ernsten Versuch unternommen, Zusicherungen von Japan, z. B. hinsichtlich der Neutralisierung Ostasiens, zu erhalten. Über das japanische Ultimatum war ich nicht eigentlich überrascht. Ich nahm jedoch an, daß Japan eigentlich wegen des schweren Gegensatzes zu Amerika, der früher oder später akut werden muß, unsre Anwesenheit in China wünschen müßte. Da meinem Wunsch gemäß Tsingtau von Anfang an als Freihafen erklärt wurde, im Gedanken, daß wir dabei als Besitzer selbst niemals zu kurz kommen würden, machte Japan dort keine schlechten Geschäfte; das einzige, was bei diesem freien Handel ihm unsere Gegenwart ernstlich verleiden konnte, war sein Hunger nach Kohle.

Am 15. August 1914 traf das japanische Ultimatum ein, dessen schroffer Wortlaut sehr ähnlich demjenigen unserer Schimonosekinote von 1895 gewesen sein soll. Bethmann neigte auf den Rat unseres Botschafters in Tokio, des Grafen Rex, dazu, das Ultimatum anzunehmen. Ich setzte die Nichtbeantwortung durch. Gingen wir mit kampfloser Übergabe aus Tsingtau, so verloren wir es unter allen Umständen; das Bündnis mit Japan, auf das wir hinstreben mußten, war aber nur denkbar, wenn wir zuvor in Ostasien unsere Ehre wahrten. Auch jetzt noch wird es uns zustatten kommen, daß wir bei dem doch nicht aufzuhaltenden Ende unseres chinesischen Kolonialversuches die „Pflichterfüllung bis zum Äußersten" hochgehalten haben. Die bedingungslose Übergabe hätte damals die Stimmung in unserem nationalen Daseinskampf schwer niedergedrückt. Japan als Feind hat uns nicht mehr geschadet, als die Hinnahme der Beleidigung geschadet hätte. Außerdem konnte im August 1914 noch niemand sagen, wie lange der Krieg dauern würde; die Armee urteilte damals zuversichtlich in ihrem Siegeslauf. Die Möglichkeit, Tsingtau bis zu einem vielleicht nahen Kriegsende zu halten, mußten wir mitnehmen. Ein Versuch, Tsingtau an Amerika zu geben, etwa im Umtausch mit den Philippinen, mußte notwendig scheitern.

---

[1]) Kap. 14.

Wir hatten die Boxerstellung militärisch zu einer geschlossenen Umwallung ausgebaut, die nur einige Infanteriewerke, Gräben und Drahtverhaue umfaßte, und die Seefront mit ein paar Krupp'schen Kanonen, die wir von den Takuforts umsonst bekommen hatten, gegen Aufständische bestückt. Die letzte Granate war verschossen, als Tsingtau sich ergab. Wie dreißigtausend Feinde den Generalsturm eröffneten, der mit Artillerie nicht mehr abgewehrt werden konnte, handelte es sich nur noch darum, ob der Rest unserer Besatzung sich von den Anlaufenden in der nichtumwallten Stadt totschlagen lassen sollte. Da hat der Gouverneur richtig gehandelt, zu kapitulieren. In den eroberten Straßen suchten die Japaner noch lange nach den vermuteten zwölftausend Deutschen. Es waren zweitausend gewesen, dazu vielleicht anderthalbtausend Wehrpflichtige und Freiwillige, die aus der deutschen Beamten- und Kaufmannschaft aller Siedelungen Chinas in Treuen herangeströmt waren.

Neuntes Kapitel
Im Reichsmarineamt

1

Als ich im Frühjahr 1897 den Rückberufungsbefehl aus Ostasien bekam und über Amerika heimreiste, teilten mir in Salt Lake City neugierige amerikanische Journalisten mit, Eugen Richter hätte in den Zeitungen bereits gegen mich als den künftigen Staatssekretär geschrieben. Ich war damals parlamentarisch noch nicht genügend geschult, um meinem unerbittlichen Gegner gegenüber diese Tatsache auszuspielen, daß er mich schon angriff, als er mich noch garnicht kannte.

Ich schied mit schwerem Herzen aus der Front und hatte dem Kaiser 1895 gesagt, der Flottenbau könnte meines Erachtens nur in Gesetzesform gelingen, zu deren parlamentarischer Durchführung nach allgemeinen Erfahrungen eine sogenannte „Schlagschnauze", die ich nicht besäße, und eine politische Routine gehörte, die nicht in meiner bisher rein militärischen Linie läge. Als ich nun im Juni 1897 in Potsdam eintraf, sagte mir der Kaiser, es wäre alles fertig für die Flottenkampagne; ich brauchte nur zuzustimmen. Der Kaiser hatte während meiner Abwesenheit durch eine Kommission einen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen, der meines Erachtens aber nicht brauchbar war. Bei produktiven Aufgaben habe ich nie Großes von Ausschüssen gesehen. Sie sind mehr für kritische Leistung. Die Verantwortung verdunstet in ihnen, und es fehlt der Ernst gegenüber dem gewaltigen Unterschied zwischen Idee und Verwirklichung. Im vorliegenden Fall war aber der Kaiser von dem Werk seiner Kommission sehr eingenommen. Ich erbat mir einige Tage Bedenkzeit.

Dieser Entwurf legte den Schwerpunkt auf eine riesige Auslandsflotte. Nun gab es zu jener Zeit nur noch wenige Staatsbildungen auf der Erde, wie Haiti usw., bei denen Schädigungen unserer Rechte mit Auslandskreuzern wieder gutgemacht werden konnten, ohne daß

daraus ein eigentlicher Konflikt entstand. Auch schon Staaten wie Argentinien verfügten über moderne Kriegsschiffe, so daß hinter jedem Auslandskreuzer eine heimische Seemacht stehen mußte, wenn er seinen Zweck als Vorposten erfüllen sollte. Wir besaßen zudem keinen einzigen Auslandsstützpunkt. In meiner ganzen Laufbahn habe ich immer wieder zwei namentlich bei Laien beliebte Vorstellungen zu bekämpfen gehabt, den Gedanken eines besonderen Küstenschutzes[1]) und den Gedanken einer Auslandskreuzerflotte. Daß der beste Küstenschutz in einer Schlachtflotte besteht, hat der Weltkrieg bewiesen. Bezüglich des Kreuzerkrieges aber sagte ich dem Kaiser damals etwa folgendes: Da ein durchschlagender Kreuzerkrieg und transozeanischer Krieg gegen England und andere große Staaten wegen Mangels an auswärtigen Stützpunkten und wegen der geographischen Lage Deutschlands vollkommen ausgeschlossen ist, die fremden Admiralitäten dies auch wissen, so kommt es auf einen Schlachtkörper an, der zwischen Helgoland und der Themse stehen kann.

Ich hatte eben in Ostasien wieder die künstlichen Stelzen unserer Weltstellung wahrgenommen. Von vielen Seiten wurde mir berichtet, welche Schwierigkeiten die Engländer allem Deutschen bereiteten, und wie die angestrebte Ächtung des „Made in Germany" und die vom Krügertelegramm ausgelöste Deutschenhetze vor sich gingen. Die Deutschen wurden aus den Ortsverwaltungen der Europäersiedelungen, in denen sie früher beteiligt waren, verdrängt, ebenso aus den englischen Gesellschaften und Werften. Ich hatte selbst empfunden, wie unser ostasiatisches Geschwader beim geringsten Anlaß durch Versagung der Docks bewegungsunfähig gemacht werden konnte. Man merkte damals, Mitte der Neunziger Jahre, wie die Welt anfing, schneller zu gehen. Der deutsche Handel, die „Offene Tür", konnten nicht mehr durch fliegende Geschwader geschützt werden; wir mußten an allgemeiner Macht zunehmen, d. h. bündnisfähig mit Weltmächten werden. Bündniswert aber besaß und gab nur eine Schlachtflotte. Ein einziger Verbündeter zur See aber hätte sogar im späteren Weltkrieg genügt,

---

[1]) Selbst ein Militär vom Rang des Feldmarschalls v. d. Goltz zwang als Generalinspekteur des Ingenieurkorps durch militärisch, wie militärpolitisch, angesichts des Vorhandenseins einer Schlachtflotte völlig überflüssige Küstenbefestigungspläne mich zur Abwehrung des Gedankens, die Küste mit Panzertürmen zu spicken.

uns den Kampf um die freie See mit den günstigsten Aussichten zu ermöglichen.

Eine bündnisfähige Flotte zu schaffen, war also das Erste; eine entsprechende Bündnispolitik sowie Vermeidung aller weltpolitischen Anstöße vor Erreichung dieses Zieles war das Zweite, wonach wir unter den erschwerten politischen Umständen des Zeitalters zu streben hatten. Mit Sorge sah ich die unbesonnenen Herausforderungen, die sich damals unsere öffentliche Meinung gegen England erlaubte. Mit Sorge sah ich auch, wie das Draufgängertum des damaligen Marine-Oberkommandos den Kaiser bei den Transvaalschwierigkeiten beriet. Ich bat deshalb in demselben Vortrag, in welchem ich meinen Flottenplan vorlegte, auch darum, bei der Verwendung der Auslandsschiffe wegen deren politischer Natur gehört zu werden. Der Kaiser und das Oberkommando sagten dies zu; es wurde aber nachher nicht danach gehandelt. Der Kaiser stimmte im übrigen mit einer mich überraschenden Sinnesänderung sofort meinem Flottenplan zu, und damit verschwand im Juni 1897 endgültig aus den Entwürfen jene Auslandsflotte, die im Kriege zweifellos einen kurzen Atem gehabt hätte. Ohne Bündnis mit einer andern Seemacht zweiten Ranges sah ich freilich auch die zu bauende Schlachtflotte schon damals nicht als Allheilmittel an, wohl aber als die notwendige Staffel zu unserer Bündnisfähigkeit und damit als einzigen greifbaren Ansatz, um England gegenüber jene Selbständigkeit zu gewinnen, die damals in Deutschland einstimmig und mit Recht gefordert, leider aber auch vielfach in nicht realpolitischer Sinnesart als bereits vorhanden vorweggenommen wurde.

2

Mein Vorgänger Hollmann hatte alle Eingänge seines Amtes selber gelesen und war infolgedessen im Stoff untergegangen. Ich beschränkte mich nun auf die Vorbereitung des Flottengesetzes und überließ die laufenden Geschäfte zunächst meinem Vertreter. In Ems und St. Blasien, wo mein aus den Tropen mitgebrachter Lungenkatarrh ausheilen sollte, versammelte ich die Herren, die ich mir ausgewählt hatte, damit sie das Flottengesetz mit mir bearbeiteten. Die ältere parlamentarische Erfahrung v. Capelles, sein kritischer Verstand, seine logische Schreibweise waren ein günstiger Ausgleich zu meiner Veranlagung, die mehr

der Intuition folgte. Er war weniger Soldat als Etatsvirtuose; er beherrschte neben Dähnhardt, der urbanen Umgang mit den Abgeordneten pflog, besonders die Finanzfragen, die bei dem Steuerelend des Reichs eine knifflliche Kunst für sich umschlossen. Während ich im allgemeinen gradlinig auf ein Ziel losging, sah v. Capelle die Schwierigkeiten und Bedenken sowie die verschiedenen Wege, die zu ihrer Überwindung zur Wahl standen; die schwachen Punkte, wo Gegner einhaken konnten, fand er zuerst, weniger vielleicht die Imponderabilien. Er war mir ebenso unentbehrlich für die parlamentarische Arbeit, wie der feurige v. Heeringen für die Aufrüttelung des Volks; v. Heeringen leitete die geistige Mobilmachung der Massen in sehr taktvoller Art.

Meine Arbeitsweise hatte stets das Nelsonsche: „We are a band of brothers" zum Motto. Seit meinen ersten Aufgaben hatte ich Dinge vor mir, die perspektivisch von vielen Seiten betrachtet werden mußten, und wer sich nicht als Napoleon fühlt, der allem seinen persönlichen Stempel aufdrücken darf, muß sich ein Bündel anschaffen, das schwerer zu brechen ist als ein einzelner Stab. Wer einem großen Geschäft vorsteht, soll sich davor hüten, selbst alles machen zu wollen. Ich hatte bei Caprivi wahrgenommen, daß er zuviel persönlich verfaßte. Wenn er etwas in seiner schönen, gleichmäßigen Handschrift geschrieben hatte, war es schwierig, ihn davon abzubringen; er war sozusagen in seine Gedankengänge verliebt. Die Gefahr habe ich auch bei mir bemerkt; um so mehr hielt ich mich zurück, um dem an sich Richtigen unbefangener gegenüberzustehen.

Einer der Gründe, mit denen man die Zerstörung der einheitlichen, sozusagen souveränen Admiralität und ihre Zerlegung in Einzelbehörden zu rechtfertigen versucht hat, war die Behauptung, die Gesamtleitung der Marine wäre zu groß für eine Hand. Diese Behauptung, die auf dem Hintergrund der mißverstandenen kaiserlichen Kommandogewalt stand, gab also die Zügel einem Monarchen in die Hand, der noch weit anderes als die Marine regieren sollte! Es ist aber falsch zu sagen, daß es schwierig wäre, einer vielseitigen Behörde vorzustehen. Es kommt nur darauf an, daß man Witterung für das Notwendige hat und alles übrige auf zuverlässige Helfer abschiebt. Allerdings muß man die Mitarbeiter auch zugewiesen bekommen, die man sich ausgelesen hat. Ich behielt Zeit für das Wesentliche übrig und hätte noch mehr leisten mögen.

Vor nichts habe ich mich beim Organisieren so gehütet wie davor, einen grundsätzlich falschen Schritt zu tun. Denn bei einmal geschaffenen Fehleinrichtungen werden später meist nur die Symptome verdeckt, der Urfehler aber nicht mehr gefunden, an dem sich dann Gewohnheiten festgesetzt und Interessen angeklebt haben. Darum soll man Organisationen nie auf den Tisch des Hauses legen, sondern an einen gegebenen Punkt sich ankristallisieren lassen. Man muß sich auch die Möglichkeit offen lassen, bei sich zeigenden Fehlern die Organisation ohne eigentliche Zerstörung wieder abzukristallisieren, denn bei radikalen Umwälzungen erkennt man meist nur die Vorteile, selten die Nachteile klar voraus. Bei Organisation kommt es weniger auf formale Logik an, als auf die Güte des Bodens und des Pflanzenkeims. Wir haben deshalb auch die Flottengesetze nicht stur, sondern möglichst lehnig gehalten.

Das persönliche Hervortreten im Reichstag und überhaupt in der Öffentlichkeit lag mir nicht. Ich fühlte, je weniger man im Reichstag sprach, desto richtiger war es und desto weiter kam man, zumal bei einem außenpolitisch so heiklen Gebiet wie dem meinigen. Ich glaube, auf diese Weise inneren und ausländischen Gegnern niemals Anlässe geboten zu haben. Eine gewisse Scheu vor dem Getriebe der Öffentlichkeit mag mich persönlich beeinflußt haben. Man hat mir ja später wohl vorgeworfen, daß die Marinedebatten im Plenum und in den Kommissionen zu „langweilig" und „glatt" verliefen, was wohl irgendwelchen Kulissengeheimnissen zu verdanken wäre. Allerdings pflegten wir vertrauliche Besprechungen mit den Parteiführern. Unser Hauptgeheimnis war aber die absolut genaue Durcharbeitung jeder Vorlage, sodaß sie überzeugte und unangreifbar war. Dies gelang mit der Arbeitsweise, die ich mir schon an den Aufgaben der Siebziger Jahre gebildet hatte, indem ich den Gedanken angab, dann im größten Maße andere heranzog und erst das Schlußerzeugnis wieder völlig durchdachte. In der Regel hat Capelle die von uns durchgesprochenen Materien zuerst schriftlich festgelegt. Später hat dann neben der sorgsamen Durcharbeitung der Marinevorlagen vor allem die praktische Erprobung unserer technischen und organisatorischen Arbeit ein stets höheres Kapital parlamentarischen Vertrauens angesammelt. Andere Mittel als unsere gründliche Arbeitsmethode hätten uns niemals zu parlamentarischen Erfolgen verholfen.

Im preußisch-deutschen Regirungssystem meiner Zeit erschöpften sich die Minister allgemein lieber in stiller, meist ungelohnter Ressortarbeit, als daß sie an der Oberfläche der Öffentlichkeit paradirten. Die ohne Sinn für organisches Wachstum und ohne Achtung für die Vernunft der Geschichte dem deutschen Volk jetzt von internationalen Theoretikern übergestülpte Zwangsjacke des Parlamentarismus wird die alte Zeit bald als die gute preisen lehren. Die neuen Herrschaften werden sich wundern, wie sachlich sie früher regiert worden sind und wieviel treue Arbeit an Stelle von eitlem Geschwätz geleistet worden ist.

In St. Blasien wurde jedes Wort des Gesetzentwurfes in Gemeinschaft wohl zwölfmal umgeworfen. Ich pflegte die Materie zu „rollen", ein Ausdruck, mit dem ich manchmal geneckt worden bin. Wesentlich hielt ich darauf, jedem Mitarbeiter die größtmögliche Selbständigkeit zu geben. Ich habe meine Abteilungsleiter dazu gedrängt, daß sie die Fragen niemals nur aus ihrem Teilstandpunkt betrachteten; jeder sollte rücksichtslos urteilen, als ob er der König wäre und das Ganze allein zu entscheiden hätte. Vom Besonderen bleibt dabei immer noch genug übrig. So verlangte ich vom Techniker, daß er auch vom militärischen Standpunkt aus urteilen lernte, und umgekehrt vom Offizier die Berücksichtigung des Technischen. Nichts halte ich für verkehrter, als in Beratungen den Vorgesetzten herauszukehren. Es kommt ja mitunter der Punkt, wo einer entscheiden muß; aber ich darf sagen, daß es im Reichsmarineamt selten auf ein befehlsmäßiges Durchschlagen hinauslief; wir sind fast immer zu einer gemeinsamen Ansicht gekommen, bei der ich als primus inter pares den Mitarbeitern das Gefühl, majorisiert zu werden, ersparte und die Freude an der Leistung ließ, dabei aber selbst etwas Besseres und der Menge nach Größeres verrichtete, als wenn ich mich in allem hätte sehen wollen. Die Übertragung des vor dem Feind notwendigen schroffen Befehlsgrundsatzes auf das Büro und die großen Dispositionen, das Arbeiten mit Kreaturen und mechanischem Gehorsam, die peinliche Abgrenzung der Ressortstandpunkte lähmen Verantwortung und Entschlußvermögen, auf die es bei Kriegsbehörden am meisten ankommt. Wenn man selber weiß, worauf man hinauswill, so kann man die Untergebenen an ihren guten Seiten packen und bei modernen Organisationen darauf verzichten, persönlich die Last zehn Fuß zu fördern, damit man statt dessen allen Gehilfen die ihrige einen Zoll voranbringen helfe.

Mein Tätigkeitsgebiet gewöhnte mich an große Vielseitigkeit. Je gegliederter aber ein Organismus wird, desto mehr wächst auch der Kopf zu einer differenzirten Funktion heraus und darf, um klar zu bleiben, nichts mehr von der Arbeit der Glieder übernehmen wollen. Ich schuf mir ringsum Spezialisten, bei denen die Materien im allgemeinen gut aufgehoben waren, und achtete nur auf die Verbindung, sodaß, wenn nötig, die Spezialitäten stets an die Spitze herangetragen werden konnten. Ich habe dabei das Hochkommen selbständiger Naturen auf jede Weise gefördert, machte aber je länger, desto bestimmter die eigentümliche Erfahrung, wie spärlich die wirklich schöpferischen Kräfte sind und wie Naturen, die auf zweiten Posten sich bewährt haben, auf ersten völlig versagen können. Man kann sich bei Beförderungen schwer dagegen schützen, daß man gelegentlich aus einem guten Ersten Offizier einen schlechten Kapitän macht.

3

Im Reichsmarineamt versicherte man mir, daß wir die Gesetzesform nicht durchbekommen würden. Derselben Meinung war auch unser zuverlässigster parlamentarischer Freund, der nationalliberale Führer v. Bennigsen, der riet, es mit jährlichen Bewilligungen zu versuchen. Ich bestand aber auf dem Gesetz, entschlossen, das als unwahrscheinlich Bezeichnete zu wagen und im Fall des Mißlingens auszusteigen.

Ich brauchte ein Gesetz, um die Stetigkeit des Flottenbaus nach verschiedenen Flanken zu schützen. Äußerlich sprach für die Gesetzesform am meisten der Umstand, daß der Reichstag sich dadurch selber die Versuchung abschneiden sollte, alljährlich neu in technische Einzelheiten einzugreifen, wie früher, wo jedes Schiff zum „Exerzitium von Debatten" geworden war und im Spiel wechselnder Mehrheiten das Reichs-Marineamt nicht das sachlich Wichtigste, sondern das, was gerade durchging, forderte. Mit Parteikoalitionen, die Schiffe als Kompensationsobjekte behandelten, konnte man keinen Flottenkörper aufbauen, der ein Menschenalter geduldigen, einheitlichen Wachstums verlangte.

Ich wußte aber auch in keiner anderen Weise das häufige Eingreifen des Kaisers aufzuhalten, dessen auf Schiffsbau eingestellte Phantasie von allen möglichen Eindrücken und Personen gespeist wurde. Wünsche und Vorschläge sind in der Marine billig und wechseln wie im

Kaleidoskop; wenn der Kaiser mit irgend einem Kapitänleutnant gesprochen oder im Ausland etwas gesehen hatte, war er voll neuer Forderungen, konstruierte, warf mir Rückständigkeit vor, glaubte mich durch Mahnungen aufrütteln zu müssen, und außer durch mehrfache Abschiedsgesuche konnte ich später nur durch die gesetzliche Bindung jene Stetigkeit der Entwicklung sichern, welche die Grundbedingung jedes Erfolges war.

Die dritte Seite, von welcher das Chaos herandrängte, wogegen ich ein Gesetz bedurfte, war die Marine selbst. Gerade wo es sich um Spezialkenntnisse handelt, schwirren die Überzeugungen auseinander. Die deutsche Marine war, als ich das Staatssekretariat antrat, eine Modellsammlung, wenn auch keine so bunte wie die russische Flotte unter Nikolaus dem Zweiten. Auch die englische Marine ist es bis zu einem gewissen Grad; aber dort spielt Geld keine Rolle; hatte man eine Serie falsch gebaut, so warf man sie in die Ecke und baute eine neue. Das durften wir uns nicht erlauben. Außerdem hatte man in England mehr Verständnis dafür, daß Ansichten sich ändern, während der doktrinäre Deutsche sofort erklärte: da hat er etwas Falsches gebaut, Anathema sit. Wenn man dem Deutschen ein System vorsetzt, glaubt er eher daran. Kleinerer Schwächen der Gesetzesform war ich mir bewußt, aber ich hatte keine Wahl, wenn wir unter den gegebenen Verhältnissen vorwärtskommen wollten.

Die Gesetzesform hatte noch den sehr großen Vorteil, daß wir kaufmännischer vorgehen und nach vielen Richtungen wirtschaftlicher disponieren konnten, wenn wir eine längere Strecke Wegs überblickten. Und Sparsamkeit, in welcher eine große Summe von Vorausberechnung steckte, war für die Wehrmacht in Deutschland eine bittere Notwendigkeit.

Schon Anfang Juni 1897 hatte ich eine Unterredung mit dem damaligen preußischen Finanzminister v. Miquel gehabt, hauptsächlich, um die allgemein politische Seite der Flottenvorlage mit ihm zu erörtern, wobei er mir einige allgemeine Zusicherungen auf Unterstützung gab. Sehr unerwartet kam mir nun am 5. August ein Artikel der „Nordd. Allg. Zeitung", der, von Miquel inspirirt, ausführte, das an sich erstrebenswerte Gesetz wäre vorläufig nicht zu machen; fortschreitende Entwicklung der Marine sei nötig, müsse aber ohne Beschränkung der parlamentarischen Rechte des Reichstags durchgeführt werden.

Diese Veröffentlichung war ohne Zweifel unzulässig und für das Gesetz gefährlich. Trotzdem vermied ich einen offenen Konflikt. Miquel war wie das ganze Staatsministerium gegen das Gesetz, wollte aber des Kaisers wegen nicht offene und schroffe Opposition machen, versuchte deshalb allgemein abzuwiegeln und mich durch Vorstellung der Schwierigkeiten von meinem Plan abzubringen. Als er sah, daß ich fest zu bleiben entschlossen war, wurde er entgegenkommender.

Die allgemeine Skepsis bei den Spitzen und Gleichgiltigkeit bei den Massen des Volks brachte mich auf den Gedanken, um Bismarcks Unterstützung zu werben.

Zehntes Kapitel

Bei Bismarck

1

Im Juni 1897 hatte ich dem Kaiser vorgeschlagen, dem nächsten Schiff, das von Stapel laufen sollte, den Namen „Fürst Bismarck“ zu geben. Ich wußte, daß der Fürst oder seine Familie den allerdings irrigen Verdacht hegte, es wäre im Augenblick seiner Verabschiedung ein Schiff mit seinem Namen absichtlich aus der Liste gestrichen worden. Ich hoffte mit diesem Schritt die Entfremdung zwischen Bismarck und der Regierung zu mildern, und wünschte, im Herbst die Einladung persönlich nach Friedrichsruh zu überbringen und bei dieser Gelegenheit mir bei dem alten Fürsten den Kugelsegen für das Flottengesetz zu holen.

Der Kaiser stimmte nach einigem Zögern zu, schickte aber dann von sich aus ein Kabinettsschreiben an Bismarck, worin er ihn zum Stapellauf eines Schiffes einladen ließ, ohne jedoch den Taufnamen zu nennen. Er setzte bei diesem Gnadenakt die Freude, die ihm selbst derartige Festlichkeiten bereiteten, wie stets auch bei anderen voraus und wollte den Fürsten wohl überraschen. Bismarck antwortete ungefähr, er wäre ein zu alter Mann für eine solche Sache. Ich bekam nun den Befehl, die ziemlich verfahrene Geschichte wieder einzurenken.

Ich erbat beim Fürsten brieflich Audienz, um ihm über das beabsichtigte Vorgehen der Marine Vortrag zu halten. Der Brief kam uneröffnet mit der Bemerkung zurück, der Fürst nähme keine Briefe an, auf deren Umschlag nicht der Absender vermerkt wäre. Auf einen zweiten Brief wurde mir gesagt, ich möchte kommen.

In Friedrichsruh pflegte man um die Mittagszeit einzutreffen. Graf Rantzau, der mir persönlich bekannt war, kam mir entgegen; ich bat um seine Unterstützung. Als ich eintrat, saß die Familie bei Tisch, der Fürst am kurzen Ende der Tafel. Er stand auf, kühl, aber höflich, sehr Grandseigneur, und blieb stehen, bis ich Platz genommen hatte. Er war von heftigen neuralgischen Schmerzen geplagt, hielt Gummikissen mit heißem Wasser an die Backe, aß geschabtes Fleisch und konnte

nur mit Mühe sprechen. Nach dem Genuß von $1\frac{1}{2}$ Flaschen Sekt wurde er lebendiger. Nach dem einfachen Frühstück rauchte ihm Gräfin Wilhelm Bismarck die lange Pfeife an und die Damen verließen den Raum. Die Stimmung war schwül. Mit einem Male wölbten sich die großen Augenbrauen, er sah mich mit einem vernichtenden Blick an und grollte los: „Ich bin kein Kater, der Funken gibt, wenn er gestreichelt wird." Sonst bin ich nicht schlagfertig, aber angesichts dieser fast verzweifelten Aussichten konnte ich doch nicht stumm sitzen bleiben und erwiderte: „Soviel ich weiß, sind das nur die schwarzen Kater, Durchlaucht." Graf Rantzau griff eifrig ein: „Der Admiral hat Recht, es sind nur die schwarzen." Die Atmosphäre wurde weniger elektrisch. Ich sagte nun meinen Auftrag und er antwortete, er könnte nicht mehr nach Kiel kommen, Uniform anziehen und Sporen tragen, und wollte nicht als Ruine vor der Öffentlichkeit stehen. Um etwas Positives herauszubekommen, erwähnte ich, ob vielleicht eine der Schwiegertöchter beim Stapellauf erscheinen könnte? Er erwiderte, da müßte ich diese fragen; er überließ es der Form nach deren privater Entschließung. Darauf berichtete ich meinen persönlichen Hauptzweck.

Ich legte meinen Plan dar, bemühte mich den Fürsten zu überzeugen, daß es sich um keine bloße monarchische Liebhaberei handle, wogegen ich mich in diesen Jahren häufig zu verteidigen hatte, und betonte, es wäre die Absicht, das schon 1867 vom Reichstag genehmigte Marineprogramm jetzt, in moderne Form gegossen, durchzuführen. Wir müßten mit Rücksicht auf das kommende Jahrhundert ein gewisses Maß politischer Seemacht haben. In den Siebziger Jahren wäre das nicht so nötig gewesen, unermeßlicher Ruhm und der Glanz großer Namen hätten uns damals über jede Schwierigkeit hinweggeholfen. Jetzt dagegen würde eine Unterlage realer Macht notwendig, z. B. angesichts unsrer Lage bei einem russisch-englischen Krieg, mit dem ernsthaft zu rechnen wäre. Ich wäre gekommen, mir seinen Segen zu erbitten, wenn wir jetzt gemäß unsren taktischen Erfahrungen eine bestimmte Flottenmacht schüfen.

Von der militärischen Seite der Sache wollte Bismarck offenbar nichts hören, das war nach wenigen Worten herauszuspüren. Von den großen Schiffen hielte er nicht viel; mit seinem Freund Roon wäre er der Ansicht gewesen, daß man viele kleine Schiffe brauchte, die wie Hornissen um das große Schiff schwärmten. Mein Versuch, ihm bei-

zubringen, daß das große Schiff die Kraftkonzentration bilde und an den einzelnen Stellen die Überlegenheit hätte, gelang nicht sehr; er meinte, das möchte für die Bataille rangée gelten, aber er bliebe bei den „Hornissen“ und wünschte durch viele kleine Schiffe, die man draußen in der Welt fahren lassen könnte, den Auslandsdienst zu poussieren. Meine Bestätigung, es wäre wichtig, wenn wir ein paar Auslandshäfen bekämen, führte zu einem Ausbruch gegen Caprivi Ausgenommen seinen alten Freund Roon, der bis 1871 das Marineministerium im Nebenamt versah, hätte er sich nie mit den Marineministern gestanden. Caprivi wäre immer wie ein hölzerner Ladestock zu ihm in die Wilhelmstraße gekommen; was hätte man auch viel von ihm erwarten können; er hätte als Leutnant ohne Zulage zweiundzwanzig Jahre in Berlin die wohlhabenden Kavallerieoffiziere gesehen, deren Väter Landgüter gehabt hätten; als er Reichskanzler wurde, hätte er geglaubt, es den Grundbesitzern einträнken zu können. Die Lösung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland wäre das furchtbarste Unheil gewesen. Unsre politische Lage bei einem englisch-russischen Konflikt, so erklärte mir Bismarck, wäre durch das Stichwort „Neutralität gegen Rußland“ gegeben; das brauchte Rußland, das genügte ihm aber auch.

Die von mir angeregte Möglichkeit, daß ein neuer Pitt eine solche Neutralität eben nicht wünschen und unsre Feindschaft vorziehen könnte, sowie daß auch andere Konstellationen denkbar wären und nur eine achtbare Flottenstärke uns für Rußland und andre Mächte bündnisfähig machen könnte, wies Bismarck beinahe zornig von der Hand. Die Engländer wären einzeln genommen ganz würdig, aber Krämerseelen in der Politik. Wenn sie kämen, würden wir sie mit Landwehrkolben totschlagen. Daß eine scharfe Blockade uns niederzwingen würde, könnte er nicht im mindesten verstehen.

Der alte Fürst dachte offensichtlich an das agrarische Deutschland von 1870 und an das politische England von 1864, und verstand die gewaltige Position des britischen Weltreichs im Jahre 1897 nicht mehr. Überhaupt folgte er mehr seinen eigenen, von früher her feststehenden Gedankengängen, als daß er sich noch die Mühe nahm, einen Vortrag aufzunehmen. In der Hauptsache aber gab er mir Recht: „Sie brauchen mich gar nicht davon zu überzeugen, daß wir mehr Marine nötig haben.“ Er hat mir später die Zustimmung zu meinem Vorgehen auch noch schriftlich bestätigt.

Wie wenig dem Fürsten in seinen guten Tagen der Gedanke fremd gewesen war, daß wir eine gewisse Bündniskraft gegen England besitzen müßten, beweisen die Aufzeichnungen des früheren französischen Botschafters in Berlin, Barons de Courcel, dem der Fürst 1884, als die kolonialen Bestrebungen Deutschland und Frankreich einander anzunähern schienen, die Möglichkeit eines Seebündnisses zwischen den festländischen Nachbarmächten umriß. „Was ich erstrebe," so soll sich der Fürst damals geäußert haben[1]), „ist die ‚Herstellung eines gewissen Gleichgewichts auf dem Meere', und Frankreich hat in dieser Hinsicht eine große Rolle zu spielen, wenn es auf unsre Ansichten eingehen will. Man sprach früher viel vom europäischen Gleichgewicht; das ist ein Wort des 18. Jahrhunderts. Ich glaube indessen, es wäre nicht verjährt, vom „Gleichgewicht auf dem Meere" zu sprechen. Ich wünsche keinen Krieg gegen England, dagegen möchte ich es zu der Einsicht bringen, daß die Flotten der übrigen Nationen ihm gegenüber ein Gleichgewicht auf der See herstellen und es zwingen können, auch auf die Interessen anderer Rücksicht zu nehmen, wenn sie sich vereinigen. England muß sich nur an den Gedanken gewöhnen, daß ein Bündnis zwischen Deutschland und Frankreich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt."

Eine Versöhnung mit Frankreich zuwege zu bringen, wäre Bismarck selbst wohl der einzige Mann gewesen. Da es aber nicht zu dieser Versöhnung kam, waren dem Alternden jene Gedankengänge entfremdet. Er fühlte nicht mehr, wie stark die von ihm geforderte diplomatische Anlehnung an Rußland, deren Notwendigkeit auch mir klar war, angesichts der veränderten Weltlage eine maritime Gleichgewichtspolitik und Bündnisfähigkeit zur See als Unterbau verlangte. Bei der britischen Feindseligkeit gegen uns, wie sie sich seit 1896 schonungslos offenbarte, war die Machtfrage so gestellt: wie wir, auf unserer übervölkerten Scholle zusammengedrängt, den Frieden mit England bewahren könnten, ohne wirtschaftlich vor seinem Handelsneid zu kapitulieren, oder wie wir, falls England unsere Eindämmung beschließen würde, einen Krieg mit ihm bestehen könnten. Für Beides diente weder der Zustand der Flottenlosigkeit noch eine Auslandsflotte zur Abhilfe, sondern allein eine Schlachtflotte, deren kriegerische Achtbarkeit und Bündniswert es den Engländern erschweren mußte, mit uns anzubinden. Es

---

[1]) Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung 20. August 1918.

war eben „eine neue Zeit angebrochen“, wie der alte Fürst beim letzten Anblick des Hamburger Hafens gesagt hat, als er überwältigt von dem ungeheuren Leben, das sich dort seit der nachbismarckischen Zeit entwickelt hatte, an das gemächliche, von den Engländern beherrschte alte Hamburg zurückdachte.

2

Nachdem wir zwei Stunden am Tisch gesessen hatten, forderte der Fürst mich auf, mit ihm durch den Sachsenwald zu fahren. Nachmittagsruhe hielt er nicht. Im Wagen rechts und links standen große Flaschen Bier; die wurden aufgezogen und getrunken; mit seiner Kraftnatur mitzukommen, war nicht eben leicht. Um vor dem Kutscher freiweg zu sprechen, bediente sich der Fürst einer fremden Sprache und, wie in ihm Zartgefühl neben Gewaltsamkeit lebte, so wählte er das Englische, von dem er annahm, daß es mir als Seemann am geläufigsten wäre, und das er vorzüglich sprach. Er äußerte sich über den Kaiser schonungslos, nahm es mir aber nicht übel, wie ich gegen seine starken Ausdrücke einwandte, als Offizier hätte ich für den Kaiser einzutreten. Er erzählte, wie die Kaiserin Augusta 1848 auf die Abdankung des Königs und den Thronverzicht des Prinzen von Preußen hinarbeitete, und wie er als Führer der Rechten in der Kammer dem Abgeordneten v. Vincke, der ihm im Auftrag der Prinzeß eine Regentschaft der Prinzessin Augusta für den Prinzen Friedrich Wilhelm vorschlug, zur Antwort gab, er würde auf einen solchen Antrag hin beantragen, den Antragsteller zu verhaften; wie dann die Prinzeß noch einmal mit ihm in Potsdam gesprochen und ihm, wobei sie heftig auf die Schenkel klopfte, erklärte, es käme ihr nur auf ihren Sohn an, und wie dieser letztere, im Flur hinter einer Nische wartend, weinend und mit ausgestreckten Händen auf ihn zugegangen sei. Von Kaiser Friedrich sprach er mit Zuneigung; er hätte trotz der Kaiserin Viktoria auch während der Krankheitszeit dem Kanzler noch die Stange gehalten. — Dem Kaiser möchte ich sagen: er wünsche nichts anderes als allein gelassen zu werden (to be let alone) und in Frieden zu sterben. Seine Aufgabe sei getan, es gebe für ihn keine Zukunft und keine Hoffnungen mehr.

Wir fuhren zwei Stunden, trotz zeitweiligem Regen ohne Verdeck; der Fürst rauchte die Pfeife. Er erzählte von seiner früheren Jagdleidenschaft, wie er einst hundert Meilen fahren konnte, um einen

Bock zu schießen, und wie er jetzt als gebrochener Mann das Wild nur noch zu sehen liebte und es nicht mehr über sich gewönne, dem schönen Tier ein Loch ins glänzende Fell zu schießen. Er erzählte von seiner verstorbenen Frau, die seine Stütze gewesen wäre; die Tränen traten ihm in die Augen; es war ergreifend, wie er seinen Zustand zu schildern vermochte. Er erzählte auch von seinen englischen Beziehungen und wie er im allgemeinen die Seeleute gern gehabt hätte, uns, die blaue Couleur, aber nicht die Marinegeneräle...

Ich gab acht, daß ich ihm ich möchte sagen königliche Ehren erwies; das lag auch so im Gefühl, daß man gar nicht anders konnte. Ich stellte mich beim Aussteigen militärisch grüßend hin; vor dem Landhaus hatten sich Menschen gesammelt und riefen Hurrah. Wir kamen zum Abendessen; ich saß wieder neben Bismarck. Da muß ich noch einen feinen, taktvollen Zug von ihm erzählen. Ich hätte gern eine Photographie mit Unterschrift von ihm gehabt, wußte aber, wie unangenehm es berührt, wenn man darnach drängt, und hatte als Begleiter des Prinzen Heinrich in Italien mit Ekel erlebt, wie da um die gegenseitigen Orden und Photographien gekämpft wurde. Es war mir anderseits doch leid gewesen, daß ich seinerzeit nicht gewagt hatte, an den alten Moltke die Bitte um ein Andenken zu richten, als ich ihn unter Stosch in Kiel über das Torpedowesen informieren und hierbei die Abgeklärtheit seines reinen, großen Geistes spüren durfte. Bismarck nun hat mir die Bitte erspart, indem er sich meines alten Vaters von der Prima des Grauen Klosters her zu erinnern vorgab und mir sein eignes Bild für meinen damals noch lebenden Vater einhändigte.

3

Ich bin noch zweimal bei dem alten Herrn gewesen, das letztemal im Gefolge des Kaisers, der sich nach der feierlichen Verabschiedung des nach Tsingtau gehenden Prinzen Heinrich mit der ganzen Gesellschaft von Rendsburg aus etwas plötzlich in Friedrichsruh angesagt hatte. Bismarck empfing den Kaiser im Rollstuhl an der bescheidenen Eingangstüre des Landhauses. Wir gingen gleich zu Tisch, Bismarck setzte sich mit fremder Unterstützung, war aber, nachdem er saß, wieder ganz frisch. Ich hatte den Platz schräg gegenüber dem Fürsten, neben dem der Kaiser saß, zu meiner Seite der spätere Generaloberst v. Moltke. Der Fürst versuchte, politische Gespräche anzuspinnen, über unser Ver-

hältnis zu Frankreich usw. Zu meinem größten Bedauern ging der Kaiser auf diese Gespräche nicht ein, sondern es wurde die an der kaiserlichen Tafel häufige Anekdötchenunterhaltung geführt. Immer wenn Bismarck von Politik anfing, vermied es der Kaiser darauf zu achten. Moltke flüsterte mir zu: „Es ist furchtbar"; wir fühlten den Mangel an Ehrfurcht vor einem solchen Manne. Da sprach Bismarck aus irgend einem Zusammenhang heraus ein Wort, das sich uns in seiner prophetischen Schwere eingrub: „Majestät, solange Sie dies Offizierskorps haben, können Sie Sich freilich alles erlauben; sollte das nicht mehr der Fall sein, so ist es ganz anders." An der scheinbaren Nonchalance, mit welcher das herauskam, als ob nichts darin läge, zeigte sich eine großartige Geistesgegenwart; daran konnte man den Meister erkennen.

Als wir aufbrachen, begleitete der Fürst den Kaiser im Rollstuhl bis an die Türe und dann nahmen wir einzeln Abschied. Bismarck verabschiedete sich freundlich von Bülow, von Miquel und anderen. Vor mir kam der Kabinettschef v. Lucanus daran, der 1890 bei Bismarcks Entlassung mitgewirkt hatte. Er versuchte dem Fürsten die Hand zu geben und einen Bückling zu machen. Da entwickelte sich ein merkwürdiges Schauspiel, das von gewaltigem Eindruck war. Der Fürst saß da wie eine Statue, kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft, und vor ihm zappelte Lucanus. Der Fürst drückte an sich nichts aus, es lag keine Abneigung in seinen Zügen, aber er war unbewegliche Maske, bis Lucanus begriff und sich entfernte. Dann kam ich, und nach mir mein treuer Kapitän v. Heeringen. Der war so hingerissen (er war ein temperamentvoller Herr), daß er sich hinunterbückte und dem Fürsten die Hand küßte. Ich freute mich darüber; ich hatte auch versucht, dem Fürsten etwas zu fühlen zu geben, soweit man es kann, aber die Handlung des Herrn v. Heeringen war stärker. Da nahm der Fürst Heeringens Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

Das ist meine letzte Erinnerung an Bismarck.

Elftes Kapitel
Die Flottengesetze

1

Von jetzt ab trat die Bismarcksche Presse für mich ein. Ich habe weiterhin alle Bundesfürsten bis zu den Großherzögen einschließlich persönlich um ihre Unterstützung gebeten und, indem ich ihnen Vortrag hielt, das Gefühl der Mitentscheidung zu vermitteln gesucht. Dies gelang besonders dort, wo ein Fürst wie König Albert von Sachsen, der zugleich ein geschäftskundiger Mann war, in die Materie ernsthaft eindrang oder wie der Großherzog von Oldenburg sich durch eigene Leistung ein großes Verdienst um unsere Seeinteressen erworben hat, oder wo ein mit Herrschereigenschaften alter Art ausgestatteter Herr wie Großherzog Friedrich von Baden sich aus dem Persönlichkeitsdurchschnitt heraushob, der sich meinem Eindruck nach im letzten Menschenalter allgemein in Deutschland, bei den Fürstenhäusern wie bei den Spitzen der einzelnen Berufszweige gesenkt hat. Natürlich habe ich auch die Hansestädte aufgesucht; ferner die bundesstaatlichen Minister, deren Kennenlernen sich als gutes Werbemittel erwies, zumal diese Sitte des Herumreisens damals noch nicht in Übung war.

Dann habe ich es für mein Recht und meine Pflicht gehalten, den breiten Schichten begreiflich zu machen, welche Interessen hier auf dem Spiele standen; es galt, den verkümmerten Welthorizont des Volkes zu weiten; den durch unsere geschichtliche Entwicklung abhanden gekommenen oder doch zur Seite gedrängten Sinn für die Kulturwerte, die mit der See zusammenhingen, zu wecken; die Überzeugung zu vertiefen, daß wir gebieterisch auf diesen Weg gewiesen waren, wenn wir das zusammengedrängte Deutschtum ohne riesige Auswanderung in der Heimat so blühend erhalten wollten, wie es seit Bismarcks Schutzzoll-Gesetzgebung glücklich gedieh. Heeringen organisierte die Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamts; er reiste an den Universitäten umher, wo sich fast alle Nationalökonomen bis zu Brentano hin in großartiger

Weise zur Unterstützung bereit fanden. Schmoller, Wagner, Sering, Schumacher und viele andere wiesen nach, daß die Aufwendungen für die Flotte produktive Ausgaben wären, und stellten die Lage Deutschlands dar, die ungesicherte wirtschaftspolitische Grundlage unsrer ganzen Kultur und Macht, die Gefahr, daß unser Menschenüberfluß statt eines Reichtums eine unerträgliche Last werden könnte. Sie zeigten, wie sehr unsre Weltstellung auf Sand gebaut war, wie die Chamberlainschen Zollpläne u. a. uns zum Vegetieren als armes Kleinvolk verurteilten, wenn wir nicht die Macht hätten, ein eigenes Wort gegenüber den Überseemächten in die Wagschale zu werfen. So kam ein Schwung in die Erörterung nationalpolitischer Fragen, der ein gesundes Gegengewicht gegen unfruchtbare sozialpolitische Utopien schuf.

Von den großen Historikern, die in einem früheren Menschenalter die öffentliche Meinung führten, war keiner mehr am Leben, nachdem auch Treitschke gestorben war, der herrliche Mann, bei dem ich von 1876 ab an der Universität gehört und mir auch privatim, bei Josty neben ihm sitzend und meine Fragen auf einen Zettel kritzelnd, hatte Rats holen dürfen. Warum Treitschkes Geist in der deutschen Historie fast erloschen ist, verstehe ich nicht. Unsere Weltlage war doch so eindeutig. Wir hörten ohne eine durch Seemacht gedeckte Industrie auch auf, eine festländische Großmacht zu sein, und daß wir saturiert wären, wie die weltabgewandte Haltung mancher Gelehrter anzudeuten schien, konnte höchstens von der Frage der deutschen Einigung gelten. Nach der Lösung der Einheitsfrage stellte sich aber mit voller Gewalt die Frage, ob wir im Rahmen der Menschheit etwas bedeuten sollten. Es lag vielleicht in der Neuheit und raschen Entwicklung dieses politischen Problems, daß die Historiker in ihrer Mehrzahl es nicht so klar begriffen wie die Nationalökonomen[1]).

---

[1]) Von Historikern hat mich besonders Dietrich Schäfer unterstützt. Mommsen lebte noch, der mir gern Schiffe geben wollte, aber kein Gesetz. Ich habe ihm in Gesprächen gesagt, daß mir in seiner Darstellung des zweiten punischen Krieges die Erkenntnis zu fehlen schiene, daß Hannibal durch die römische Seeherrschaft besiegt worden ist. So wird auch der Siebenjährige Krieg und die Napoleonische Zeit in Deutschland meist viel zu einseitig aufgefaßt. Hätte die in Deutschland herkömmlich gelehrte Geschichte uns mehr daran gewöhnt, in Kontinenten zu denken, so würde auch der Schulpforter Primus Bethmann-Hollweg vielleicht den Angelpunkt des Weltkrieges weniger mißverstanden haben. Es war mir ein betrübliches Zeichen für die Enge unseres geschichtlichen Horizonts, daß die ausgezeichneten

Auch die Armee mit ihren festländischen Überlieferungen folgte dem Wandel der Weltlage nicht gern, wovon ich bald darauf einen Anwendungsfall im Kleinen erlebte durch die unbehilfliche Vorbereitung der leidigen Chinaexpedition, bei deren Durchführung die mangelhafte materielle und geistige Disposition der Armeeverwaltung für Aufgaben, die nicht zum Zweifrontenkrieg gehörten, nur infolge der weltmännischen Persönlichkeit des Grafen Waldersee weniger in die Erscheinung trat. Doch habe ich bei hervorragenden Militärs, mit denen ich, wie mit den Gelehrten, jedoch unter stärkerer Betonung des militärisch-politischen Gesichtspunktes sprach, z. B. bei dem Feldmarschall v. d. Goltz, Verständnis gefunden. Wir ließen Versammlungen und Vorträge abhalten, und bemühten uns namentlich, in großem Maßstabe Fühlung mit der Presse zu bekommen. Wir empfingen jede Zeitung ohne Unterschied und gaben allen sachliche Aufklärung ohne Polemik. Sie konnten damit machen, was sie wollten; eine gewisse Dankbarkeit für das von uns gegebene Material prägte sich doch aus, und so kamen wir vorwärts.

Die altherkömmliche Gastfreundschaft der Marine gab den Ton für die Behandlung der Öffentlichkeit. Wir wollten nicht Gitter um uns errichten, sondern grundsätzlich die Flotte als Sache des ganzen Volkes behandelt wissen. Wir ließen Reisen zur Wasserkante machen, zeigten die Schiffe und Werften, wandten uns an die Schulen, forderten Schriftsteller auf, für uns zu schreiben; es kamen Stöße von Romanen und Broschüren. Vom Kultusministerium sollten Preise an die Schulen gegeben werden. Die Reichsleitung, ohne welche ein nachgeordnetes Ressort wie das Reichsmarineamt ja nichts unternehmen konnte, unterstützte uns unter Bülow. Doch würde die Propaganda noch glücklicher gewesen sein, wenn das Staatsministerium sie übernommen hätte. Wir waren noch starke Außenseiter. In Preußen z. B. hatten wir kein Recht auf den Staatsapparat. Ferner konnte, um eine solche Propaganda zu machen, auf keine etatsmäßige Bewilligung gerechnet werden. Ich habe denn auch den ganzen Werbefeldzug sozusagen kostenlos mit freiwilligen Spenden durchführen können. Auch das war in Deutschland ein neues

Bücher A. v. Peez' so wenig beachtet wurden. Ich habe sie zu Hunderten verbreiten, ferner das Werk des Admirals Mahan übersetzen lassen, und hoffte nicht ohne Grund, daß die Erziehung unseres heranwachsenden Seeoffizierkorps die notwendige Erweiterung des politisch-geschichtlichen Gesichtskreises der Nation unterstützen würde.

Verfahren. Das Entscheidende war, daß der Gedanke zündete; dann trug sich der Funken von selber weiter.

Es offenbarte sich ein gewisses Bedürfnis der Nation nach einem Ziel, nach einer vaterländischen Sammlungsparole. Das Volk war nicht saturiert. Wenn ein Volk saturiert ist, geht es nieder. Stillstand und Rückgang liegen hart beisammen. Das war bei uns nicht der Fall, und binnen kurzem war die Flotte als Lebensfrage anerkannt und ein selbstverständliches Besitztum der Nation. Freilich, der politisch naive Deutsche glaubte vielfach jetzt plötzlich, schon eine mächtige Flotte zu besitzen, während es sich erst darum handelte, eine solche zu bauen. Übertreibungen und unzutreffende Vergleiche mit England, Herausforderungen und Taktlosigkeiten in der Presse, Parlament und sonstiger Öffentlichkeit waren trotz allen auch von mir unternommenen Warnungen nicht ganz zu unterdrücken.

Es war ja ein entscheidender Fortschritt, daß die Nation jetzt die See liebgewann. An nationalem Überschwang sündigt der Deutsche nur deshalb, weil er als unverbesserlicher politischer Illusionist zwischen den beiden Extremen der Machtscheu und des Machtrausches hin- und herschwankt[1]).

2

Am 15. September 1897 hielt ich dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe zum ersten Male Vortrag über die Gesetzesvorlage. Ich führte vor allem aus, daß eine Verschiebung nicht am Platz wäre; im nächsten Jahre fänden Reichstagswahlen statt; zunächst wäre also im Fall einer Ablehnung die Auflösung vermeidbar, und als Wahlferment wenigstens die Marinefrage nicht ungünstig. Der nächste Reichstag würde sich dann bei erschöpften Parteikassen ungern auflösen lassen. Am 6. Oktober

[1]) Die Marineverwaltung hat das ihre getan, um der Öffentlichkeit eine nüchterne Bewertung des Erreichten zu ermöglichen. In der Monatsschrift „Marine-rundschau" und im „Nauticus", den wir alljährlich als Handbuch privaten Charakters herausgaben, um uns ohne offiziöses Gewicht freier über die Seeinteressen und über das Tatsächliche aussprechen zu können, verbreiteten wir Kenntnisse auch über die ausländischen Marinen. Der Absatz des „Nauticus" stieg von Jahr zu Jahr. Er war uns schon im Anfang ein guter Helfer gegen die flottenfeindlichen Broschüren Eugen Richters und anderer; und als wir die Annahme des ersten Flottengesetzes mit den Parlamentariern in meinem Hause feierten, stießen wir lachend auch auf den großen literarischen Anonymus „Herrn Nauticus" an.

stimmte das Staatsministerium zu. Die Veröffentlichung der Vorlage fand an einem Sonntag früh statt, sodaß sie 36 Stunden wirkte, bevor Eugen Richter, hierdurch besonders ungnädig gestimmt, im Montags-Abendblatt dagegen schreiben konnte.

Die Flottengegner im Reichstag, aber nicht sie allein, sträubten sich gegen die Knebelung des parlamentarischen Bewilligungsrechtes durch ein „Alternat". Eugen Richter wies als Vorbild auf das Schicksal des Flottenplanes von 1865 hin, der trotz warmem Gefühl für die Marine abgelehnt worden wäre, weil das Verhältnis zur Verfassungsfrage ein noch näheres und wichtigeres wäre. Gefährlicher als Richter's Unversöhnlichkeit war es, daß auch diejenigen Kreise, die materiell die Sachlichkeit und gute Begründung unserer Forderungen anerkannten, die formale Bewilligung durch Gesetz größtenteils für unmöglich hielten, selbst wenn ich meine ganze Person dafür einsetzte. In dieser Richtung begegnete ich auch bei den besten Freunden zweifelndem Achselzucken. Nun kam es mir aber, wie oben dargelegt, gerade auf den Grundsatz des Gesetzes an. Ich wies darauf hin, daß die 1873 als notwendig anerkannten 14 Panzerschiffe erst nach 21 Jahren wirklich bewilligt und gebaut waren; nur die Gesetzesform gewährleiste angemessene Baufristen, nur sie könne die Marine aus der Verwirrung, Schwäche und inneren Krise reißen, in welche sie unzulängliche parlamentarische Behandlung geworfen hatte.

Um diesen Grundsatz d. h. die Gesetzesform zu schaffen, beschränkte ich mich im übrigen materiell auf das Äußerste. Wir verlangten keine neuen Steuern oder Anleihen, wir begrenzten unsern Geldbedarf freiwillig aufs knappste und banden uns hinsichtlich desselben auf sieben (bzw. sechs) Jahre. Wir forderten für jetzt nur eine kleine „Ausfallsflotte", worüber hinauszugehen damals noch kein Grund vorlag, da die technischen Vorbereitungen für Schiffsbau im größeren Stil überhaupt erst zu treffen waren. Darum gaben wir diesem ersten Schritt die Form, daß er im wesentlichen nichts anderes als den Stosch'schen Flottengründungsplan verwirklichte. Das ganze Vorgehen sollte nicht als Bruch mit der Vergangenheit erscheinen. Der Küstenverteidigungsgedanke wurde erwähnt, teils des geschichtlichen Zusammenhangs willen, teils damit uns nicht Angriffsabsichten untergeschoben würden. Auch war ja das Küstenpanzergeschwader da und wurde in das Gesetz einfach hinübergenommen. Da darin zugleich für späteren Ersatz der Küsten-

panzer vorgesorgt, über die Art des Ersatzes aber nichts bestimmt wurde, so verblockte diese Hereinnahme der alten Typen die spätere zweckentsprechende Entwicklung nicht[1]).

Das parlamentarische Gelingen der Vorlage wurde erhofft vermittelst ihrer sicheren Grundlegung durch jahrelange taktische Arbeit, sodaß sich der Plan als eine geschlossene, nicht plötzlich entstandene, sondern zwingend aus der Erfahrung erwachsene Forderung darstellte.

Auf Capelles Rat nahm ich in das erste Flottengesetz eine Geldgrenze hinein. Zumal da die Geldbeschaffung keine Schwierigkeiten bereitete, die erforderlichen Mittel, wie bemerkt, ohne neue Steuern schon vorhanden waren, hat diese Geldgrenze dem Reichstag das Gesetz mundgerechter gemacht, uns nachher bei der administrativen Durchführung aber Nöte geschaffen, weil der Geldwert beständig fiel.

Um mit den maßgebenden Abgeordneten Fühlung zu bekommen, ließ ich durch meine Mitarbeiter Vorbesprechungen einleiten und trat persönlich ins Gespräch, nachdem ich die Stimmung schon kannte. An Eugen Richter war ja nicht heranzukommen. Aber ein Teil des Freisinns unter Barth und Rickert ging mit. Die Nationalliberalen waren unsere besten Freunde. Um die anfänglich lauen Konservativen brauchte ich mich nicht zu bemühen, da sie mit Ausnahme von Einspännern grundsätzlich für Wehrvorlagen stimmten, immerwährend eingedenk der harten Geschichte und bedrohten Gegenwart Preußen-Deutschlands. Das Zünglein an der Wage bildete das Zentrum.

Freiherr v. Hertling, ein Freund unserer Sache, bezweifelte wie die Mehrzahl aller Politiker die Möglichkeit, eine gesetzliche Bindung zu erlangen. Er sagte, die bisherige uneinheitliche Behandlung aller Marinefragen hätte es den Gegnern zu sehr erleichtert, Stimmung gegen alle Flottenpläne zu machen; zudem schwirrten Staatsstreichsgerüchte.

Unsere Besprechungen mit dem Zentrumsführer Dr. Lieber, der sich bei persönlicher Empfindlichkeit sachlich als sehr geeignet erwies, haben

[1]) Die vorhandenen Küstenpanzer tauften wir beim zweiten Flottengesetz auf dem Papier in Linienschiffe um, was nichts kostete, aber nunmehr bestimmt zum Ausdruck brachte, daß der gesetzlich festgelegte Ersatz dieser Klasse der Hochseeflotte zugute kommen sollte. Die Front verstand den wahren Grund dieser Übernahme der alten Schiffe in den gesetzlichen Bestand der Flotte nicht, und es entstand für diese nicht vollwertige Gattung der Ausdruck „schwimmende Särge".

schließlich das Gesetz gesichert. Die Umwandlung des Septennats in ein Sexennat war von Lieber selbst angeregt.

So wurde der „Sprung über den Stock“, auf den es bei dieser ersten gesetzlichen Festlegung der Seemacht ankam, vollzogen. Der Reichstag begab sich eines Teiles seines Rechtes, jährlich in die Marineentwicklung einzugreifen. Der nationale Gesichtspunkt verdrängte den des parlamentarischen Betätigungstriebes. Letzten Endes hatten wir das Parlament darum überzeugen können, weil wir selbst überzeugt waren.

3

Im Winter 1898/99 war ich noch fest entschlossen, das Sexennat innezuhalten. Ich war mir aber stets klar darüber und habe das auch im Reichstag geäußert, daß das erste Flottengesetz nicht die endgiltige Flotte schuf; daß wir nach Ablauf des Sexennats mit Nachforderungen kommen müßten, wurde offen besprochen.

Nachdem 1897 die Nation die Frage, ob eine starke Flotte Daseinsberechtigung haben sollte, grundsätzlich bejaht, den materiellen Umfang aber eng begrenzt hatte, reifte die Zeit heran, wo wir uns zu entschließen hatten, ob der politische Schritt zur wirklichen Seemacht gewagt werden oder das ganze Unternehmen nur eine grundsätzliche Demonstration bleiben sollte. Ich war persönlich entschlossen, nach dem ersten Schritt auch den zweiten zu tun, unter Wahrnehmung der innen- und außenpolitischen Lage. Ich dachte an ein „sprungweises Vorgehen“, wobei in der Zwischenzeit der Reichstag möglichst zu schonen war.

Dies Schonen erwies sich aber als schwierig; denn nachdem man angefangen hatte ernsthaft zu bauen, stiegen die Wünsche bald bis in die „aschgraue Pechhütte“. So kam ich früher als ich selber geahnt hatte, aus der Notwendigkeit, die Geldgrenze höherzutreiben, heraus in Erwägungen und Vorarbeiten zu einem zweiten Flottengesetz hinein.

Schon seit Herbst 1898 nahm ich mir zur Richtschnur, alle Einzelheiten des organisatorischen Vorgehens so einzurichten, wie es für künftige Flottenverstärkungen zweckmäßig wäre. Da unsere Maßnahmen auf ein fernes Ziel hingeordnet waren, wurden sie auch innerhalb der Flotte vielfach nicht verstanden und führten zu inneren Reibungen, die hingenommen werden mußten, um den Gesamtplan nicht zu gefährden.

Im Lauf des Sommers 1899 erkannten wir, daß mit der Novelle

nicht bis zum Ablauf des Sexennats (1904) gewartet werden könnte, und faßten den Entschluß, sie spätestens für 1901 oder 1902 einzubringen, den Jahres-Etat für 1900 aber so zu gestalten, daß er der Novelle den Weg freilegte, und bei seiner Einbringung gleich anzukündigen, daß wir die Novelle um einige Jahre vorzuziehen gedächten. Die eigentliche Entscheidung über Inhalt und Zeitpunkt der Novelle selbst sollte dann erst im Frühjahr 1900 nach vorheriger gründlicher Durcharbeitung des Entwurfs und unter Berücksichtigung der dann vorliegenden politischen Verhältnisse erfolgen. Für ein solches Vorgehen erbat und erhielt ich am 28. September 1899 die kaiserliche Genehmigung. Der beim Immediatvortrag anwesende Chef des Marinekabinetts sah die parlamentarischen Aussichten für gering an, worauf der Kaiser meinte, dann würde eben der eiserne Topf (des Willens zur Flotte) den irdenen Topf (der Opposition) zerschlagen.

Bei diesem Entschluß leiteten mich drei Gründe. Der erste war parlamentarischer Natur. Wir reichten mit der 1898 festgesetzten Geldgrenze nicht aus, denn wir hatten die Preissteigerung der Schiffe unterschätzt. Sollten die zu vergebenden Neubauten nicht durch Geldmangel verkümmern, mußten wir spätestens 1900 oder 1901, besser aber sofort, an den Reichstag mit der Bitte herantreten, uns von der Geldgrenze zu entbinden.

Taten wir dies aber, so waren Rückfragen des Reichstags über unsere Baupläne nach Ablauf des Sexennats nicht zu vermeiden. Kündigten wir dann die Novelle erst für 1904 an, dann hätten wir 1899 eine Generaldebatte ohne jeden praktischen Nutzerfolg gehabt. So war es richtiger, der doch unvermeidlichen parlamentarischen Erörterung von vornherein ein positives Ziel und im günstigsten Fall den Charakter einer ersten Lesung zu geben.

Der zweite, noch wesentlichere Grund, der für ein Vorziehen der Novelle sprach, war technischer und verwaltlicher Art. Wir mußten darnach streben, jedes Jahr möglichst gleich viel Schiffe zu bauen; unser militärisches Ziel und der Stand unsrer Einrichtungen empfahlen eine Baurate von drei großen Schiffen im Jahr. Nun wäre an sich das beste gewesen ein einfaches Gesetz, das den alljährlichen Bau von drei Schiffen vorsah. Aber zu einer derartigen Preisgabe seines Bewilligungsrechtes hätte der Reichstag sich niemals verstanden. Er fügte sich der gesetzlichen Fesselung nur, insoweit sie durch organi-

satorische Notwendigkeiten begründet war, nämlich durch jenen organischen Flottenplan, der die von uns als taktische Einheit erprobte und von der ganzen Welt nachgeahmte Geschwaderformation enthielt, nicht einzelne Schiffe. Forderten wir geschwaderweise, so konnte der Reichstag Geschwader streichen, aber nicht Schiffe, weil er damit seine Zuständigkeit überschritten und in das Militärisch-Organisatorische eingegriffen hätte. Aus der gesetzlichen Geschwaderformation aber ergab sich nun in Verbindung mit der Lebensdauer der Schiffe eine jährlich schwankende Baurate. Nach dem ersten Flottengesetz reichte die Baurate von drei Schiffen bis 1901; dann wären wir auf ein Schiff gesunken, um erst in späteren Jahren unregelmäßig und teilweise über das Dreiertempo hinaus zu steigen.

Das Heruntergehen auf ein Schiff nun hätte uns der Reichstag kaum verübelt, wohl aber die sprunghafte Mehrbelastung des Etats beim Wiederanstieg. Ein erhebliches Knarren des Bewilligungsmechanismus war da zu befürchten, wie ich denn ähnliche Beschwerden 1912 erlebt habe. Dieses Auf- und Niederschwanken der Baurate nun vermieden wir zunächst, wenn wir ein neues Flottengesetz so zeitig vorlegten, daß sich aus ihm die Beibehaltung des Dreiertempos von selbst ergab.

Der dritte und wichtigste Grund endlich, weshalb das damalige Auswärtige Amt unter Bülow und ich mit dem zweiten Flottengesetz nicht noch jahrelang warten wollten, war die veränderte Weltlage. Bei Samoa waren ein paar unserer Schiffe von Amerikanern und Engländern vergewaltigt worden. Diese Demütigung hatte im Verein mit der unglücklichen Manila-Angelegenheit die Stimmung für wirksamere Seegeltung in der deutschen Öffentlichkeit gestärkt. Andere Zeichen der Zeit waren die Unterwerfung der Franzosen unter den Willen des seebeherrschenden Englands bei Faschoda und der zur See verlorene Krieg der Spanier gegen Amerika mit der aus ihm folgenden Einbuße an Kolonien. Der Burenkrieg endlich warf seine Schatten voraus. Mächtig erweiterte Flottenbaupläne so ziemlich aller Seemächte deuteten auf eine schnellere Entwicklung der Welt, als wir sie 1897 anzunehmen in der Lage gewesen waren. Selbst innenpolitisch drängten die Verhältnisse vorwärts. Der Streit um den Mittellandkanal schien ein Vorspiel zu dem im Jahre 1902 bei der Neuordnung der Handelsverträge drohenden Zusammenstoß der wirtschaftlichen Gruppen, in welchen hin-

einzugeraten für die Flottenfrage die Gefahr unsachlicher Behandlungsweise mit sich gebracht hätte.

So hatte ich mich also Ende September 1899 mit Einwilligung des Kaisers bereit gemacht, in den Etat für 1900 möglichst viele unbequeme Forderungen hineinzuarbeiten und während der Wintermonate 1899/1900 mit den Parlamentariern Fühlung zu nehmen und im Reichsmarineamt Form und Inhalt einer neuen Novelle vorbereiten zu lassen, über deren Einbringung dann im Frühjahr 1900 je nach der Weltlage und Volksstimmung Beschluß gefaßt werden sollte.

4

Da ich wußte, wie schwer es der Natur des Kaisers fiel, diese Sache ausreifen zu lassen und es sich zu versagen, selbst damit hervorzutreten, hatte ich am 11. Oktober den Staatssekretär des Auswärtigen bitten lassen, auf den Kaiser in dem Sinne zu wirken, daß er bei dem beabsichtigten Stapellauf S. M. S. „Karl der Große" in Hamburg eine verfrühte Berührung der Flottenfrage unterlassen möchte. Graf Bülow ging bereitwillig darauf ein und zeigte sich auch seinerseits besorgt über etwaige politische Äußerungen bei dieser Gelegenheit.

Der Stapellauf fand in Hamburg am 18. Oktober statt und brachte die aufsehenerregende Rede des Kaisers, der im Rahmen eigener Ausdrucksweise unsre noch im ersten Vorbereitungszustand befindlichen Erwägungen ohne Befragung des Reichskanzlers oder des Staatssekretärs des Auswärtigen in die Öffentlichkeit warf. Mit seinem Schlagwort „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte" nahm der Kaiser die Initiative vor dem Volk auf sich. In verstärktem Maße hatte die Marineverwaltung jetzt mit dem Verdacht zu kämpfen, ihr Vorgehen entspränge „absolutistischen Einflüssen, gegen welche die Reichsverfassung geschützt werden müßte".

Indes war ich mir unmittelbar nach der Kaiserrede darüber klar, daß ich nicht schweigen konnte, sondern entweder abbremsen oder dahinterfeuern mußte. Im ersten Fall gingen alle Aussichten verloren. Im zweiten mußte überstürzte Arbeit getan werden und die Marschordnung war verschoben. Trotzdem blieb keine Wahl. Doch wünschte ich wenigstens bis zum Zusammentritt des Reichstags zu warten, um mich mit den Abgeordneten zu besprechen.

Der Kaiser dagegen verlangte sofortige Einbringung der Novelle. Auch das Zivilkabinett drängte: „Bismarck hätte doch die ganze Reichsverfassung in 24 Stunden gemacht; weshalb ich so zögerte?" Man wünschte die Öffentlichkeit von der „Zuchthausvorlage" abzulenken, darum sollte die Marine als Objekt für Erörterungen dienen.

Während wir also der Kaiserrede nachstießen, steckte das Marineamt noch in den ersten Vorarbeiten. Die Beschlagnahme deutscher Reichspostdampfer durch die Engländer um die Wende des Jahres trug dann in die bedauerlich überhitzte Burenbegeisterung der deutschen Öffentlichkeit einen Zug eigner nationaler Kränkung hinein und erleichterte die Einbringung der Novelle zu Anfang des Jahres 1900, zu der ich andauernd stürmisch vom Kaiser gedrängt wurde. Auch war namentlich dank der Mitarbeit der Nationalökonomen die öffentliche Meinung in stärkerem Umfang gewonnen, als wir selber erhofft hatten.

Von Rußland wurde die Novelle begrüßt und Fürst Hohenlohe rechnete auch auf Frankreichs stilles Einverständnis. Von England war das Entgegengesetzte zu erwarten, obwohl der Kaiser bei seiner Rückkehr aus England Ende November 1899 den Beifall des britischen Hofes wie der englischen Minister und Marineoffiziere mitzubringen glaubte.

Wir haben bei der Bearbeitung des zweiten Flottengesetzes lange geschwankt, ob wir den Risikogedanken gegen England in die Begründung aufnehmen sollten. Am liebsten hätte ich England aus dem Spiele gelassen. Aber eine so ungewöhnliche Forderung, wie sie hier vorlag, nämlich die Verdopplung unserer kleinen Seemacht, ließ es kaum umgehen, den eigentlichen Grund wenigstens anzudeuten. Eine schweigende Haltung England gegenüber war unsrer Öffentlichkeit doch nicht anzuerziehen, die, der eigenen friedfertigen Harmlosigkeit bewußt, über die Burenbekämpfer glaubte sittliche Entrüstung ausgießen zu dürfen. Da wir uns vergeblich bemühten, das Poltern gegen England abzudämpfen, so empfahl es sich, anläßlich der Flottenberatung mit eigenen Erklärungen den Ton nüchterner zu stimmen.

Ich entschloß mich also in der Begründung zum Flottengesetz den Kampfzweck der Flotte, nämlich den einer ehrlichen politischen Defensive, klar auszusprechen und wies im Dezember 1899 auch im Reichstag darauf hin, daß für Umfang und Zusammensetzung der deutschen Marine die schwierigste Kriegslage zugrunde gelegt werden müsse. Diese trete ein, wenn wir dem größten unter den möglichen Gegnern zur See gegen-

überstehen. Für diesen Fall müsse die Flotte so eingerichtet werden, daß ihre höchste Kriegsleistung, in einem Verteidigungskrieg, auf der Nordsee in einer Seeschlacht liege

Der Laie muß hier unterscheiden zwischen taktischer und politischer Offensive. Jedes Kriegsschiff und daher auch jede Schlachtflotte ist technisch und taktisch immer ein offensives Instrument; auch der Geist ihrer Führung muß, wie Stosch mir in jenem Briefwechsel schrieb, „zur Offensive elektrisirt werden". Politisch aber bot die beabsichtigte deutsche Flotte angesichts der doppelt und dreifach stärkeren britischen den Engländern jede Friedensgewähr, da es Wahnsinn gewesen wäre, bei einer so geringen Aussicht auf Überwältigung der britischen Flotte einen Krieg vom Zaun zu brechen.

Was wir dagegen anstrebten, war, so stark zu sein, daß auch für die gewaltige Übermacht der englischen Flotte das Anbinden mit uns ein gewisses Wagnis bedeuten sollte. Hierin lag die politische Defensive ebenso wie der taktische Wille zur Schlacht in einem Verteidigungskrieg[1]).

Eine gewisse Volkstümlichkeit gewann also der von uns angedeutete Risikogedanke in der Form, daß unsere Flotte nicht größer aber auch nicht kleiner gehalten werden sollte, als nötig wäre, um auch der größten Seemacht den Angriff auf uns als ein gewagtes Unternehmen erscheinen zu lassen. Die Ergänzung dieses Gedankens wäre gewesen, daß eine beachtbare Flotte auch unsre Bündnisfähigkeit steigerte. Was wir über den Risikogedanken unmißverständlich sagten und dachten, ging in defensiver Richtung, wurde aber planmäßig von der englischen Presse verdreht.

Es ist im Jahr 1900 allgemein empfunden worden, daß Deutschland im Begriff stünde, den unvermeidlichen Schritt zur Weltpolitik zu tun und seinem Handel seine Flagge wenigstens in angenäherter Bedeutung folgen zu lassen. Je weniger große Worte dabei fielen, je weniger (nach

---

[1]) Roosevelt hat im Juli 1908 für die amerikanische Flotte gesagt: „Eine erstklassige Schlachtflotte ist das beste Friedenspfand; eine rein defensive Flotte ist wertlos. Für eine defensive Flotte eintreten ist etwa dasselbe, wie die Stiftung eines Schulpreises für Fechten, bei dem nur parirt werden darf. Eine Flotte muß solange auf Gegner hämmern können, bis er aufs Kämpfen verzichtet." Im weiteren Verlauf seiner Rede drückte sich der Präsident freilich auch politisch offensiv aus, was unsrem Risikogedanken fern lag.

dem mir von Bismarck in Friedrichsruh gegebenen Rat) Perspektiven eröffnet wurden, desto besser war es. Während ich es bedauerte, wenn der Wille zur Weltmacht, der ja auf unabsichtlichen Wirtschaftsentwicklungen und natürlichen Kräfteverschiebungen ruhte, durch programmatische Kundgebungen zu sehr in das mißverständliche Licht eines bewußten Entschlusses und Ruckes gestellt wurde, habe ich in Rominten damals dem Kaiser meine Überzeugung unter folgenden Leitgedanken ausgedrückt.

„Wenn das Ziel erreicht ist, haben Eure Majestät eine effektive Macht von 38 Linienschiffen mit Zubehör. Dieser Macht wird nur noch England überlegen sein. Aber auch England gegenüber haben wir durch geographische Lage, Wehrsystem, Mobilmachung, Torpedoboote, taktische Ausbildung, planmäßigen organisatorischen Aufbau und einheitliche Führung zweifellos gute Aussichten.

Abgesehen von den für uns durchaus nicht aussichtslosen Kampfverhältnissen dürfte England aus allgemein politischen Gründen vom nüchternen Standpunkt des Geschäftsmannes aus jede Neigung, uns anzugreifen, verlieren und uns ein solches Maß von Seegeltung zugestehen, daß unsere berechtigten überseeischen Interessen nicht leiden werden[1]). Von den vier Weltmächten Rußland, England, Amerika und Deutschland sind zwei nur über See erreichbar; darum tritt die Staatsmacht zur See mehr und mehr in den Vordergrund.

Salisburys Ausspruch, die großen Staaten würden größer und stärker, die kleinen kleiner und schwächer, entspricht der modernen Entwicklung zur Kraftkonzentration, zum Trustsystem. Da Deutschland in Bezug auf Seemacht besonders zurückgeblieben ist, so wird es für uns eine Lebensfrage, das Versäumte nachzuholen. In der Ausbildung Deutschlands zum Weltindustrie- und -handelsstaat liegt offenbar das stärkste Mittel, um den Bevölkerungsüberschuß deutsch zu erhalten. Diese Entwicklung ist unaufhaltsam wie ein Naturgesetz. Wenn man sie eindämmen wollte, so bräche sie durch die Dämme. Bei einer derartigen Handels- und industriellen Entwicklung wachsen die Berührungs- und Konfliktspunkte mit andern Völkern, darum ist Seemacht unerläßlich, wenn Deutschland nicht rasch niedergehen soll. Hier reihen sich politische Überlegungen, Bündniserwägungen, an, die nicht in meine Zuständigkeit fallen."

[1]) Vgl. hierzu Kap. 15.

Im Januar 1900 entwickelte ich dem Kaiser den Gedanken, daß unser Flottenprogramm nie ausreichen würde, um England angriffsweise zu bedrohen. Die Schlachtflotte sei niemals für einen transozeanischen Krieg, sondern ausschließlich für die Verteidigung der heimischen Gewässer bestimmt, und es wäre ein Methodenfehler, vor Verwirklichung der Schlachtflotte die zweite Entwicklungsgruppe der Marine, den Auslandsdienst, irgendwie voranzutreiben[1]).

Die geforderten Auslandskreuzer wurden vom Reichstag tatsächlich verweigert, der ja irgend einen Abstrich machen muß[2]). Der militärische Kernpunkt des zweiten Flottengesetzes war die Verdopplung der Schlachtflotte. Ferner war von Bedeutung der Wegfall einer Geldgrenze.

5

Bei den Verhandlungen über das zweite Flottengesetz spielte eine besondere Rolle der Zentrumsabgeordnete Müller-Fulda, eine etwas „erratische" Persönlichkeit, die später wenig mehr hervortrat und auch damals meist hinter den Kulissen gewirkt hat. Er regte zu unserer Freude selbst den Fortfall der Geldgrenze an, die er für eine nachteilige Einschränkung des Budgetrechtes erklärte. Indem wir von einer Geldfestsetzung diesmal überhaupt absahen, fielen alle finanziellen Schwierigkeiten fort. Dem jährlichen Bewilligungsrecht des Reichstags wurde in finanzieller Hinsicht freie Bahn gelassen. Der Reichstag bewies aber die Einsicht, daß er sich in moralischer Hinsicht viel stärker band als bei irgend einer Geldgrenze. Denn er hatte sich auf ein bestimmtes Bauprogramm durch das Gesetz gebunden. Wurden nun die Schiffe größer und teurer, so konnte der Reichstag, der ja die Schiffe als solche kraft Gesetzes bewilligen m u ß t e, unmöglich aus Geld-

[1]) Ich benützte die Gelegenheit, um dem Kaiser aufs neue Zurückhaltung mit öffentlichen Äußerungen anzuempfehlen.

[2]) Da wir mehr wie drei große Schiffe im Jahr infolge der Grenzen der technischen Einrichtungen wie der Personalvermehrung nicht auflegen konnten, wären die gestrichenen 6 Kreuzer doch erst im Jahr 1906 in Auftrag gegeben worden. So machte der Abstrich tatsächlich nichts aus; ich bemerkte aber bei der Ablehnung im Jahre 1900 sofort, wir würden in der gegebenen Frist die Nachforderung einbringen. So entstand die Kreuzernachforderung von 1906. Es war mir lieber, daß 1900 der g e s a m t e Auslandsdienst gestrichen wurde; so blieb ein genügend großer Gegenstand für die Nachforderung, zudem einer, der in gewisser Hinsicht größere Volkstümlichkeit genoß als der Bau einer Schlachtflotte.

gründen der Technik Vorschriften machen: er konnte die Verantwortung niemals dafür übernehmen, daß die gesetzlich festgesetzten Schiffe durch ungenügende Geldbewilligung zu klein und schlecht ausfielen. Durch die Lex imperfecta, die das zweite Flottengesetz mit seiner materiellen Bindung, aber finanziellen Offenlassung darstellte, begab sich der Reichstag tatsächlich der Möglichkeit, das Geld für die sich vergrößernden und verteuernden Typen zu verweigern, wenn er sich nicht den Vorwurf zuziehen wollte, minderwertige Schiffe zu bauen. So hat sich der Reichstag 1900 juristisch festgelegt, den beschlossenen Flottenplan auszuführen, und moralisch gebunden, uns dabei keine Geldschwierigkeiten mehr zu machen, wie sie beim ersten Flottengesetz so bald eingetreten waren.

Die Mitverantwortung, welche der Reichstag durch diese Fassung des zweiten Gesetzes übernahm, hat sich bewährt. Als wir später durch die Engländer genötigt wurden, den Riesensprung zur Dreadnoughtklasse zu machen, hat der Reichstag mir die Vergrößerung selbst entgegengetragen, die eine abermalige Verdopplung des Kampfwertes, aber auch der Kosten, immer streng im Rahmen des Gesetzes von 1900, mit sich führte.

Um beim Zentrum weniger Widerstand zu finden, hatte ich die Preisgabe des § 2 des Jesuitengesetzes empfohlen, was der Kaiser indes auf Lucanus' Rat, dem Bülow beitrat, ablehnte. Es ist auch ohne das gegangen. Unsere Mehrheit war größer, als sie bei den letzten Militärvorlagen gewesen war. Ich habe im Reichstag niemals unübersteigliche Hindernisse, vielmehr, eingeschlossen die bürgerliche Linke, im großen Ganzen Verständnis gefunden. Eugen Richter klagte mich freilich gebrochener Eide an, weil ich im Januar 1899 auf eine Anfrage, ob wir vor Ablauf des Sexennats Nachforderungen beabsichtigten, der damaligen Lage gemäß verneinend geantwortet hatte. Ich darf sagen, daß wir den Reichstag jederzeit wahrheitsgemäß unterrichtet haben.

So kam also das zweite Flottengesetz zustande, von dem ich mir bewußt war, daß es eine ganz andere politische Tragweite haben mußte als das erste, namentlich im Rahmen einer Bündnispolitik, weil es für die übrigen Flotten der Welt die Möglichkeit bot, durch Koalitionen mit uns ein gewisses Gleichgewicht auf dem Meere herzustellen.

Zwölftes Kapitel
Beim Flottenbau

1

Wenn man ein großes Ziel erreichen will, ist man nicht immer in der Lage, seine letzten Gedanken zu enthüllen. Auch beruht politische Arbeit auf Divination unsicherer Faktoren; wie der Seemann bei bedecktem Himmel „mit gegißtem Besteck" d. h. nach Schätzung fahren muß, oder wie der Ort, auf den man zusteuert, von Ferne seine Lokalfarben nicht verrät. Oft verschiebt sich die Aussicht während der Fahrt, und es ist für Außenstehende leicht, Widersprüche zu finden oder Schwierigkeiten zu bestreiten. Sie sagen etwa: wenn du nur im Reichstag ordentlich redest, dann wird es sich schon machen. Wer in einer Spezialität arbeitet, haftet sich leicht an ihr fest; den Wirbel aller ihn umringenden Verhältnisse fühlt nur der verantwortliche Leiter selbst.

Der Staatssekretär sollte ein großes Programm, auf dessen Erfüllung er sich der Nation verpflichtet hatte, durchführen vermittelst einer einheitlichen Machtbefugnis, die man bei ihm allerseits voraussetzte, aber ihm von keiner Seite aus wirklich einräumte. Es galt durch Einsetzen der ganzen Person das Vertrauen der Gesamtheit zu rechtfertigen und die ungeahnt vielen und kräftigen Widerstände niederzukämpfen.

Wir standen zunächst vor einem Labyrinth technisch-organisatorischer Fragen und Meinungsverschiedenheiten. Ich fand, daß unsre Schiffsformen besonders ungünstig waren. Es dauerte aber Jahre, bis ich diesem Übelstand abhelfen konnte durch Schaffung von Schleppanstalten, die uns fehlten, weil die Techniker zu wenig davon gehalten hatten, durch Schleppen von Modellen die beste Form für Schiffsgeschwindigkeit festzustellen. In der Länge und Größe der Schiffe wurden wir durch die Wilhelmshavener Schleusen beschränkt. Diese zwei Umstände trugen dazu bei, daß namentlich unsre in der ersten Zeit des Flottengesetzes gebauten Schiffe nicht die Schnelligkeit erlangt haben, die ihre Maschinenkraft

gerechtfertigt hätte. Die Verlegenheit war chronisch, bis (1910) die dritte Wilhelmshavener Einfahrt gebaut war. Einen großen Nachteil gegenüber allen flottenbauenden Nationen verursachten uns ferner die Sandbarren unsrer Nordseeflußmündungen, die verhinderten, den Schiffen den zweckmäßigsten Tiefgang zu geben. In gewissem Sinn kehrte für uns die Beschränkung wieder, welche den Holländern des 17. Jahrhunderts in ihrem Kampf gegen die Engländer teuer zu stehen gekommen ist. In der Seeschlacht kämpft nämlich im wesentlichen Schiff gegen Schiff; das technisch Entscheidende ist noch mehr die im Einzelschiff angehäufte Kraftkonzentration als die Anzahl der Schiffe. Da nun die Holländer wegen der Nordseeflußläufe ihre Schiffe nicht so groß bauen konnten, wie die Engländer, erlangten diese die örtliche Überlegenheit. Diese und viele andere Hemmnisse galt es also in kurzen Jahren so zu überwinden, daß unsre Schiffe trotz allem die englischen an Kampfwert übertrafen.

Ganz allgemein wurde der Flottenbau erschwert durch den damals niedrigen Stand unserer konstruktiven Technik. Man hatte den Verwaltungsbeamten in der Admiralität zuviel Macht über die Technik eingeräumt; selbst sozial und in ihren Bezügen waren die Schiffsbauer gedrückt worden. Der stille Kampf zwischen Juristen und Technikern war einer der Gründe, weshalb wir den Flottenbau mit mangelhaftem und zahlenmäßig unzureichendem Personal beginnen mußten. Der oberste Techniker der Admiralität hatte sich individuell eingerichtet, verschloß die eigentlich wissenswerten Dinge in seinem Notizbuch und duldete keinen Nebenbuhler. Diese Lage konnte uns einmal zum Niederbruch führen. Dabei konnte die technische Leistungskraft nicht wie die Organisation langsam emporwachsen, sondern sollte mit dem Beginn des Flottenbaues sofort vollgereift einsetzen und an Masse und Tempo der Arbeit plötzlich nahezu ebensoviel bewältigen wie ein Jahrzehnt später. Ich bemühte mich darum vom ersten Tage ab, die Stellung der Techniker zu heben und Nachwuchs zu schaffen; ich versuchte die Herren kennen zu lernen und pickte mir die heraus, die zukünftige Konstrukteure abgeben konnten, wozu es ja verhältnismäßig wenige bringen. Die Engländer wählen sich einen Chefingenieur mit ziemlich souveränen Befugnissen und drücken ihm ein Jahresgehalt von 100 000 Mark in die Hand. Solche „Verschwendung", wie sie einer großzügigen alten Aristokratie ansteht, sollte man dem Schatzamt und der demokratischen Mißgunst

unseres Parlaments vorgeschlagen haben! Ich bildete einen Sonderfonds für konstruktive Leistungen und überwies daraus Herren, die sich ausgezeichnet hatten, Vergütungen bis zu 4000 Mark. Aber obwohl ich ihnen das Geld durch Brief schickte, mit der Bitte, darüber zu schweigen, machte sich die deutsche rechtschaffene Kleinlichkeit darüber her; die Empfänger selber baten um gleichmäßige Verteilung des Fonds propter invidiam der anderen! Da war es kein Wunder, daß die Privatindustrie uns viele gute Techniker wegangelte; die Herren meldeten sich vielfach nach einiger Zeit krank und gingen sofort an eine große Firma ab. Trotz diesen und zahlreichen anderen, hier nicht zu erörternden Schwierigkeiten gelang es mit der Zeit, die englische Qualität des Kriegsschiffsbaues zu überflügeln, was sich auch bei der Privatindustrie im Bau der großen Personendampfer geltend machte.

Ein Jahr nach Übernahme meines Amtes war eine schwierige Übergangsperiode eingetreten, in welcher mangels anderer leitender Kräfte ein Seeoffizier, Admiral Büchsel, als Chefkonstrukteur in die Bresche springen mußte. Von den Baubeamten, die ich inzwischen für die höheren technischen Aufgaben designierte und denen ich durch Reisen und besondere Kommandierungen Gelegenheit gab, sich für ihr großes Ziel vorzubilden, fällt ein besonderes Verdienst auf unseren späteren Chefkonstrukteur, Geheimrat Bürkner. Sein Zusammenarbeiten mit uns Seeoffizieren für die gemeinsame und untrennbare Aufgabe empfand ich persönlich stets als vorbildlich. Auch die anderen technischen Herren haben zu der sich stetig verbessernden und zuletzt unübertrefflichen Konstruktion ihr volles Teil beigetragen. Die Art unseres Schiffsbaues und die in ihm kristallisierte geistige Gesamtarbeit möge dem Laien an einem Beispiel verdeutlicht werden.

Im Seekampf ist nicht Geländegewinn, sondern Vernichtung des Gegners das einzige Ziel; seit Einführung der Dampfkraft und der modernen Schußwaffen wird es nicht mehr durch Enterung, sondern nur noch durch Versenkung erreicht. Solange ein Schiff schwimmt, behält es einen gewissen Kampfwert und kann nachher leicht repariert werden. Die tödliche Verletzung der Unterwasserteile des Schiffskörpers ist darum das letzte Ziel der Angriffswaffen, die Erhöhung der Sinksicherheit das Hauptziel der Schutzmaßnahmen. Bis 1906 waren unsere Schiffe gegen Unterwasserwaffen wenig, die englischen Schiffe noch im Kriege selbst schlecht geschützt. Bei den älteren Schiffen führte

ein Torpedotreffer meist zum Untergang, wie z. B. der erfolgreiche Kampf von U 9 mit drei großen englischen Kreuzern zeigt. Gleich nach Erledigung des Flottengesetzes ließ ich nun die Frage der Sinksicherheit in eingehende Arbeit nehmen. Wir merkten dabei bald, daß wir wirkliche Probesprengungen in größerer Zahl vornehmen mußten, um genügendes Erfahrungsmaterial zu sammeln. Da wir moderne Schiffe nicht opfern, an alten nicht genügend lernen konnten, bauten wir eine Sektion eines modernen Schiffes für sich allein und nahmen an ihr Sprengversuche mit Torpedoköpfen vor, deren Verlauf wir jedesmal genau studierten. Dabei erprobten wir die Möglichkeit, die Sprengkraft dadurch abzuschwächen, daß die Sprenggase zuerst nicht auf Widerstand, sondern auf leere Räume trafen. Wir ermittelten die geeignetste Stahlart der verschiedenen Konstruktionsteile und fanden ferner, daß die Sprengwirkung aufgebraucht wurde, wenn wir sie zwangen, Kohlen in erheblicher Masse zu pulverisieren. Hieraus ergab sich eine besondere Anordnung eines Teiles der Kohlenbunker. Der auf diese Weise abgeschwächten Sprengkraft konnten wir nunmehr durch eine starke, sorgsam gebaute Stahlwand den Widerstand entgegensetzen, der das Schiffsinnere endgültig sicherte. Dieses „Torpedoschott" wurde glatt und ohne Unterbrechung durch die ganze Länge des wertvollsten Schiffsteils durchgeführt. Die durch Jahre fortgesetzten Versuche, für die wir die Millionen nicht scheuten, lieferten ferner Aufschlüsse über die zweckmäßigste Materialverwendung und die Bauweise der anschließenden Schiffsteile. Darüber hinaus wurde das gesamte Unterwasserschiff durchkonstruiert für den Fall, daß die Lokalisierung der Trefferwirkung nicht gelänge, daß mehrere Treffer einschlügen usw.; unendliche Arbeit wurde auf Einzelheiten verwendet, wie das Pumpensystem oder die Möglichkeit, das zum Überliegen gebrachte Schiff durch Gegenfluten bestimmter Räume wieder schnell in wagerechte Schwimmlage zu versetzen. Wir verzichteten schließlich völlig auf Verbindung der Unterwasserräume durch Türen, die beim Untergang der „Titanic" eine so verhängnisvolle Rolle gespielt haben u. a. m.

Die durch unser System erzielte Sinksicherheit hat die Probe bestanden. Unsere Schiffe waren im Gegensatz zu den britischen nahezu unverwüstlich. Auf der kleinen „Wiesbaden" hämmerte die ganze englische Flotte herum, und das arme Schiff wollte nicht sinken. Die „Mainz", obwohl ganz zusammengeschossen und torpediert, war nicht

unter Wasser zu bekommen, bis ein Offizier und der Torpedomaschinist, nachdem alles Übrige von Bord gegangen war, das Schiff durch Öffnen der Torpedoschleusen zum Sinken brachten und mit ihm versanken. Der ausgezeichnete Kommandant der „Emden" setzte sein Schiff mit der äußersten Kraft auf die Korallenriffe, und trotzdem blieben die inneren Konstruktionen heil. Was unsere Schiffe an Minen- und Torpedotreffern aushielten, ohne zu sinken, war erstaunlich. Bei dem Vorstoß des Admiral v. Rebeur auf Imbros erhielt „Goeben" drei schwere Minentreffer, konnte aber trotzdem mit eigener Kraft in den Bosporus zurückkehren, während ein modernes englisches Linienschiff, der „Audacious", nach einem einzigen Minentreffer in der Irischen See sank. Nur unsere älteren Schiffe, wie „Pommern" und „Prinz Adalbert", gebaut zu einer Zeit, als unsere Untersuchungen über Sinksicherheit noch nicht abgeschlossen waren, bewiesen geringere Widerstandskraft.

Daß ein Schiff überhaupt schwimmt und durch Bewahrung wagrechter Lage noch einen Gefechtsstand abgibt, ist seine vornehmste Eigenschaft, und darin blieb die englische Marine so weit hinter der unserigen zurück, daß allein dieser Qualitätsunterschied den Ausgang einer Seeschlacht bestimmen konnte. Aber auch in allen andern Richtungen strebte unsere Bauleistung dem Höchstmaß von Schlagkraft zu. Indem wir vornehmlich Eigenschaften erstrebten, die in der Schlacht zur Geltung kommen, konnte die Güte unserer Schiffe im Frieden nicht einmal von allen Frontoffizieren richtig eingeschätzt werden, zumal wir zugunsten der Schlachtleistung auf eine Reihe von Renommiereigenschaften und Bequemlichkeiten verzichten mußten, die sich im Frieden gut machen. Die vollständige Türenlosigkeit unserer Unterwasserteile z. B. war recht unbequem; derartiges konnte aber im Ernstfall das Schicksal entscheiden. In jeder durchgekämpften Seeschlacht tritt der psychologische Augenblick ein, daß den einen Teil das Bewußtsein durchläuft, „Herrgott, die Feinde sinken und wir nicht, sie brennen, und wir brennen nicht", und von da an hat er dann fast keine Verluste mehr, während der Gegner alles verliert. Wie unsere Schiffe den gleichalterigen englischen gegenüberstanden, dafür nur eine Zahlangabe. Unser „Derfflinger" konnte, ganz abgesehen von unserer besseren Munition usw., nach genauster Feststellung den schwersten Panzer des britischen „Tiger" schon auf 11700 Meter durchschlagen, der

„Tiger" den des „Derfflinger" erst auf 7800 Meter. Eine ähnliche, den Nachdenklichen ergreifende Überlegenheit in Armierung und Panzerstärke bestand bei fast allen Kampfschiffen gleichen Alters.

Indem wir nun beim Schiffsbau unsere Gefechtsauffassung in Stahl und Eisen übersetzten, gaben wir anderes preis, was sofortige Anerkennung erworben und uns fortgesetzte kritische Vergleiche mit den Reklameangaben ausländischer Baufirmen erspart hätte. Wir hatten schwerere Gewichte durch die tiefe und schwere Panzerung in der Wasserlinie, durch die Sink- und Feuersicherheit, die einzigartige Sicherung der Kommandoteile des Schiffes usw.

Für Deutschlands entscheidende Entwicklungsjahre hatten wir den qualitativen Vorsprung unserer Flotte über die englische gesichert und damit einen wesentlichen Ausgleich für unsere geringere Zahl. Wenige wußten begreiflicherweise auch in Deutschland über diese Überlegenheit ganz Bescheid; viele, aber nicht alle vertrauten den Schöpfern der Flotte. Wenn ein Schiff im Frieden schwamm, dann traten ja seine Eigenschaften der Solidität und Gefechtskraft gar nicht in die Erscheinung, dann war es gleichgültig, ob es einen dicken oder dünnen Panzer trug. In die Erscheinung dagegen trat und bot deutscher Nörgelsucht willkommenen Anlaß, ob wir z. B. schwere Geschütze mit kleinerem Kaliber führten als die Engländer: nicht sichtbar war, daß wir, abgesehen von unseren wirkungsvolleren Geschossen, mit dem kleineren Kaliber praktisch dieselbe Durchschlagskraft erreichten, wie die Engländer mit ihrem größeren, daneben aber andere sehr wichtige Vorteile erzielten. Die Solidität meiner Arbeitsweise war ja manchem schon dem Naturell nach zuwider und solchen, die aus fremdländischen Blendangaben gern Wunschlisten zusammenstellten, in den Tod verhaßt. Wenn unsere dem Feind schmählich ausgelieferten Schiffe jetzt wissenschaftlich untersucht worden sind, so werden die Engländer bei der Durcharbeitung des Ganzen wie der hundert Einzelheiten sich gewundert haben, welchen Gegner sie auf ihrem eigensten Gebiet, dem Schiffsbau, an den Deutschen hatten. Die Engländer haben nicht annähernd die gewissenhafte und intelligente Arbeit gehabt wie wir. Da die Engländer aber keine Deutschen sind, so werden sie nur widerwillig zugeben, daß das Fremde besser war, als ihr Eigenes. Ich überwinde mich schwer, dies zu betonen. Aber wenn unser Volk aus seinem Schicksal lernen soll, so muß es auch die Selbstmörderecke in

seinem Wesen erkennen. Denn erst nach der Schlacht am Skagerrak haben viele begriffen, welche Waffe sie an der deutschen Flotte besaßen. Es war versäumt worden, rechtzeitig die geschichtlichen Folgerungen aus ihrem Besitz zu ziehen.

Als die deutschen Armeen 1870 mit einem minderwertigen Gewehr in den Krieg zogen, sagte man der Truppe: „Das Chassepot ist nur auf weitere Entfernung überlegen. Da lauft ihr drunter weg, und dann von 400 Meter seid ihr die Überlegenen."

Man hatte der deutschen Marine nur die Wahrheit beizubringen, um sie im August 1914 mit unbezwinglichem Überlegenheitsgefühl in die Schlacht ziehen zu lassen. Statt dessen wurde in den höheren Stellen der Marine zum Teil ein Sport damit getrieben, alle Mängel an Einzelheiten zu kritisieren. Dies trug in das Offizierskorps einen für den Ernstfall bedenklichen Zug hinein: es wurde mehr gezweifelt als geglaubt. Daß wir an der einen oder andern Stelle etwas noch hätten besser machen können, ist selbstverständlich. Aber man betrachte das Endergebnis als Ganzes. Das vermochte unser Deutschland von 1914 nicht. Es hielt es nach dem Spruch auf dem Schießplatz zu Meppen:

„Hast du im Leben hundert Treffer,
Man sieht's, man nickt, man geht vorbei,
Doch nie vergißt der kleinste Kläffer
Schießt du ein einzigmal vorbei."

Das deutsche Volk hat im Grunde ja so viel Glück gehabt bei seinem späten, aber zielbewußten und darum noch rechtzeitigen Flottenbau. Aber das letzte, entscheidende Glück blieb ihm versagt, und dazu trug seine eigene Neigung bei, am Heimischen zu kritteln und das Fremde zu bewundern. Mit aus diesem Grund ist die Flotte nicht rechtzeitig eingesetzt worden, woraus sich die später zu schildernden Folgen ergaben.

2

Flottenbau ist angewandte Taktik, aber zugleich auch eine Geldfrage. Wir durften uns keine einzige größere Fehlausgabe erlauben, sollte Deutschland eine brauchbare Flotte erhalten. Den Arbeitserfolg der beteiligten Marineoffiziere und des weitverzweigten treuen Beamtenstabes kann nur der gerecht würdigen, der unsere geldliche Fesselung berücksichtigt. Keine fremde Marine hat aus einem Mindestmaß von

Mitteln ein solches Höchstmaß von Leistung herausgeholt. Wie wir 1898 den Grundsatz dauernder Erhaltung des Schiffsbestandes hauptsächlich durch den Verzicht auf jede neue Steuer erkauft haben und den Reichstag mit dem Hinweis auf die bereits vorrätigen Geldmittel entwaffnet haben, so konnten wir auch später niemals aus dem Vollen schöpfen. Wir standen an Flottenausgaben nicht nur hinter England, sondern durchweg auch weit hinter Amerika, ja, zeitweilig selbst hinter Rußland und Frankreich zurück, erreichten aber durch günstigere Auswertung der Geldmittel, daß wir die zweitstärkste Flotte daraus bauten. Freilich gibt es ja heute Patrioten, die es der deutschen Marine als Schuld anrechnen, daß sie mit den bewilligten Mitteln soviel erreicht hat[1]).

Sparsamkeit bedingt genaue Arbeit und kaufmännische Grundsätze. Das Reichsmarineamt erwarb eine gewisse Berühmtheit für Drücken der Preise, Geländekäufe von weiter Hand und dgl. Nie wieder wird Deutschland eine so große Schöpfung so billig erhalten. Dies reiche Volk, das im Kriege die Milliarden nicht mehr zählen durfte, hat in den Zeiten seines Glückes die Millionen, ja selbst die Tausende zaudernd in der Hand herumgedreht, mit deren Hingabe an die Wehrkraft es am sichersten die Dauer des Friedens und seiner Wohlfahrt hätte sichern können. Seit dem Rücktritt des Fürsten Bülow, der der Marine volles Verständnis bewiesen hatte, verfiel sie chronischem Geldhunger. Ich habe um die notwendigsten Mittel mich müde kämpfen müssen, weniger mit dem Parlament, das steigende Einsicht bewies, als mit dem Reichsschatzsekretär und dem Reichskanzler, die, der eine durch Ressortfanatismus, der andere durch politische Träume verblendet, in diesen für die Rüstung Deutschlands entscheidenden Jahren vieles Wünschenswerte unterdrückten, weil Deutschland kein Geld dafür bereit hätte. Das Unaufschiebbare habe ich auch damals durchgesetzt; für das andere hoffte ich schweren Herzens und mit dem Bewußtsein, im Ausbau unseres Wehrschutzes behindert zu sein, auf spätere Ergänzung. Für Nebendinge war jetzt weniger Raum als je; aber neuen Entwicklungen, wie z. B. dem Ubootbau, habe ich trotzdem, sobald sie kriegsbrauchbar waren, alle Kraft zugewendet, so daß wir auch hierin bei Kriegsausbruch sämtliche fremde Marinen überflügelt hatten.

[1]) Vgl. den Anhang.

Das Interesse gewisser politischer Kreise daran, die Leistungsfähigkeit der Marine herabzusetzen, hat während des Krieges zu einem Verleumdungsfeldzug gegen meine frühere Amtstätigkeit geführt, durch den mir die Neigung der Menschen, und namentlich der Deutschen, Kritik höher zu bewerten als Schöpfung und das Geleistete als selbstverständlich, das noch Fehlende als Unterlassung zu betrachten, lebendig nahegerückt wurde. Ich bin mir auch in den Zeiten der Beliebtheit immer darüber klar gewesen, daß auf augenblickliches Hosianna leicht das morgige Crucifige folgt. Daß das Vertrauen in die Marine künstlich erschüttert worden ist, bedauere ich nicht meinetwegen, sondern um des Volkes willen, möchte aber mit diesen vermutlich rasch verblassenden Streitigkeiten den Leser nicht aufhalten. Ich verweise auf den Anhang dieses Buches, der beigefügt ist, um denen, welchen es Freude bereitet hat, die treue Leistung einer Generation herunterzureden, nicht durch mißdeutbares Schweigen das Feld ganz allein zu überlassen.

Schon im Frieden war ich gewöhnt, mir Rückständigkeit vorwerfen zu lassen; die Öffentlichkeit immer aufzuklären, hielt ich angesichts des Auslandes nicht für richtig. Meine von früh an bewährte Methode, die Kriegsbrauchbarkeit einer neuen Erfindung vor ihrer allgemeinen Einführung abzuwarten, bewahrte vor Rückschlägen und begründete hauptsächlich unsere Erfolge, setzte mich aber selbstverständlich den Vorwürfen der Erfinder und ungeduldiger Patrioten aus. Ich greife zwei Beispiele heraus, das Uboot und das Luftschiff. Ich habe es abgelehnt, für Uboote Geld wegzuwerfen, solange sie nur in Küstengewässern fahren, also uns nichts nützen konnten; sobald aber seefähige Boote gebaut wurden, war ich der erste, der sie in großem Stil förderte und trotz dem auferlegten Geldmangel darin bis an die Grenze unserer technischen Leistungsfähigkeit ging.

Die Frage, wie die Uboote verwendet werden sollten, konnte praktisch erst beantwortet werden, wenn das Instrument selbst da war. Es galt also zunächst, Boote für Fernverwendung zu konstruieren, und sobald dies möglich war, davon soviele zu bauen wie wir konnten. Dies ist geschehen und somit nichts versäumt worden.

Was man mit der so geschaffenen Waffe anfangen würde, mußten die besonderen Kriegsnotwendigkeiten ergeben. Hätten die Engländer das bisherige Seerecht nicht gänzlich zu ihren Zwecken über den

Haufen geworfen, so hätte der Ubootshandelskrieg von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet werden können. Sobald die Fernverwendung der Uboote ermöglicht war, lag der Handelskrieg in der Luft; es bedurfte keines besonderen Vaters dieses Gedankens. Die Hoffnung auf die Hochseeflotte aber machte die Uboote zunächst zu Hilfsorganen der Flottenleitung. Als dann die Umstellung auf den Handelskrieg erfolgte, war hierfür alles geschehen, was im Frieden überhaupt hatte vorbereitet werden können. Von der Marine zu erwarten, daß sie alle Entwicklungen des Krieges vorhersah und überlegte, ist dasselbe, wie wenn man von der Armee verlangen würde, sie hätte die Tankabwehr schon im Frieden vorbereiten müssen[1]).

Von den Luftschiffen habe ich als Seeoffizier, der noch die Kraft des Windes und die Tücke der Böen auf Segelschiffen kennengelernt hatte, mir niemals viel versprochen, worin mir der Krieg recht gegeben hat. Meine Erwartung stellte ich viel mehr auf die Entwicklung des Flugwesens. Bei dem Zeppelinrausch, der durch Deutschland ging, hielt ich mich zurück, ohne doch ganz als Stimmungsverderber erscheinen zu dürfen. Ich rücke als Probe für die rings andrängende Verlockung zu übereilten Einführungen auf diesem wie auf vielen andern Gebieten einen Brief nebst meiner Antwort hier ein.

Berlin, 27. 8. 1912.

Euer Exzellenz!

entschuldigen, wenn ich Ihre Ferien störe; aber es handelt sich um eine dringende, wichtige Sache! Förderung unseres Luftschiffbaues. Das neue Marineluftschiff wird einen ungeheuer großen Fortschritt darstellen. Da scheint mir die Zeit gekommen zu sein, wo man zum systematischen Bau einer Luftflotte übergeht; denn mit der heutigen Art nutzen wir unsern Vorsprung nicht aus. Der Schöpfer der deutschen Flotte sollte auch der Schöpfer der deutschen Luftflotte sein und werden! Man braucht einen festen Bauplan mit allem Zubehör, wenn wir an der Spitze bleiben wollen, unter Umständen niedergelegt in einem Gesetze. Die Kosten sind nicht zu groß, mit 30 Millionen Mark können in 3 Jahren 18—20 Z-Schiffe gebaut nebst 9—10 Hallen zu je 2 Schiffen für diese, samt den Kosten der Indiensthaltung für 250

---

[1]) Vgl. im übrigen den Anhang.

bis 300 Tage. Diese Berechnung stützt sich auf folgende Jahresausgabe von 10 Millionen Mark.

1. Bau von 6 Schiffen . . . . 4,50 Mill.
2. Bau von 3 Hallen hierfür . . . . 3,00 Mill.
3. Indiensthaltung per Schiff per Tag M. 800.—, also für 6 Schiffe zu 300 Tagen . . . . 1,44 Mill.
4. Sonstiges . . . . 1,06 Mill.

10,00 Mill. Mark.

Also könnte mit 30 Millionen Mark ungemein viel für den Frieden und unsere Sicherheit geschehen. Das Geld dafür ist vorhanden, zunächst schon im Überschuß von 1911, von dem durch die Wehrvorlage nicht alles gebraucht wird; 1912 läßt sich auch gut an und gibt sicher einen Überschuß ab.

Ein systematisches Vorgehen würde einen großen Wurf darstellen, sonst geht es wie bei der Flotte bis 1898...

Indem ich Euer Exzellenz gute Erholung wünsche, bin ich in hochachtungsvoller Begrüßung

Euer Exzellenz
ergebener
M. Erzberger,
M. d. R.

St. Blasien, 6. 9. 12.

Sehr verehrter Herr Erzberger!

Für Ihren Brief vom 27. August d. J., der mich außerordentlich interessiert hat, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Mit großer Freude habe ich daraus ersehen, daß Sie in gleicher Weise wie für Heer und Marine auch ein warmes Interesse für die Nutzbarmachung der Luftschiffahrt im vaterländischen Wehrinteresse besitzen. Ich fürchte freilich, so schnell wie Sie es in Ihrem Briefe ausführen, wird sich die neue Waffe doch nicht vorwärts schieben lassen. Nach Erledigung der Wehrvorlagen des letzten Jahres wird man nicht mit Unrecht verlangen, daß die geforderten Zeppelins bezüglich ihrer Verwendung auf hoher See und an der Küste erst mal erprobt werden. Wäre das nicht notwendig, würde man einen begründeten Vorwurf gegen die Regierung erheben, daß sie eine größere Forderung für die Luftschiffahrt, wie Sie

in Ihrem Briefe skizzieren, nicht bereits im vorigen Jahre bei den Wehrvorlagen gestellt hat. — Eine eingehende Erprobung, verbunden mit Bereitstellung und Ausbildung des erforderlichen Personals ist auch nach meiner festen Überzeugung unbedingt erforderlich, wenn wir nicht schwere Rückschläge erleiden sollen. Eine militärische Verwendung in großem Stil wird noch manche große Schwierigkeit mit sich bringen, aber kommen wird es vielleicht dazu, nur nicht von heute auf morgen, wie es Ihr patriotisches Herz erstrebt und vor Augen sieht.

Mit freundlichem Gruß
Ihr sehr ergebener
v Tirpitz.

3

Betriebsame Zivilisten und Geschäftshäuser, denen es nicht sowohl auf Kriegsbrauchbarkeit als auf Massenlieferungen ankam, bildeten nur den einen Flügel meiner Kritiker, der andere setzte sich aus Fachmännern zusammen.

Um gerecht zu sein, muß ich bemerken, daß die unheimlichen Sprünge, mit welchen die Technik zur Zeit unseres Flottenbaues vorwärts eilte, auch unter den Fachleuten notwendig lebhafte Kontroversen und schwierige Kompromisse verursachte. Jedes Vorausbestimmen auf längere Zeit erwies sich als bedenklich. Jedes Schiff war in dem Augenblick, wo es fertig wurde, schon veraltet, und die Kritiker bedachten nicht immer, daß es bei Baubeginn noch nicht anders ausfallen konnte. Auch in der Geschichte der fremden Marinen findet man innere Kämpfe, sobald die Entwicklung vorangeht. Immerhin war bei uns durch die Zerspaltung der Admiralität beim Regierungsantritt Wilhelms II. eine Ursache innerbehördlicher Reibungen geschaffen worden, die mich im Lauf der Jahre stärker zermürbt haben, als etwa das Parlament oder die hervorbringende Arbeit. Ich stand im Feuer nach allen Seiten.

Nach Annahme des Flottengesetzes war das Oberkommando der Marine verstimmt darüber, daß das Gesetz mit seiner Schlachtflotte so gar nicht jenem unter Mitwirkung des Oberkommandos angefertigten Entwurf einer Auslandsflotte entsprach[1]). Ich hatte anderseits

[1]) Vgl. oben S. 79f. An der Marineakademie wurde noch einige Zeit hindurch für den Kreuzerkrieg und gegen die Hochseeflotte gelehrt, bis ich durchgriff, da es nicht anging, daß unsere Baupolitik von der höchsten Bildungsstätte bekämpft wurde.

Einwände gegen die politische Betätigung des Oberkommandos, die sich in den Delagoa- und Manilaangelegenheiten ausgewirkt hatte; es genügte wohl, wenn zwei Marinestellen, Reichsamt und Kabinett, an der Politik beteiligt waren. Das mir beim Amtsantritt gegebene, eigentlich selbstverständliche Versprechen, daß ich bei der politischen Verwendung der Auslandsschiffe gehört würde, war nicht gehalten worden. Ich verlangte nun die Zuweisung der Auslandsschiffe ans Marineamt, bin damit aber beim Kaiser nicht durchgedrungen. In diesem Zwist spielte man die Kommandogewalt des Obersten Kriegsherrn gegen mich aus, die geschmälert würde, wenn der vom Parlament abhängige Staatssekretär zu umfassende Befugnisse erhielte. Gegen diesen Einwand konnte ich schwer etwas sagen und war, um vorwärts zu kommen, genötigt, das Beste aus ihm zu machen. So habe ich, wobei es mehrfach zu meinem Abschiedsgesuch kam, die Zerschlagung des Oberkommandos in Berlin durchgesetzt, indem ich im Kaiser die Überzeugung befestigte, daß seine eigene Kommandogewalt ein Oberkommando auf der einen Seite, das Reichsmarineamt auf der andern Seite in der bisherigen Befugniszuteilung schwer neben sich ertrüge. Ein Teil der Befugnisse ging nun ans Reichsmarineamt über, der Rest wurde teils den gouvernementsartigen Marinestationen in Kiel und Wilhelmshaven, teils dem neugebildeten Admiralstab überwiesen[1]). Diese Zerspaltung geschah in Ermangelung des unerreichbaren Besseren, der Vereinheitlichung der Marine in einer Admiralität, wie sie in England stets und bei uns bis 1888 bestand.

Ich hatte Caprivi in seiner letzten Amtszeit von der Teilung der Admiralität abgeraten. Caprivi teilte meine Ansicht. In den folgenden Jahren meiner taktischen Arbeit hatte ich auf Organisationsverschiebungen innerhalb der nun einmal zerspaltenen Behörden zu größe Hoffnungen gesetzt, da ich damals noch nicht klar genug erkannte, daß der Mangel kriegsmäßiger Arbeit mehr an Personen als an Organisationen lag. Als ich dann den Flottenbau zu leiten hatte, war es für mich und die

[1]) Der Admiralstab wurde in schematischer Analogie zum Generalstab gebildet. Ich weiß nicht, ob es ein Glück für die Armee war, daß der Generalstab in Nachwirkung von Moltkes Größe dauernd so selbständig herauswuchs. Vielleicht ist der Generalstab dem technischen Verständnis dadurch zu sehr entfremdet und das Kriegsministerium zu wenig mit dem Krieg befaßt worden. Für die Marine war jedenfalls eine solche Abspaltung des Admiralstabs unrichtig, eine Epigonenidee, aus der eine eigentlich nicht lebensvolle Sammelbehörde entstand.

Mehrzahl der urteilsfähigen Offiziere klar, daß dem Marineamt während der Schöpferzeit andere Befugnisse unerläßlich waren als im Beharrungszustand. Welche unumschränkte Gewalt räumten die Amerikaner nicht Goethals ein, als er den Panamakanal bauen sollte. Da aber mit der Vielköpfigkeit unserer Marine nun einmal gerechnet werden mußte, war eine Vielteilung immer noch erträglicher als der Dualismus zwischen einem Oberkommando in Berlin mit Kommandogewalt über die ganze Marine und dem Marineamt. Es konnte nicht ausbleiben, daß bei diesem Fechten ringsherum mir Herrschsucht und Abfall von meinen eigenen früher beim Oberkommando betätigten Ansichten vorgeworfen wurde. Richtig ist, daß ich das Durcheinanderlaufen der Kräfte von meinem jeweiligen Standort und Werk aus mit verschiedener Front abzuwehren hatte, wobei der Fluch der Vielspältigkeit immer wieder an anderer Stelle zutage trat.

Letzten Endes hängt die Leistung von Behörden von den Menschen ab, die in ihnen arbeiten. Eine große schöpferische Aufgabe kann nur lösen, wer die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ziele aus der eigenen Brust schöpft und auch den Weg zum Ziel in den Hauptlinien selbst findet oder ihn sich doch völlig zum geistigen Eigentum gemacht hat. Ratschläge und Anregungen strömen hinzu und nichts wäre falscher, als ihnen nicht volle Beachtung zu schenken. Aber die Entscheidung muß an der Stelle bleiben, welche die Schwierigkeiten der verantwortlichen Ausführung fühlt.

Die Marine war ein ungewöhnlich feingliederiger Organismus. Der fortwährende Austausch der für die Zentralbehörden ausgesuchten Herren zwischen Marineamt, Admiralstab und Front nahm dem Gedanken, daß der Admiralstab als marinestrategische Behörde die Entwicklungsfragen besser beurteilen könnte als das Marineamt, seine sachliche Berechtigung.

Mit allen Marinebehörden an Land stellte sich mit der Zeit ein leidlich ausreichendes Arbeitsverhältnis heraus. Auch gelang es, das natürliche Drängen der Nord- und Ostseestationen auf Küstenverteidigung und Küstenkrieg in Schranken zu halten, da es nur auf Kosten der Flotte, d. h. der politisch-militärischen Bedeutung der Marine hätte befriedigt werden können. Nicht so klar lagen die Beziehungen zum Kommando der Hochseeflotte, welches mit deren fortschreitendem Aufbau an Einfluß gewann und das Bestreben entwickelte, alles schwimmende Material bei sich zu vereinigen.

Die Franzosen und Engländer stellten den Chef der Flotte zugleich an die Spitze eines Geschwaders und gaben ihm damit unmittelbar eine „Hausmacht“ in die Hand. Aus unsern Anordnungen zur Zeit des Oberkommandos war dagegen die Einrichtung stehen geblieben, den Flottenchef außerhalb der Geschwaderverbände auf ein besonderes Flottenflaggschiff zu setzen. Wir schwankten, ob jenes fremde Verfahren, für welches die Kriegsgeschichte sprach, oder unsere Einrichtung den modernen Verhältnissen besser entspräche. Ich wollte die Frage durch taktische Versuche klären lassen. Hierbei stieß ich auf unüberwindlichen Widerstand. Die Frage des Flottenflaggschiffes entwickelte sich zu einer Ressort- und Machtfrage.

Sorge bereitete mir in diesem Zusammenhang die zunehmend monopolartige Stellung des Flottenchefs, bei dessen Auswahl nach dem Rücktritt Kösters, eines strammen Lehrmeisters in der Art Friedrich Wilhelms I., das Kabinett sich nicht in allen Fällen nur durch sachliche Gesichtspunkte, mindestens nicht durch große Menschenkenntnis bestimmen ließ. Aus dem Studium der französischen Marine, welche zugänglicher war als die britische, hatte ich gesehen, daß mit Wechsel des Flottenchefs fast stets auch ein Wechsel der taktischen Auffassungen eintrat und ein großer Teil der vorher gewonnenen Erfahrungen verloren ging. Im Sammeln und Fortführen dieser Erfahrungen hatte ich die Haupttätigkeit der Landbehörde des Admiralstabs erblickt; nun wurde aber dessen lebendige Anteilnahme an den Flottenübungen zunehmend durch die Macht des Flottenchefs erstickt. Während ferner bei der Armee ein nützlicher Wettbewerb durch das Nebeneinander der zahlreichen Korpsführer bestand, erstarrte bei der widerspruchslosen Stellung des Hochseechefs dessen Ansicht leicht zum Dogma, während nützliche Reibung auch hierfür Bedürfnis blieb. Um die schöpferische Kritik wachzuhalten, für welche unsere Kaisermanöver nicht ausreichten, und um den Aufstieg selbständiger Führernaturen zu erleichtern, sowie um gegenüber dem Drill und den schönen Gefechtsbildern das Suchen nach Wahrheit zu beleben, trat ich — vergeblich — dafür ein, die einzelnen Flottenteile wesentlich selbständiger zu lassen und nur für die großen Übungen zusammenzufassen, für diese aber nicht unbedingt den Flottenchef, sondern wechselnde Führer ohne Rücksicht auf das Dienstalter heranzuziehen.

Wenn man mir einen Vorwurf daraus machen will, daß ich nicht

schon im Frieden die Vereinigung der Marine in einer Hand durchgesetzt hätte, so überschätzt man meine Macht. Bei der Eifersucht der verschiedenen Spitzen und bei der Natur des Kaisers konnte ich die schädlichen Reibungen, die aus der Vielköpfigkeit des Marineorganismus erwuchsen, nur mildern, nicht beseitigen. Für mich gab es nur den Weg, keiner der Immediatstellen überragenden Einfluß einzuräumen, dem Kaiser das Gefühl zu lassen, daß seiner Prärogative nicht vorgegriffen würde, und für den Kriegsfall die Erwartung zu hegen, daß der Monarch eine Oberste Seekriegsleitung schüfe, die alles in einer Hand vereinigte. Die Nation, die von den Behördehalbheiten und den die Produktion hemmenden Kompromissen nichts ahnte, schrieb dem Staatssekretär die Gesamtverantwortung zu, die ich stark empfand. Aber mangels einer einheitlichen Admiralität mußte ich häufig verhandeln statt zu handeln.

Am schwierigsten wurde die Lage für mich, wenn schließlich auch der Kabinettschef v. Senden trotz seinem ritterlichen Wesen und seinem warmen Herzen für das Hochkommen der Marine zeitweilig in Fragen meines Ressorts eine sehr eigenwillige Politik betrieb. Wie mir unter wechselnden Kampfgruppen und Koterien, die bei der außerordentlichen Betätigung des Kaisers in Marinesachen mich kaum je zur Ruhe kommen ließen, zumute war, dafür greife ich ein beliebiges Stimmungsbild aus einem älteren Brief von mir an den Prinzen Heinrich heraus:

„Bezüglich der Großen Kreuzerfrage ist es mir noch nicht gelungen, Seine Majestät zu überzeugen, daß ein Vorgehen in dem von Allerhöchstdemselben gewünschten Sinne einen Zusammenbruch unsres Flottengesetzes bedeutet.... Die meisten nicht verantwortlichen Herren, welche bei dieser Frage mitreden, übersehen die Sachlage nicht.... Es hieße doch wirklich ein gutes Erbe um ein Linsengericht verkaufen, wenn man an dem einen noch ausstehenden Kreuzer die Grundprinzipien des Flottengesetzes modifizieren wollte. Das kann wohl ein Kabinettschef denken, aber nicht ein Staatssekretär, der das wahre Interesse Seiner Majestät überschaut und sich dafür verantwortlich hält. Während früher bei Reichstagsforderungen uns nichts so sehr geschadet hat als eine gewisse Ruhelosigkeit und ewige Änderungen an den Projekten und Auffassungen, so haben wir jetzt gerade nach dieser Richtung ein gewisses Vertrauenskapital gesammelt, was unseren Forderungen sehr zugut kommt. Wir geben der Opposition die schärfsten Waffen in die Hand, wenn wir ihr

die Möglichkeit geben, wieder von der veränderlichen Kriegskunst, dem Zickzackkurs usw. zu sprechen.

Wollen Euere Königliche Hoheit mir gnädigst zugute halten, wenn ich die Feder über diese Sorgen habe fließen lassen, aber ich bin nahe daran zu verzagen, wenn ich die schwierige und gefährliche Lage unseres Staates bedenke, welche ihren natürlichen Einfluß auf das Marineamt ausübt an dem Vorabend einer Novelle, und wenn ich anderseits sehe, wie unverantwortliche Ratgeber die Schwierigkeit in geradezu ungeheuerlicher Weise erschweren und damit im letzten Ende die Interessen Seiner Majestät schädigen ..."

4

Das Parlament hat mir nicht so viel Nöte bereitet. Das Unentbehrlichste war durchzusetzen; das Vertrauen des Reichstags zur behördlichen Behandlung von Wehrfragen hob sich entschieden. Durch allseitige Erkundigung und persönlichen Augenschein auf Schiffen, Werften usw. überzeugten sich die Abgeordneten von der Art, wie gearbeitet wurde. Dabei verschwanden fast alle Gegensätze zwischen Reichstag und Regierung. Meine verhältnismäßige Unabhängigkeit vom Parlament ermöglichte es mir im übrigen, Quängeleien sich vielfach selber totlaufen zu lassen. Unter einem rein parlamentarischen Regierungssystem dagegen müßten schöpferische Behörden durch die Nationaluntugenden der Kleinlichkeit, der Parteimißgunst und der überfließenden Illusionsfähigkeit geradezu erstickt werden. Insbesondere kann der Parlamentarismus keine Flotten bauen, auch wenn er, wie in Frankreich, viel dafür ausgibt. Den Engländern gelingt es, weil die Eigenschaften der Nation und die große geschichtliche Überlieferung ein festes Fundament gebaut haben. Parlamentarische Körperschaften wollten auch schon zu meiner Zeit bei Laune gehalten sein; sie verursachten viel Beschwichtigungsarbeit und unfruchtbaren Kleinkram, brauchten, wie man gesagt hat, stets „eine Kugel, mit der sie spielen konnten." So mußte ich dem Reichstag, um in den Hauptfragen fest bleiben zu können, gelegentlich Unwichtigeres opfern. Betraf dies zu meinem Bedauern einmal persönliche Kompetenzen des Offizierskorps, wie bei der Herabsetzung der Tafelgelder, so erfüllte das die betroffenen Offiziere nicht mit Befriedigung und machte die Front gegen den vom Parlament abhängigen Staatssekretär mobil. Ich habe mich aber stets bemüht, für das Personal aller Kategorien einzutreten.

Im selben Maße wie die Geschwader emporstiegen und sich ein Marinereich an den deutschen Küsten ausbreitete, dem Meer Gelände durch Deichbau abgewonnen, Dörfer enteignet, ganze Stadtanlagen gegründet und mächtige Werkstätten gebaut wurden, wuchs auch die vielgegliederte Familie der Marineangehörigen ins Breite. Wir waren die einzige Reichseinrichtung, die Hunderttausende aus landsmannschaftlicher Schweise hinweg in einen gemeinsamen Horizont zog. Die Marine wurde ein Schmelztiegel des Deutschtums. Bevor kriegerische Tatenlosigkeit der Hochseeflotte den sie durchströmenden Geist ertötet hat, konnte man an ihrem Pulsschlag die aufsteigende Kraft Deutschlands fühlen. Keine Marine der Welt hatte ein so vorzügliches Mannschaftspersonal wie wir in unseren Küstenbevölkerungen, an den Kauffahrteifahrern, die durch den Dienst in der Kriegsmarine mehr und mehr den früheren internationalen Charakter abstreiften, und an den Fischern, die, unentbehrlich namentlich als Bemannung unserer kleinen Schiffe, mit erweitertem geistigen Gesichtskreis und beruflichem Ehrgeiz aus der Militärdienstzeit in ihre Dörfer heimkehrten. Als unsere altpreußischen Ostseeleute mit ihrer Anstelligkeit und unsere Nordseeleute mit ihrer schweren Kraft für unser wachsendes Personalbedürfnis nicht mehr ausreichten, griffen wir auf binnenländischen Ersatz zurück; der Dienst auf modernen großen Schiffen erforderte weniger seemännische Fähigkeiten als in der Segelzeit. Die Süddeutschen, unter ihnen die Elsässer, zeichneten sich aus. Für das technische Personal wurde der Dienst auf der Marine unter Anleitung unseres vorzüglichen Ingenieurkorps eine hohe Schule; um unsere Heizer rissen sich die Industrien[1]). Dem Offizierkorps trat unsere beste Jugend bei — man gedenke unserer Ubootskommandanten —, und zwar um so froheren Mutes, je größer unsere Zukunftsaufgabe sich abzuzeichnen schien. Wie straff in der Marine gearbeitet worden ist, kann sich der Außenstehende kaum vorstellen. Nie ist dem Staat freudiger und hingebender gedient worden. Wir fühlten uns

[1]) Da die modernen Schiffe die Vermehrung des aus den Industriegegenden rekrutierenden Maschinenpersonals besonders stark verlangten und dieses in der Werftdivision verhältnismäßig geschlossen zusammenblieb, so waren günstige Herde für sozialistische Agitation um so mehr gegeben, als die Arbeiter der Werften mit dem Maschinenpersonal der Marine am häufigsten in Berührung kamen. Im Frieden waren hieraus noch keine offenen Schäden entstanden.

als Vorposten eines großen Volkes, das dank seinem Staat sich Freiheit und Ebenbürtigkeit unter den Weltvölkern zu erarbeiten im Begriffe stand.

Bald also waren wir aus dem Gröbsten heraus und konnten die Ziele erweitern. Mit der stärkeren Lösung der Flotte von Kaserne und Heimatküste wäre sie mehr und mehr in die Nation hineingewachsen, die so etwas brauchte; die noch heute nicht weiß, welchen Schatz sie allein an unserem Seeoffiziersкorps besaß. Die rein destruktiven Toren, welche jetzt die Auflösung des alten Deutschlands als eine Tat bejubeln, sollen einmal einen Organismus schaffen, der an gediegener Kraft und Hingebung an die Ideale des Ganzen auch nur dieser einen unserer alten Reichseinrichtungen gleicht. Die Gesichtspunkte der Weltpolitik waren doch am schärfsten in der Marine konzentriert; darum mußten wir eine Macht werden in der Nation. Als später zu erörternde Umstände und Personen den durch die Flotte gesicherten Frieden verscherzt und den durch die Flotte verheißenen Sieg versäumt hatten, ist die Nation freilich so gesunken, daß sie sich ihrer eigenen einstigen Kräfte schämt und sich gefällt in Beschimpfung dessen, was lange ihr Stolz und ihre Freude gewesen ist.

Bei meinen Vorschlägen, um die Organisation lebendig zu erhalten, wie überhaupt bei meiner Neigung, den stets wechselnden Bedingungen der maritimen Höchstleistung nachzugehen, stieß ich vielfach auf den Widerstand der Verhältnisse und der Sonderressorts. Ich war nun einmal seit 1897 bei manchen Admiralen als Verwaltungsdirektor und Materialbeschaffer der Marine abgestempelt, obwohl meine eigentliche Entwicklungslinie und Neigung auf dem Gebiete der Flottenführung lagen. So mußte ich in der Folge vieles, was ich nicht billigen konnte, mit ansehen, ohne die Möglichkeit einzugreifen.

Die geistige Einheit, welche in den achtziger und in der ersten Hälfte der neunziger Jahre die gesamte Marine umschlang, ging bis zu einem gewissen Grade verloren. Schwerlich hätten die zu Beginn des Krieges zur Führung berufenen Persönlichkeiten so verhängnisvoll der politischen Leitung in deren Kampfscheu nachgegeben, wenn die eingetretene spezialistische Ressortpolitik das Kapital unserer älteren taktischen Arbeit

hätte voll ausnützen lassen. Als ich am 30. Juli 1914 den Operationsbefehl des Admiralstabes kennen lernte, erschrak ich über das theoretische Spintisieren, das bei der untergeteilten Behandlung der Hauptfragen an gewissen Stellen den Geist der entschlossenen Initiative überwuchert hatte. Trotzdem war die Marine gut; sie hatte ungeheuer, wenn auch nicht immer in der zweckmäßigsten Richtung, gearbeitet. Und so hätte es nur des richtigen Befehls bedurft, um alle Kräfte auszulösen und die Flotte, so wie sie war, zum Siege zu führen.

Mit blutendem Herzen denkt man der Umstände, welche das deutsche Volk, nahe seiner höchsten Vollendung, ins Dunkel zurückgeworfen haben.

Zum Staunen Europas war das Preußen des achtzehnten Jahrhunderts aus einem gleichgültigen Bestandteil des ohnmächtigen deutschen Volkes in wenigen Jahren zur Großmacht geworden dank seiner militärischen Kraftentwicklung und guten Führung durch die Hohenzollernkönige. Ebenso schnell und glücklich schien das Deutsche Reich den verspäteten Schritt zur Weltmacht nachholen zu können durch die rasche und durch viele Umstände begünstigte Bildung einer Seemacht. Daß die Nation als ganze noch nicht reif erschien, um den Ernst und die Notwendigkeit dieses Unternehmens in allen Teilen zu begreifen, ähnelte ebenfalls der Lage Preußens im achtzehnten Jahrhundert, welchem die Gesamtnation noch viel verständnisloser gegenübergestanden hatte. Nun stelle man sich aber vor, was aus der preußisch-deutschen Geschichte geworden wäre, wenn statt eines Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen eine vielfach gespaltene Militärbehörde unter einer hochwohllöblichen Kriegskammer zu entscheiden gehabt hätte! Was uns am meisten fehlte, war die einheitliche Admiralität.

5

Wenn man mir zuweilen eine einseitige und stumpfe Schlachtflottenpolitik vorwarf, so beruhte das auf Verwechslung. Entsprechend dem geschichtlichen Werdegang unseres Reiches waren wir spät in die Welt und auf die See gegangen. Im Getriebe der Welt mußten wir aber Interessenzusammenstöße gewärtigen. Es war wichtig, solche zu vermeiden und sogar etwaige Einschränkungen unserer Tätigkeit hinzunehmen, solange der Unterbau der Macht noch nicht gefestigt war. Erst wenn diese durch unsere Flotte und politische Anlehnung feststand,

konnten wir uns freier auf den Weltmeeren bewegen und Gleichberechtigung fordern. Unsere und insonderheit meine persönliche Aufgabe lag also zuerst in der Schaffung dieser Seemacht, und dies konnte nur die Schlachtflotte sein. Zu ihrer starken Zusammenhaltung in der Heimat wurden wir auch durch die britischen Drohungen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gezwungen. Unter diesen Bedingungen erschienen mir transatlantische Expeditionen, wie der Chinafeldzug, das Vorgehen gegen Venezuela oder die Agadirangelegenheit allgemein, auch abgesehen von ihren besonderen Nachteilen, unerwünscht, denn sie lösten Eifersucht gegen einen Staat aus, der auf der See noch nicht als gleichberechtigt angesehen werden konnte.

In den letzten Jahren vor dem Krieg sah ich die Zeit aber näher kommen, in welcher die Neigung Englands, uns zu überfallen, aufhören und einem geschäftlichen Gebaren auf gleichem Fuße weichen würde. Damit eröffnete sich Aussicht auf freiere Bewegung. Diese hielt ich aber auch aus inneren Dienstgründen für wünschenswert. Der preußische Militärgeist, auf welchem das ganze nationale Dasein und das höhere wirtschaftliche Leben unseres Volkes sich gründete und auch in Zukunft wird gründen müssen, hat eine schwache Stelle: die Neigung zur Schablone. Es bedarf großer Charaktere und Menschenkenner, wie Moltke, Roon und der alte Kaiser gewesen sind, um den lebendigen Geist in der Maschine wachzuhalten. Dem Preußen muß von Zeit zu Zeit der Zopf abgeschnitten werden, sonst wächst er zu lang. So drohte auch in der Marine ein gewisses Erstarren in fleißiger, korrekter, aber subalterner Arbeit die überanstrengten Offiziere von den großen Gesichtspunkten abzuziehen. Zumal bei unserem Wehrsystem mit der kurzen Dienstzeit geriet der Betrieb unserer Schlachtflotte in den heimischen Gewässern etwas in Gefahr, über angespanntem Drill die auffrischende Berührung mit den überseeischen Völkern und Ländern zu verlieren. Ich wünschte die Offiziere nicht nur im „Kommiß" auszubilden, sondern wollte es ihnen auch ermöglichen, in der Berliner Gesellschaft und in der großen Welt heimisch zu werden. Insbesondere für die Ausbildung von Geschwaderführern zu freierer, universalerer Denkungsweise war ihr selbständiges Auftreten in der weiten Welt kaum zu entbehren. Ferner forderte auch die Sammlung des Deutschtums auf der ganzen Erde stärker die Unterstützung durch die Flotte, worüber ich früher gesprochen habe. Ich war endlich der

Ansicht, daß es eine Sendung unserer Flotte sei, durch die im Ausland erlangten Anschauungen befruchtend auf den engen Gesichtskreis vieler Deutscher daheim zurückzuwirken. Sie sollte im Verein mit dem stärker an die Heimat zu kettenden Auslandsdeutschtum das Verständnis vertiefen für unsere nationale Existenz, die infolge der Volkszunahme und Industrie nicht mehr zwischen Rhein und Weichsel allein lag, sondern mehr und mehr auch ihre Wurzeln in überseeische Betätigung hatte senken müssen.

Die zweite Entwicklungsgruppe der Marine, der Auslandsdienst, trat also neben der ersten, der Schlagkraft, allmählich wieder in den Vordergrund. Da Stationskreuzer für diesen Zweck nicht ausreichten, war ich im Begriff, die heimische Flotte organisatorisch so zu gestalten, daß ganze Geschwaderteile ohne Schaden für ihre Ausbildung auf längere Zeit transatlantische Verwendung finden konnten. Das war zu erreichen durch eine andere Form der Rekrutenverteilung, derart, daß eines der Geschwader im wesentlichen nur mit Leuten des dritten Jahrganges besetzt war. Ich stieß bei diesem Vorgehen auf Widerstand beim Flottenkommando, das, vom Kabinettschef unterstützt, eine starke Neigung hatte, fest auf seinen Eiern zu sitzen, und sich sogar einem bloß mit zwei Schiffen anzustellenden Versuch widersetzte. Um die Wirkung derartigen Erscheinens unserer neuesten großen Schiffe in überseeischen Landen praktisch zu zeigen, setzte ich aber im Sommer 1913 beim Kaiser die Reise von zwei Schiffen der „Kaiser"klasse nach den Südstaaten Amerikas durch. Die friedliche Kultursendung unserer Schiffe gelang mit so schlagendem Erfolg, daß reichlichere Reisen unserer Schlachtflotte auf die Dauer nicht hätten verhindert werden können. Da ein modernes Schlachtschiff zugleich die beste Industrieausstellung in kleinem Maßstab darstellt, so war ich auch zu der Annahme berechtigt, auf diesem Weg unseren schaffenden Ständen neue Verbindungen zuzuführen. Eine solche Weiterentwicklung unserer Flotte hätte von selbst dazu geführt, in den Kolonien geeignete Plätze als Stützpunkte für unsere Kreuzer etwas auszugestalten. Außer Tsingtau hatte ich hiervon bisher abgesehen, da die Zeit noch nicht reif war und die Geldmittel für die Flotte nicht zersplittert werden durften.

Dreizehntes Kapitel

Unter dem Kaiser

Bei der schier unermeßlichen Fülle von Liebe, Verehrung und verfassungsmäßiger Macht, welche Wilhelm I. seinem Enkel hinterlassen hatte, war der Kaiser die entscheidende Persönlichkeit, von der das Gelingen des großen Versuches abhing, Deutschland geistig und materiell eine selbständige Geltung neben dem die Welt polypengleich erraffenden Angelsachsentum zu erringen. Wilhelm II. hatte die Notwendigkeit, hiernach zu streben, schon zur Zeit der Erkrankung seines Vaters erkannt, wie ich bei der Überfahrt zum Jubiläum der englischen Königin sehen konnte. Seine Gedanken umfaßten schon damals alle mit der See zusammenhängenden Lebensbedingungen Deutschlands.

Während aber die Geschäftsgebarung unter unserem unvergeßlichen alten Kaiser sich durch Klarheit und Festigkeit charakterisierte, war das, was bei Wilhelm II. mehr in den Vordergrund rückte, die Anregung. Bei seiner schnellen Auffassungsweise, seiner durch Einzeleindrücke leicht ablenkbaren Phantasie und seinem Selbstbewußtsein lag die Gefahr nahe, daß unverantwortliche Einflüsse Impulse auslösten, die auszuführen unmöglich oder doch nicht im Einklang mit dem Gesamtvorgehen gewesen wäre. Für einen Mann in gehobener Stellung wird es stets eine schwierige innere Lebensarbeit bleiben, den Augenblickserfolg vom dauernden zu trennen. Denn verführerisch und niemals ganz trennbar spielt in das Wesenhafte das nur Dekorative hinein:

„Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?"

Nun war aber Tatsachensinn die vornehmste Bedingung für das Gelingen des großen Versuches, und da der Kaiser mich als Gehilfen gewählt hatte, so erwuchs mir die persönliche Pflicht, die Stetigkeit des Kurses, den wir steuerten, zu wahren. Das lag an sich in meiner Natur. Man wird aber vielleicht verstehen, daß diese Pflicht unter den gegebenen

Verhältnissen nicht immer leicht zu erfüllen war. Die Veranlagung des Monarchen war der meinen entgegengesetzt. Manchen Persönlichkeiten wurde leicht im Lauf der Zeit das moralische Rückgrat gebrochen. Ich habe mich davor bewahren können. Der Kaiser glaubte wohl auch meine organisatorische Erfahrung nicht entbehren zu sollen; aber ich war ihm doch ein unbequemer Untergebener und habe als solcher alle Stadien der Gnade und Ungnade durchgemacht. Ein Bekannter sagte mir einmal, in solchen Lagen wie der meinigen wäre das „Stadium der leichten Ungnade" das wünschenswerteste. Ich hatte selbstverständlich dem Kaiser zu lassen, was des Kaisers ist. Ich bemühte mich stets, erfüllbare Wünsche des Monarchen zu befriedigen, auch solche, die mehr in das Gebiet der Liebhaberei fielen, soweit ich sie namentlich finanziell verantworten konnte. Weniger Erfolg hatte ich darin, dekorative Veranstaltungen und Reden, Festlichkeiten wie die Kieler Woche und Schiffstaufen, etwas zurückzudämmen, da der Kaiser sie für nützlich für das deutsche Publikum hielt, während ich mehr ihre Wirkung im Ausland vor Augen hatte.

In allen wesentlichen Punkten, die den Aufbau der Flotte betrafen, mußte ich unbeugsam bleiben. Ich habe nicht immer alles äußern können, was ich dachte, habe aber dem Kaiser nur reinen Wein eingeschenkt.

Unter den Fragen, für welche der Kaiser Anregungen gab, und das waren freilich sehr viele, ragten technische Konstruktionen hervor, Gebäude, Küstenforts, vor allem aber Schiffe selbst. Die Fragen des Hineinpassens ins Ganze und des Geldes traten dann leicht zurück. Der Kaiser kannte die fremden Marinen gut und neigte mit deutschen Augen dazu, ihre Vorzüge stärker zu sehen als ihre Nachteile. Wer ihm Mißtrauen gegen die Qualität unseres eigenen Materials zutrug, fand stets williges Gehör. Er entwarf mit großem Talent und Eifer Skizzen von Schiffen, ließ sie vervielfältigen und verschenkte sie reichlich, wie bekannt auch dem Reichstag, der sie mit geteilten Empfindungen entgegennahm.

Daß eine mit Wissenschaftlern und Praktikern so ausgestattete Behörde wie das Reichsmarineamt über reichere Mittel für objektive Urteilsbildung als irgendein einzelner Mensch verfügte, wurde nicht gern anerkannt, den eigenen Beamten ein gewisses Maß von Mißtrauen zum Ausdruck gebracht. Man konnte vom Kaiser in technischen Dingen auch nicht das Urteil eines durchgebildeten Fachmannes ver-

fangen. So mußte ich einmal sogar den Erfinder eines Perpetuum mobile, den der originelle alte Admiral Reinhold Werner dem Kaiser empfohlen hatte, empfangen und seine „Maschine" vorführen lassen, bis der vom Kaiser dazugeladene Emil Rathenau dem Wundermann seinen Nimbus nehmen durfte.

Ohne den Kaiser wäre die Entfremdung Deutschlands von der See und den mit ihr verbundenen Interessen und Kulturaufgaben nicht überwunden worden; das bleibt sein geschichtliches Verdienst. Auch sonst haben seine Anregungen vielfach Nutzen gestiftet. Nachteile nach außen waren die große Betonung von Zielen und Erfolgen und im Innern das dauernde Zusammentreffen persönlicher Betätigungstriebe mit den eigentlichen Aufgaben der Landbehörden und der Flotte. Das Reichsmarineamt hatte neben seiner übergroßen Arbeit noch häufig die Pflicht, Vorkonstruktionen auszuarbeiten für Entwürfe des Kaisers, die vielfach an inneren Widersprüchen litten. In den letzten Jahren vor dem Krieg war dem Kaiser beispielsweise bekanntgeworden, in wie hohem Grade die verbesserte Schießleistung auf See und die großen Schießweiten moderner Geschütze es den Torpedobooten erschwerten, in der Tagschlacht an den Feind heranzukommen. Er begeisterte sich nun für ein Idealschiff, welches schwer gepanzert, schnell und mit vielen Torpedorohren armiert wäre, um den Torpedobooten ihre Aufgabe abzunehmen. Abgesehen davon, daß Schnelligkeit und schwere Panzerung bei einem großen Schiff in starkem Wettbewerb stehen, hätte die unter Wasser anzulegende Torpedoarmierung die Maschinen- und Kesselräume großenteils weggenommen. Die Konstruktionsbedingungen fraßen sich gegenseitig auf. Wir machten uns aber dem erhaltenen Befehl gemäß an die Arbeit, und bei der Unmöglichkeit eines brauchbaren Ergebnisses entstand in der Behörde für dieses Projekt der Name Homunculus. Als ich dann in Rominten Gelegenheit hatte, die Entwürfe vorzulegen und zu erläutern, verzichtete der Kaiser auf seinen Gedanken und nahm meine Begründung an. Ich erhielt zur Belohnung die Erlaubnis, einen Hirsch zu schießen, so daß ich die Klärung der Atmosphäre meinem sorgenvoll in Berlin sitzenden Chef der Zentralabteilung mit den Worten melden konnte: „Hirsch und Homunculus tot."

Es war zur Übung geworden, daß ich alljährlich für die letzten Septembertage zum Vortrag nach Rominten fuhr. Waldluft und ver-

hältnismäßige Ungestörtheit bekamen dem Kaiser gut. Er war dort ruhiger und gesammelter, als es im großen Getriebe der Welt oder auf Reisen für ihn möglich war. In Rominten fand ich beim Kaiser Anhören und Erwägen aller Gründe, kein Ausbrechen in plötzliche nervöse Erregung, wie es sonst wohl vorkam und sich in einer gewissen Unruhe der Augen ankündigte. Bei solchen Erscheinungen pflegte ich alle wichtigen Entscheidungen stillschweigend unter den Tisch fallen zu lassen. Mit eiligen Fragen war dies freilich nicht immer ausführbar. Ich habe mir die Meinung gebildet, daß die Konstitution des Kaisers dem Druck der Verantwortung nicht gleichmäßig gewachsen war. Jedenfalls hat der Kaiser sowohl beim Ausbruch wie während des Krieges mehrmals vor gesundheitlichen Zusammenbrüchen gestanden, die den Ärzten Sorge machten. Damit hängt es vielleicht auch zusammen, daß er mit zunehmenden Jahren immer mehr geneigt wurde, den schwachen Naturen in seiner Umgebung nachzugeben.

Man mußte den Kaiser unter vier Augen sprechen, da, wenn Dritte anwesend waren, sein eigenes wirkliches Urteil leicht abgelenkt wurde durch den von ihm stark gefühlten Drang, bei jeder eigenen Stellungnahme als Kaiser zu erscheinen. In diesem Umstand wurzelte die Macht der Kabinette.

Der Kabinettschef wohnte den dienstlichen Vorträgen des verantwortlichen Ressortministers bei, und es war natürlich, daß nach dessen Weggang der Monarch die Angelegenheiten mit ihm unter vier Augen besprach. Die Kabinettschefs brauchten also nur den richtigen Augenblick abzupassen und sich auf Phantasie und Temperament des Herrschers einzustellen, um ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen. Es wird wenige Menschen geben, die in einer solchen Lage sich auf das ihnen allein zustehende Gebiet zu beschränken vermögen. Caprivi hat, wie er mir erzählte, nur einen Kabinettschef gekannt, der streng nach diesem Grundsatz verfahren wäre, nämlich den General v. Albedyll. Freilich hatte unser alter Kaiser ein starkes Empfinden für ressortmäßige Geschäftsbehandlung. Das Übergreifen der Kabinettschefs in ihnen nicht zustehende Gebiete zeitigte Vorschläge, die nicht so abgewogen sind wie diejenigen der Verantwortlichen, die im Falle des Mißlingens selbst vor dem Riß stehen und die Frage, bevor sie an den Kaiser gebracht wird, durch den Apparat ihrer Behörde bearbeiten lassen. Ein zu langes Verweilen der Kabinettschefs in ihrer Stellung entsprach der

Scheu des Kaisers, seine gewohnte nächste Umgebung zu wechseln, entfremdete aber den mit dem höfischen Leben verwachsenden Mann der Front; in der Marine wenigstens herrschte das Empfinden vor, daß das Kabinett zu den vielfachen Mißgriffen auf seinem eigenen Gebiet, dem der Personalauswahl, dadurch kam, daß Admiral v. Müller immer mehr Hofpolitiker und immer weniger Soldat wurde.

Jeder Versuch der in verantwortlicher Stellung befindlichen Männer, dem Übergreifen der Kabinette zu steuern, scheiterte schroff; denn da die Kabinettschefs die Form geschickt auf die allerhöchste Person zuschnitten, blieb dem Kaiser die Vorstellung vom Kabinett als seinem bloßen Kanzlisten, der lediglich seinen Willen in Befehlsform zu bringen hätte. Bei Wortwechseln hat der Kaiser dies mir gegenüber mehrfach betont. Oft dachte ich an 1806. Besonders im Krieg ist der Nation die von der Kabinettssphäre ausstrahlende geringe Urteilskraft wieder zum Unheil geworden. Während ich unter Hohenlohe und Bülow eine natürliche und verfassungsmäßige Unterstützung gegen Übergriffe des Kabinetts fand, war bei Herrn v. Bethmann das Gegenteil der Fall.

Auffällig war mir, daß der Reichstag, sowohl sein demokratischer wie sein für die Monarchie ehrlich besorgter Flügel niemals den wesentlichsten Fehler des alten Regiments, nämlich den übermächtigen Einfluß der Kabinette bekämpft hat. Als es sich im Oktober 1918 darum handelte, dem Kaiser und dem Kanzler jede Macht zu nehmen, verfuhr der Reichstag unter Beiseiteschiebung der Geschäftsordnung mit stürzender Hast. Aber in den langen Jahren vorher hat sich die Demokratie niemals darum gekümmert, die Verfassung zu schützen. Vielmehr wurde das Beste, was wir hatten, nämlich die von rein sachlicher Staatsgesinnung getragene Arbeit der Ämter, um die uns jede Nation der Welt beneidete, tunlichst zwischen Demokratie und Kabinetten zerrieben; geschäftig-unproduktive Kräfte der verschiedensten Färbung sind in Deutschland immer darin einig gewesen, schöpferische Staatstätigkeit zu hemmen.

Es ist zu befürchten, daß viele, die ihre Pflicht, gegen den Kabinettseinfluß zu kämpfen, während der ganzen Regierungszeit unerfüllt gelassen haben, sich jetzt mit um so größerem Eifer darauf legen werden, das ganze alte Regierungssystem hinterher zu verdammen. Dabei dürften vermutlich die kaiserlichen Randbemerkungen eine Rolle spielen, deren Zahl unübersehbar ist, da der Kaiser gern den Marginal-

stil seiner Vorfahren verwendet hat. Um nun aber den geschichtlichen Wert oder Unwert dieser und ähnlicher Augenblickskundgebungen ermessen zu können, muß man den Kaiser sehr genau gekannt haben. „Auf meine Randbemerkungen darf man mich nicht festlegen", hat er selber geäußert. Er war deshalb sehr erstaunt, als ich es einmal auf Grund einer solchen Randbemerkung für meine Pflicht ansah, meinen Abschied einzureichen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit äußerte der Kaiser, er pflege doch seinen anderen Ministern noch ganz andere Dinge zu sagen, ohne daß diese gleich daraus Konsequenzen zögen. Der Kaiser setzte eben stets voraus, daß seine verantwortlichen Ratgeber seine Äußerungen prüften und daß sie das dauernd Bedeutsame von bloßen Stimmungsäußerungen zu unterscheiden vermöchten. Im allgemeinen nahm auch der Kaiser begründete Einwendungen an.

Leider haben die Kabinette den Randbemerkungen des Kaisers zu einer übertriebenen Scheinbedeutung verholfen. Alle, auch solche, die man in den Ämtern nur als zu prüfende Anregungen auffaßte, wurden im Kabinett in derselben Art wie Bleistiftskizzen eines Künstlers chemisch fixiert. So wurde einer späteren Geschichtsschreibung, welche die Verhältnisse nicht mehr aus eigenem Augenschein kennt, ein Material aufbewahrt, das, wenn es falsch bewertet werden sollte, geeignet erscheint, von der Persönlichkeit des Kaisers selbst, wie auch von der Art der Regierung unter ihm, ein recht verzerrtes Bild zu liefern.

Wenn ich den Kaiser allein sprach, habe ich mich grundsätzlich auf mein Ressort beschränkt. Dadurch blieb mein Einfluß auf seine Persönlichkeit freilich begrenzt, und ich verlor ihn gänzlich, als mir im Krieg die Möglichkeit vertraulicher Aussprache überhaupt entzogen wurde.

Ständiger Gast in Rominten war mein Amtsvorgänger, Admiral Hollmann, der bei meinen dortigen amtlichen Vorträgen neben dem Kabinettschef zugezogen wurde. Seine Ruhe und Sachkenntnis und sein persönliches Unbeteiligtsein wirkten wohltuend, da ihn der Kaiser mit Recht als einen Freund, der seine Interessen wahrnahm, betrachtete. Wenn der Kaiser seine amtlichen Gehilfen nicht immer ebenso ansah, auch wenn sie an wirklicher Treue nicht zurückstanden, so ist mir von Männern, welche die Jugendjahre Wilhelms II. kannten, gesagt worden, daß sein Erzieher Hinzpeter ihm planmäßig Mißtrauen gegen seine künftigen Berater anerzogen habe. Ist das richtig, so hat Hinzpeter die damaligen preußisch-deutschen Verhältnisse verkannt, wenn

es auch notwendig bleibt, einem künftigen Herrscher Menschenbeurteilung anzuerziehen. Ich habe in meinem kleineren Tätigkeitsfeld immer gefunden, daß es besser ist und die guten Eigenschaften stärker zum Tragen bringt, wenn man einem Untergebenen nach vorangegangener Prüfungszeit rückhaltloses Vertrauen entgegenbringt. Wohl wird man dabei einmal auch bitter getäuscht.

Im Romintener Jagdhaus hatte der kaiserliche Haushalt mehr bürgerlichen Zuschnitt; es gab Hausmannskost an laubgeschmückter Tafel. Abends wurde oft gemeinsam vorgelesen. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörte der Oberst der nächstgelegenen russischen Grenzgarnison, dem im Scherz empfohlen wurde, Hirsche und Heide zu schonen, wenn er einmal einrücken sollte. In der Tat hat der Zar bei Kriegsbeginn den Befehl gegeben, Rominten nicht zu verwüsten. Von der Marine erwartete der „Oberste Jagdherr" Waidmannsheil. Es hat aber Jahre gedauert, bis er mir die grüne Hofjagduniform verlieh. Ich wurde oft zur Pirsch in die herbstprangende Romintener Heide mitgenommen; aber während meines amtlichen Vortrags durfte kein Hirsch schreien, dafür sorgten meine guten Freunde, die Förster.

Die Kaiserin, deren regelmäßige Anwesenheit der Romintener Welt die besondere Farbe gab, beteiligte sich grundsätzlich nicht an politischen Fragen. Wenn sie aber im wahren Interesse ihres Gemahls glaubte, einmal eingreifen zu sollen, so tat sie es mit Charakter und meistens mit Erfolg. Ich gedenke der hohen Frau in wahrhafter Verehrung. Ihre Wesensart wurde von allen, welche den Vorzug gehabt haben, sie näher kennenzulernen, als ein Glück für das Land empfunden. Als der Kaiser nach den Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihm und Feldmarschall Hindenburg im Frühjahr 1915 entstanden waren, vom Westen nach dem Osten fuhr, ließ sich die Kaiserin, von Berlin kommend, in Halle an den kaiserlichen Zug mit einem Wagen anhängen und überraschte ihren Gemahl am nächsten Morgen. Das bekannte Bild, welches den Kaiser und Hindenburg in Posen vereinigt darstellt, ist von ihr aufgenommen.

Es ist vielleicht nicht richtig zu sagen, daß dem nachbismarckschen Deutschland die selbständigen Naturen an sich gefehlt hätten. Dennoch hat Haldane die Tragik, die über unserer Arbeit lag, richtig gekenn=

zeichnet, wenn er nach seinem Besuch 1912, wie mir erzählt worden ist, gesagt hat: es fiele ihm gegen früher auf, welcher Mangel an Charakteren in Berlin herrsche. Die beinahe religiöse monarchische Ergebenheit, welche die Person Wilhelms I. geschaffen hatte, ließ eine Freiheit der Meinungsäußerung und Charakterbetätigung bestehen, die später unter dem Einfluß der Kabinette mehr und mehr der Forderung reinen Gehorsams wich. Die Manneskraft, die 1866 und 1870, selbst 1848 an die Oberfläche getragen wurde, schien in der schweren Prüfung unserer Tage nicht in demselben Maße vorhanden oder doch nicht an den richtigen Stellen zur Wirkung gebracht.

Vierzehntes Kapitel

Reichsmarineamt und auswärtige Politik

1

Vom Geschäftsgang der Reichsleitung machte sich die Öffentlichkeit nicht selten ein unzutreffendes Bild. Die Bismarcksche Reichsverfassung hatte kein Reichsministerium geschaffen. Im preußischen Staatsministerium, dem ich angehörte, kamen außenpolitische Fragen fast niemals zur Erörterung. Das Reich aber wurde durch einen einzelnen Mann geleitet, dem die Ressortchefs als Untergebene, nicht als Kollegen unterstanden. Der Reichskanzler konnte selbst marinepolitische Verfügungen über den Kopf des Ressortchefs, ja gegen seinen Willen treffen, obwohl dem Reichsmarineamt Teile der kaiserlichen Kommandogewalt zustanden. Das Gegenmittel des Rücktrittsgesuchs war nicht in jeder politischen Lage verwendbar. Dem Ressortchef, der nebenbei Offizier ist, konnte ferner der Kaiser ungeachtet des Beamtengesetzes den Abschied erschweren, und endlich nützt sich die Kabinettsfrage bei allzu häufigem Gebrauche ab.

Nun lag es ja in der Hand des jeweiligen Kanzlers, ob er seine „Stellvertreter", die Staatssekretäre, heranziehen oder über die Grundzüge seiner Politik im Unklaren lassen wollte. Die monarchische Verfassung des von Bismarck auf seine Person zugeschnittenen Kanzleramts enthielt den unschätzbaren Vorteil, einer überragenden Persönlichkeit zugreifendes Handeln zu erleichtern. Aber ein Reichsministerium hätte bei weniger einzigartigen Kanzlerpersönlichkeiten durch kollegiale Behandlung grundsätzlicher Entscheidungen eintretende Fehler oder Kopflosigkeiten leichter verhindern können. Eine Änderung des Geschäftsverfahrens hatte aber zur Voraussetzung entweder ein freundlicheres Verhalten des Reichstags und der Bundesstaaten zum Gedanken eines Reichsministeriums oder ein vielleicht ungewöhnliches Maß von Selbstverleugnung bei dem Mann, der sich nächst dem Kaiser im Vollbesitz der Macht befand. Die Öffentlichkeit setzte im allgemeinen eine

innigere Gemeinbürgschaft und einen regeren Gedankenaustausch zwischen den einzelnen Ressortministern voraus, als tatsächlich bestand, und würde erstaunt gewesen sein, zu erfahren, wie wenig fortlaufend und zuverlässig die Information war, die in den ernsten Jahren vor dem Krieg einem so hochpolitischen Ressort wie der Marine gespendet wurde. Fürst Bülows Regierung hatte allerdings auch mir ein ganz anderes Gefühl von Sicherheit eingeflößt, als die bei ihrer außenpolitischen Unerfahrenheit empfindliche und argwöhnische Natur seines Nachfolgers. Zur Groteske wurde die monarchische Verfassung des Kanzleramtes im Krieg, als der Kanzler ohne Befragen der Marinebehörden beim Kaiser seemilitärische Befehle erwirkte die praktisch überhaupt nicht ausführbar waren.

Die Zahl der politischen Schritte, mit denen ich mich zu befassen hatte, war unter diesen Umständen nicht groß. Unbeteiligt war ich z. B. an den Samoahändeln (1899), den Verhandlungen mit England um die Jahrhundertwende, dem Eingreifen in Marokko. Meine Übergehung bei der Entsendung des Geschwaders nach Manila (1898) habe ich an früherer Stelle erwähnt. Anläßlich der Chinaexpedition habe ich gegen die Entsendung Waldersees und der 24 000 Mann gesprochen, da die Aussendung einer ganzen Armee mißgedeutet werden konnte und die schon auf der Ausreise befindliche Marineinfanterie für den realen Zweck genügte. „Der Potsdamer Exerzierplatz muß jetzt entscheiden", hieß es aber an höchster Stelle.

Insoweit ich aufgefordert wurde, meine politische Ansicht zu äußern, riet ich 1. grundsätzlich zur Erhaltung des Friedens, bei dem wir jährlich gewannen, während ein Krieg uns wenig einbringen, dagegen alles rauben konnte, und deshalb 2. zur Vermeidung aller Zwischenfälle durch Anbiederungsversuche, die insbesondere der Engländer nicht verträgt, oder durch Herausforderungen. Die Sicherung unserer jungen Weltmacht aber sah ich 3. in einer Gleichgewichtspolitik zur See. Ich bedauerte es deshalb, wenn wir uns mit Österreich-Ungarn, das zur See nichts bedeutete, zu stark auf Gedeih und Verderb verschwisterten, und sah ferner nicht ohne Bedenken auf unsere Balkan- und Orientpolitik, weil sie die Gefahr romantischer Verstrickung in Nebeninteressen mit sich brachte. Daß uns von englischer Seite gelegentlich warm empfohlen wurde, unsere Ausdehnung auf dieser Hintertreppe zu suchen, bestärkte mich in dieser Auffassung. Wir mußten im Gegenteil alle Kraft zusammen-

nehmen, um uns die Vordertreppe zur Welt, den Atlantischen Ozean, offen zu halten, zumal die Vorbedingung dazu, ein gesicherter Festlandsfrieden, in dem Verhältnis zu Frankreich dauernd seinen wunden Punkt behielt. Ich erachtete uns nicht für stark genug, gleichzeitig mit der Belastung unserer Politik durch den weltwirtschaftlichen Gegensatz zu England, auch Bagdaddiplomatie zu treiben, bei welcher das Gesamtinteresse des Volkes weniger gut zu gedeihen versprach, als einzelne wirtschaftliche Unternehmungen. Ich fürchtete vor allen Dingen bei einer nicht ganz auf das Wesentliche gesammelten Politik den Verlust des Vertrauens bei denjenigen Mächten, die für meine Überzeugung den Schlüssel der Lage bildeten: Rußland und Japan.

2

Die zeitgemäße Fortbildung der Bismarckschen Grundsätze in bezug auf unser Verhältnis zu Rußland war meiner Auffassung nach eine Hauptbedingung erfolgreicher Politik. Man mußte sich klar werden über diejenigen Punkte, in denen vitale russische, aber nicht vitale deutsche Interessen vorlagen, und in diesen Punkten Rußland entgegenkommen. Ich weiß nicht, ob vor dem Weltkriege jemals ein kräftiger Versuch in der Richtung unternommen worden ist. Auf eine während des russisch-japanischen Kriegs unternommene Aktion, die von vornherein kaum Erfolg versprach, komme ich nachher zu sprechen. Unsere Anläufe bestanden hauptsächlich in Monarchenbegegnungen, die ja zur Erhaltung der alten dynastischen Überlieferungen von Wert waren. Aber andere Mittel, z. B. durch die Presse zu wirken, wurden vernachlässigt. Die Ländergier des russischen Kaiserreichs stieß — auch noch nach Abschluß der Entente — mit den britischen Machtbahnen notwendig zusammen. Da haben wir uns nun auf der Linie Berlin-Konstantinopel-Bagdad aufs unglücklichste dazwischengeklemmt. Der Kündigung des Rückversicherungsvertrages durch uns (1890) war der russisch-französische Zweibund gefolgt. Der Panslawismus, der seine Spitze gegen Österreich und uns kehrte, war im Wachsen. Trotzdem bestanden noch vielseitige und starke russisch-deutsche Überlieferungen und gemeinsame Interessen. Insbesondere war das Zarentum ein wesentlicher Stützpunkt für uns.

So wie freilich die Lage sich seit der Kündigung des Rückversicherungsvertrages gestaltet hatte, habe ich an die Möglichkeit, Rußland zu einem

eigentlichen Bündnis zu bewegen, frühestens geglaubt, seitdem dies auf dem Weg über Japan möglich geworden wäre. Ich habe während des russisch-japanischen Krieges am 31. Oktober 1904 einer Sitzung beim Reichskanzler angewohnt, in welcher Herr v. Holstein im Verfolg von kaiserlichen Initiativschritten dafür eintrat, Rußland ein Bündnis anzubieten. Der militärische Druck der vereinigten Mächte Rußland und Deutschland sollte nach Holstein auch den Franzosen nahelegen, in die an sich so erstrebenswerte festländische Gesamtkoalition überzutreten. Der anwesende Graf Schlieffen stellte sich auf den rein militärischen Standpunkt. Er schätzte, die Russen würden wohl noch einige Armeekorps für einen etwaigen Aufmarsch gegen Frankreich mobil machen können. Ich bemerkte bei dem vornehmen und wortkargen, in seinem Fach so bedeutenden Strategen hier wie schon seinerzeit bei den Erwägungen über die Chinaexpedition eine gewisse Vernachlässigung außersoldatischer Gedankengänge und hielt im übrigen, wie auch der Staatssekretär des Auswärtigen, Frhr. v. Richthofen, die psychologische Rechnung Holsteins für falsch. Ich bezweifelte, daß ein mit der Pistole erzwungenes Bündnis je die französischen Kräfte für uns mobil machen würde. Ähnlich habe ich 1911 den kalten Wasserstrahl nicht mehr zeitgemäß gefunden, den Kiderlen-Wächter noch einmal nach Paris richtete. In jener Sitzung von 1904 gab ich ferner dem Zweifel Ausdruck, ob eine Verstärkung unseres Heeres durch ein paar russische Korps uns wirklich stärken würde, und betonte insbesondere, daß ein Bündnis mit Rußland an Stelle des erhofften Erfolges, uns über Paris gegen englische Kriegsgelüste zu sichern, im Gegenteil die damals bestehende Kriegsgefahr vermehren würde. Im Falle eines Krieges mit England würden wir aber bei unserer noch unentwickelten Flotte — die zudem des Rückhaltes der russischen Ostseeflotte damals entbehrt hätte — die Zeche mit unserem Außenhandel und unseren Kolonien bezahlen, wobei es schwierig für uns sein würde, zu einem leidlichen Frieden mit England zu gelangen. Herr v. Holstein verfocht seinen Plan sehr stark. Am Tage darauf schrieb ich folgenden Brief an Richthofen:

Berlin, 1. 11. 04.

„Die schwere Frage, welche uns gestern beim Herrn Reichskanzler beschäftigte, ist mir noch weiter im Kopf herumgegangen, und dabei ist mir noch klarer geworden, daß nicht nur, wie ich gestern schon aus-

führte, die militärische Bedeutung einer Allianz mit Rußland für uns im Seekrieg gleich null ist, sondern daß sie auch für den Landkrieg m. E. nicht wesentlich ins Gewicht fällt. Denn selbst, wenn günstigstenfalls die Russen sich dazu aufschwingen sollten, uns einige Armeekorps mit nach Frankreich zu geben, so scheint mir der Nutzen von 100 ja selbst 200 000 Mann bei einem Kriege, in dem sich Millionen gegenüberstehen, gering, wenn nicht sogar ausgeglichen durch die Erschwerung, die das Funktionieren unseres militärischen Apparates durch das Hinzutreten der russischen Elemente erfahren muß. Der passive Nutzen, der uns durch solche Allianz aus der Sicherheit unserer Ostgrenze erwachsen soll, ist aber meines Erachtens jetzt schon auch ohne die Alliance durch den heutigen Zustand Rußlands erreicht. Jeden Monat, den der japanische Krieg länger dauert, wird dies augenscheinlicher hervortreten. Auch nach dem Kriege wird Rußland für die Offensive nach Westen auf Jahr und Tag so gelähmt sein, daß wir meines Erachtens für die große Politik unsere Ostgrenze als tatsächlich unbedroht ansehen können. Wir würden bis auf weiteres mit Landwehrformationen an der Ostgrenze auskommen. Hierbei ziehe ich nicht einmal in Rechnung, daß nach der Persönlichkeit des Zaren ein Eingreifen Rußlands bei einem Kriege Deutschlands gegen England und Frankreich an sich unwahrscheinlich sein würde, auch lasse ich die Frage offen, ob wir nicht eine solche Sicherheitszusage von seiten des Zaren auch ohne Allianz bereits auf Grund unseres bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses erlangen können.

Hauptsache bleibt immer, daß ein realer, d. h. militärischer Nutzen aus der Allianz mit Rußland für uns nicht erwächst.

Demgegenüber kann doch nicht zweifelhaft sein, daß die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes mit England durch eine russische Allianz für uns wächst. Es brauchen nur nach Erledigung der Huller Streitfrage auf der Reise der russischen Argonauten weitere Zwischenfälle einzutreten. Um hierbei die verstärkte Gefahr für uns zu ermessen, stelle man sich einmal vor, ein deutsch-russischer Allianzvertrag würde jetzt öffentlich bekannt, würde da nicht die ganze Wut der öffentlichen Meinung in England sich ausschließlich gegen uns wenden? Der Allianzgedanke mit Rußland beruht nur in der Hoffnung, auf Frankreich einen solchen Druck auszuüben, daß es alles tut, um England von einem Krieg gegen uns abzuhalten. Die Beteiligung Rußlands hierbei

besteht nur in der Bedeutung eines unter anderen Voraussetzungen niedergelegten Traktats, also eines Blattes Papier, sie besteht nicht in realen Werten. In Wirklichkeit kann die erstrebte „Pression" auf Frankreich nur durch die Kriegsdrohung Deutschlands ausgeübt werden. Um das zu bewirken, bedarf es aber heutigen Tages keiner Allianz mit Rußland. Wir sind stark und frei genug, dies jeden Augenblick tun zu können; die durch die Allianz bewirkte Verstärkung der Konfliktsgefahr mit England ist also für uns etwas nicht unbedingt Nötiges.

Schließlich bleibt zweifelhaft, ob das Dazwischentreten Frankreichs die Machthaber in England überhaupt abhalten wird, gegen uns vorzugehen, wenn sie wirklich den Krieg mit uns wollen, ganz abgesehen davon, daß der Vermittlung Frankreichs sicherlich jede Psyche fehlen würde. Sollte dies aber dennoch der Fall sein und England auf den Krieg mit uns verzichten, so würde es um so brutaler und rücksichtsloser Japan auf uns hetzen, und wenn ich den Vertragsentwurf richtig verstanden habe, so würde der casus foederis für Rußland nicht eintreten, wenn wir nach Beendigung des Krieges Japan allein gegenüberstehen. Einen solchen Krieg mit einem feindlichen England hinter uns können wir aber ohne seemächtige Freunde nicht führen. Also auch in diesem Falle gibt uns die Allianz mit Rußland nichts Wirkliches. Nimmt man schließlich den uns am meisten interessierenden Fall, England erklärt uns allein den Krieg und Rußland müßte daraufhin auf unsere Seite treten, dann lähmt doch gerade der bestehende gegen uns gerichtete Zweibund zwischen Frankreich und Rußland die Freiheit unserer Entschlüsse Frankreich gegenüber, während die russische Hilfe für uns keine Rolle spielt. Eine positive Wirkung für die Friedenschance hätte eigentlich nur die wirklich klare Defensivallianz Deutschlands, Frankreichs und Rußlands zusammen gegen England, und das ist doch durch das erwogene Vorgehen z. Z. nicht zu erreichen.

Nach diesen Überlegungen, welche nur die Hauptpunkte skizzieren, möchte ich meine Ansicht dahin präzisieren, daß wir unter tunlichster Aufrechterhaltung der Freundschaft mit Rußland, insonderheit der kaiserlichen Beziehungen, doch den Abschluß eines Staatsvertrages z. Z. nicht vornehmen, sondern zunächst weiteres abwarten. Im ganzen ist ja Zeitgewinn und Flottenbau unsere wichtigste politische Aufgabe.

Da die hohe Politik I h r e Domäne ist und ich nur als Nebenperson bei dieser Frage beteiligt worden bin, so richte ich diese Zeilen an Sie

mit der Bitte, den Herrn Reichskanzler über meinen Standpunkt zu orientieren."

Das Bündnisanerbieten ist damals abgegangen. Wie mir Holstein später mitteilte, zeigte Rußland die kalte Schulter. Ich vermute auch, daß die russischen Minister von dem deutschen Bündnisangebot schon damals den Westmächten gegenüber Gebrauch und damit Geschäfte gemacht haben.

Nikolaus II. selbst war Deutschland wohlgesinnt. Wie von vielen politischen Verhältnissen und Persönlichkeiten machte sich die deutsche Öffentlichkeit auch vom Zaren ein falsches Bild. Er war ein ehrlicher, persönlich furchtloser Mensch mit Muskeln von Stahl, dessen bewußte Selbstherrscherwürde sich paarte mit der korrekten Gewöhnung, alle an ihn herangetragenen politischen Angelegenheiten sofort den zuständigen Beamten weiterzugeben. Am innigsten sehnte sich Nikolaus II. danach, in der Stille bürgerlichen Lebens unterzutauchen. Deshalb liebte er Wolfsgarten in Hessen, wo ihm nichts angenehmer war, als wenn er von Besuchern verschont blieb; deshalb verkehrte er auch gern auf der deutschen Flotte, wo er sich, dem Zwang seiner Stellung entronnen, als Mensch unter Menschen fühlte und sich uns gegenüber offen und liebenswürdig gab.

Unter seinen Leuten erschien der Zar halb als ein Gefangener. Als wir gelegentlich der Zusammenkunft von Swinemünde (1907) dem Zaren entgegenfuhren (gegen die Verabredung, wonach wir vor Anker liegen bleiben und der Zar auf seiner Jacht durch die Flotte durchfahren sollte; aber es drängte den Kaiser, dem Zaren entgegenzufahren), trafen wir ihn auf der Höhe von Kolberg. Der Kaiser ließ trotz des Seeganges das Boot klar machen und fuhr, was die Russen nicht für möglich gehalten hatten, zur russischen Kaiserjacht hinüber. Nun blieb diese aber auf dem Winde liegen, so daß das Schiff stampfte. Wir konnten nicht begreifen, weshalb; denn die elementare Hilfe eines Schiffes für ein Boot, das auf See anlegt, besteht darin, daß das Schiff beidreht, so daß eine geschützte Seite (Lee) entsteht. Der Kaiser rief nun, während wir um das Heck der Jacht herumfuhren, zum Zaren hinauf: „Niki, wo'nt you make a lee?" Wir sehen, wie der Zar, noch im Jacket, versucht, Anordnungen zu

treffen. Als wir längsseits kommen, bemerken wir, wie oben Parade aufgebaut ist. Aber die Treppe, auf welcher der Kaiser mit dem üblichen großen Zeremoniell aufsteigen sollte, wird nicht herabgelassen. Es bleibt uns nichts übrig als nach vorn zu fahren, wo eine Seeleiter für die Matrosen hing. Der Kaiser ist außer sich. Wir sehen, wie der Zar, ebenfalls sehr erregt, nach vorne stürzt, während die riesigen Kerls in unbeweglichen Kolonnen stramm stehen; an der nicht heruntergelassenen Kaisertreppe halten die russischen Großen Lambsdorff, Benckendorff, Fredericks usw. Das Übersteigen war schwierig und für den Kaiser nicht ungefährlich. Nicht einmal eine Leine wurde uns zugeworfen. Der Zar kam einsam dem Kaiser entgegen; alle andern waren in Kadavergehorsam erstarrt, denn die Parade war nun einmal im Gange, unser Eintreffen nicht vorgesehen, und keiner der Kommandanten, von denen merkwürdigerweise zwei an Bord waren, übernahm trotz Bitten unseres Marineattachés die Verantwortung für einen der Sachlage entsprechenden Befehl, den bei uns der Wachoffizier ganz allein erteilt hätte.

Der Zar war den ganzen Tag verstimmt über diese Szene. Wenn er mit dem Kaiser in russischer Umgebung zusammentraf, so war ihm überhaupt beengter zumute, vielleicht auch, weil der Kaiser sofort der natürliche Mittelpunkt jedes Kreises wurde und sich, wenn er russische Uniform trug, unter Russen gesellschaftlich ganz als Russe bewegte. Dann fühlte sich der Zar, in dessen Wesen eine echt russische passive Resistenzkraft bei geringer Initiative lag, leicht überstrahlt. Die gesellschaftliche und politische Initiative ging immer von uns aus. Ich habe die in ihrer Weise sehr lebhaften Bemühungen unseres Kaisers, mit Rußland zu einem guten Verhältnis zu kommen, soweit sich mir Gelegenheit dazu bot, unterstützt und durfte mich des besonderen Wohlwollens des Zaren erfreuen, bei dessen Persönlichkeit aber stets ein erhebliches Maß von Zurückhaltung geboten war.

Im Jahre 1903 schickte mich der Kaiser zum Zaren nach Petersburg mit einem heiklen Auftrag, den ich, schon weil die englisch gesinnte Zarin ihren Gemahl nicht unter vier Augen mit mir ließ, für mich behielt, was sich als richtig erwiesen hat. Ob diese schöne Frau geistig hervorragend war, kann ich nicht beurteilen; jedenfalls hatte sie nach meinem Eindruck für ihr deutsches Vaterland nicht viel übrig. Ich warnte bei dieser Gelegenheit den Zaren vor der ostasiatischen

Gefahr, die ich bei dem mir bekannten mehr dekorativen Geist der russischen Ostasienflotte sehr ernst einschätzte. Nikolaus II., der die Japaner persönlich nicht leiden mochte, entgegnete mir, er hielte die Gefahr für vorübergezogen, denn er wäre jetzt schon so stark, daß die Japaner nichts mehr machen könnten. Den russisch-japanischen Krieg habe ich in unserem Interesse bedauert, und schon am 2. September 1904, als man im allgemeinen noch auf den Sieg des russischen Soldaten rechnete, dem Reichskanzler die Gefahr entwickelt, die entstünde, wenn nach einer russischen Niederlage wir in Tsingtau auf Vorposten lägen.

Die Unverfrorenheit, mit welcher die Engländer im Krieg die Japaner unterstützten, war für uns nicht nachahmbar, obwohl wir im Rahmen der Neutralität der russischen Flotte mit Rat und Tat mehr Dienste erwiesen haben, als die Franzosen. Als indes Admiral Roschdjestwenski bei seiner Ausfahrt mit der russischen Ostseeflotte um die Begleitung des damaligen deutschen Marineattachés v. Hintze bat, hat der Kaiser diese Handlung als unneutral abgelehnt. Dagegen hat z. B. englisches Personal nach Kriegsausbruch die in Italien gebauten japanischen Kreuzer „Kasuga" und „Nischin" nach Japan überführt, und englische Offiziere haben im Stabe des Admirals Togo sowohl bei Port Arthur wie in der Tschusimastraße eine sehr tätige und bedeutungsvolle Rolle gespielt. In dem Seegefecht bei Port Arthur wollte Togo den Kampf unter dem Eindruck seines wenig Erfolg versprechenden Standes bereits abbrechen, als ihn der Engländer in seinem Stabe zum Durchhalten veranlaßte und kurz darauf das russische Admiralsschiff „Zesarewitsch" den entscheidenden Treffer erhielt. Nach der Niederlage, welche die Russen den Engländern demnach ebenso zu verdanken hatten wie den Japanern, begann in Rußland der britische Kurs über den deutschen zu steigen. Roschdjestwenski hat nach seiner Rückkehr aus der japanischen Gefangenschaft dies Hintze gegenüber mit dem russischen Volkscharakter erklärt: „Dem, der dem Russen hilft und freundlich zu ihm ist, gibt er einen Fußtritt, denn er betrachtet ihn als seinen Lakaien; wer ihm aber die Knute gibt, dem küßt er den Saum des Gewandes." Trotzdem nun seit 1907 Rußland den Ausgleich mit England annahm, behielt ich die Überzeugung, daß das Zarentum unsere Zukunft nicht im tiefsten Grunde bedrohte.

Gegenüber den zunehmenden Kriegstreibereien russischer Sphären

war die Marine aber nicht blind. Herr v. Hintze, dessen Stellung am Petersburger Hofe durch sein Geschick die des Botschafters überragte, hat bald nach dem japanischen Krieg deutschfeindliche Anzeichen im russischen Heer gemeldet, was ihm damals in Potsdam verübelt worden ist. Aber man durfte trotzdem die Gefährlichkeit der russischen Kriegspartei, der Großfürsten und ihrer Pariser Freundinnen, und des Panslawismus nicht überschätzen, anderseits aber es nicht unterlassen, ihnen mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Unsere Balkanpolitik 1908/14, insbesondere auch die Entsendung unserer Militärmission nach Konstantinopel erschien mir nicht unbedenklich.

Nikolaus II., der mir bei einer der letzten Unterredungen von sich aus gesagt hatte: „Ich gebe Ihnen meine Versicherung, daß ich niemals gegen Deutschland Krieg führen werde," wollte auch 1914 keinen Krieg mit uns. Ich lasse es dahingestellt, in welchem Umfang wir durch richtigere Behandlung des Zaren und der serbischen Frage im Juli 1914 den Einfluß der kriegstreiberischen Kreise Petersburgs hätten eindämmen können.

Der Krieg mit Rußland war der Kardinalfehler unserer Politik, ein baldiger Friedensschluß mit dem Zaren unbedingtes Ziel einer nach Sieg strebenden Staatskunst. Dieser Friedensschluß wurde durch den Beitritt der Türkei zu unserer Partei und die Nichtausführung des Hindenburgschen Feldzugsplanes von 1915 unleugbar erschwert. Trotzdem konnte noch 1916 ein annehmbarer Frieden geschlossen werden, als der Zar, der seinen Thron wanken fühlte, Stürmer zu dem Zweck ernannte, um mit uns Frieden zu schließen.

Dem Streben Bethmann Hollwegs, seine politischen Fehler auf die militärischen Ressorts abzuladen, entspricht es, daß der unbegreiflichste dieser Fehler, die Polenproklamation vom November 1916, von der Wilhelmstraße tunlichst auf General Ludendorff abgewälzt worden ist. Dem widerspricht aber, daß Bethmann schon in einer Staatsministerialsitzung im Winter 1915/16 eine derartige Lösung der polnischen Frage als die zweckmäßigste bezeichnet hat. Nach der Sitzung schlug ich einem Kollegen vor, daß, wenn wirklich ein derartiges Vorgehen ernste Gestaltung annähme, das Staatsministerium bestimmt Stellung dagegen nehmen müßte. Nach meiner Verabschiedung habe ich kurz vor der Entscheidung über Polen den Generalgouverneur v. Beseler aufgesucht und ihm privatim meine Ansicht von der Un=

zweckmäßigkeit und verhängnisvollen Gefährlichkeit dieses Schrittes ausgesprochen. Mir war klar, daß damit nicht nur Deutschland ein neuer Feind geschaffen, sondern auch eine der letzten Möglichkeiten zu einem Sonderfrieden abgeschnitten wurde. In der Tat konnte infolge der hierdurch erzeugten Verschärfung des Kriegswillens unserem Friedensangebot vom Dezember 1916 kein zweckwidrigerer Auftakt gegeben werden, als die Polenproklamation, die der Zar als „eine Ohrfeige in mein Gesicht" bezeichnet haben soll und die nach Stürmers Ausdruck „den Frieden getötet hat".

Schon Mitte Juli 1914 hatte ich angesichts des bevorstehenden Ultimatums an Serbien aus Tarasp meinem Berliner Amtsvertreter brieflich die Befürchtung ausgesprochen, daß Bethmann Hollwegs Unkenntnis der englischen Politik uns in einen unheilbaren Bruch mit Rußland stürzen könnte. Ohne die Einzelheiten der damaligen Bethmannschen Diplomatie zu durchschauen, hatte ich geschrieben: „Man braucht sich nur vorzustellen, was ein englischer Bismarck für eine Politik gegen Rußland und Deutschland treiben würde. Der Kanzler ist vollständig verrannt, verliebt in seine Idee des Werbens um die Gunst des perfiden Albions. Es ist die Schicksalsfrage des deutschen Volkes. Wir müssen uns coûte que coûte mit Rußland verständigen und den Walfisch gegen den Bären stellen. Alle Sentimentalitäten haben zu schweigen."

Bethmann selbst konnte wohl auch vor der Polenproklamation keinen Sonderfrieden mit Rußland bekommen, da dieses glauben mußte, daß er es doch an die Engländer verkaufen würde. Daß der Kaiser die Kraft nicht fand, 1916 einen Frontwechsel unserer Politik zu vollziehen und für diesen Zweck schon damals einen Kanzlerwechsel eintreten zu lassen, war ein Verhängnis.

Mitschuldig an dem Unheil ist die Hinneigung unserer Intellektuellen zur westlichen Kultur. Sie ist an sich einseitig, da wir die alte Bildung des Westens ja längst in uns aufgenommen haben, seine heutige glatte, utilitaristisch-kapitalistische Massenkultur aber das deutsche Wesen vielleicht minder fruchtbar ergänzt, als der querköpfige Idealismus der Russen und des Orients. Indes nicht um Kultur handelte es sich hier, sondern um Politik. Um die deutsche Kultur kräftigen und ausbreiten zu können, war vor allem unsere politische Selbständigkeit gegenüber den Westmächten erforderlich. Diese Selbständigkeit

aber konnte durch keinerlei Randstaatenpolitik auch nur annähernd so gesichert werden, wie durch die tunlichste Eintracht Deutschlands mit den großen nichtangelsächsischen Mächten des Ostens.

Gegen alle geschichtliche Vernunft, aber unter dem Jubel der unbelehrbaren deutschen Demokratie wand Bethmann den Ruhm des Polenbefreiers um seine Schläfe. Ich lasse dahingestellt, ob ihn dabei mehr sein Fehlurteil über die englische Politik oder der Wunsch nach einem Erfolg, verbunden mit der Geschicklichkeit der Polen, deutschen Schwächen zu schmeicheln, bestimmt hat[1]). Ich sah die Zukunft Deutschlands nicht bedroht, auch wenn das russische Kaiserreich wieder zu vollen Kräften gekommen wäre. Bedroht sah ich sie nur, wenn wir von unserem Überseehandel, aus welchem fast ein Drittel der Deutschen lebte, abgeschnitten und bei Nichtwiedergewinn unserer weltwirtschaftlichen Stellung der grauenhaften Verelendung ausgeliefert wurden. Für die von England beabsichtigte Abdrängung Deutschlands von der See gab es keinen Ersatz, selbst wenn Bethmanns Annahmen zutrafen und wir uns eine Durchdringung des Ostens militärisch leisten konnten. Mit allen russischen Leuten, auch mit Kerenskj, hätte ich unter starken Zugeständnissen jegliche Verständigung gesucht, die uns nach anderer Seite wirklich die Hände freigab. Ich weiß nicht, ob die Weltgeschichte ein Beispiel größerer Verblendung kennt, als die gegenseitige Vernichtung der Deutschen und der Russen in majorem gloriam der Angelsachsen.

Mindestens aber durfte man sich für die Polen nicht festlegen, ohne Gegenleistungen von ihnen zu verlangen. Was müssen die andern Nationen der Welt dafür leisten, daß die Angelsachsen so gütig sind, sie zu beherrschen, und wir verlangten nicht einmal etwas für die Befreiung.

Bis zum Jahr 1887 hatte zwischen unserer und der russischen Marine lange ein beinahe waffenbrüderliches Vertrauen geherrscht. Nachdem infolge des erkaltenden politischen Verhältnisses ein Austausch wertvoller Informationen fortab nicht mehr möglich war, habe ich trotz der Herrschaft des Zweifrontenkriegsgedankens die guten persönlichen Beziehungen zur russischen Marine aufrecht erhalten, indem ich ihr Gefälligkeiten erwies, die uns nichts schadeten. Ich überwies

[1]) Vgl. auch über den älteren Bethmann Hollweg: Bismarck, Gedanken und Erinnerungen 1, 110ff.; 2, 13 und 97.

nämlich alle uns angebotenen Erfindungen, von deren Nutzen ich noch nicht voll überzeugt war, nach Petersburg, wo alles Neue mit wahrem Heißhunger genommen wurde. Man baute dort nach dem Grundsatz, aus sämtlichen Regenbogenfarben das weiße Licht zu finden. Ein Vorteil war die glühende Verve nicht, mit der die russische Marineleitung ihre Flotte zu einem Konglomerat von Erfindungen ausgestaltete. Ich habe denn auch dem Zaren verschiedentlich Winke gegeben, die in dem Rat gipfelten: „Lassen Sich Majestät nicht soviel dareinreden, suchen Sie Sich einen Mann aus, den Sie alles allein machen lassen, sonst kommt nie System in die Geschichte." Das hohe Maß persönlichen Vertrauens, welches der Zar in deutsche Offiziere, vor allem in Hintze, setzte, war ein kostbares politisches Kapital, das wir allerdings nicht mit dem Verständnis eines Stein oder Bismarck gepflegt haben. Zum Beispiel wurde der Vertrauensposten, den wir durch die alte Sitte eines preußischen Flügeladjutanten beim Zaren zur Verfügung hatten, nach Hintzes Abberufung nicht mehr voll genützt.

Japan befand sich nach dem Sieg über Rußland in den größten Geldschwierigkeiten, nachdem die persönliche Hartnäckigkeit des Zaren und die amerikanische Vermittlung, hinter der sich die englische Diplomatie geschickt verbarg, dem ohnehin armen Kaiserreich die erhoffte Kriegsentschädigung vorenthalten hatten. Von verschiedener Seite habe ich gehört, daß es für Deutschland zwischen 1905 und 1914 mehrfach möglich gewesen wäre, durch Gewährung einer Anleihe mit Japan zu einem Abkommen zu gelangen. Nach meinen persönlichen Eindrücken von japanischen Staatsmännern, mit denen ich Freundschaft pflog, muß ich die Möglichkeit für wahrscheinlich halten und bin überzeugt davon, daß Japan Fühler nach uns ausgestreckt hat, die unsre Diplomatie nicht begriff oder aus Furcht vor den Angelsachsen nicht aufzunehmen wagte. Es ist allerdings schwierig, die politische Seele Japans zu verstehen.

Hätten wir, statt „Hans Dampf auf allen Gassen" zu spielen, die wahren Machtbeziehungen durchgefühlt, auf welchen die Politik der Welt beruht, so würden wir uns mit Hilfe Japans vielleicht gegen die Möglichkeit des Weltkriegs überhaupt haben sichern können. Noch 1915, ja 1916, konnte Japan den Krieg durch eine Geste beenden, wenn nicht gar ihm eine entscheidende Wendung zu unseren Gunsten geben. Die Voraussetzung war, daß wir uns mit Rußland verständig-

ten und die Hauptfront gegen die Angelsachsen nahmen. Wir mußten mit der asiatischen Großmacht ein Bündnis auf Tod und Leben suchen. Solange die Reichsleitung im Kriege politisch auf Rußland einschlug und die öffentlichsten Bemühungen machte, um in ein festes Verhältnis zu England zu treten, war nicht zu erwarten, daß Japan zu uns kam. Als wir vor Wilsons Drohnoten einknickten, hat sich Japan wohl von dem Gedanken zurückgezogen, mit uns zu einem Verständnis zu kommen.

Die Japaner sind machtgierig und raffsüchtig. Sie sind in dieser Beziehung ein Urvolk; sie möchten alles haben. Aber jetzt, da sie die vorwaltende Stellung in Ostasien gewonnen haben, wäre es töricht von ihnen, sich mit Amerika wegen der Südseeinseln oder der Rassenehre zu entzweien. Der Hauptstreitpunkt dürfte China bleiben, dessen Markt sich Amerika nicht wieder rauben lassen wird, das aber die Japaner wohl etwa so zu beherrschen hoffen, wie ehedem die Mandschus. Ich glaube nicht, daß die Japaner mit dem Erwachen Chinas als einer nahe bevorstehenden Periode rechnen. Sie werden China so fest in ihre Hand bekommen wollen, daß es ihnen nicht mehr gefährlich werden kann, sondern dienstbar werden muß.

Wenn die Japaner keine Augenblickspolitiker waren, so mußten sie einsehen, daß Vereinbarungen mit den Angelsachsen ihnen letzten Endes nichts helfen können und daß ihre Macht auf schwachen Füßen ruht, solange sie nicht alles tun, um für die Auseinandersetzung mit Amerika die bestmögliche weltpolitische Lage zu schaffen. Der Sondervertrag, den Japan 1916 mit dem Zaren geschlossen hat, zeigt immerhin, daß seine Staatsklugheit überall Anlehnung suchte, wo Entschlossenheit zu vermuten war, gegen die Angelsachsen durchzuhalten. Nachdem Rußland und Deutschland sich gegenseitig zerschlugen, ist freilich der mögliche deutsch-russisch-japanische Dreibund, der die Freiheit der Welt gesichert hätte, mindestens zunächst dahin, und Japan muß zusehen, wie es die ungeheuren Aufgaben, die es sich aufgepackt hat, allein zu Ende trägt. Die Zukunft aller nichtangelsächsischen Großmächte ist problematisch.

3

Im Grunde war jedes Kriegsschiff, das auf der Welt irgendwo außerhalb Englands gebaut wurde, ein Vorteil für uns, weil dadurch das Gleichgewicht zur See gestärkt wurde. Die angelsächsische Allgewalt zur See wie überhaupt in der Welt war vor dem Weltkrieg

noch nicht für sakrosankt erklärt. So gut z. B. Bulgarien oder Rumänien neben den Landgroßmächten eigene Heere schaffen konnten, die zwar für sich nichts, aber durch ihren Bündniswert unter Umständen sehr viel bedeuteten, so wurden neben der britischen kleinere Marinen gebaut, welche unter dem Bündnisgedanken, wie ihn Bismarck ausgesprochen hat[1]), Gewicht erhielten. Wenn man ein englisches Monopol zur See anerkannte, so war nicht nur jeder Flottenbau, nicht nur jede selbständige Politik, sondern ich möchte sagen, jedes freie Selbstgefühl anderer Völker unmöglich. Warum aber bauten Japan, Frankreich, Rußland, Amerika, warum bauten Italien und die kleinen Staaten Schiffe? Wenn man sagt, es wäre doch nutzlos, mit der stärksten Seemacht in Wettbewerb zu treten, so hätte es ja für keinen Staat Zweck gehabt, sich eine Marine zu halten.

An und für sich besteht kein Grund, weshalb die Interessen der Völker zur See sich nicht ebenso auf gegenseitige Ausgleichung stellen sollten, wie zu Lande. Was das Militärische betrifft, so hat allerdings der an sich Stärkste zur See durch die Beherrschung der unbegrenzten Fläche mehr voraus als zu Lande. Aber seine Alleinherrschaft kann gebrochen werden durch das Schlachtenglück, das in der Seeschlacht eine noch entscheidendere Rolle spielt, als im Landkrieg, und zweitens durch Bündnisse. Ich stand auf dem Gedanken, daß Flotten- und Bündnispolitik sich ergänzen müssen: eine verliert ohne die andere ihre durchschlagende Kraft. Die Bündniskarte mußte aber anders aussehen, je nachdem man sie vom Standpunkt der Welt- und Seepolitik aus ins Auge faßte oder von dem überlieferten Viereck Berlin—Paris—Wien—Petersburg, welches das gewohnte Gesichtsfeld des deutschen Diplomaten umschrieb. In jenem Zusammenhang konnte mancher Kleinstaat wichtiger werden als manche alte Großmacht. Deutschland erhielt Bündniswert für Staaten, von denen uns die Ozeane trennten. Und da das zwingende Interesse, welches uns zum Schutz unserer Seegeltung den Flottenbau aufgenötigt hatte, ganz parallel lief mit dem Interesse sämtlicher anderer nichtenglischer Mächte, welche Flotten bauten, so konnte und mußte die Reichsleitung, wenn sie den Flottenbau nicht selbst entwerten wollte, ihre Ziele um diesen neuen Angelpunkt herum gegen früher teils ausweiten, teils aber auch beschränken.

Es würde zu weit führen, die Unterlassungen unserer Diplomatie im

[1]) Vgl. S. 91.

einzelnen zu erörtern. In unserer Lage würde schon ein einziger nennenswerter Verbündeter von entscheidendem Einfluß gewesen sein, sei es Rußland, sei es Italien, dessen Seerüstungen von uns stets tunlichst zu stärken waren. Japans wohlwollende Neutralität hätte den Ausbruch des Weltkrieges wahrscheinlich verhindert. Die zuverlässig neutrale Haltung Rußlands in einem deutsch-englischen Krieg hätte bei dem 1914 von uns erreichten Flottenstand genügt, den Offensivgeist unserer Marine gegen England geistig und materiell völlig freizumachen. Um zu ermessen, welchen Trumpf unsere Flotte damals einer tätigen Diplomatie in die Hand gab, muß man sich vergegenwärtigen, daß infolge der durch uns bewirkten Anhäufung der englischen Seestreitkräfte in der Nordsee die englische Seeherrschaft im Mittelmeer und in den ostasiatischen Gewässern praktisch aufgehoben war. Unsere tatsächliche Bündnispolitik hat von der deutschen Flotte freilich keinen anderen Dienst gefordert, als die Rettung der Dardanellen, deren Öffnung die britische Flotte nicht erzwingen konnte, da sie mit zu vielen Kräften in der Nordsee gefesselt war. Der einzige Nutzen Österreichs für unsere Marine bestand in einer Ausbesserungswerkstatt für unsere Uboote in Pola, nebst dem Ubootsstützpunkt in Cattaro. Mit lauter seeohnmächtigen, uns von wirklicher Weltpolitik abziehenden Verbündeten traten wir in einen Krieg, in dem die deutsche Marine gegen die Flotten der ganzen Welt stand.

Nicht nur Deutschland geht aus dem Weltkrieg geschwächt hervor, sondern auch die meisten der nicht angelsächsischen Völker, die sich an den englischen Siegeswagen haben schirren lassen. Eine zugleich wagemutigere und behutsamere deutsche Politik (wir waren unvorsichtig bei aller Furchtsamkeit) hätte die Bündniskraft unserer Risikoflotte, den einzigen weltpolitischen Trumpf, den wir bei unserer geographischen Lage besaßen, so ausspielen können, daß der Weltfriede gesichert war. Da unsere Diplomatie dies nicht vermocht hat, trat die Verbindung von Bündnis- und Flottenpolitik nicht ins Leben, die eine Konzentrierung unserer Ziele und Mittel bedingt haben würde.

Unter anderem mußten wir alles tun, um die Freundschaft unserer kleinen Nachbarstaaten zu erwerben. Seepolitisch war ein engeres Verhältnis zu Dänemark vom größten Nutzen, in dieser Richtung wichtiger z. B. als das Bündnis mit Österreich, und ich wäre bereit gewesen, für eine See- und Wirtschaftsabmachung mit diesem germanischen

Vetternvolk Gebietsopfer zu bringen, welche die dänischen Empfindungen uns gegenüber wieder freundschaftlich gestalten konnten. Verschiedentlich habe ich bei Gesprächen mit dem Herzog von Glücksburg, einem Verwandten des dänischen Königshauses, diesen Gedanken einer Überprüfung des Prager Friedens gestreift. Er war vor etwa einem Jahrzehnt der Ansicht, daß Dänemark durch ein Entgegenkommen bezüglich der sogenannten jütischen Enklaven Nordschleswigs wohl zu gewinnen sein würde. Amtlich war ich nicht in der Lage, mich mit diesen Privatgedanken zu befassen. Ein derartiges Entgegenkommen würde selbstverständlich entsprechende dänische Gegenleistungen vorausgesetzt haben. Wenn Dänemark abermals, wie in einer früheren Epoche, als Deutschland am Boden lag, glaubt, unser Unglück einseitig ausnutzen zu dürfen, so möge es sich des Endes jener Epoche bei Düppel erinnern und es deshalb vermeiden, im Herzen des deutschen Volkes abermals einen Stachel zurückzulassen.

Es wäre mein Wunsch gewesen, daß unsere Auslandsvertretungen die Interessen skandinavischer, schweizerischer und holländischer Privater, soweit diese es wünschten, taktvoll begünstigten und sich derselben annähmen, als wenn es deutsche wären. Diese kleinen, für uns wie für die Welt so wichtigen Staaten selbst würden unsere Machtentwicklung freundlich begrüßt haben, wenn sie in jeder Schwierigkeit einen selbstverständlichen Rückhalt an uns gefunden und wir es *ihnen erleichtert* hätten, den Gedanken „Europa" unermüdlich und geschickt durch uns vertreten zu sehen. Roosevelt hat mir gelegentlich seines Berliner Besuches gesagt: „Sie müßten Holland nehmen." Das war natürlich ein schlechter Rat, dessen Gegenteil für uns richtig war. Wir durften nicht erobern, sondern wir mußten gewinnen, indem wir den Kleinstaaten mit eigenen starken Seeinteressen die Gewißheit brachten, daß ihre Freiheit, die auch in unserem Interesse lag, zuverlässig gegen die angelsächsische Allgewalt geschützt würde.

Es war ein Unglück für unser Volk, daß man ihm kein großes Ziel zeigte, und doch lag es so klar vor uns. Als ich vor dem Krieg Herrn von Bethmann gelegentlich sagte: Wir müßten der Nation Ziele zeigen, fragte er mich erstaunt: „Was denn für ein Ziel?" Ich meine, es hätte darin bestehen müssen, alle freien Völker ohne jede Vormundschaft der Angelsachsen zusammenzuführen. Große Worte schadeten uns nur; aber eine zielbewußte vornehme Propaganda in

dieser Richtung hätte uns genützt. Dann wären die anderen Völker Europas auch so klug gewesen, unsere Stärke mit günstigen Augen zu betrachten. Der Flottenbau hatte der Nation im Innern sichtbar gut getan; er hatte die Einigkeit der Parteien, den nationalen Sinn und Stolz, die Sicherheit unseres Auftretens draußen gehoben und befestigt. Er wäre auch allen fremden Völkern mit Ausnahme der Engländer stets sehr erwünscht gewesen. Unsere Würde als Volk und Staat aber verlangte nach einer außenpolitischen Ergänzung unseres Flottenbaus. Erst die kräftige, aber friedliche Unterstützung der nicht-angelsächsischen Völker in ihrer Freiheit gab unserem Machtzuwachs die weltpolitische Berechtigung und Aussicht auf Dauer. In solchen entscheidenden Entwicklungsjahren, wie wir sie durchliefen, darf ein Volk sich keiner Verpflichtung entziehen, die aus seinem Wachstum entsteht. Dies alles wird vermutlich in einigen Jahrzehnten im Bewußtsein der Menschheit immer stärker heraustreten.

Als der Krieg ausgebrochen war, vertrat ich weder im Osten noch im Westen annexionistische Ziele. Auch ein Deutschmachen Belgiens lag nicht in meinen Wünschen. Ich hielt es aber für notwendig, daß die belgische Küste nicht unter britische Oberherrschaft fallen sollte, weil dies die sichere Verkümmerung der deutschen Arbeit und des deutschen Arbeiters nach sich zog[1]. Ich wünschte deshalb die Errichtung eines selbständigen Flanderns, in welchem wir das Besatzungsrecht auf Zeebrügge hätten. Während des Krieges begriffen dann Deutsche zuerst die industrielle Zukunft des flandrischen Kempenlandes, und damit trat ein neuer Grund hinzu, die Wirtschaftsfreundschaft zwischen Rheinland und Belgien frei von britischer Hoheit zu erstreben. Meiner Überzeugung nach werden die Bewohner des Scheldelandes im Lauf der Zeit erkennen, daß dieser Gedanke auch in ihrem Interesse lag. Die kleinen Staaten Europas werden in dem transatlantischen Machtgebilde der Angelsachsen verschwinden, und die Kraft Europas, die im Ausgleich mannigfaltiger selbständiger Kulturen auf engstem Raum beruht, wird vergehen, und damit Europas Reichtum, sein Übergewicht und die Möglichkeit einer Weltstellung für die Staaten unseres Festlandes. „The world is rapidly becoming english." Unser Krieg war der vielleicht letzte Freiheitskampf Europas gegen den angelsächsischen Weltkapitalismus oder vielmehr, er hätte es sein

[1]) Siehe Kapitel 17.

müssen und können, wenn die Reichsleitung die Idee dieses Krieges begriffen und verwirklicht hätte. Unsre Sozialdemokraten, welche in dem Wahne schwelgten, den Kapitalismus zu bekämpfen, haben durch ihr Verhalten im Krieg wie bei seiner Beendigung den Erfolg mit herbeigeführt, daß allerdings das von ihnen verfolgte deutsche Kapital, aus dem auch der deutsche Arbeiter seine Nahrung zog, großenteils erschlagen liegt. Dafür sind die Deutschen aber als Lohnsklaven dem angelsächsischen Kapitalismus ausgeliefert worden, der weit roher und unsozialer, vor allen Dingen aber Fremdherrschaft ist.

Vertrauen erweckt nur ein Staat, der Macht besitzt und sie zugleich mit Festigkeit wie mit Weisheit verwendet. Wenn wir der französischen Propaganda in Elsaß-Lothringen und der polnischen im Osten mit aller Entschlossenheit entgegentreten mußten, so durften wir ein weiteres Vordringen des Dänentums in Nordschleswig dagegen nur mit Kulturmitteln (Eisenbahnen, Schulen usw.), nicht mit Machtmitteln, bekämpfen. Dadurch zeigten wir, daß wir zwischen Lebensfragen und Nichtlebensfragen unterscheiden konnten. Wie vielfach würde es sich für uns im Krieg bezahlt gemacht haben, wenn wir im Frieden Herzenswünsche der dänischen Patrioten erfüllt hätten! So war ich auch im Krieg selbst immer dafür, der Welt zu zeigen, daß wir im Gegensatz zu der heuchlerischen Machtbrutalität der Angelsachsen und völlig im Widerspruch zu den uns angetanen Verleumdungen als „Boche" oder „Hunne" den Geist Europas reiner und humaner vertraten, als irgendeiner unserer Gegner. Es wäre in diesem Zusammenhang mein Wunsch gewesen, daß wir davon abgesehen hätten, die von England eingeführte barbarische Sitte der Internierung wehr- und harmloser Zivilgefangener mit gleichem zu vergelten. Auch war ich dagegen, die von den Feinden begonnenen Luftangriffe auf offene Städte und Zivilbevölkerungen nachzuahmen, sofern dadurch kein erheblicher militärischer Abbruch getan wurde und sie mehr nur als Nadelstiche wirkten im Gegensatz zu konzentrierter Verwendung der Luftwaffe zu bestimmten großen militärischen Zwecken (Londoner City und Docks!).

4

Unser Verhältnis zu Amerika hatte 1898 durch das Erscheinen unseres Geschwaders vor Manila eine überflüssige Verschlechterung er-

litten. Als ich 1896 mit dem ostasiatischen Geschwader auftragsgemäß die Philippinen aufsuchte, trugen mir die damals im Kampf mit den Spaniern liegenden Filipinos den Gedanken einer deutschen Schutzherrschaft entgegen und suchten mich zu bewegen, einen von den Spaniern zum Tode verurteilten Rebellenführer zu retten. Ich habe dieses Eingreifen selbstverständlich abgelehnt; auch später ist meines Wissens der Gedanke, die deutschen Machtinteressen auf die Philippinen zu erstrecken, von keiner Stelle in Deutschland ernsthaft erwogen worden. Indem wir nun während des spanisch-amerikanischen Kriegs mit einem Geschwader, das stärker war als das amerikanische, vor Manila erschienen, erzeugten wir zunächst kitzliche Beziehungen zwischen den beiderseitigen Marinen, wobei gelegentlich eines Zusammenstoßes mit Admiral Dewey der damalige Flaggleutnant und spätere Staatssekretär v. Hintze durch kaltes Blut die deutsche Ehre gewahrt und die Konfliktsgefahr verhindert hat. Es blieb aber in den Vereinigten Staaten, die damals mit bewußtem Schwung den Schritt zur Weltpolitik unternahmen, der Argwohn haften, wir hätten einen mißglückten Versuch unternommen, auf Jagdgründen zu pirschen, die sie sich schon ausgesucht hatten. Diese von der englischen Presse und Diplomatie geschickt genährte Verstimmung schwoll bis zu dem Mißtrauen an, wir hegten Eroberungsabsichten auf amerikanisches Gebiet. Die Amerikaner waren in europäischen Verhältnissen unwissend und hinsichtlich der Monroelehre empfindlich genug, um derartigen Unsinn zu glauben.

Als nun im Jahre 1902 die englische Regierung uns einlud, gegen den etwas räuberhaften Präsidenten von Venezuela, Castro, mit Roosevelts Zustimmung gemeinsam einzuschreiten, riet ich bei der betreffenden Sitzung im Auswärtigen Amt auf Grund meines Eindruckes von der amerikanischen Art und der englischen Politik davon ab, die englische Aufforderung anzunehmen. Karl Schurz, in dem das Deutschamerikanertum damals noch einen Kopf besaß, hatte mich gewarnt. Ich erklärte, daß, wenn es zu einem bewaffneten Zusammenstoß käme, das Monroedogma Amerika erhitzen könnte, in welchem Fall uns die Engländer vermutlich im Stich lassen würden.

Leider ist es wirklich so gekommen. Ich hatte dem Kaiser vor seiner Reise nach England auch noch unmittelbar dringend empfohlen, sich ein unbedingtes Versprechen von den Engländern geben zu lassen, daß sie mit uns durchhalten würden. Ob das geschah, weiß

ich nicht; wir nahmen jedenfalls die englische Anregung auf. Roosevelt aber konnte, selbst wenn er wollte, die amerikanische Entrüstung nicht im Zaume halten, und die britische Presse war mit Duldung ihrer Regierung niederträchtig genug, sofort umzuschwenken, die Amerikaner aufzuhetzen und über uns „Hunnen" herzufallen[1]).

An irgendwelche Schonung deutscher Interessen war in den Fällen nicht mehr zu denken, in denen die beiden angelsächsischen Weltmächte sich gemeinsam mit ihnen zu befassen hatten. Ob England dabei wirklich, wie der amerikanische Marineattaché in London zu dem unserigen gesagt hat, einmal der „neunundvierzigste Stern im Sternenbanner" werden würde oder nicht, war für uns nebensächlich. England hatte sich um die Jahrhundertwende endgültig zum letztenmal überlegt, ob es sich gegen Amerika wenden wollte, und diese Frage verneinend entschieden. Meine persönlichen Eindrücke gingen in derselben Linie wie die politischen Erfahrungen, und unsere sentimentalen Artigkeiten gegen die Union verbesserten die Lage nicht. Es war mir peinlich, als Augenzeuge der Schenkung des Standbildes Friedrichs des Großen an die skeptischen Yankees beiwohnen zu müssen. Ich habe den bei uns so verhängnisvoll verbreiteten Wahn niemals geteilt, daß die amerikanische Macht irgendwann und irgendwie ein uns nützlicher Helfer gegen die britische Seediktatur werden könnte. Auch die Marine der Vereinigten Staaten habe ich von allen größeren Marinen stets verhältnismäßig am wenigsten als Aktivum in Rechnung gestellt[2]).

---

[1]) Damals zahlte der von unserem Kaiser gestreichelte Rudyard Kipling ihm die unglückliche „Hunnenrede" aus den Tagen der Chinaexpedition heim in dem Gedicht „The Rowers", worin er die Deutschen als „Goten und schamlose Hunnen" bezeichnet. Dieselbe erstaunliche Gewissenlosigkeit wie im Venezuelastreit bewies, wieder unter schweigender Mitschuld der britischen Regierung, die englische Presse zwei Jahre später beim Zwischenfall von Hull. Kurze Zeit tobte damals die Jingopresse gegen die Russen, welche in der Nordsee englische Fischerboote als vermeintliche japanische Torpedoboote beschossen hatten, eine Verwechslung, die angesichts der offenen Unterstützung Japans durch die englische Marine nicht einmal so unentschuldbar war. Dann stoppte der Pressesturm auf ein unsichtbares Signal plötzlich ab und wendete sich zugleich mit der doppelten Wucht gegen — das völlig unbeteiligte Deutschland! Das war für jeden, der sehen wollte, eine deutliche Lehre.

[2]) Die amerikanische Marine als Passivum für sich genommen, war so wenig ein gefährlicher Gegner wie die französische; sie beobachtete mit einer gewissen Eifersucht, einen wieviel höheren Kriegswert die deutsche Marine erlangte, obwohl ihre Baukosten um Milliarden geringer waren.

Je länger sich freilich unsere junge Seegeltung befestigte, desto zahlreicher und freier wurden für uns die weltpolitischen Möglichkeiten. So lag es auch, vorausgesetzt, daß der Friede mit England erhalten blieb, nicht vom Wege ab, daß zwischen Amerika und uns sich fruchtbare Beziehungen entwickelten. Als Roosevelt, der mich gut kannte und mich öfters lange ins Gespräch zog, jenen Rat gab, Deutschland müßte die natürliche Herrschaft über die Mündung seines Hauptstromes wiedergewinnen und die kleinen niederdeutschen Staaten am unteren Rhein und an der Schelde an sich heranziehen, war er durchaus ehrlich und sprach nach seiner Art roughly. Er ging davon aus, daß Englands Weltmacht mehr und mehr dahinschwände und wir Amerikas natürlicher Verbündeter gegen Japan würden. Das englisch-japanische Bündnis wirkte dahin, daß Roosevelt dem Wachsen der deutschen Flotte großen Wert beimaß. Bevor die amerikanische Flotte (damals bestand der Panamakanal noch nicht) im Jahre 1908 in den Stillen Ozean entsandt wurde, ließ mich Roosevelt durch seinen Berliner Botschafter nichtamtlich fragen, ob ich dies an seiner Stelle seepolitisch verantworten würde. Ich antwortete: „I should risk it," wobei ich in dieser Flottenentsendung auch für uns einen Vorteil sah. In der Tat war eine der Folgen jener amerikanischen Flottenreise, daß Australien von England stark zu Amerika hinüberneigte. Erst durch den Krieg haben wir die englischen Kolonien wieder nahe ans Mutterland herangedrängt. Roosevelt hat mir später seine Photographie mit einer schmeichelhaften Widmung unter dem bezeichnenden Zusatze übersandt: „From one who sent the American Fleet round the world."

Die natürlichen Sympathien der Amerikaner waren ja englisch. Aber dies ausgenommen bestanden Ansätze für geschäftliche Beziehungen zwischen der amerikanischen Politik und uns. Die Amerikaner nahmen Deutschland vor dem Krieg in jeder Hinsicht sehr ernst und hatten trotz ihrem großzügigen Sammelbegriff von Europa ein feines Gefühl für unsere aufsteigende Kraft und nüchterne Achtung für die darinliegenden Perspektiven. Sie rechneten bereits mit der Möglichkeit, daß unsere wirtschaftliche und politische Entwicklung Hand über Hand der englischen vorbeilaufen könnte. Gleichzeitig betrachteten die Amerikaner sich selbst als die natürlichen Erben der englischen Kolonien. Warteten wir noch einige Zeit im Frieden die Entwicklung ab, so wuchsen die uns und Amerika gemeinsamen Interessen in natürlichem

Prozeß von Jahr zu Jahr. Als wir 1914 in den Krieg hineinschlitterten, war eine der schwersten Folgen dieser furchtbaren Tatsache, daß wir die angelsächsische Gemeinbürgschaft, statt sie einzuschläfern, erst recht zur Entwicklung brachten.

Die Amerikaner, welche die Selbstentzündung der Pulverkammer auf der „Maine" in ein Verbrechen der Spanier umgedeutet haben, um Kuba annektieren zu können, würden den Durchmarsch durch Belgien recht kühlen Auges betrachtet haben, wenn er ihren Interessen entsprochen hätte. Amerika ist ein welteroberndes Land, was unsere Demokraten nicht sehen wollen. Die äußerliche Übermacht unserer Gegner brachte die Amerikaner vom ersten Tag an zu der Überzeugung, daß wir nicht siegen würden, wie wir auch nicht siegen dürften, und legte damit ihre Haltung gegen uns grundsätzlich fest. Trotzdem war Amerika 1914 bis 1916 einschließlich noch nicht zum Krieg gegen uns reif und konnte einer furchtlosen, deutschen Kriegspolitik nicht in den Arm fallen. Erst die Länge des Krieges, die wachsende Interessenverflechtung mit der Entente, die militärischen Nöte Englands, die illusionistische Zauber- und Zickzackpolitik Bethmanns mit ihrer Prestigeverschiebung zugunsten Wilsons, und schließlich der Mexikobrief Zimmermanns haben 1917 den Eintritt Amerikas in den Krieg vorbereitet und ermöglicht, der noch im Februar 1916, als ich den Ubootkrieg wollte, von Wilson nur mit sehr viel größeren Schwierigkeiten, ja vielleicht überhaupt nicht entfesselt werden konnte[1]). Das Entscheidende war: Wir mußten den Krieg rasch beendigen und durften das Prestige nicht einbüßen.

Ganz anders war die Lage, wenn der Weltkrieg vermieden worden wäre. Ein kriegerisches Niederschlagen Englands wurde durch die angelsächsische Blutsgemeinschaft nie ertragen. Aber ein friedliches Überholen Englands durch uns wäre wie ein Naturvorgang hingenommen worden, hätte dem Deutschtum auch in der amerikanischen Erdhälfte steigendes Ansehen verschafft und uns als wirkliches Weltvolk letzten Endes auch bündnisreif für die stärkste Großmacht der Zukunft gemacht. Diese Möglichkeiten sind, wie immer sich das Leben Deutschlands gestaltet, vorüber, und wenn unser Volk überhaupt je wieder freie Bündnisfähigkeit erlangt, so kann sich diese wohl nur noch auf Mächte anderen Grades beziehen. Vor dem Weltkrieg hatten wir noch reiche Möglichkeiten der Balance.

[1]) Kap. 19.

5

Der Flottenbau bedurfte, um zu gelingen, des Friedens, und sicherte seinerseits, je näher er dem Abschluß kam, den Frieden, den Deutschland zu seinem ungebrochenen Gedeihen nötiger brauchte und bei seiner geographischen Lage schwerer erhalten konnte, als irgendein anderer Großstaat. Die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg charakterisierten sich für Deutschland durch höchste Blüte und höchste Gefährdung bei hohem, aber noch nicht ganz zureichendem Schutz durch eigene Macht. Bismarck ist in mehreren Phasen seines Waltens als „Jongleur" bezeichnet worden; auch die zweifellos sehr geschickte Persönlichkeit des Fürsten Bülow hat bei ihrem so bedauerlichen Abgang den Ehrennamen „Seiltänzer" mitbekommen. In der Lage Deutschlands konnte nur außerordentliche Anpassung an wechselnde Lagen vor Schaden bewahren. Wir durften es uns nicht erlauben, Fehler zu machen. Bismarck sagte einmal, als über den Reichskanzler-General Caprivi geklagt wurde: „Wartet nur, bis ihr einen wirklichen Bureaukraten zum Kanzler habt, dann werdet ihr etwas erleben." Ein starrer Illusionist, wie der Nachfolger Bülows, fiel durch sein mangelndes Schätzungsvermögen den Verstrickungen unserer Weltlage zum Opfer. Die Hauptbedingung für einen Leiter des Deutschen Reichs war und wird stets bleiben, daß er die auswärtige Politik versteht. Dazu gehört nicht unbedingt die diplomatische Schwarzkunst, aber Kenntnis der wirklichen Grundverhältnisse der Welt und Sinn für das Wahrscheinliche. Kanzler und Demokratie hatten keine Vorstellung von der wahren Schwierigkeit und Gefährdung unserer Lage, die mit der Pinzette angefaßt werden mußte.

Aber darf ein Volk, das kein Geschick für eigene Geschäfte zeigt und, wenn der richtige Führer fehlt, zur Selbstpreisgabe zu neigen scheint, darauf hoffen, daß die Vorsehung es immer wieder durch einen Vormund groß macht, wie Friedrich d. Gr. oder Bismarck? Sehen wir doch in unseren Tagen die führerlosen Massen, kaum zur Macht gelangt, mit nichts eifriger beschäftigt, als damit, alles das abzubauen und aufzulösen, was uns an nationaler Überlieferung, Stolz und gutem Willen geblieben ist. Es ist, als ob sie verhindern wollten, daß je wieder ein großer Patriot aufstehen könne, um in späterer Zeit das Volk noch einmal durch den breiten Strom seiner Selbsterniedrigung hindurchzutragen.

Unserer mangelnden Würde im Unglück liegt wie unserer unzulänglichen Zurückhaltung im Glück die Illusion zugrunde, als ob der Beengtheit unserer Weltstellung abgeholfen werden könnte durch Worte und Gefühle, statt einzig durch straffgefaßte und klugverwendete Macht.

Ein gemeinsamer Grundfehler der Politik unserer Zeit war es, das große, aber noch nicht zureichende Machtansehen, welches uns Bismarck hinterließ, stückweise aufzubrauchen durch immer wiederholte Demonstrationen, bei denen unsere Friedensliebe, aber auch unsere Nervosität durchschimmerte und auf die leicht ein bloßes Einknicken folgte, so daß sich für uns die verhängnisvolle Charakteristik als „poltron valeureux" beim Feinde festsetzen konnte. Die schlechte Gewohnheit dieser effektvollen Eingriffe, von Schimonoseki, der Krügerdepesche, Manila über die Chinaexpedition und Tanger bis Agadir u. a. führte zu dem stümperhaften Schlußglied der Methode in dem Ultimatum an Serbien vom Juli 1914. Es ging lange leidlich, dank dem Respekt, welchen der alte preußische Staat und die Tüchtigkeit des deutschen Volkes einflößten. Aber richtiger wäre es gewesen, in der Stille zu wachsen und weitere Macht anzusammeln; denn wir standen 1914 nahe vor dem Ziel, daß das bloße Vorhandensein unserer Macht genügte, den Frieden ohne Nervosität zu bewahren. Es endete in Tragik, daß die am meisten friedliebende Politik der Welt die Ungunst unserer Lage zu korrigieren geglaubt hat durch Gesten, welche böswilligen Feinden den Vorwand lieferten, uns des Kriegswillens zu verdächtigen und damit durch eine der ungeheuerlichsten Verleumdungen der Weltgeschichte unser Bild zu entstellen.

Wir warfen uns den andern in die Arme, stießen dann wieder bei ihnen an und versäumten kaum eine Gelegenheit, ihnen vorzuhalten, wie herrlich weit wir es gebracht hätten. Wir versetzten uns nie in die Denkweise der anderen. Admiral Seymour, der vom Kaiser das Bild „The Germans to the front" geschenkt erhielt, hat zu einem deutschen Waffengefährten gesagt: „Ihr Deutschen seid sehr vorangekommen; wenn ihr es uns nur nicht immer unter die Nase reiben wolltet." Wir bliesen Fanfaren, die unserer Lage nicht entsprachen. Dann wurden alle wirklichen oder vermeintlichen Verfehlungen und Schäden agitatorisch aufgebauscht und an die Öffentlichkeit gezerrt und unsere demokratische Presse lieferte auf diese Weise dem Ausland den scheinbaren Beweis, daß Preußen-Deutschland ein Zuchthaus wäre.

Die Verhältnisse meines Ressorts ließen mich jedes weltpolitische Demonstrieren in verdoppeltem Maße verurteilen. Auf der anderen Seite sah ich mit Bangen, wie wenig man sich im allgemeinen die politisch-strategisch-wirtschaftliche Gesamtlage, ihre ungeheueren Aussichten und besonderen Klippen vergegenwärtigte. Die Gefahr einer Blockade z. B., überhaupt eines Krieges mit England, der unsere ganze Weltstellung und Zukunft wie mit einem Messer abschneiden konnte, wurde, wie ich oft beobachten mußte, nicht mit der ihr zukommenden Schwere erfaßt. Angesichts des englischen Bestrebens, uns mit einer Koalition einzuschnüren, galt es die Nerven zu behalten, großzügig weiterzurüsten, Reizungen zu vermeiden und ohne Beklemmung abzuwarten, bis die fortschreitende Festigung unserer Seemacht die Engländer veranlaßte, uns friedlich Luft zu geben. Wir haben von allem das Gegenteil getan, und so hat sich gerade in dem Augenblick, als die Entspannung schon sichtbar wurde, die bereits abziehende Gewitterwolke noch über uns entladen. Die Möglichkeit eines Krieges mit England mußte 1914 ebenso vermieden werden, wie 1904, und konnte auch, da der Risikogedanke der Flotte schon gewirkt hatte, wahrscheinlich vermieden werden, sobald nur unsere politische Leitung der Gefahr dieses Krieges rechtzeitig und scharf ins Auge geblickt hätte. Hätte ein lebhafter entwickelter Sinn für Macht und ihre Gesetze im deutschen Volk und seinen politischen Führern im Juli 1914 die Illusion einer örtlichen Begrenzbarkeit des serbisch-österreichischen Konflikts nicht aufkommen lassen, so wäre der Weltkrieg damals verhütet worden[1].

Die Schwierigkeit, in einem Krieg mit England zu einem leidlichen Friedensschluß zu kommen, hat schon mein oben erwähntes Votum von 1904 bestimmt. Nachdem der Weltkrieg ausgebrochen war, hatte siebzehnjähriger Flottenbau die Aussichten auf einen annehmbaren Frieden mit England immerhin verbessert, aber nur bei äußerster kriegerischer Energie, diplomatischem Geschick und Zurücktreten alles Persönlichen bei den Leitenden. Ich vertrat deshalb mit aller mir gegebenen Kraft die einzigen Momente, welche diesen Frieden bringen und die Vernichtung fernhalten konnten: die Seeschlacht und den rechtzeitigen Ubootskrieg, den Sonderfrieden mit Rußland und die Einigkeit des deutschen Volks gegenüber der freilich von den wenigsten klar geschauten tödlichen Gefahr, in die wir hineingetaumelt waren.

[1]) Kap. 16

Ich bin in diesem Streit unterlegen; die deutsche Illusionsfähigkeit hat wieder einmal Deutsche durch Deutsche besiegt. Durch Schwäche, Blindheit und Parteisucht den Krieg verlieren zu sehen, war das Ende meiner Laufbahn und meines Glaubens an mein Volk.

Ich habe gegen unsere Selbstvernichtung angekämpft, ohne die zureichende Macht zu besitzen. Mit meiner eigenen Aufgabe beschäftigt, hatte ich nie nach politischer Macht gestrebt. Im Dezember 1911, nach der Marokkokrisis, als mein Streit mit Bethmann begann, teilte der Kabinettchef im Augenblick, da ich beim Kaiser zum Vortrag eintrat, mir mit, es schwebten Erwägungen, mich zum Reichskanzler zu machen. Ich habe darauf während des Vortrags dem Kabinettschef einen Zettel mit der Erklärung zugeschoben, ich würde eine solche Anregung, wenn sie an mich heranträte, ablehnen. Nachfolger Bismarcks zu werden, erschien mir damals undenkbar. Erst nachdem ich im Krieg mit angesehen hatte, wie Kopf- und Mutlosigkeit der Führung eine unwiederbringliche Aussicht nach der anderen verlor und das Reich dem Abgrund entgegenwankte, hätte ich, vorausgesetzt, daß man keine geeignetere Persönlichkeit fand, bei allem Bewußtsein meiner Mängel, den Kanzlerposten wahrscheinlich nicht mehr abgelehnt. Denn so wie unsere Verhältnisse der Außenwelt erschienen, wäre mit meiner Person auch ein klarer Bruch mit dem herrschenden System zum Ausdruck gekommen. Man erinnere sich umgekehrt des Jubels in England, als es hieß: „Tirpitz exit.“ In diesem Bruch, nicht in irgendwelchem Personenwechsel lag unsere einzige Rettung.

Der Gedanke ist damals vielfach an mich herangetragen worden, aber nicht von der einzigen Stelle, welche die Macht dazu hatte.

Fünfzehntes Kapitel

England und die deutsche Flotte

1

Manche meinen, das Deutsche Reich hätte zu unserer Zeit ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis mit England erlangen können, und nur Versäumnis der deutschen Staatskunst, insbesondere aber unser Flottenbau, habe die Aussicht verscherzt. Sollte sich dieses Bild in deutschen Köpfen festsetzen, so könnte man darin zunächst die Regel bestätigt finden, daß der Sieger die Geschichte schreibt; und der Besiegte würde sie in diesem Falle fälschen, um der angelsächsischen Weltherrschaft in seinem historischen Gewissen huldigen zu können.

Nun bestreiten aber die Engländer, den Krieg gegen uns gewollt zu haben. Wer also in Deutschland den Flottenbau für den Krieg verantwortlich macht, kann für diese Schuld nicht einmal den Gegner ins Feld führen. Die Selbstbezichtigung folgt einer falschen Spur: die geschichtliche Wahrheit liegt vielmehr in einer der letzten Kundgebungen Bismarcks aus dem Jahr 1893, zu einer Zeit, da wir noch keine Flotte besaßen: „Er bedauere, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht besser seien, als sie eben sind. Bedauerlicherweise wisse er kein Mittel dagegen, da das einzige ihm bekannte, das darin besteht, daß wir unserer deutschen Industrie einen Zaum anlegen, nicht gut verwendbar sei."

Ohne auf den Stand eines armen Ackerbaulandes zurückzusinken, konnten wir England nicht zum Freund und Gönner gewinnen. Aber ein Mittel zu wesentlicher Verbesserung der Beziehungen bestand in der Schaffung einer deutschen Flotte, welche den Angriff auf den deutschen Handel für England zu einem gewagteren Gedanken machte, als er dies zur Zeit jener Bismarckschen Äußerung war. In diesem Sinn hat die deutsche Flotte trotz verschiedentlichem Versagen der deutschen Politik ihre Aufgabe bis in den Juli 1914 gelöst, und es ist nicht ihre Schuld, daß sie ihren friedebewahrenden Zweck nicht noch besser und

länger erfüllen konnte. Es ist für mich schwer verständlich, daß Herr v. Bethmann Hollweg die „sogenannte Flottenpolitik", die er selbst acht Jahre als Kanzler gegengezeichnet hat, auch jetzt noch beschuldigt[1]). Um so schwerer verständlich, als er selbst wie Lichnowsky und andere Sachverständige des Auswärtigen Amtes in den dem Krieg vorangehenden Jahren eine fühlbare Entspannung der deutsch-englischen Beziehungen festgestellt und anerkannt haben, daß der deutsche Flottenbau, je mehr er sich seiner Vollendung näherte, die Verbesserung unseres Verhältnisses zu England mindestens nicht verhindert hat. Der Ausbruch des Krieges aber entsprang nicht einer Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen; man kann sogar eine besonders tragische Verknüpfung darin sehen, daß Deutschland und England 1914 einander näher gerückt waren, als zur Zeit der deutschen Flottenlosigkeit 1896 oder der deutschen Flottenschwäche 1904, als es Fürst Bülow gelang, die gefährliche Zone zu überbrücken. Die deutsche Flotte hat ihrer Zweckbestimmung gemäß den Frieden beschützt. An dieser klaren Tatsache rütteln heute Interessenten; dazu kommt jener Zug der Selbstvernichtung im deutschen Wesen, der immer gern das Ungünstige glaubt und froh ist, heute als unvernünftig schelten zu können, was gestern vernünftig schien.

Bis zum Anfang der neunziger Jahre hatte Englands alter Wohlstand das weltwirtschaftliche Parasitendasein des Deutschtums wenig gespürt. Zwar wurde die Stärke unserer industriellen und Handelsentwicklung schon durch die Änderung unserer Zollpolitik 1879 eingeleitet, aber erst nach einem Jahrzehnt inneren Aufbaues gegen außen hin so fühlbar, daß sich in England eine allgemeine Stimmungsänderung vorbereitete. Deren erster wirtschaftlicher Rückstoß war das „Made in Germany", ihr erster politischer Ausbruch folgte der Krügerdepesche. 1896/97 kam ich aus Asien und Amerika mit dem Eindruck heim, daß England unserer zukünftigen Entwicklung möglichst den Weg versperren würde. Um die Mitte der neunziger Jahre hatten sich die tonangebenden Klubs beider Hauptparteien, die Sachverständigen der englischen Gesellschaft für Außenpolitik, in der Überzeugung geeinigt, daß Deutschland der kommende Feind wäre. Das entsprach dem seit Jahrhunderten geübten Staatsgrundsatz der Engländer.

Es verging, wie immer, ein gewisser Zeitraum zwischen dem Front-

[1]) Deutsche Allgemeine Zeitung vom 27. November 1918.

wechsel der politischen Drahtzieher und seinem öffentlichen Ausdruck. Es folgte dann die groß angelegte Bearbeitung der englischen Öffentlichkeit, deren Richtung gewiesen wurde etwa durch das Losungswort „Germaniam esse delendam“, unter welchem Feldruf die Saturday Review schon 1897 folgende vielbeachteten Sätze schrieb:

„Bismarck hat längst erkannt, was schließlich nun auch das englische Volk einzusehen beginnt, daß es in Europa zwei große, unversöhnliche, entgegengesetzte Kräfte gibt, zwei große Nationen, welche die ganze Welt zu ihrer Domäne machen und von ihr Handelstribut einfordern möchten. England . . . und Deutschland . . ., der deutsche Handlungsreisende und der englische Hausierer . . . wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes . . . Eine Million kleiner Quängeleien schafft den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um eine Erbfolge gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von fünf Milliarden Krieg führen?“

Liest man solche prophetischen Stimmen, die nicht vereinzelt blieben, sondern nur Wortführer eines tausendstimmigen Haßchores sind, mit der ganzen Schwere, die sie nach der heute vollzogenen Entscheidung besitzen, so fühlt man unmittelbar, daß es den Engländern nicht angenehm sein konnte, den ihrem Volk einzuhämmernden Haß so nackt und widerwärtig stets nur durch die tatsächlich entscheidende Handelseifersucht selbst zu begründen. Sie brauchten Vorwände. Da aber zur Zeit, da die Öffentlichkeit mit jenen Gedanken durchsetzt werden sollte, das erste Flottengesetz noch nicht eingebracht war, fehlte der Vorwand der Flotte damals gänzlich. Die Lenker der britischen Öffentlichkeit mußten infolgedessen angebliche deutsche Transvaalgelüste zur Hilfe nehmen. Nach deren Fortfall bedienten sie sich dann der deutschen Flotte, welcher sie, für den englischen Zeitungsleser berechnet, schon zu einer Zeit groteske Angriffspläne unterschoben, als sie noch lediglich auf dem Papier stand.

Mit dem Flottengesetz wurde der erste Grund dafür gelegt, daß der englische Vernichtungswille sich abkühlte, weil er nach vollzogenem Flottenbau nicht mehr so billig zu befriedigen sein würde. Auf der anderen Seite ist selbstverständlich, daß die Tatsache des Flottenbaues von England als Unbequemlichkeit für die Erhaltung seiner

Monopolstellung zur See empfunden wurde und daß der Flottenbau insofern zunächst unsere diplomatische Lage erschwerte. Es erhob sich die Frage, ob England nicht gerade, weil wir eine Flotte bauten, sie im Keim zu ersticken und also einen Präventivkrieg wünschen würde? Dieser Gefahr standen wir in der Tat 1904/5 nicht ganz fern; damals war einerseits die Ernsthaftigkeit unserer Marinearbeit erkannt, anderseits unsere Kraft noch schwach. Nur das Unvorbereitetsein Frankreichs bzw. der englischen Armee verhinderte damals den Zusammenstoß. Das war die Gefahrenzone, die wir nach Bülows und meiner Ansicht zu durchlaufen hatten; im Jahre 1914 war sie aber im wesentlichen überwunden. Unsere Marine war zu achtbar geworden, als daß England sie noch ohne sehr schwerwiegende Anlässe anzugreifen wünschte. So wich die Boxertonart der neunziger Jahre mit der Zeit einer vorsichtigeren und nüchterneren Auffassung, je beachtenswerter die deutsche Macht zur See wurde, und in diesem Sinn wirkte die deutsche Flotte seit 1912 mehr und mehr als ein Faktor in der Richtung der Friedenserhaltung; kein englischer Staatsmann hat sich, wenn er ehrlich war, jemals über die friedliche Grundrichtung unserer Politik und die reine Abwehrbedeutung unserer Flotte im Zweifel bewegt.

Der Flottenbau hat auch Chamberlain nicht abgehalten, 1901 ein Bündnis mit uns zu suchen, womit er allerdings im Kabinett ziemlich vereinzelt blieb. In Wirklichkeit aber stand die Flotte niemals einem Bündnis im Wege, wenn es je ernsthaft von England ins Auge gefaßt worden wäre. Aber auch schon das flottenlose Deutschland der neunziger Jahre hat, wie mir Caprivi 1893 mitteilte, sich vergeblich um ein Bündnis mit England bemüht.

England fand es nicht nötig und zweckmäßig, förmliche Bündnisverträge mit anderen Mächten zu schließen, wie wir etwa mit Rumänien oder Italien. Es begnügte sich damit, zu den Mächten, die es für seinen Hauptzweck gebrauchen konnte, ein allgemeines Vertrauensverhältnis herzustellen, ohne sich die Hände zu binden, was innenpolitisch bequemer und außenpolitisch wirksamer war. Vor dem deutschen Flottenbau, nämlich schon vom Beginn der Handelseifersucht an, wurde auch der Grund zur Ententen- und Einkreisungspolitik gegen Deutschland gelegt.

Die Annäherung der französischen Diplomatie an England begann

1898/9 mit dem Abkommen über Faschoda, das in Deutschland so viel mißverstanden wurde, und schon im Januar 1901 bestand innerhalb des britischen Kabinetts Stimmung für Anschluß an Frankreich und Rußland unter englischen Opfern in Marokko, Persien und China[1]). Mit allen den Mitteln, welche die deutsche Staatskunst verschmähte, bearbeitete seitdem die Entente die gesamte Öffentlichkeit ihrer drei Völker, um sie unter Zurückdrängung ihrer wechselseitigen Gegensätze gemeinsam auf die Front gegen Deutschland herüberzuschieben. Die in den neunziger Jahren hervorgetretenen Gründe, welche den Engländern eine Niederwerfung oder doch Einschnürung Deutschlands empfahlen, dauerten eben fort, und es konnte von unserem Flottenbau nicht verlangt werden, daß er die Grundmotive der englischen Politik änderte. Es war genug, wenn die Flotte der Reichsleitung Handhaben bot, den Spielraum Deutschlands trotz der Einkreisung dadurch offener zu halten, daß ihr bloßes Dasein den Abstand zwischen Kriegsneigung und Kriegsentschluß bei den Engländern dauernd vergrößerte.

Im Spätjahr 1904 gab England einen eindrucksvollen Beweis für die Hintansetzung der überlieferten Russenfeindschaft hinter die Deutschenfeindschaft anläßlich des leichtfertigen Umschwenkens beim Huller Zwischenfall[2]). Nachdem Japan als britischer Vasall die Russen gebeugt hatte, sah England die Stunde kommen, wo sein bloßer Druck auf den Knopf Frankreich und Rußland gegen Mitteleuropa in Bewegung zu setzen vermöchte. Diese großartige Offensivpolitik gegen uns war aber nur bedingt kriegerisch. Eine friedliche Abschnürung Deutschlands wäre Eduard VII. und seinem Kreis wohl lieber gewesen als das Würfelspiel des Kriegs. Der deutsche Flottenbau hat nun die Bedingungen einer deutsch-britischen Verständigung für uns von Jahr zu Jahr verbessert, indem er die eigene Kriegsneigung Englands zurückdrängte und den nüchtern denkenden englischen Politikern die Oberhand gab. Während im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts der Riesenaufschwung der deutschen Industrie sich hauptsächlich deshalb noch ohne Machtunterlage vollziehen konnte, weil Frankreich und Rußland nicht „fertig" waren, hat sich 1914 umgekehrt gezeigt, daß England der am meisten mit dem Krieg zögernde Teil der Entente geworden

[1]) O. Hammann, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges (1918), 124; H. von Eckardstein, Diplomatische Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges (1918), 17.

[2]) Oben S. 160.

war. Ohne deutsche Flotte hätten wir zwischen den drei Ententemächten unsern Handelswettlauf damals nicht mehr lange fortführen können. Infolge der Flotte aber war die unveränderte deutsch-englische Grundspannung weniger gefährlich geworden. Sie ist nach dem übereinstimmenden Urteil der Eingeweihten in der Zeit vor dem österreichischen Ultimatum an Serbien weniger gefährlich gewesen als in den langen Jahren vorher.

Von spätestens 1903 ab war es aber englischer Staatsgrundsatz, eine militärische Schwächung Frankreichs durch Deutschland, wie überhaupt eine kriegerische Verschiebung des europäischen Gleichgewichts zugunsten der stärksten Festlandsmacht, Deutschlands, nicht mehr zu dulden. Es war der unglücklichste Augenblick der deutschen Politik, als sie im Juli 1914 diese Grundtatsache vergaß und die furchtbare Bestätigung erbrachte für das beißende Wort jenes französischen Offiziers zu einem deutschen Lazarettarzt: „Vos armées sont terribles, mais votre diplomatie, c'est — un éclat de rire."

2

In den ersten Jahren der Einkreisungspolitik nahm England den deutschen Flottenbau noch nicht ernst. Man war überzeugt, daß mit den geringen ausgeworfenen Summen keine erstklassige Flotte gebaut werden könnte. Man hielt unsere Technik für zu unentwickelt, unseren Mangel an organisatorischer Erfahrung für zu groß und war daran gewöhnt, daß schon zahlreiche preußische und deutsche Flottenpläne ein Stück Papier geblieben waren. Mit anderen Augen wurde unser Flottenprogramm zuerst angesehen im Jahr 1904. Damals führte man, mir unerwünscht, Eduard VII. alles, was wir an Schiffen überhaupt besaßen, bei der Kieler Woche vor, und der Kaiser feierte in seinem Trinkspruch „die wiedererstarkende Seegeltung des neugeschaffenen Deutschen Reiches". König Eduard antwortete kühl und wechselte bei der Besichtigung unserer Schiffe mit dem Ersten Lord der Admiralität Selborne bedeutungsvolle Blicke und Worte, die mir unangenehm auffielen. Es wurde den Engländern unheimlich, daß wir mit geringen Mitteln so viel schufen und eine organische Entwicklung innehielten, deren Planmäßigkeit ihre eigene übertraf. Das geduldige „Stein-auf-Stein-Tragen" der deutschen Arbeitsweise trat ihnen auch hier als gefährlich entgegen.

Die gegen uns gerichtete Konzentrierung britischer Geschwader, die darauf folgte, wurde im Februar 1905 unterstrichen durch eine Rede des Zivillords der Admiralität Lee, der ohne jeden greifbaren Anlaß erklärte, die britische Flotte würde gegebenenfalls den ersten Schlag zu führen wissen, noch ehe man auf der anderen Seite der Nordsee Zeit gehabt hätte, die Kriegserklärung in der Zeitung zu lesen. Das Verhalten Englands 1904/5 bewies, daß England damals starke Neigung hatte, mit einem kriegerischen Schlag der ganzen Weltstellung Deutschlands den Garaus zu machen. Die damalige Geneigtheit zum Kriege wird dadurch begreiflich, daß derselbe für England noch gar kein Risiko in sich schloß. Unser in den Anfängen stehendes Flottenunternehmen aber hoffte die Admiralität dadurch zu entwerten, daß sie 1905 zum Bau der Dreadnoughtklasse überging, in der Annahme, daß die deutsche Marine ähnliche Riesenschiffe nicht durch den Nordostseekanal würde schleusen können.

Diese Kette politischer und maritimer Drohungen, denen eine wilde Aufhetzung der öffentlichen Meinung zur Seite ging, erzeugte in weiten Kreisen Deutschlands berechtigtes Befremden. Einerseits lag in den maritimen Maßnahmen Englands zwar die Anerkennung, daß unser Flottenbau ernst genommen würde. Auf der anderen Seite aber war das nun schon fast ein Jahrzehnt währende Verlangen nach unserer politischen Niederbeugung bekannt und der damalige Stand unserer Flotte zu klein, als daß er Maßnahmen, wie die Ansammlung britischer Geschwader in der Nordsee, erklären konnte. Es lag vielmehr klar die Absicht zugrunde, uns bange zu machen und, wenn möglich, unsern Trieb zu weltpolitischer Selbständigkeit im Keim zu ersticken.

Ich wurde infolgedessen in den Jahren 1905/6 von den verschiedensten Seiten bestürmt, eine starke Erhöhung der deutschen Flottenmacht durchzuführen, um uns gegen die britische Kriegsdrohung besser zu rüsten und den Engländern damit politisch eine Lehre zu erteilen. Auch der Kaiser stand stark unter dem Eindruck eines dahinzielenden Werbefeldzuges des Flottenvereins und wünschte von mir, ich sollte im Reichstag fordern, daß das Lebensalter unserer großen Schiffe herabgesetzt würde. Dieses Lebensalter war, und zwar nur infolge eines parlamentarischen Mißverständnisses, im Flottengesetz mit 25 Jahren höher angenommen als bei den fremden Marinen und führte zu einer beträchtlichen Überalterung unserer Schiffe.

Trotzdem habe ich mich der Einbringung einer solchen Novelle widersetzt und Anfang 1906 in diesem Zusammenhang auch ein Abschiedsgesuch eingereicht. Die Novelle, die ich 1906 einbrachte und die vom Reichstag glatt angenommen wurde, enthielt nur die sechs großen Kreuzer, die 1900 vom Reichstag gestrichen, aber sofort von mir als Nachforderung für 1906 angekündigt worden waren [1]. Ferner konnte ich nicht umhin, vom Reichstag die erhöhten Mittel zu fordern, welche der Übergang zum Dreadnoughtbau verursachte, zu dem uns, wie alle anderen Marinen der Welt, die Engländer zwangen. Und endlich mußten die Mittel für die durch diese Größensteigerung der Schiffe notwendig gewordene Erweiterung des Nordostseekanals bewilligt werden.

Meine Zurückhaltung gegenüber dem auf mich ausgeübten Druck, mehr zu fordern, wirkte außenpolitisch beruhigend und verstärkte das Vertrauen des Reichstags. Jene Mehrforderungen hätten 1904/5 nach Lage der Verhältnisse sehr wahrscheinlich eine unmittelbare Kriegsgefahr heraufbeschworen, uns dagegen keinen sofortigen Gewinn gebracht und die damalige Verdauungskraft der Marine überstiegen. Das Ziel aber, auf das ich aus technisch-organisatorischen wie aus etatspolitischen Gründen zuzustreben hatte, war, möglichst stetig zu bauen. Am vorteilhaftesten erwies es sich, wenn wir jährlich drei große Schiffe auf Stapel legten. Dieses Bautempo von drei großen Schiffen im Jahr, das sogenannte „Dreiertempo", war durch den Bauplan des Flottengesetzes nicht gegeben. Unser Streben ging deshalb dahin, dem Flottengesetz Novellen in dem Sinn aufzupfropfen, daß dadurch das Dreiertempo stabiliert würde. Der leichteste Weg dafür war seit 1906, das Lebensalter unserer Schiffe nach dem Vorbild der fremden Marinen zu verkürzen, also die Ersatzbauten zu beschleunigen. Geschah dies aber, so gelang die Stabilierung des Dreiertempos auch nur annähernd; denn es drängten sich dann infolge des ursprünglichen Flottengesetzes die Ersatzbauten für eine Anzahl von Jahren so nahe aneinander, daß zeitweilig je vier und zeitweilig je zwei Schiffe auf Stapel gelegt werden mußten. Dieses Auf- und Abschwanken der Bauzahlen gehörte zu den Schönheitsfehlern des gesetzlichen Bauprogramms, die aber bei dessen überwiegenden Vorteilen in Kauf genommen werden mußten, denn der Reichstag hätte 1898/1900 niemals das Dreiertempo gesetzlich

---

[1] Vgl. oben S. 108.

festgelegt, während er dem Geschwadergrundsatz die gesetzliche Prägung gab.

Der Zeitpunkt, an welchem wir die Herabsetzung der Lebensdauer fordern mußten, war das Etatsjahr 1908. Nachdem sich im Sommer 1907, schon bevor wir uns im Reichsmarineamt über die Novelle schlüssig geworden, ein wahrer Wettlauf zwischen den Parteien des Zentrums und des Freisinns für die Bewilligung einer Marinenovelle erhoben hatte, ging unsere Forderung ohne jede Schwierigkeit über die Bahn. Zum erstenmal stimmte der Freisinn jetzt nicht nur für die Schiffe als solche, sondern auch für den Grundsatz der gesetzlichen Bindung.

Diese Novelle brachte keine Vermehrung der nach dem Flottengesetz verfügbaren Schiffszahl, aber eine erhebliche Verjüngung und damit Erhöhung der Kampfkraft. Der Schiffsersatz beschleunigte auch den Dreadnoughtbau, der das Vertrauen zu den älteren Schiffsklassen erschüttert hatte.

Nach der Novelle von 1908 hatte sich der Bauplan nun so gestaltet, daß vier Jahre hindurch — 1908—1911 — je vier Schiffe, dann sechs Jahre hindurch — 1912—1917 — je zwei Schiffe auf Stapel kamen, während von 1917 an das Dreiecktempo dauernd wurde. Um eine allzulange Ausdehnung der Periode des Zweiertempos zu verhüten, welche bau- und etatspolitisch starke Bedenken hatte, faßten wir im Reichsmarineamt zunächst unverbindlich ins Auge, 1915 oder 1916 das Zweiertempo durch Einschaltung von einem oder zwei neu zu fordernden Schiffen zu unterbrechen. Diese mögliche (noch keineswegs beschlossene) künftige Neuforderung wäre dann überhaupt die einzige und zwar höchst unbeträchtliche Erweiterung des Schiffsbestandes gegenüber dem ursprünglichen Flottenplan von 1900 geworden; denn, wie ich schon bemerkte, hatten wir 1906 nur die Vorlage von 1900 wiederhergestellt und 1908 überhaupt die Schiffszahl nicht vermehrt.

Diese Ressorterwägungen, mit denen ich bei ihrer außenpolitischen Tragweite den Leser nicht ganz verschonen konnte, ergaben also kurz folgendes Bild:

1. Wir überschritten weder 1906 noch 1908 den ursprünglichen, der ganzen Welt bekannten Flottenplan von 1900.

2. Die von uns 1908 wiederhergestellte Schiffslebensdauer entsprach dem allgemeinen Ansatz aller Marinen.

3. Es kam uns auf das Dreiertempo an, und wenn nun auch wegen der großen Zahl der aus der vorgesetzlichen Bauzeit vorhandenen überalterten Schiffe vorübergehend vier Jahre lang vier Schiffe im Jahr gebaut wurden, so glich sich das aus durch eine darauffolgende Periode, in welcher jährlich stets oder doch überwiegend nur zwei Schiffe gebaut wurden.

Trotz dieser Sachlage versprach die Verjüngung der Schiffe und wohl noch mehr der Umstand, daß wir ebenfalls Dreadnoughts bauen konnten, unserer Flotte einen so wesentlichen Zuwachs an Kampftüchtigkeit, daß die britischen Fachleute, an ihrer Spitze Admiral Fisher, unsere Novelle scheel betrachteten. Wir hatten bei der Schaffung unserer Seemacht niemals auf den britischen Beifall gehofft. Die Flottenpanik (navy scare) aber, welche Fisher jetzt in Szene setzte, verstieß nach unserem Gefühl doch gegen die guten Sitten im internationalen Verkehr, da die Admiralität und mehrere Mitglieder des Kabinetts nicht davor zurückscheuten, ihr Land mit übertriebenen und sogar mit wissentlich falschen Angaben über unsere Baupläne aufzuregen[1]). Der Zufall hatte es gefügt, daß die Engländer gerade in jenem Jahr auch nur vier Schiffe auf Stapel legten. Die britische Regierung ergriff den hierin liegenden Agitationsstoff, um die Stapellegung von vier weiteren, im ganzen also acht Dreadnoughts im Jahr 1909 ihrem Publikum mundgerecht zu machen. Man gebrauchte gerne den Trick, die im Bau befindliche deutsche Flotte möglichst in ihrem erst 1920 zu erreichenden Endzustand, die britische hingegen in ihrem zeitigen Zustand von 1908 einander gegenüberzustellen. Der britische Steuerzahler, dem die tatsächliche erdrückende Überlegenheit der britischen Flotte nicht mit derselben Anschaulichkeit bewußt sein konnte wie der britischen Admiralität, wurde durch eine ebenso geschickte wie gewissenlose amtliche und Presseagitation mit Unruhe erfüllt und dadurch zu größeren Geldopfern willig

[1]) Es wurde im Frühjahr 1909 das törichte Märchen in die Welt gesetzt, wir bauten über die im Etat bewilligten Summen hinaus heimlich mehr. Diese von völliger Unkenntnis unsrer Verfassungsverhältnisse zeugende Unwahrheit wurde von Asquith, dem Ersten Lord der Admiralität Mac Kenna usw. trotz unsren wiederholten Dementis im Parlament Jahre hindurch immer wieder vorgetragen. Winston Churchill räumte mit dieser unehrlichen Methode auch formell auf, indem er in seiner ersten öffentlich gehaltenen Rede als Erster Lord der Admiralität (9. November 1911) „sich freute bezeugen zu können, daß die Erklärungen das deutschen Ministers über den Bauplan durch die Ereignisse genau bestätigt werden“.

gemacht. Invasionsangst und nervöse Furcht vor deutschen Kriegsschiffen, Zeppelinen und Spionen begann die Gesellschaft und die Massen Englands zu durchdringen.

Der deutsche Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich, sah diese zunehmende Deutschenfurcht mit wachsender Sorge. Er hatte sich bis dahin auf den richtigen Standpunkt gestellt, daß die Engländer sich an unser Flottengesetz gewöhnen müßten und auch gewöhnen würden. Die Folgezeit hat bewiesen, daß auch unser vier Jahre lang anhaltendes Viererbautempo für England keinen Kriegsgrund gebildet hat. Die Engländer hatten sich nach dem Urteil unserer Diplomaten im Jahr 1914 an unseren Flottenbau einschließlich beider Novellen von 1908 und 1912 tatsächlich gewöhnt und damit abgefunden. Der Krieg mit seinen unberechenbaren Möglichkeiten stand ihnen als eine zu ernste Angelegenheit vor Augen, und die wissenden Männer in London waren sich im klaren darüber, daß es für uns politisch, militärisch und wirtschaftlich ein vollkommener Wahnsinn gewesen wäre, England anzugreifen. Admiral Fisher hat es auch im Frühjahr 1909 unserem Marineattaché gegenüber offen ausgesprochen, daß die „Flottenpanik" nichts weiter wäre als eines der üblichen Manöver, um das Parlament und die Nation für die Annahme größerer Wehrvorlagen vorzubereiten. Die hieraus folgende Trübung des Urteils im britischen Publikum und den wachsenden Einfluß der kriegstreiberischen Northcliffepresse hatten wir dabei als bedauerliches, aber nicht entscheidendes Übel in Kauf zu nehmen. Einen Kriegsgrund bildete die Deutschenhetze ebensowenig für uns, wie unser Flottenbau für das britische Kabinett, und gegenüber dem Germaniam esse delendam der früheren Jahre war es in gewisser Weise schon ein Fortschritt in der Sicherung des Friedens, wenn sich das englische Publikum mit dem Gefühl durchdrang, daß auch Deutschland nicht waffenlos dastände. Zugleich aber hoffte man, uns durch lautes Geschrei vor unserem eigenen Mut bange zu machen und gegen unsere Flotte einzunehmen, das sicherste Zeichen, daß der von uns betretene Weg richtig war.

Es ist begreiflich, wenn auch nicht ganz entschuldbar, daß Graf Metternich unter dem starken Druck der ihn umgebenden englischen Kreise im Jahre 1908 begann, das sichere Urteil über die wirklichen, tieferliegenden Gründe der englisch-deutschen Eifersucht zu verlieren. Begreiflich ist es, weil ihm aus englischem Mund nunmehr einstimmig

die Behauptung entgegenscholl, nur der deutsche Flottenbau wäre an der Trübung der guten Beziehungen schuld. Nicht ganz entschuldbar ist es, weil Graf Metternich einmal die Vorgeschichte der deutsch-englischen Spannung aus den Zeiten unserer Flottenlosigkeit kennen, anderseits sich von der rein defensiven Linie unserer Marinepolitik sowohl aus der Gesamtsituation wie aus den Stärkeverhältnissen der beiderseitigen Flotten heraus überzeugt halten konnte und mußte. Aber es ist deutsch, sich vom Gegner überzeugen zu lassen, daß er eigentlich recht hat; der Deutsche kann sich unübertrefflich in die vorgetragenen Argumente, aber äußerst schwer in die wahren Beweggründe des anderen versetzen.

Die Berichte unseres Londoner Botschafters veranlaßten Fürst Bülow, im Winter 1908/9 in eingehende Erwägungen mit mir einzutreten. Ich habe seit Januar 1909 in diesen Erörterungen mit dem Kanzler mich bereit erklärt, daß der englischen Regierung unsererseits mitgeteilt würde, wir gäben uns dauernd mit einem Stärkeverhältnis der beiderseitigen Flotten zufrieden, welches für alle Zeiten eine gewisse Überlegenheit der britischen Flotte festlegen würde. Ich nannte zunächst als Ausgangspunkt für Verhandlungen ein Stärkeverhältnis von 3:4, erklärte mich im weiteren Verlaufe bereit, ein Verhältnis wie 2:3 anzunehmen und legte mich schließlich auf die Verhältniszahl von 10:16 fest. Diese Zahl ist zuletzt von der britischen Admiralität unter Winston Churchill vorgeschlagen und von mir sofort angenommen worden. Wenn sich Churchill dabei auch gewisse Hintertüren offen hielt, welche in Wirklichkeit der englischen Flotte eine größere Übermacht als 16:10 verbürgten, so sah ich darüber hinweg in der Überzeugung, daß die planmäßige Vollendung des Flottengesetzes die von uns jederzeit allein angestrebten Verteidigungszwecke erfüllen würde.

Mit dieser Festlegung eines Stärkenverhältnisses der Flotten erhielt die britische Admiralität den Tatbeweis dafür, daß wir grundsätzlich keine Angriffsflotte schaffen wollten. Nach der Ansicht aller Autoritäten der Seekriegswissenschaft beträgt die numerische Überlegenheit, die bei sonst gleichen Verhältnissen dem Angreifer zur See den Erfolg wahrscheinlich macht, etwa 30 vom Hundert. Diesen Vorsprung, und einen noch wesentlich größeren, räumten wir den Engländern ein. Eine mehr bindende Verbürgung dafür, daß uns Angriffsabsichten fernlagen, konnten wir nicht geben.

Daß es den Engländern aber angenehmer war, wenn wir auch nicht einmal eine um 50 oder 100 vom Hundert schwächere Flotte besessen hätten, lag auf der Hand. Einmal wies die Seekriegsgeschichte, vielleicht zufälligerweise, zahlreiche Beispiele dafür auf, daß auch der an sich Schwächere, wenn ihm besondere Umstände und das Schlachtenglück hold sind, siegen kann. Vor allem aber war das politisch Wichtigste an der deutschen Flotte die weltpolitische Bündnisfähigkeit, die sie dem Deutschen Reich verlieh; und wenn auch die Bündnispolitik Deutschlands sich von der britischen Staatskunst hatte in die Hinterhand drängen lassen, so konnten sich diese Verhältnisse doch einmal ändern. Ein anerkennendes Lob Englands konnten wir uns also nur dadurch erwerben, daß wir auf den Flottenbau überhaupt verzichteten. Das unermüdliche Bestreben der britischen Staatskunst ging deshalb in jenen Jahren darauf aus, uns die Flotte überhaupt zu verleiden und das Flottengesetz, wenn möglich, zu durchlöchern und dadurch zum Fall zu bringen.

Der grundsätzliche Irrtum, in welchem sich Bethmann-Hollwegs Flottenideen bewegten, war nun der Glaube, daß gewisse Abstriche an unserer Flottenentwicklung, sozusagen kleine Gefälligkeiten, welche wir auf maritimem Gebiet den Engländern erwiesen, an der politischen Grundgestaltung unseres Verhältnisses irgend etwas ändern könnten. Ein paar Schiffe mehr oder weniger waren den Engländern einerlei. Die Gründe ihres Übelwollens lagen wesentlich tiefer, als in den von ihnen mit großer Meisterschaft wachgehaltenen Diskussionen über die alljährlichen Flottenetats.

Bethmann-Hollweg schien mit mir darin einig, daß das Flottengesetz, die Grundlage unserer gesamten weltpolitischen Aussichten, unangetastet aufrechterhalten werden müsse. Ich meinerseits war mit dem Kanzler darin einig, daß von unserer Seite alles getan werden müßte, um eine Verbesserung der Beziehungen zu England anzustreben. Ich habe den Kanzler von den ersten Tagen seiner Amtsführung an darin unterstützt, den Engländern in den von ihnen angeregten Einzelfragen entgegenzukommen. Insbesondere habe ich den Kaiser in diesem Sinne beeinflußt und meinerseits nichts unterlassen, um die seit 1908 angeregten Verhandlungen über eine Flottenverständigung im Gang zu erhalten.

Bei diesen zuerst durch private Unterhändler gepflogenen und von

englischer Seite mehrfach stark verschleppten Unterhaltungen gewann ich je länger, desto bestimmter den Eindruck, daß es der englischen Regierung mit einer wirklichen Flottenverständigung nicht ernst war, sondern daß es ihr nur darauf ankam, unser Auswärtiges Amt immer tiefer in die Legende einzuwickeln, daß die deutsche Flotte an allem schuld und ohne sie den Deutschen das Paradies auf Erden sicher wäre. Sie arbeitete hierin mit unleugbarem Geschick, wie jeder bezeugen wird, der die Denkungsart unseres damaligen Auswärtigen Amtes und die Verkennung der politischen Psyche Englands von seiten des Kanzlers erfahren hat. Eine Hauptsäule der Anschauung, daß einer deutschen Weltpolitik Arm in Arm mit England nur die entsetzliche deutsche Flotte im Wege stünde, wurde der deutsche Botschaftsrat in London, v. Kühlmann.

Daß es der englischen Regierung mit einer zweiseitigen Flottenverständigung nicht ernst war, ging einmal daraus hervor, daß unsere Zustimmung zu ihren Einzelforderungen gar keine spürbaren Folgen zurückließ[1]), sodann vor allem daraus, daß der Kernpunkt jeder derartigen Verständigung, die beiderseitige Flottenbegrenzung durch die oben erläuterte Verhältniszahl, von ihnen erst 1913 anerkannt worden ist, obwohl Lloyd George schon 1908 mit dieser Aussicht gewinkt hatte. Trotzdem war zu spüren und ist von allen Beteiligten angenommen und ausgesprochen worden, daß wegen unseres Flottenbaues ein Krieg mit England nicht zu befürchten war und die Kriegsgefahr mit jedem Jahr unwahrscheinlicher wurde, im selben Maße, wie der Respekt vor der deutschen Flotte wuchs und damit der Krieg auch für den Jingoteil des englischen Volkes immer unprofitabler wurde. Rücksichtslose Stimmen, wie die der Saturday Review und des Zivillords Lee, wurden immer weniger vernehmbar. So stieg in London namentlich seit 1912 die Neigung zu einer mehr geschäftlichen Behandlung des deutsch-englischen Verhältnisses, wovon das 1914 zur Unterzeichnung fertige englisch-deutsche Kolonialabkommen nur einen Beleg unter anderen darzustellen scheint. Wenigstens ist es von seinen deutschen Vätern als ein ernsthaftes Geschäft aufgefaßt worden.

[1]) Hierzu zählt z. B. die englische Anregung, die beiderseitigen Flottenbauten durch die Marineattachés beaufsichtigen zu lassen. Ich habe dem Kaiser 1909 die Einwilligung dazu abgerungen, um hier, wie in allen überhaupt in Frage stehenden Punkten das Odium der Ablehnung von uns abzuwälzen.

3

Die einzige wirkliche Krisis der deutsch-englischen Beziehungen zwischen 1904 und 1914 trat im Sommer 1911 ein infolge der Art, wie die politische Reichsleitung versuchte, den zwischen uns und den Franzosen schwebenden Marokkostreit zu liquidieren. Der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Kiderlen-Wächter, dem, wie so vielen deutschen Diplomaten, das Organ gerade für England abging, hat zwar nicht durch Nachlaufen, aber durch saloppe Geschäftsbehandlung Schaden gestiftet. Auf seine Anregung entsandte am 1. Juli 1911 der Reichskanzler das Kanonenboot „Panther" nach der marokkanischen Hafenstadt Agadir und ließ die britische Regierung, welche nach dem Zweck fragte, mehrere Wochen lang ohne Antwort und im unklaren. Die Folge war, daß am 21. Juli Lloyd George eine im englischen Kabinett festgelegte Rede ablas, worin er Deutschland warnte, es würde im Fall einer Herausforderung die britische Macht an Frankreichs Seite finden.

Ich hatte von der Entsendung des „Panther" im Augenblick der Abreise in die Sommerfrische außerdienstlich Kenntnis erlangt. War es schon Anzeichen einer gewissen Desorganisation der Reichsleitung, daß der Staatssekretär der Marine vor einer weltpolitisch so schwerwiegenden Schiffsbewegung nicht gehört wurde, so war ich mir anderseits der Fehlerhaftigkeit dieser Demonstration auf dem Atlantik von demselben Augenblick an bewußt, in dem ich erfuhr, daß wir England nicht vorher verständigt hätten. Glaubte Kiderlen, nicht ohne eine militärische Geste auskommen zu können, so mußte diese zu Land und ausschließlich gegen die Franzosen gerichtet erfolgen. Ich wäre zwar grundsätzlich gegen eine solche Geste gewesen. Ein Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet oft viel, es mit Ehren wieder niederzuholen. Einen Krieg wollten wir ja nicht machen. Die gröbste Fehlrechnung aber beging die Reichsleitung darin, daß sie sich in den ersten Juliwochen über ihre Absichten in Dunkel hüllte. Kiderlen hat nachträglich versichert, daß der Kanzler niemals daran gedacht habe, marokkanisches Gebiet zu fordern. Nach Lloyd Georges Drohrede aber sah es so aus, als ob er nur vor dem erhobenen Schwert Englands zurückgewichen wäre. Unser Ansehen erlitt in der ganzen Welt einen Stoß, und auch die deutsche öffentliche

Meinung stand unter dem Eindruck der Schlappe. „England stopped Germany," war das Schlagwort der Weltpresse.

Es war seit Übernahme der politischen Leitung durch Bismarck die erste schwere diplomatische Niederlage, die uns um so härter traf, als das tönerne Gebilde unserer damaligen Weltstellung noch nicht sowohl auf Macht, als großenteils auf Prestige ruhte. Bei Delcassés Entfernung (1905) hatte es sich noch als wirksam erwiesen; jetzt aber empfingen wir den Beweis, wieviel davon schon verbraucht war. Wenn wir die Ohrfeige einfach einsteckten, steigerten wir die Kriegsfreudigkeit Frankreichs, seinen „neuen Geist" bedenklich und setzten uns bei der nächsten Gelegenheit einer noch tieferen Demütigung aus. Es war also nicht richtig, die erlittene Abfuhr zu verschleiern, wie die Reichsleitung wünschte, sondern sie offen anzuerkennen und unsere Folgerungen daraus zu ziehen. Für einen Staat, der sich bewußt ist, daß die Wohlfahrt seiner Bürger nicht auf Beschönigungen, sondern auf Macht und Prestige beruht, gibt es in solchen Lagen, wenn er den Krieg vermeiden will, nur ein Mittel, sein Ansehen wiederherzustellen: das ist, zu zeigen, daß er sich nicht fürchtet, und zugleich für die nähergerückte Möglichkeit des Ernstfalles den Schutz vor einer Niederlage zu verstärken. Wir mußten das tun, was Bismarck in ähnlichen Fällen getan hatte, nämlich in aller Ruhe und ohne aufreizendes Beiwerk eine Wehrvorlage einbringen.

Mit diesen Gedanken fuhr ich im Herbst nach Berlin und stellte dem Kanzler vor, daß wir einen diplomatischen Echec erlitten hätten und ihn durch eine Flottennovelle heilen müßten. Der Kanzler bestritt den Echec, über welchen Ausdruck er sich zum Marinekabinettschef sehr gekränkt aussprach, und fürchtete von einer Novelle den Krieg mit England.

Die von mir erwogene Novelle ging nicht auf eine eigentliche Vermehrung unserer Flotte aus, sondern auf die Erhöhung ihrer Kriegsbereitschaft. Ein wunder Punkt unserer Wehrkraft zur See lag in dem allherbstlichen Rekrutenwechsel, der bei unserer kurzen Dienstpflicht die Schlagfertigkeit der Flotte für eine bestimmte Jahresperiode lähmte. Den Weg, um ohne wesentliche Vermehrung der Schiffszahl die Kriegsbereitschaft zu erhöhen, fanden wir in der Aktivierung eines Reservegeschwaders, so daß wir künftig über drei statt zwei stets in Dienst gehaltene Geschwader verfügten.

Durch die hierdurch gewonnene Möglichkeit, die Mannschaften während ihrer Dienstzeit nahezu geschlossen auf demselben Schiff zu belassen, vereinfachten wir nebenbei den mächtig überanstrengten Betrieb der bloßen Bordausbildung und machten das Offizierkorps freier für die zurückgedrängten höheren Aufgaben und für die große Seefahrt. Eine stärkere Schonung der Personalkräfte, die sich vorzeitig in einseitigem Dienst aufrieben, erwies sich insbesondere nötig, um den in höhere Stellen aufrückenden Männern die erforderliche Frische zu bewahren. Diese organisatorische Reform machte baupolitisch ein Mehr von nur drei großen Schiffen binnen zwanzig Jahren notwendig und erzielte mit einer verschwindenden Geldsumme eine Qualitätsverbesserung der Marine.

Kein Kenner der britischen Politik konnte glauben, daß England durch ein Mehr von drei Schiffen in zwanzig Jahren zum Krieg gereizt werden könnte, wenn es nicht ohnehin dazu entschlossen war. Auch unser Botschafter Graf Metternich sah hierin selbstverständlich keine Kriegsgefahr.

Vom Jahr 1909 an bis gegen Ende des Weltkrieges ist ein Mangel an Schätzungsvermögen die Signatur der außenpolitischen Leitung gewesen. So begann der Kampf der Reichsbureaukratie gegen die Flottenreform unter der Furcht, wir reizten dadurch England zum Krieg. Ein willkommeneres Stichwort konnten wir den Engländern gar nicht bieten.

Die Agadir- und Kongoverhandlungen wurden vom Auswärtigen Amt als diplomatischer Erfolg frisiert, trotz dem Rücktritt des Kolonialsekretärs v. Lindequist und anderen Erscheinungen, die gegen eine solche Trübung der nationalen Urteilskraft protestierten. Ich habe mich damals bereit finden lassen, mit der Novelle bis zum völligen Abschluß der Marokkosache zu warten, um der Regierung ihre Verhandlungen nicht zu erschweren. Der Kaiser, der ohne mein Vorwissen auch öffentlich für eine Flottenverstärkung eintrat, entschied auf Vortrag des Kanzlers Anfang Oktober im aufschiebenden Sinn. Um durch eine Wehrvorlage einen politischen Eindruck zu erzielen, hätte sie zu Beginn der Herbsttagung kommen müssen und dadurch die unser Ansehen weiter schädigende Marokkodebatte (im November) verhindern können. Eine solche Debatte wäre besser überhaupt vermieden worden. Ihr Verlauf aber machte meines Erachtens ein weiteres Hinzögern innen- wie außenpolitisch unmöglich. Wir mußten jetzt aussprechen, was wir

beabsichtigten, und konnten es um so mehr, als England vollends nach der Erledigung der Marokkoverhandlungen aus der Novelle einen Kriegsgrund nicht machen konnte[1]).

So beauftragte denn auch der Kaiser am 14. November den Kanzler, die Novelle in den Etatsentwurf für 1912 einzuarbeiten. Bethmann erklärte sich am 16. mir gegenüber bereit, ließ sich jedoch, wie es schien, einen Vorbehalt offen. Er drängte sodann den Kriegsminister zum Einbringen einer Heeresvorlage, was an sich erfreulich war, aber zugleich die Flottenvorlage in den Hintergrund schieben sollte, und schützte die kommenden Reichstagswahlen vor, um den Etat für 1912 *ohne* die Flottenvorlage veröffentlichen zu lassen. Dies kam innenpolitisch einem Preisgeben der Novelle gleich und würde außenpolitisch unser Prestige nach allem Vorgefallenen tief herabgedrückt haben. Aus London schickte Kühlmann Anfang Januar eine Denkschrift, worin dieser wenig glückliche Diplomat das Gelingen der von ihm betriebenen Kolonialverständigung mit England ebenso irrtümlicherweise vom Nichteinbringen der Novelle abhängig machte, wie er später (1916) durch die Fehlprophezeiung der Kriegserklärung Hollands die Entschlüsse der Reichsleitung in der Ubootsfrage beeinflußt hat.

---

[1]) Vom reinen Ressortstandpunkt aus konnte ich ein Verzögern der Novelle um ein Jahr zugeben. Ich muß hier des dritten Vorteils gedenken, den die Novelle neben der verbesserten Kriegsbereitschaft und der Freimachung des Ausbildungspersonals hatte: die Durchbrechung des Zweiertempos. Wenn das Zweiertempo, wie 1908 vorgesehen, sechs Jahre ununterbrochen währte, so entstand 1918 plötzlich eine Mehrforderung von 60 Millionen infolge des erst dann wieder einsetzenden Dreiertempos. Infolge des uns vom damaligen Schatzsekretär auferlegten Zwanges, die ganze Mehrausgabe auf Steuern zu nehmen, wären wir angesichts des Steuerelends des Reiches in die allerbedenklichste Lage gekommen. So war die Überbrückung des Dreiertempos durch Alternieren mit dem Zweiertempo in der Periode 1912/7 von hohem Wert. Vgl. oben S. 175. Dafür bedurfte ich der Novelle aber noch nicht für das Etatsjahr 1912. Ein anderer Wunsch, den ich im Herbst 1911 vertrat, betraf die Vorziehung der Ersatzbauten für die Großen Kreuzer, was unsre Aussichten im Krieg tatsächlich erheblich verbessert hätte, da die Engländer gerade in dieser Schiffsklasse schwach waren. Bethmanns Widerstand veranlaßte mich aber, diese Forderung fallen zu lassen, um wenigstens die Reform der Kriegsbereitschaft durchzusetzen. Vgl. unten S. 185. Indem mir der Kanzler diese für den Krieg bedauerliche Einschränkung abrang, bevor Haldane kam, und diese Einschränkung dann bei den Verhandlungen mit Haldane nicht mehr verwertete, hat er ein wesentliches Verhandlungsobjekt aus der Hand gegeben. Siehe S. 188.

Im Januar schlug der Reichskanzler ohne Rücksprache mit mir dem Kaiser vor, die Novelle nicht in Gesetzesform, sondern mit jährlichen Bewilligungen zu machen. Nachdem der Kaiser diese neue Abwürgung der Novelle abgelehnt hatte, ging der Kanzler auf die Forderung zurück, daß die Bildung des dritten Geschwaders stufenweise erfolgen und das Bautempo bis 1917 nur jedes zweite Jahr ein drittes Schiff enthalten sollte.

Ich war durch den Kampf mit den vielerlei Überraschungen, neben denen noch entsprechende finanzpolitische Finessen des Schatzsekretärs Wermuth hergingen, schon so zurückgedrängt, daß ich die vom Kanzler geforderten Verzichte annahm, jedoch verlangte, daß keine weiteren Abstriche mehr vorgebracht würden. Der Kanzler wich einer solchen Zusicherung aus. Ich erbat nun am 13. Januar 1912 vom Kaiser eine Entscheidung, um dies innen- wie außenpolitisch so nachteilige und beim besten Willen nicht geheimbleibende Hin- und Herzerren zu beendigen. Der Kaiser verlangte darauf vom Kanzler ein klares Eintreten für die Novelle, worauf der Kanzler wieder ohne endgültigen Entschluß Zeit zu gewinnen suchte. Am 25. Januar wurde die Marinevorlage ihrem Inhalt nach festgesetzt und am 7. Februar in der Thronrede angekündigt. Am Tag darauf traf der englische Kriegsminister Haldane, von der Reichsregierung geladen, in Berlin ein. In dem innenpolitischen Ansturm gegen die unerläßliche Verbesserung unserer Seerüstung begann eine neue Phase, charakterisiert durch den Hinzutritt eines ausländischen Eideshelfers.

4

Die Vorerwägungen, die der Einladung eines britischen Staatsmannes nach Berlin zwecks unmittelbarer Verhandlungen vorangingen, sind mir nicht bekannt.

Vom Kanzler über seine Ziele und Erwartungen im unklaren gelassen, konnte ich erst aus dem Gang der Verhandlungen mit Haldane und namentlich ihrem Londoner Nachspiel klar den Geisteszustand erkennen, worin sich das englische Kabinett bei diesen Verhandlungen befand. Der Nachlässigkeit Kiderlens war der brutale Gegenschlag Lloyd Georges und auf diesen eine meiner Empfindung nach mangelhafte Haltung unserseits gefolgt. Unsere Beflissenheit in diesem Stadium der Dinge erzeugte in England nur das Gefühl, mit uns leicht fertig werden zu

können. Wenn wir jetzt die Engländer nach Berlin einluden, so mußten wir ja wohl bereit sein, etwas zu opfern, um nicht die neue Verlegenheit einer unfruchtbaren Aufforderung auf uns zu laden. Bethmanns Abgeneigtheit, die Novelle vor dem Reichstag zu vertreten, zeigte den Engländern den Punkt, wo man uns einschüchtern und vielleicht sogar am ganzen Flottenbau irremachen, sowie den Spalt innerhalb der Reichsleitung vertiefen könnte. Die Engländer nahmen also das unerwartete Geschenk dieser Einladung an. Der Vertrauensmann Sir E. Greys, der wegen seiner 1906 im preußischen Generalstab ausgeübten Erkundungstätigkeit als deutscher Vertrauensmann betrachtete Kriegsminister Haldane, wurde nach Berlin entsandt, mit dem Auftrag, uns die Novelle und überhaupt den Flottenbau möglichst zu verleiden. Da man die Bündnisfähigkeit des Kanzlers gegen die deutsche Flotte begriffen hatte, und da Haldane überhaupt nicht als Bittender, sondern als Gebetener kam, so erübrigte es sich für das britische Kabinett, ihm ernsthafte englische Anerbietungen an uns mitzugeben. Haldane brachte aber immerhin ein Scheingeschenk mit, von dem zu sprechen sein wird.

Trotzdem das offenkundige Widerstreben des Kanzlers gegen die Novelle sie außenpolitisch schon stark entwertet hatte, bot sie für eine geschickte Verhandlungskunst immer noch ein geeignetes Mittel, um eine Verständigung auf der Grundlage realen Gebens und Nehmens in Vorschlag zu bringen, selbst wenn der englische Wille nicht groß war, mit uns wie mit Gleichberechtigten zu verhandeln.

Am 4. Februar hatte der Kaiser auf privatem Weg das Foreign Office wissen lassen, Deutschland wäre bereit, in der Frage der Flottennovelle entgegenzukommen, wenn es gleichzeitig ausreichende Bürgschaften für eine freundliche Orientierung der englischen Politik erhielte, in dem Sinne, daß beide Mächte übereinkämen, an keiner Kombination oder kriegerischen Verwicklung teilzunehmen, die gegen eine von beiden gerichtet wäre. Ein solches Abkommen würde gleichzeitig eine Verständigung über die Rüstungsausgaben ermöglichen.

Für die Verhandlungen mit Haldane selbst stellte der Kaiser folgende Grundsätze auf: 1. die Flottennovelle ist zunächst aufrechtzuerhalten, 2. England soll klarlegen, welches Programm es a) auf Grund der Novelle, b) auf Grund des bisherigen Flottengesetzes verfolgen wollte, 3. Erörterung eines deutsch-britischen Bündnis- bzw. Neutralitätsvertrags, auf Grund dessen die Ausführung der deutschen Novelle ver-

langsamt werden könnte, 4. Forderung, daß England das Stärkeverhältnis 2:1, den „Zwei Kiele zu einem"-Standard aufgebe zugunsten eines für uns annehmbaren Stärkeverhältnisses [1]). Der Kanzler wurde beauftragt, festzustellen, ob Haldane von seiner Regierung zu Vorverhandlungen ermächtigt wäre, oder ob er in privater Eigenschaft käme, um zu sondieren. Je nachdem sollte der Kanzler im Namen des Kaisers oder nur in seinem eigenen sprechen. Außerdem mahnte der Kaiser, unsere Trümpfe dürften nicht vorzeitig verspielt, insbesondere müßte das Recht jedes Staates, seine Wehrmacht selbst zu bestimmen, zum Ausdruck gebracht und die Flottenvorlage bis zum Empfang englischer Gegenleistungen voll aufrechterhalten werden. Gerade wenn wir innerlich zur Nachgiebigkeit entschlossen waren, mußten wir auch meiner Ansicht nach, um überhaupt etwas zu erreichen, zurückhaltend auftreten, um so mehr als Haldane, ein geistig hochstehender, äußerst geschickter Lawyer, zu jenen britischen Staatsmännern gehörte, die das Gefühl hatten, mit unseren deutschen Politikern zu spielen.

Über das anderthalbstündige Gespräch, das Bethmann am Nachmittag des 8. Februar mit Haldane führte, besitzen wir Berichte aus der Umgebung des englischen Staatsmanns [1]). Wenn sie richtig sind, so versicherte der Kanzler den britischen Minister seines unausgesetzten Strebens, zu einer Verständigung mit England zu kommen, und zeigte unverbindlich Neigung, auf Haldanes Anregung eingehend, den Bau der Novellenschiffe auf eine längere Reihe von Jahren zu verteilen. Seinerseits brachte er die Neutralitätsformel in Vorschlag. Haldane wich aus, stellte die „unbedingte Loyalität gegen die Ententen mit Frankreich und Rußland" in den Vordergrund und will nach seinem Bericht den Kanzler nachdrücklich auf Englands etwaige militärische Pflichten gegenüber Frankreich, Belgien usw. hingewiesen, sowie sehr stark vor einer deutschen Novelle gewarnt haben, die England mit dem „Zwei Kiele zu einem"-Standard beantworten müßte. Auf die Neutralitätsformel ließ er sich nicht ein, stellte höchstens die nichtssagende Bindung, keine „unprovozierten Angriffe (!)" zu unternehmen,

[1]) Vgl. oben S. 178.

[2]) The Vindication of Great Britain, London 1916, und daneben The Manchester Guardian vom 1. September 1917. Während der Korrektur wird mir noch eine dritte Version aus dem „Daily Chronicle" von 1918 in deutscher Wiedergabe bekannt

in Aussicht. Haldane hielt also an der überlieferten Politik Englands uns gegenüber fest.

Der Kanzler beging bei diesem Eröffnungsgespräch den Fehler, daß er seinem Unterredner den Novellenentwurf mit den von ihm selbst gewünschten Abstrichen bekanntgab. Hätte er die ursprüngliche Novelle zur Verhandlungsgrundlage gewählt, so würde er uns ein weit größeres Kompensationsobjekt in die Hand gelegt haben. Um dagegen seiner eigenen Friedensliebe eine Folie zu geben, hielt es Bethmann für klug, im Gespräch mit dem Engländer von den Ressortvertretern der deutschen Wehrkraft, den „Flottenmenschen", etwas abzurücken. Dies machte auf Haldane einen vorzüglichen Eindruck und erleichterte es ihm, den vom Kanzler selbst aufgezeigten Spalt in der deutschen Regierung zu verbreitern und eine „Kriegspartei" zu erdichten, gegen die der Kanzler ankämpfen müßte.

Am 9. Februar wurde Haldane vom Kaiser empfangen, der dem ursprünglich zwischen Haldane und mir geplanten Gespräch beizuwohnen wünschte. Der Audienz ging ein Frühstück voraus, an dem auch der Kanzler teilnahm. Während des Frühstücks wurde nicht politisiert, doch lag eine ziemliche Spannung über dem Ganzen. Beim Eintreten hatte mich der Kanzler gebeten, das Flottenstärkenverhältnis von 2:3 nicht von mir aus zu erwähnen. Weshalb er das wünschte, weiß ich nicht; vielleicht fand er es noch zu ungünstig für England. Im übrigen wurde ich vom Kanzler über den Stand der Verhandlungen, insbesondere die Neutralitätsformel, nicht unterrichtet und spielte bei der nachfolgenden Audienz, vor welcher sich Bethmann entfernt hatte, teilweise nur die Rolle des Zeugen, da der Kaiser selbst das Gespräch leitete.

Zu Eingang der Verhandlung erklärte Haldane, im Namen des britischen Kabinetts und mit Zustimmung des Königs zu reden, während er im Widerspruch hierzu am Schluß betont hat, die Besprechung bedeutete lediglich eine private Information[1]). Haldane begann damit, uns ein großes afrikanisches Reich in Aussicht zu stellen. Während der Kaiser noch im Januar die kolonialen Anerbietungen mit großem und nicht unberechtigtem Mißtrauen angesehen hatte, war es in der

[1]) Der Bericht des Manchester Guardian vom 1. September 1917 teilt mit, daß Haldane vorher „volle Instruktionen vom Kabinett bekommen hatte": er sollte nicht über einen Vertrag verhandeln, durfte aber reden und uns einwickeln, wie er wollte, und war beauftragt, über den Verlauf an das Kabinett zu berichten.

Zwischenzeit gelungen, seinen Ehrgeiz durch das Bild eines mächtigen Erwerbs zu reizen, ohne die Schwierigkeiten und Vorbehalte dieser Verlockung genügend zu beachten.

Das Übermaß von Angebot kolonialer Besitztümer, die den Engländern selbst nicht gehörten und über die sie gar nicht verfügen konnten, war auf das Temperament des Kaisers berechnet. Auf mich machte es einen peinlichen Eindruck, weil das Mittel zu grob, die Absicht zu deutlich war. Schon einmal, von 1898 ab, hatte England versucht, uns durch das Angebot portugiesischer Kolonien zu ködern, während es gleichzeitig die Portugiesen darin bestärkte, diese Kolonien überhaupt nicht zu verkaufen. Bei dem jetzigen scheinbaren Schacher handelte es sich darum, uns Aussichten nicht nur abermals auf portugiesische, sondern auch auf französische und belgische Gebiete zu eröffnen. Damit konnte England nicht nur uns am Leitseil führen, sondern nunmehr auch den Franzosen und Belgiern unsere Begehrlichkeit beweisen und ihre Abhängigkeit von England verstärken[1]). Ich bewunderte Haldane in dem Augenblick, als er bei diesem Zukunftsbild für England in schlichter Bescheidenheit „nur" die Kap-Kairo-Bahn beanspruchte. Damit hatte England Afrika! Wenn zu dem englischen Geschick im Unterhandeln auch noch die endgültige Überlegenheit an Macht hinzukam, dann wehe Deutschland, und ich muß bei Haldane an das Wort jenes Amerikaners denken, der zu einem deutschen Admiral geäußert hat, wenn er die ihm beiderseits bekannten leitenden Staatsmänner Deutschlands und Englands vergliche, und er stellte sich beide an einem Verhandlungstisch

---

[1]) Bezüglich Portugals vgl. die Erklärung des Ministerpräsidenten vom 15. März 1912. Daß es der Entente mehr darauf ankam, z. B. die Belgier gegen uns mißtrauisch zu stimmen, als etwa deutsche Kolonialwünsche zu befriedigen, bewies der französische Botschafter in Berlin im April 1914. In ihrem Wunsch, mit den Westmächten, insbesondere mit England, zu einer Verständigung zu gelangen, hatte die Reichsleitung zwischen der Opferung der deutschen Flotte und kolonialen Plänen hin- und hergeschwankt. In dem erstaunlichen Gespräch, welches Jagow zu dem eben erwähnten Zeitpunkt mit dem Vertreter Frankreichs hatte, eröffnete er ihm als seine Privatansicht die Meinung, Deutschland, Frankreich und England sollten gemeinsam den belgischen Kongo wirtschaftlich entwickeln. Cambon hatte nichts Eiligeres, als eine solche Auffassung demonstrativ abzulehnen und Jagows Harmlosigkeit zur Aufreizung Belgiens gegen Deutschland auszuschlachten, vielleicht in Erinnerung an Bismarcks meisterhafte Ausnützung der freilich erheblich schwerer wiegenden Benedettischen Unklugheiten betreffs Belgiens.

vor, dann würde er sich wundern, wenn wir am Schluß der Verhandlungen noch Potsdam behielten.

Ich begann meinerseits mit der Erklärung, daß ich eine Verständigung sehr begrüßen würde. Als Haldane im weiteren Gespräch den Zweimächte-Standard als britische Überlieferung bezeichnete, schlug ich vor, zu einer Vereinbarung im Sinne eines Flottenstärkenverhältnisses wie 2:3 zu kommen; also ich bot das an, was früher Lloyd George und später Winston Churchill vorgeschlagen haben. Dies lehnte Haldane in höflicher Form ab: England müßte mit seiner Flotte jeder möglichen Kombination gewachsen sein. Auf meine Gegenbemerkung, daß dann unsere Armee auch jeder Kombination gewachsen sein müßte, während sie doch kaum an Zahl so stark wäre, wie jede ihrer beiden Nachbarmächte, erwiderte Haldane, das wäre etwas ganz anderes. Eine maritime Konzession unserseits stellte er nicht als eine Notwendigkeit hin, die er verlangen wollte, meinte aber, daß der Geist des ganzen Abkommens unter der Novelle leiden müßte. Er kam zunächst mit einer gewissen Verlangsamung im Bau der drei Schiffe heraus: ob wir sie nicht auf zwölf Jahre verteilen wollten? Ich versuchte ihm die Schwierigkeiten klarzumachen, die sich für uns aus einer weiteren Änderung der Vorlage ergäben, da wir mit Rücksicht auf die versöhnliche Stimmung in England unser Programm schon jetzt wesentlich vermindert hätten. Es schien mir bei der Verhandlung im Grundsatz richtig, nur soweit zurückzugehen, als unerläßlich war, weil ein weiteres Nachgeben ja stets offen blieb. Ich führte auch aus, daß Haldane bedenken müßte, wie Seine Majestät doch durch die Thronrede gebunden wäre. Haldane gab dies zu und meinte, wir müßten bei unserer Wehrpflicht unser drittes aktives Geschwader haben. Forderungen für Indiensthaltung und Personal der Flotte wären England gleichgültig. Er wolle nur mehr der Form wegen — es handele sich ja nicht um die Summe [1]) — ein Zeichen unseres Entgegenkommens haben. Sollte ich mich nun damit begnügen, ein allgemeines maritimes Entgegenkommen für den Fall einer politischen Verständigung in Aussicht zu stellen, oder war es richtiger, das Maß unseres Entgegenkommens schon in dieser Unterredung zu bestimmen? Ich tat das letztere, als Haldane selbst vorschlug, wir möchten, „um die Verhandlungen zu schmieren", das Tempo des

---

[1]) Die Novelle brachte ein Mehr von nur 9 Millionen im Jahr!

Zuwachses verlangsamen oder wenigstens das erste der drei Schiffe streichen. Er skizzierte von sich aus schriftlich denselben Vorschlag, den ich mir schon vorher für mich als mögliches Zugeständnis aufgezeichnet hatte. Ich opferte also das Schiff.

Für ein wirkliches solides Neutralitätsabkommen hätte ich die ganze Novelle dahingegeben, wie ich den Kaiser vorher hatte wissen lassen. Ich war mir ja in allen diesen Jahren der schweren Verantwortung voll bewußt und sah immer die Möglichkeit vor Augen, auf dem Gebiete der Flottenrüstung, welche ich niemals als Selbstzweck betrachtet habe, Kompensationen gegen wirkliche weltpolitische Ebenbürtigkeit und für die Freiheit der Meere einzuräumen. Dieser friedliche Eventualzweck des Flottenbaus war zwei Jahre später seiner Erfüllung schon erheblich näher, wie das Eingehen Churchills auf die Formel 10:16 bewies. Aber auch schon Anfang 1912, als unsere Flotte schwächer war als zwei Jahre danach, konnte ich nicht genau wissen, wie groß die Möglichkeit eines politischen Abkommens war. Der Kanzler hatte mir niemals klar gesagt: „Das und das ist das konkrete Ziel, welches wir erreichen wollen,“ man tappte beim Zusammenarbeiten mit ihm stets mehr oder weniger im Dunkeln, und so habe ich das dritte Schiff gegen meine eigentlichen Verhandlungsgrundsätze ohne jeden Gegenwert dahingegeben, um nicht Verhandlungen zu hemmen, die möglicherweise einen Erfolg versprechen konnten.

Dadurch, daß der Kanzler die ursprüngliche Novelle schon preisgegeben hatte, besaß ich eigentlich keine Kompensationsobjekte mehr für kleine Geschenke, die in kolonialer Zukunftsmusik ausbezahlt wurden. Militärische Werte durfte ich grundsätzlich nur noch für tatsächliche und in gewissem Sinne endgültige Bürgschaften opfern, entweder für maritime (Verhältniszahl 2:3) oder für politische (Neutralitätsabkommen). Ohne solche positiven Gegenwerte die Novelle fallen zu lassen, das wäre ein einseitiges Zurückweichen gewesen. Gerade das mußten wir aber am meisten vermeiden, wenn wir nicht wieder in das Zeitalter der englischen Drohungen, wie 1896 oder 1904/5, zurückfallen und uns eine Schraube ohne Ende anlegen wollten. Wir mußten gerade den Engländern gegenüber auf der Basis von Gleich zu Gleich verhandeln, wenn wir trotz den im Juli 1911 begangenen Fehlern eine fortschreitende Festigung unsres gegenseitigen Verhältnisses wollten.

Es war mir deshalb ungewiß, ob ich nicht in Wirklichkeit schon

zu weit gegangen wäre, indem ich als Beweis unseres Entgegenkommens einen Teil der schon verkürzten Novelle opferte. Mein Zweifel löste sich bald in Klarheit über die wahren englischen Ziele auf. Denn nachdem Haldane diese Konzession ohne Gegengabe eingesteckt und sich von ihr befriedigt erklärt hatte, ging er weiter und berührte schließlich vorsichtig die Frage, ob denn das Flottengesetz selbst ausgeführt werden müßte? Hier griff der Kaiser ein, und so zog Haldane seinen Fühler zurück. Es blieb trotzdem die Gewißheit bei mir bestehen, daß die eigentlichen englischen Wünsche nicht gegen die Bagatelle der drei Novellenschiffe, sondern gegen das Gesetz selber gerichtet waren. Haldane gab im Gespräch gelegentlich selber zu, daß die Vermehrung der Flotte um die drei Novellenschiffe materiell überhaupt keine Rolle spielte.

Nachdem wir scheinbar zu einer völligen Einigkeit gekommen und nur deutscherseits etwas geopfert war, erklärte, wie bemerkt, Haldane das Ganze zunächst für eine persönliche Information. Ich habe indes, obwohl die späteren Verhandlungen in London sich zerschlugen, an der Opferung des Schiffes festgehalten, um an unserem guten Willen keinen Zweifel zu lassen.

Ein wirklich geschäftsmäßiges Verhandeln mit Haldane war durch die Gegenwart des Kaisers erschwert. Als das Gespräch auf den für uns entscheidenden Punkt, das politische Abkommen, glitt, wich Haldane aus: eine Neutralitätsklausel wäre nicht möglich wegen der englischen Beziehungen zu Frankreich.

Als wir das Schloß verließen, sprach sich Haldane befriedigt von der Unterredung aus. Ich hatte ihr entnommen, daß 1. die Novelle tatsächlich den Engländern Nebensache, ihr eigentliches Ziel aber wäre, unsere Flottenentwicklung zu lähmen, daß 2. hierfür englischerseits kein Abkommen angeboten würde, das eine ehrliche Flottenverständigung auf Grund der von Lloyd George 1908 angeregten Verhältniszahl bedeutet hätte. Vielmehr sollte starr der unsere Flotte entwertende „Zwei Kiele zu einem"-Standard von uns grundsätzlich anerkannt werden, was auf die Dauer einem Abbau unseres Flottengesetzes gleichgekommen wäre. Nahmen wir den „Zwei Kiele zu einem"-Standard an, so brauchte England nur einige Jahre hintereinander sich mit dem Bau von vier oder gar drei Schiffen zu begnügen, um uns dann vertragsmäßig auf den eigenen Bau von zwei bzw. anderthalb Schiffen pro Jahr zurückzudrängen. Damit fiel das Flottengesetz; abgesehen davon, wäre durch

obigen Grundsatz der Risikogedanke unserer Flotte getötet worden, unsere Flotte verlor ihre Daseinsberechtigung und Deutschland seine weltpolitische Allianzkraft. Man glaubte uns ein derartiges Zurückweichen zumuten zu dürfen, da wir anscheinend so sehr nach einer „Verständigung" um jeden Preis drängten; daß ferner 3. auch die Bethmannsche Neutralitätsformel nicht in Frage kam, sondern 4. unsere maritime Unterwerfung ausschließlich belohnt werden sollte durch die auf die Phantasie des Kaisers und das Erfolgsbedürfnis einzelner Diplomaten berechneten Anwartschaften auf afrikanische Besitztümer der englischen Schutzbefohlenen Franzosen, Belgier und Portugiesen.

Haldane ging also nicht auf geschäftsmäßiger Grundlage vor: er versuchte es zunächst einmal mit Scheinverhandlungen, bereit, uns die Unterwerfung zu verzuckern und uns den Schein eines politischen Abkommens und einer Kolonialerwerbung zu gönnen, wenn wir dafür praktisch in ein Vasallenverhältnis traten.

Englands wirkliches Gesicht entschleierte noch ein wenig deutlicher der erste Lord der Admiralität Winston Churchill, der am 9. Februar, in derselben Stunde, als Haldane mit der ihm vom Kaiser geschenkten Bronzebüste im Arm die Berliner Schloßtreppe herunterstieg, zu Glasgow jene Frühstücksrede hielt, in welcher er die deutsche Flotte als einen Luxus bezeichnete.

Solange der Gedanke der Luxusflotte herrschte, und solange das Bauverhältnis 2:3, das einst Lloyd George vorgeschlagen hatte, vom englischen Kabinett selbst zurückgewiesen wurde, war es vergeblich, und schuf uns bei der Denkweise unserer Reichsleitung nur diplomatische Nachteile, wenn wir britische Minister nach Berlin einluden, die nichts boten, dafür aber nicht ungeschickt Unfrieden zwischen uns selber säten.

Hätte Haldane sich irgendwie zu einem vernünftigen Flottenstärkeverhältnis geneigt gezeigt, so war ich vorbereitet, ihm zu sagen: wenn das Verhältnis 2:3 sich einmal eingebürgert und eine solide Freundschaft zwischen unsern Ländern Platz gegriffen hat, dann ist der Zeitpunkt gekommen, um auch einen verhältnismäßigen Abbau des Flottengesetzes selbst zu erörtern. Die nur auf Täuschung unserer Illusionisten, nicht auf ein zweiseitiges Geschäft gerichtete Unterhandlungsart des englischen Ministers ließ mich aber naturgemäß mit diesem Gedanken zurückhalten, der erst richtig aufgenommen werden konnte, nachdem England unsere Weltstellung anerkannt und uns greifbare Gegenwerte

angeboten hätte. Wenn es überhaupt möglich war, England zu ernsthaftem Verhandeln zu bringen, statt der bisherigen Scheinverhandlungen, so konnte das nur durch Standhaftigkeit in der Hauptfrage, dem Flottengesetz, erzielt werden.

Welche Folgerungen zog der Kanzler aus dem Mißerfolg dieses seines Verständigungsunternehmens, das von vornherein die englische Seele verkannt und auf unwirklichen Voraussetzungen gefußt hatte? Er suchte einen Sündenbock, und der mußte natürlich im ersten Augenblick ich sein, weil ich die deutsche Flotte nicht blindlings ohne Gegenwerte dahingab.

Über das Schlußgespräch, das Haldane am 10. Februar mit dem Kanzler hatte, sagt der im „Manchester Guardian" veröffentlichte Bericht: „Haldane war hauptsächlich in der Flottenfrage interessiert, und sein durchgängiges Argument, daß eine politische Verständigung unreal bliebe, solange Deutschland nicht einige Flottenzugeständnisse machte, erleichterte die Niedergeschlagenheit des Kanzlers nicht, der indes entschlossen war, wenn er irgend vermöchte, den Gedanken einer Verständigung mit England nicht an Tirpitz scheitern zu lassen."

Ich überlasse es dem Leser, dieses Plädoyer an dem oben wiedergegebenen Inhalt von Haldanes Verhandlung mit mir nachzuprüfen, woraus sich ergibt, daß mein Flottenzugeständnis ohne jede Gegengabe blieb und daß Haldane selbst die Novelle als nicht entscheidend behandelte. Auch dem Kanzler gegenüber scheint also Haldane letzten Endes auf den Bruch unseres Flottengesetzes hingesteuert zu haben.

Die Verhandlungen sind dann in London weitergeführt worden. Ihr Verlauf stellte immer klarer heraus, daß es England nur darauf ankam, uns zu einseitigen Zugeständnissen im Flottenbau zu bestimmen, ohne irgendwie Gegenwerte zu geben. Das Auswärtige Amt konnte es gar nicht erwarten, diese einseitige Unterwerfung zu vollziehen und drängte mich jetzt, alle drei Novellenschiffe fallen zu lassen. Diese Forderung kam der Preisgabe der ganzen Novelle gleich; wir konnten dann auch das Personal nicht mehr anfordern, da die ganze Begründung der Novelle bei Wegfall der Schiffe unlogisch wurde. Daß hierin, abgesehen von der militärischen Schwächung durch Unterbinden der Reform nach allem Vorgefallenen und besonders, nachdem der Kaiser selbst sich mit Lord Haldane geeinigt hatte, eine unverantwortliche Einbuße an Prestige lag und die schiefe Ebene betreten war, auf welcher es kein Halten mehr gab, wurde vom Auswärtigen Amt nicht gewürdigt. Die

hier nicht im einzelnen zu erzählende weitere Leidensgeschichte der Novelle zeigte, daß unsere Diplomatie sich immer mehr auf den Standpunkt zurückdrängen ließ, daß England eigentlich das Recht hätte, das Maß unserer Rüstungen zu bestimmen. Das Festbleiben des Kaisers verhütete schließlich die Chamade eines Fallenlassens der in der Thronrede feierlich angekündigten Novelle ohne Gegenleistung der Engländer. Der Kanzler muß nach dem ganzen Verlauf der Angelegenheit doch das Gefühl der Unzulänglichkeit unserer Londoner Vertretung gehabt haben, denn unser bisheriger Botschafter wurde von der besten diplomatischen Kraft, die wir besaßen, dem Freiherrn v. Marschall, abgelöst.

5

Fürst Bülow hatte 1908/9, obwohl sehr besorgt um die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen, die deutsche Würde vollauf gewahrt. Dagegen forderte die 1912 von uns eingeschlagene Verhandlungsart die Engländer zur Hervorkehrung eines Herrenstandpunktes uns gegenüber heraus, den sie aber in korrekter Weise wieder verließen, als sie bemerkten, daß es doch nicht unsere Meinung wäre, die Unterwerfung anzunehmen. Die seit dieser Wendung im Frühjahr 1912 so fühlbar verbesserten deutsch-englischen Beziehungen brachten selbst Bethmann und Kühlmann in der dem Weltkrieg vorangehenden Zeit dazu, unumwunden auszusprechen, daß der von mir eingenommene Standpunkt der richtige gewesen wäre. Solche Äußerungen beider Staatsmänner sind mir mitgeteilt worden. Am 23. April 1914 in der Frühe hatte der Reichskanzler vor dem Verlassen Korfus ein Gespräch mit dem Botschafter v. Wangenheim, dessen Inhalt dieser einem Begleiter in einer Form mitteilte, welche dieser am gleichen Tage in einem amtlichen Bericht weitergegeben hat. Danach sagte der Kanzler: „Es sei keine Frage, daß 1911/12 die Tirpitzsche Politik die richtige war, und daß wir unser jetziges aussichtsreiches Verhältnis zu England nur dieser Marinepolitik verdanken. Er selbst habe das damals nicht so einschätzen können, bekenne sich aber jetzt zu dem Tirpitzschen Standpunkt." Auch noch im Juli 1914 bewies Bethmann durch sein Verhalten, daß er in mir ein Friedensinstrument sah. Als dann das Unglück vom Juli 1914 aus Gründen entstanden war, die von der deutschen Flotte sehr weit ablagen, ist Bethmann-Hollweg freilich auf seine Sündenbocktheorie vom Februar 1912 zurückgeglitten

und hat darin reichen Beifall gefunden, einerseits bei den Engländern, die freilich, da sie ja nach ihrer Behauptung den Krieg nicht gewollt haben, der Sache die Wendung geben müssen, daß sie mich zum Kriegstreiber abstempeln, und anderseits bei der deutschen Demokratie, die nach dem Ausgang des Krieges froh ist, ihr 1900/14 bewiesenes Verständnis für die Notwendigkeit deutscher Machtgrundlagen nunmehr feierlich abzuschwören. Ich versage es mir nicht, eine Probe zeitgemäßer deutscher Geschichtsdarstellung hier einzuschalten. Die „Frankfurter Zeitung" schreibt (1918, Nr. 330): „War nicht Lord Haldane in Berlin, schlug er nicht einen Vertrag vor, der uns in nur mäßiger Entfernung hinter der englischen Flotte gelassen haben würde? Diesen Vorschlag nahm Bethmann nicht an, und wir wissen auch wohl, warum. Nicht weil er nicht selber gewollt, nicht, weil er diese Lösung nicht als durchaus hinreichend für Deutschlands berechtigte Interessen erkannt hätte, sondern aus erbärmlicher Feigheit vor Tirpitz und seinen journalistischen Spießgesellen, vor der frechen, verbrecherischen Propaganda, die das Reichsmarineamt auf Kosten des deutschen Steuerzahlers betrieb." Die niedrige Gesinnung, die, abgesehen von der Unwahrheit, aus solchen leider nicht vereinzelt stehenden Preßäußerungen spricht, enthebt England der Mühe, seinerseits den Beweis für seinen Edelmut und die deutsche Schurkerei anzutreten. In Wirklichkeit ist es so gewesen, daß der von Haldane gemachte Vorschlag in letzter Linie die Beseitigung des deutschen Flottengesetzes enthielt, und ich erfahre erst aus der „Frankfurter Zeitung" die wohl nicht zutreffende Ansicht, daß auch der Kanzler diese Beseitigung des Flottengesetzes „als hinreichend für Deutschlands berechtigte Interessen erkannt habe. Da muß ich denn wohl der Ressortbock sein, der Haldanes ehrliche Versöhnung zunichte machte[1]).

---

[1]) Aus der Tendenz des von Haldane inspirierten Buches „The Vindication", eine Friedenspartei (Bethmann) und eine Kriegspartei (Bülow, der Kronprinz, ich) zu konstruieren, und aus dem Wunsch, den Kaiser zu Bethmann herüberzuziehen, erklärt sich wohl auch die Gedächtnisschwäche des Buches, der Kaiser hätte „gegen seinen Admiral" das dritte Schiff gestrichen. In Wirklichkeit verlief das Gespräch so, daß ich Haldane fragte: „Was verstehen Sie unter Schmieren (lubrication)?" Er nannte die Kürzung der Novelle und schrieb sie selbst auf. Ich erwiderte: „Das können wir annehmen". Hierauf stimmte der Kaiser zu. Haldanes Geschichtsirrtum erklärt sich aus bösem Gewissen: um die Schuld Englands am Krieg abzuwälzen, mußte er eine Kriegspartei in Berlin erdichten. Mit der noch

Tut Deutschland seiner selbst wegen wirklich gut daran, alle die beschimpfen zu lassen, die sich einst um seine Sicherheit und seinen Schutz bemühten?

Von ihrem Standpunkt aus ist die Frankfurter Zeitung freilich berechtigt zu fragen, weshalb denn der Kanzler, wenn mein Tun so verhängnisvoll war, nicht die Folgerung zog, mich gehen zu lassen (ich habe es ihm 1911/12 sehr leicht gemacht und mehrfach dem Kaiser meinen Abschied angeboten) oder aber selbst die verantwortliche Gegenzeichnung abzulehnen?

Meinerseits stelle ich eine Frage an diejenigen Deutschen, welche mutmaßen, daß die Engländer 1914 nicht zur Aufrechterhaltung des festländischen Gleichgewichts oder aus alter Handelseifersucht, sondern um der deutschen Flottenpolitik willen in den Krieg eingetreten sind. Meint man, daß die Novelle von 1912 oder die Ausführung des Flottengesetzes den Kriegsentschluß zur Reife gebracht hat?

Die erste Möglichkeit erledigt sich wohl von selbst. Wenn England vor 1912 grundsätzlich den Frieden vorzog, so wird es durch die zwei Schiffe der Novelle doch wohl nicht zum Krieg umgestimmt worden sein. Oder würde England vielleicht die im Juli 1914 entstandene Lage nicht zum Krieg benützt, Belgien und Frankreich nicht verteidigt haben, wenn ich statt eines Novellenschiffes alle drei weggegeben und eine diplomatische Niederlage in Kauf genommen hätte? War aber England ohnehin zum Krieg entschlossen, dann könnte man mir viel eher einen Vorwurf daraus machen, daß ich überhaupt etwas weggab und mich so in gewisser Weise zum Mitschuldigen derjenigen unserer Minister gemacht habe, welche in der Tat in den Jahren vor dem Weltkrieg unsere Rüstungen durch eine unverantwortliche Sparpolitik zu Wasser und zu Lande geschädigt und damit zum Verlust des Kriegs beigetragen haben.

Die einzige Frage also, deren Beantwortung freilich mehr eine Sache der Gesinnung ist, bleibt also, ob wir überhaupt kein Flottengesetz beschließen und ausführen durften. Wer ein friedliches Verdorren der deutschen Überseewirtschaft dem Versuch vorzöge, sie durch eine Gleichgewichtspolitik zur See zu schützen, mit dem ist nicht zu streiten, und der unglückliche Ausbruch und Verlauf des Krieges wird ihm vor denen

mehr vergröberten Darstellung im „Manchester Guardian“ sich auseinanderzusetzen lohnt nicht mehr. Ich habe 1916/7 zu den Haldaneschen Veröffentlichungen geschwiegen, weil ich damals dem Kaiser selbst eine Erwiderung zu überlassen hatte.

recht geben, welche in diesem Verlauf der Dinge ein unausweichliches Schicksal an Stelle einer Kette vermeidbarer Fehler erblicken. Ich hätte meinem Volk nicht mit ganzer Seele eine Flotte gebaut, wenn ich nicht an seine Eigenschaft, ein wirkliches freies Weltvolk werden zu können, geglaubt hätte. Darin habe ich mich vielleicht getäuscht. Wenigstens legt die Selbstbezichtigung unserer Demokratie die Vermutung nahe, daß ich mich über die inneren Kräfte unseres Volkes getäuscht habe. An ihrer Uneinigkeit, nicht an den äußeren Verhältnissen, ist der weltpolitische Anlauf gescheitert, nach meiner Überzeugung, von der mich auch der Lärm der Geschichtsklitterungen niemals abbringen wird. Den Engländern wird, nachdem sie ihr Ziel erreicht haben, dieser innerdeutsche Versuch der Demokratie, sich reinzuwaschen von unserem früheren Streben nach friedlicher Weltgeltung, nur eine gelassene Verachtung abnötigen. Die zukünftigen Geschlechter Deutschlands aber werden die Erfahrung darin nachholen, ob die Angelsachsen es einem zur See ohnmächtigen Deutschland erlauben werden, als Industriestaat zu gedeihen.

Es gibt politische Stubengelehrte, die sagen: Wir hätten uns noch ein paar Jahrzehnte lang, so wie Bismarck, des Flottenbaus und damit jeder Reizung Englands enthalten sollen, bis wir auf dem Festland ganz überragend geworden wären. Möchten diese, die also im wesentlichen an Caprivis Standpunkt festhalten[1]), beachten, was Bismarck selbst über die unvermeidliche deutsch-englische Spannung und ihre Gründe gesagt hat[2]). Nach seinen dreihundertjährigen Staatsgrundsätzen würde England niemals geduldet haben, daß ein scharfer wirtschaftspolitischer Wettbewerber, am wenigsten aber wir, die überragende Macht auf dem Festland gewönne, ganz abgesehen von der Frage, ob Letzteres überhaupt ein für uns erstrebenswertes Ziel war. England hätte aber um so rücksichtsloser und unbefangener auch kriegerisch gegen jede Ausdehnung unserer Macht auf dem Festland gewirkt, je weniger es selbst uns fürchtete. Darum wurde schon in den neunziger Jahren in England der Gegensatz zu Frankreich und Rußland zurückgeschraubt, der zu uns herausgearbeitet. 1914 dagegen hatte, durch unseren Flottenbau, der die Gefahrenzone fast durchlaufen hatte, gedeckt Deutschland schon nahezu die Stelle der vierten Weltmacht friedlich erobert, ohne daß England einzugreifen noch Gelegenheit gefunden hatte.

1) Oben S. 25.

2) Oben S. 167.

Es gehörten außerordentliche Ungeschicklichkeiten unserseits dazu, ihm diese Gelegenheit so spät noch zu verschaffen. Ein hervorragender deutscher Staatsmann hat diese Leistung charakterisiert als ein diplomatisches Kunststück erster Klasse, freilich nach der negativen Seite hin. Es gab keinen andern Weg zur Weltmacht als über den Flottenbau. Umsonst wird einem Volk die höchste Wohlfahrt nicht geschenkt. Die Seemacht war eine natürliche und notwendige Funktion für unsere Wirtschaft, deren Welteinfluß mit England und Amerika um die Palme stritt und die anderen Völker schon überholt hatte. Eine solche Lage ist gefährlich, und sie wird unhaltbar, wenn nicht eine achtbare Seemacht das Risiko des Konkurrenten, bei jedem Versuch, den aufstrebenden Nebenbuhler totzuschlagen, stark erhöht.

Freilich wird man deutschen Doktrinären schwerlich Verständnis dafür beibringen können, daß solche Entwicklungen wie die zur Überseewirtschaft und Seemacht sich nicht kommandieren lassen, sondern organisch aus der innersten Volksentwicklung hervorgehen, und daß ein Siebzigmillionenvolk auf enger Scholle ohne überragenden Ausfuhrhandel buchstäblich verhungert.

6

Die Jahre, die auf den Haldanebesuch folgten, brachten eine Besserung der deutsch-englischen Beziehungen, die in Deutschland einmütig begrüßt, allerdings, wie sich zeigen sollte, zum Teil etwas falsch bewertet worden ist. Unsere Flottenpolitik hatte 1912 ihre Friedensliebe bewiesen durch die einseitige Opferung des dritten Schiffes und (dies war der springende Punkt) durch das Herabgehen vom Viererbautempo auf das Zweiertempo im Jahr 1912. Militärisch war dies nicht unbedenklich, da es den Vorsprung der Engländer vergrößerte und tatsächlich vom Herbst 1915 ab die Aussichten einer Seeschlacht für uns verschlechterte. Aber dieser durch keine Sophistik wegzudeutende Tatbeweis unserer Friedensliebe enthielt einen politischen Wert, der Früchte trug und noch weitere getragen hätte, wenn die später zu besprechenden Vorgänge des Juli 1914 nicht die Entwicklung durchschnitten hätten [1].

Mit einer gewissen Wehmut denke ich an die kurze Zeit zurück,

[1] Im übrigen lag der beste Beweis, daß nicht wir das Wettrüsten zur See verschuldeten, andauernd in dem Vergleich der Flottenbudgets der verschiedenen Seemächte. Oben S 117.

während welcher Freiherr v. Marschall als Botschafter in London wirkte. Marschall hatte in der Zeit vor den Flottengesetzen im Reichstag gelegentlich als Staatssekretär des Auswärtigen auch Marinefragen behandelt, und ein früherer Beamter des Auswärtigen Amtes erteilt ihm für diese Tätigkeit das Zeugnis, daß kein Minister „vor der Zeit der systematischen Aufklärung, die mit der Berufung des Admirals Tirpitz ins Reichsmarineamt kam, mehr getan hätte, um das Verständnis für die politischen und wirtschaftlichen Nachteile unserer Flottenlosigkeit zu wecken, als Marschall"[1]. Die lange Verbannung nach Konstantinopel hatte die staatsmännischen Fähigkeiten dieses bedeutenden Geistes zur vollen Reife gebracht, als ihn der Kaiser (Mai 1912) zum Nachfolger des Grafen Wolff-Metternich auf dem wichtigsten Außenposten des Reiches ernannte.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger bemühte sich Freiherr v. Marschall sofort, die konkreten Zahlen- und Bauverhältnisse der beiderseitigen Marinen, ohne deren Kenntnis ein wirkliches Verhandeln mit England gar nicht möglich war, ernsthaft zu studieren. In diesem Bestreben suchte er auch mich vor seiner Abreise nach London auf, und wir stellten in einem langen Gespräch unser vollständiges Einvernehmen über die zu befolgende Flottenpolitik fest.

Marschall war den englischen Staatsmännern als ebenbürtiger Gegner bekannt geworden auf der zweiten Haager Konferenz von 1907, sowie durch seine erfolgreiche Tätigkeit in Konstantinopel. Er hatte dort die englische Macht an einem ihrer weltpolitischen Brennpunkte zu beobachten Gelegenheit gehabt, und es war ihm gelungen, den Engländern bei der Hohen Pforte den Rang abzulaufen. Sein Auftreten in London unterbrach nun vorübergehend die deutsche Methode, den Engländern nachzulaufen und sich von ihrer Art imponieren zu lassen. Marschall wußte, daß der Brite um so höflicher wird, je bestimmter sein Wettbewerber den eigenen Standpunkt vertritt. Er erklärte, daß Deutschland seine Wirtschaftspolitik nicht durchführen könnte, ohne ein Machtmittel zur See zu besitzen, das uns gegen die Notwendigkeit schützte, vor England auf Schritt und Tritt zurückzuweichen. Als er im Juli 1912 im Buckingham-Palast sein Beglaubigungsschreiben überreichte, würdigte ihn der König einer deutschen Ansprache, worauf Marschall auch seiner-

[1] O. Hammann, Der neue Kurs (1918), S. 125f.

seits durch grundsätzlichen Gebrauch des Deutschen den zuhörenden englischen Ministern Gelegenheit gab, ein bisher von keinem deutschen Diplomaten bei ihnen vermutetes, überraschendes Verständnis unserer Sprache an den Tag zu legen. Bei dieser feierlichen Gelegenheit nun beklagte sich Marschall darüber, daß er seinen sonst so guten und vielversprechenden Empfang durch die englische Presse beeinträchtigt sähe infolge einer neuen Flottenpanikrede Churchills: wenn derlei fortgesetzt würde, fühlte er seine Kräfte umsonst eingesetzt.

Wie mir ein Augenzeuge des Auftritts, unser damaliger Marineattaché Kapitän Widenmann, geschildert hat, war die Wirkung dieses würdigen und festen Auftretens, das auf genauer Übersicht der Verhältnisse beruhte, bedeutend. Niemals hatte in den Jahren der deutsch-englischen Spannung ein deutscher Staatsmann in England ähnliche Beachtung und Rücksicht gefunden, und Admiral Sir John Jellicoe gab im Gespräch mit Dritten dem allgemeinen Gefühl Ausdruck, indem er von Marschall sagte: he looks like a tower of confidence. Sein früher Tod (September 1912) war für das an staatsmännischen Kräften so arme Deutschland ein Verlust von unübersehbarer Wirkung.

Ich möchte mich bei der Erörterung der wachsenden englischen Verständigungsneigung auf diejenigen Anzeichen beschränken, die auf dem Gebiet des Flottenwesens liegen. Der Erste Lord der Admiralität, der 1912 noch gehofft hatte, unserer „Luxusflotte" durch Haldane den „Zwei Kiele zu einem"-Standard aufzureden, nahm 1913 den von Lloyd George 1908 und von mir 1912 vorgeschlagenen Standard 2:3 in der angenäherten Form 10:16 an. Damit war praktisch das deutsch-englische Flottenabkommen erzielt, und da wir keine Novelle mehr vorhatten, so waren deutsch-britische Flottenerörterungen dem Grundgehalt nach abgeschlossen, dieser Zankapfel nach menschlichem Ermessen beseitigt[1]). Ich wünschte diese Entwicklung durch

[1]) Vgl. auch unten S. 204. In einer sehr eingewickelten Form hat Churchill noch einmal durch den Vorschlag des Baufeierjahres versucht, dem Flottengesetz den Hals zu brechen. Die ungünstige Aufnahme dieses Gedankens in England selbst enthob uns aber der Notwendigkeit, sich mit ihm eingehender zu beschäftigen. Ich erwähne nur nebenbei, daß Bethmann, Kühlmann, das Auswärtige Amt und die Fraktionsvertreter des Freisinns und des Zentrums den Gedanken damals entschieden von der Hand gewiesen haben, den Vorschlag des Baufeierjahres ernsthaft zu beachten, wie denn überhaupt von 1912 an, und zwar, wie es schien, für immer, über unsre Flottenpolitik die vollste Einigkeit herrschte.

nichts zu gefährden. Die Zuverlässigkeit deutscher Politik war unsere beste Waffe. Darum habe ich dagegen angekämpft, als Anfang 1914 die deutsche Illusionsfähigkeit bereits wieder die deutsch-englische Entspannung überschätzte. Damals wünschte der Kaiser zur stärkeren Betonung des Auslandsdienstes, die an sich ganz in meiner Richtung lag, die Einbringung eines Nachtragsetats zwecks Bereitstellung von vier weiteren kleinen Kreuzern, die unsere gesteigerten politischen Interessen im Mittelmeer dauernd zum Ausdruck bringen sollten. Ich erhob stärkste Bedenken gegen die plötzliche Einbringung eines Nachtragsetats unter dieser Begründung, der politische Verwicklungen in der Art erzeugen konnte, wie die ohne mein Vorwissen, aber zu meinem Bedauern vollzogene Entsendung der deutschen Militärmission nach Konstantinopel. Ich erbat durch den Kabinettschef meinen Abschied, worauf die Forderung unterblieb. Im Herbst 1914 wollte ich dann meinerseits einen Nachtragsetat für die zeitweilige Ausreise einer Linienschiffsdivision zur Weltausstellung nach San Francisco vorlegen [1]) und dabei die fehlenden Mittel für die stärkere Indiensthaltung im Ausland etatsmäßig nachfordern. Für die Einbringung einer neuen Novelle lag nach menschlichem Ermessen auch in fernerer Zukunft kein Anlaß vor. An weitere Vermehrung unserer Schlachtschiffe habe ich nie gedacht, im Gegenteil für den Fall einer Fortdauer des unheimlichen Größenwachstumes der Schiffe die Verminderung ihrer Zahl als Möglichkeit im Auge behalten.

In jenem Augenblick nach Haldanes Besuch, als die Engländer angesichts unseres übermäßigen Drängens nach Verständigung vorübergehend glaubten, uns in der Art Portugals behandeln zu können, verweigerte die Londoner Regierung zwar ein Neutralitätsabkommen, wollte aber versprechen, sich nicht an „unprovozierten (!) Angriffen" gegen uns zu beteiligen. Für diese nichtssagende Freundlichkeit stellten sie zwei Bedingungen an den Kaiser, erstens, daß die Novelle ganz fiele, und zweitens, daß Bethmann Reichskanzler bliebe. Der Kaiser wies diese Forderung als Einmischung in unsere inneren Regierungsver-

---

[1]) Vgl. oben S. 131.

hältnisse formell zurück. Wo zwischen zwei Völkern, die sich bei richtiger Politik saturiert zueinander verhalten, wie z. B. Deutsche und Russen, die Interessen weithin zusammenlaufen, kann das Vertrauen zwischen den Staatsmännern gar nicht groß genug sein. Wo aber unüberbrückbare Gegensätze zwar in Schach gehalten, aber nicht in Gemeinsamkeiten umgebogen werden konnten, wie zwischen Deutschland und England, durfte die Liebe zu einem Mann eine gewisse Temperatur nicht überschreiten, ohne bedenklich zu werden. Doch wurde der Wunsch der Engländer erfüllt, und Bethmann blieb. Als der Kaiser mir jene Zumutung erzählte, fügte er bei, ich wäre in demselben Zusammenhang als ‚a dangerous man' bezeichnet worden. Ich erwiderte, daß mir im Leben kein größeres Lob gesagt worden wäre.

Ich kannte damals noch nicht genügend die vom politischen Instinkt anderer Völker abweichende Denkrichtung vieler Deutschen, wonach die vom außenpolitischen Gegner einem Staatsmann bescheinigte „Ungefährlichkeit" geeignet ist, ihn auch dem eigenen Land zu empfehlen.

Sechzehntes Kapitel

Der Ausbruch des Krieges

1

In der Kieler Woche des Jahres 1914 sagte mir unser Londoner Botschafter, Fürst Lichnowsky, mit dem jetzigen deutschen Flottenbau hätte sich England abgefunden; ein Krieg um unserer Flotte oder unseres Handels willen käme nicht mehr in Frage; das Verhältnis wäre befriedigend, die Annäherung im Wachsen. Er knüpfte hieran die Frage, ob etwa eine neue Flottenvorlage zu erwarten wäre? Meine Antwort lautete: „Wir haben keine mehr nötig."

Bei derselben Kieler Woche war als Ausdruck gebesserter Beziehungen zum erstenmal seit neunzehn Jahren ein britisches Linienschiffgeschwader unser Gast. Ich hatte englische Offiziere und den großbritannischen Botschafter zum Frühstück an Bord, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers eintraf. Zwei Tage später fuhren die englischen Schiffe ab. Ich reiste, wie geplant, am 2. Juli zur Kur nach Tarasp. Jene Nachricht hatte uns alle unheimlich berührt. Man erwartete irgendwelche Sühne für die düstere Tat, infolgedessen auch eine gewisse europäische Spannung. Einen Weltkrieg befürchtete ich nicht. Wer sollte die Verantwortung dafür übernehmen? Auch wiesen unsere militärischen Nachrichten darauf hin, daß, wenn überhaupt, so frühestens für 1916 mit einem Angriffskrieg von Rußland aus zu rechnen wäre. Der Verdacht, daß der Mord in Serajewo mit Wissen des Zaren oder Englands angezettelt wäre, wurde nicht gehegt.

Tägliches Lesen der englischen Zeitungen hatte zusammen mit amtlichen Berichten mich über das Abflauen der Hetze und die fortschreitende Entspannung der deutsch-englischen Beziehungen auf dem Laufenden gehalten. Die Grundstimmung freilich, daß man unsere Zurück-

drängung wünschte, hatte sich nicht geändert, und es durfte keinen Augenblick vergessen werden, daß es noch immer englischer Staatsgrundsatz war, den deutschen Einfluß einzudämmen. Aber der Augenblick, uns niederzuschlagen, wurde in England von weiten Kreisen als verpaßt gefühlt. Im Jahr 1897 war die Zerstörung des flottenlosen Deutschen Reiches kaltblütig erörtert worden. Im Jahr 1905 drohte der Zivillord der Admiralität der noch winzigen deutschen Flotte offen mit dem vernichtenden Überfall. Im Jahre 1908/9 begleitete wenigstens eine Flottenpanik, wenn auch keine Drohung mehr, die bosnische Krisis; das Schwert saß schon nicht mehr so locker, der Ton war nicht mehr so überhebend und brutal, aber noch recht erregt gewesen. In der Agadir- und Haldanezeit 1911/12 mischte sich in den feindseligen Ton eine gewisse Selbstbeherrschung und wachsende Vorsicht. Als der letzte Versuch, uns die englische Oberherrschaft, ausgedrückt in dem Flottenverhältnis 2:1, aufzunötigen, 1912 von uns zurückgewiesen worden war, erklärten sich die britischen Minister bald darauf mit unserem Flottenbau im Verhältnis 10:16 zufrieden und zeigten uns in allen Angelegenheiten mehr Rücksicht. Sie gewährten 1912/14 unserer Unterstützung des österreichisch-ungarischen Standpunktes Förderung, wobei unerörtert bleiben soll, inwieweit hierbei die Vertiefung russisch-deutscher Gegensätze als erwünschte Nebenwirkung empfunden wurde. Im Juli 1914 bewies England, wie ich später erfahren habe, anfänglich den Wunsch, um Serbiens willen keinen Weltkrieg zu entfesseln. Hierbei spielte wohl das bei einem Händlervolke besonders starke Bedürfnis mit, den allgemeinen Frieden solange zu erhalten, als das eigene Interesse nicht gefährdet war. Dagegen wäre es falsch, dieses Verhalten als Freundschaft zu Deutschland zu erklären. Jeden unbewachten Augenblick würde England benutzt haben, um das deutsche Volk in den Zustand der Jämmerlichkeit zurückzuführen, aus dem es allein der Staat der Hohenzollern und Bismarcks emporgehoben hatte.

Dabei war durch das Erstarken der russischen Macht die Gefahr eines Weltkriegs im ganzen immer näher gerückt, seit Rußland zur Entente getreten war und unsre in vielem verfehlte Russenpolitik es nicht verstanden hatte, die Spannung zu mildern. Die Rüstungen Rußlands und Frankreichs waren bis an die äußerste Grenze gesteigert worden. In der Begünstigung dieser Kriegsvorbereitungen und der ihnen zu-

grundeliegenden Eroberungsgelüste tritt Englands geschichtliche Schuld unwiderleglich zutage, gerade weil es sich selbst infolge des vermehrten eigenen Kriegsrisikos uns gegenüber vorsichtiger zurückhielt und innerhalb der durch England erzeugten labilen Gesamtlage Europas die gesteigerte Explosivkraft der Entente in gewissem Umfang durch kühlere Besinnung ausglich.

Denn das halbe Jahrhundert friedlichen Wachstums hatte uns zuletzt schwer angreifbar gemacht. Kabinett und öffentliche Meinung Englands fanden es mehr und mehr im eigenen Interesse, uns als besten Kunden am Weltgeschäft teilnehmen zu lassen. Indem sich England an diesen Gedanken mehr gewöhnte, traten auch in Deutschland diejenigen zurück, welche die englische Vormacht als etwas Gottgegebenes, deutsche Macht aber als etwas Ungewohntes und Unerlaubtes empfunden hatten. Auch solche, die sich früher darauf eingestellt hatten, England nur ja nicht durch eine eigene Marine zu „reizen", begannen angesichts der höflicheren Behandlung des mächtiger gewordenen Deutschen Reiches sich in einem durch eigene Kraft geachteten und geschützten Vaterland wohlzufühlen[1]. Wir hatten die unvermeidliche „Gefahrenzone" des Flottenbaues nahezu durchlaufen und unser Ziel, die friedliche Gleichberechtigung mit England, stand vor seiner Erfüllung.

England befürchtete von uns keinen Angriff. Dafür bürgte ihm unsere ungünstige seestrategische Lage im nassen Dreieck, welche die hohe Schlagkraft unserer Marine nicht aufhob, aber beengte und beim Mangel seekräftiger Verbündeter den Wunsch nach einem Krieg bei keinem verantwortlichen Deutschen erzeugen konnte. Dafür bürgte ebenso das Verhältnis von fünf deutschen zu acht englischen Geschwadern, mit welchem auch wir uns als Endziel zufrieden erklärt hatten, ferner

---

[1]) Die damals überwiegende Auffassung der politischen Kreise hat, wie ich einer Flugschrift entnehme, z. B. der fortschrittliche Abgeordnete Heckscher damals in die Worte gefaßt: „Weshalb ist die Einkreisungspolitik Englands gegen uns aufgegeben? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte." Vgl. auch oben S. 195. Freilich schlug nach deutscher Art die Illusion nun zum entgegengesetzten Extrem um. Statt sich der gewonnenen Stellung und der Sicherung des Friedens zu freuen, berauschte man sich an der Vorstellung, die Einkreisungspolitik wäre mit einem Schlag „aufgegeben". Diese Übertreibungen nach der einen wie nach der anderen Seite wurden uns zum Verhängnis.

die wohlbekannte Friedensliebe des Kaisers und über alles das hinaus die einfache Grundtatsache unserer Weltstellung, daß wir im Frieden und durch den Frieden gewannen, wie niemals auch im glorreichsten Kriege denkbar war.

England und Deutschland erfuhren beide an sich die Wahrheit des alten Spruches: Si vis pacem, para bellum, den der Deutsche erst nach unglücklichen Jahrhunderten der Selbstvernichtung durch seine großen preußischen Könige begriffen hatte. Handel und Wandel stiegen in beiden Ländern reißend empor; die Wehrlasten wurden spielend getragen und wirkten im vollständigsten Sinne produktiv. Am politischen Horizont zeichnete sich der Zustand wirklichen Gleichgewichts ab.

Die britischen Staatsmänner freilich betonten in ihren Gesprächen mit Deutschen den Umstand nicht, daß es im wesentlichen unsere der Vollendung nahe Risikoflotte in der Nordsee war, was ihre achtungsvolle Tonart bewirkt und die Wahrscheinlichkeit eines britischen Angriffs zurückgedrängt hatte. Sie sprachen begreiflicherweise nur von ihrer eigenen friedfertigen Gesinnung, weniger von den Tatsachen, welche sie verstärkten. Heute sind die Engländer ja froh, daß der Krieg gekommen ist, in dem Sinn, wie mir der amerikanische Botschafter Gerard nach Kriegsausbruch gesagt hat, er begriffe nicht, daß wir den Krieg zuließen, denn in wenigen Jahren hätten wir ja die Engländer auf friedlichem Wege überholt. Aber im Juli 1914 konnten die Engländer doch kaum vermuten, daß unsere Reichsleitung die deutsche Flotte vom Schlagen zurückhalten würde. Sie dachten deshalb nicht leichten Herzens an den Krieg. Die genial aufgebaute Einkreisungspolitik, die das edle Wild Deutschland zu Tode hetzen sollte, war dicht davor, an unsrer herangewachsenen Machtstellung zuschanden zu werden.

Soweit ich zur Erhaltung des Friedens in Ehren beigetragen hatte, sah ich mit Befriedigung auf meine Lebensarbeit zurück und fühlte den Abschluß des Flottengesetzes nicht mehr fern, womit ich meinem Nachfolger ein fertiges Werk in die Hände legen könnte. Mochte dieser dann im Kleinkampf der Behörden und des Parlaments an der Ramme stehen; die deutsche Marine hatte im Sinne Stoschs und in meinem Sinne ihr Werk getan, wenn sie durch ihre Kraft den Frieden und die Freiheit auf den Meeren erhielt.

Niemals hat Deutschland im Lauf seiner langen Geschichte mächtiger und von den Größten der Erde gleicher geachtet dagestanden als in jenen Tagen, niemals reicher geblüht. Nach dem Urteil erfahrener Auslandskenner, wie z. B. des Fürsten Bülow in seiner „Deutschen Politik", waren wir im wesentlichen „über den Berg" und hatten unser Recht auf Weltgeltung durchgesetzt. Deutsche Kultur und Wirtschaft holten in Ostasien, Afrika, Südamerika, im nahen Orient in vollen Zügen nach, was unsere Geschichte versäumt hatte. Nur noch ein paar Jahre ruhiger, geschickter Führung, und wir waren als Weltvolk nicht mehr zu entwurzeln im Sinn des von Roosevelt 1904 gesprochenen Wortes: „Das Gedeihen eines Volkes hat normalerweise für die anderen Nationen nicht die Bedeutung einer Bedrohung, sondern einer Hoffnung." Ein Zufall, der für die Tragik des Weltkriegs in gewissem Sinne symbolisch ist, hat es gefügt, daß unsrem Londoner Botschafter das bereits paraphierte deutsch-englische Kolonialabkommen gerade am Tag der Kriegserklärung zum Unterzeichnen überschickt wurde.

Die Mißgunst der Ententemächte durfte in keinem Augenblick unterschätzt werden. Aber die Situation war trotzdem für eine deutsche Staatskunst nicht verloren, als im Sommer 1914 die serbische Herausforderung an Österreich geschah. Es mußte nur rechtzeitig und offen gehandelt werden. Ein unmittelbares Ersuchen unseres Kaisers an den Zaren, bei der Sühne mitzuwirken, hätte Erfolg versprochen, mindestens aber unsere politische Lage günstig beeinflußt.

Ein bedrohliches Moment lag, was Deutschland betraf, niemals im Kriegswillen, sondern einzig in der verhängnisvollen Mittelmäßigkeit im Amt befindlicher Politiker.

2

Am 5. Juli 1914 überreichte der österreichische Botschafter ein von Graf Hoyos, dem Kabinettschef des österreichisch-ungarischen Außenministers Grafen Berchtold, überbrachtes Handschreiben des Kaisers Franz Joseph nebst einem schon vor dem Attentat verfaßten Promemoria in Potsdam dem deutschen Kaiser. Darin wurde, wie man mir nach Tarasp meldete, ausgeführt, daß die Fäden der Mordverschwörung nach Belgrad reichten. Die österreichische Regierung werde mit der Forderung nach weitgehendster Genugtuung an Serbien heran-

treten und, sobald diese nicht erfüllt würde, ihre Truppen in Serbien einmarschieren lassen.

Kaiser Wilhelm sagte aus ritterlicher Empfindung dem persönlichen Ersuchen des österreichischen Kaisers Unterstützung und Treue gegen die serbischen Mordgesellen zu. Nach den Ausführungen, die er am Vormittag des 6. Juli meinem Amtsvertreter im Park des Potsdamer Neuen Palais machte, hielt der Kaiser ein Eingreifen Rußlands zur Deckung Serbiens für nicht wahrscheinlich, weil der Zar die Königsmörder nicht unterstützen würde und Rußland zurzeit militärisch und finanziell kriegsunfähig wäre. Der Kaiser setzte ferner etwas sanguinisch voraus, Frankreich würde Rußland bremsen, wegen Frankreichs ungünstiger Finanzlage und seines Mangels an schwerer Artillerie. Von England sprach der Kaiser nicht; an Verwicklungen mit diesem Staat wurde überhaupt nicht gedacht. Der Kaiser selbst sah also weitergreifende Gefahren für unwahrscheinlich an. Er hoffte, daß Serbien nachgeben würde, hielt es aber doch für erforderlich, auch für einen andern Ausgang der österreichisch-serbischen Auseinandersetzung gerüstet zu sein. Er hatte aus diesem Grund schon im Lauf des 5. den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, den Kriegsminister v. Falkenhayn, den Unterstaatssekretär des Auswärtigen Zimmermann und den Chef des Militärkabinetts v. Lyncker nach Potsdam befohlen. Es wurde dabei beschlossen, daß Maßnahmen, die geeignet wären, politisches Aufsehen zu erregen oder besondere Kosten zu verursachen, vermieden werden sollten.

Nach diesem Entschlusse trat der Kaiser auf Rat des Kanzlers die schon vorher geplante Nordlandsreise an.

Es war die verfassungsmäßige Aufgabe und vornehmste Pflicht des Kanzlers, das Versprechen an Österreich vom politischen Standpunkt der deutschen Interessen zu prüfen und seine Ausführung in der Hand zu behalten. Der Kanzler billigte den Entschluß des Kaisers in der Annahme, daß Österreichs ohnehin erschütterte Großmachtstellung in Verfall geraten müßte, wenn es von dem eroberungslüsternen serbischen Staat keine Genugtuung erhielte. Die Erinnerung an die bosnische Krisis von 1908/9 mag mitgespielt haben.

Über die politische Betätigung des Kaisers während der Nordlandsreise bin ich nicht unterrichtet. Ich habe indeß Grund zu der Annahme, daß er keine ernstliche Gefahr für den Weltfrieden bemerkt hat. Wenn der Kaiser den Frieden nicht für bedroht hielt, ließ er gern der

Erinnerung an ruhmreiche Ahnen freien Lauf. In Augenblicken dagegen, die er als kritisch erkannte, verfuhr er außerordentlich behutsam. Wäre der Kaiser in Berlin geblieben und hätte der normale Regierungsapparat gespielt, so würde der Kaiser trotz seiner nur sporadischen Beschäftigung mit der Auswärtigen Politik vielleicht schon um die Mitte des Monats Wege gefunden haben, um der Kriegsgefahr auszuweichen. Da indeß auch der Chef des Generalstabes, der Kriegsminister, der Chef des Admiralstabes und ich während der nächsten Zeit von Berlin ferngehalten wurden, so geriet die Angelegenheit unter die monopolartige Regie des Kanzlers, der, selbst in der großen europäischen Welt unerfahren, nicht imstande war, den Wert seiner Mitarbeiter im Auswärtigen Amt zu durchschauen.

Der Kanzler holte auch schriftlich jedenfalls von mir keinen Rat ein.

Die Vorgänge des Juli, insbesondere die Beteiligung Deutschlands an ihnen, sind jetzt durch eine Reihe zum Teil amtlicher Veröffentlichungen so vollständig klargelegt, daß es mir nicht mehr im Interesse Deutschlands zu liegen scheint, meine Auffassung zu verschweigen.

Nach den Erfahrungen des Weltkrieges könnte die Frage aufgeworfen werden, ob das Deutsche Reich sich nicht rechtzeitig mit den Nachbarn und Erben der österreichisch-ungarischen Monarchie über ihre Aufteilung hätte verständigen sollen. Wenn man aber die umgekehrte Politik verfolgte, welche dem Treugefühl und der geschichtlichen Entwicklung entsprach, und an der Unversehrtheit und Bündnisfähigkeit der habsburgischen Monarchie festhielt, so hatte der Kanzler Recht, wenn er eine ausreichende Genugtuung Serbiens an Österreich für notwendig hielt. Denn nur dadurch ließ sich Österreich wieder zu einem brauchbaren Glied des Dreibundes machen und sein innerer Verfall vielleicht aufhalten. Der in Berlin und Wien begangene Fehler beginnt erst bei der Frage der Ausführung. Bethmann und Berchtold vermochten sich trotz Graf Tiszas Warnungen nicht vorzustellen, daß eine ausreichende Genugtuung auch anders als durch Drohung mit dem militärischen Einmarsch der Österreicher zu bekommen wäre. So legte sich Berlin von vornherein auf das doppelte Bestreben fest, einmal dem schwankenden Österreich Halt zu geben zu raschem und energischem Handeln, anderseits aber den Konflikt zu „lokalisieren". Österreich sollte für den als wahrscheinlich angenommenen Fall, daß die serbische Antwort ungenügend ausfiele, auf der Genugtuung durch militärischen

Einmarsch in Serbien bestehen und Bulgarien nach der Absicht Wiens, die in Berlin skeptisch aufgenommen wurde, Gelegenheit erhalten, sich einer etwaigen militärischen Operation anzuschließen. Es sollte aber alles aufgeboten werden, um ein Übergreifen dieses örtlich begrenzten Balkankrieges auf Europa zu verhüten. Trotz eifrigstem Bestreben des Kanzlers, den Frieden unter den Großmächten zu erhalten, brach der Weltkrieg aber aus, und es erhebt sich deshalb die Frage, wie es trotz dem unzweifelhaftem Recht Österreichs auf Sühne und auf Säuberung der serbischen Verschwörungshöhle, wie es ferner ungeachtet aller Friedensbemühungen der deutschen Regierung den Feinden möglich geworden ist, fast die ganze Welt von der Schuld Deutschlands am Weltkrieg zu überzeugen?

Ich beabsichtige im folgenden einiges zur Lösung des Rätsels beizutragen, was nur durch Erörterung der politischen Psychologie Bethmann-Hollwegs möglich ist.

Schon am 11. Juli besaß, wie ich nach Jahren erfahren habe, das Berliner Auswärtige Amt die Überzeugung, daß die Entente in Belgrad zum Nachgeben geraten hätte. Damit hatte der Kanzler Handhaben, um den Knoten zu lösen. Er aber zog aus der Annahme, daß die Entente den Krieg nicht wollte, den kurzsichtigen Schluß, daß Österreich sich ohne Rücksicht auf die Entente den Einmarsch in Serbien wahrscheinlich erzwingen könnte, ohne den Weltfrieden zu gefährden. Denn, wie Zimmermann schon am 8. Juli gesagt hatte, nahm man in Berlin an, „daß, wenn Österreich in Serbien einrückte, England und auch Frankreich im Verein mit uns auf Rußland einwirken würden, um den Konflikt zu lokalisieren". Man unterschätzte die Festigkeit des Zusammenhangs unter den drei Großmächten und darum die Gefahr eines allgemeinen Kriegs. Die begreifliche Abneigung der Menschen, begangene Irrtümer einzugestehen, erschwert heute dem Kanzler und den Seinen das offene Bekenntnis zu ihrem damaligen für Deutschland so verderblichen Optimismus. Ich besitze aber in den Meldungen meiner eigenen Behörde genügend Spiegelbilder für die damalige Stimmung der Wilhelmstraße.

Am 13. Juli hatte der Kanzler Kenntnis von wesentlichen Punkten des beabsichtigten Ultimatums, worüber ich eine Mitteilung meines Amtsvertreters nach Tarasp erhielt. Der betreffende Absatz des an mich gerichteten Schreibens lautet:

„Unser Botschafter in Wien, Herr v. Tschirschky, hat privatim und auch vom Grafen Berchtold erfahren, daß die von Österreich an Serbien zu richtende Note folgende Forderungen stellen werde:

1. Eine Proklamation des Königs Peter an sein Volk, worin er es auffordert, von der großserbischen Agitation Abstand zu nehmen,

2. Beteiligung eines höheren österreichischen Beamten an der Untersuchung des Attentats,

3. Entlassung und Bestrafung sämtlicher Offiziere und Beamten, deren Beteiligung daran nachgewiesen wird."

Davon, daß die Entente in Belgrad zum Frieden geraten hätte, wie man damals in der Wilhelmstraße optimistisch annahm, ist mir nichts bekannt geworden. Auffällig ist mir noch heute, daß die Entente es nicht vermocht hat, über ihre friedensfördernde Einwirkung in Belgrad schlüssige Dokumente vorzulegen. Die serbischen Mordmethoden konnten freilich nicht gut durch irgendeinen Kulturstaat in Schutz genommen werden. Als ich jene Mitteilung nach Tarasp empfing, war indes mein erster Eindruck, daß dieses Ultimatum für Serbien unannehmbar wäre und leicht den Weltkrieg herbeiführen könnte. An die Möglichkeit, einen serbisch-österreichischen Waffengang gegenüber Rußland zu „lokalisieren", habe ich nicht geglaubt, ebensowenig wie an die Neutralität Englands in einem Festlandskrieg. In diesem Sinne habe ich an meinen Amtsvertreter geschrieben und eine Verständigung mit dem Zaren empfohlen[1]).

Diese Anregung ist ohne Einfluß geblieben.

Die Gefahr der Lage sah ich vor allem darin, daß England das Endglied der Ententekette bildete.

Die überlieferte Abneigung des Panslawismus gegen das Deutsche Reich und die russisch-österreichische Eifersucht auf der Balkanhalbinsel bestanden trotz der Potsdamer Begegnung von 1910 fort, und die russische Intelligenz hatte sich durch unsere Balkanpolitik 1908/14 erhitzen lassen. Die Kreise um die Nowoje Wremja wünschten den Krieg, wenn auch nicht vor 1916. Dennoch hatten Ssasonow und der Zar die Zügel noch genügend in der Hand, so daß die deutsche Politik den russischen Expansionstrieb, meiner festen Überzeugung nach, von uns

---

[1]) Siehe oben S. 150.

und von Österreich-Ungarn noch immer ablenken konnte, wenn sie ihm nach anderen, für uns nicht vitalen Fronten hin Luft gab. Erst die Ungeschicklichkeit unserer Politik verschaffte der russischen Kriegspartei Oberwasser und machte es Suchomlinow zuletzt möglich, den Zaren zu betrügen.

Rußland hatte freilich kein moralisches Recht, aus der Züchtigung Belgrads einen Krieg zu machen, aber man durfte die Gefahr nicht unterschätzen, daß weite russische Kreise dies fordern würden. Ich war zwar vor dem Ultimatum davon überzeugt, daß ein vertrauensvolles Verhandeln mit dem Zaren die Petersburger Kriegspartei im Zaum halten würde; aber wenn wir zu scharf vorgingen, so war fast mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß England entsprechend einer jahrhundertelangen politischen Überlieferung zur Erhaltung des „festländischen Gleichgewichts", wie es dasselbe verstand, den Krieg entfesselte. Diese Gefahr, den schlummernden englischen Kriegswillen zu wecken, habe ich in einem Gespräch mit dem Prinzen Heinrich, der mich Mitte Juli in Tarasp besuchte, betont. Meine Auffassungen wurden von dem dort anwesenden Staatsminister v. Loebell und dem sächsischen Gesandten v. Salza geteilt.

Die Frage der Unterbrechung meiner Kur wurde dadurch erledigt, daß der Kanzler mir den Wunsch ausdrücken ließ, nicht nach Berlin zurückzukehren, um Aufsehen zu vermeiden. Noch am 24. Juli telephonierte die Reichskanzlei dem Reichsmarineamt, meine Heimreise würde die Lage verschärfen. Eine eigenmächtige Rückkehr konnte ich weder für korrekt noch für nutzbringend erachten, zumal der Kanzler, vom Ausgang des Novellenstreits von 1912 empfindlich berührt, mich mit einer gewissen Eifersucht von den auswärtigen Geschäften fernhielt und begonnen hatte, einen Sagenkreis um mich zu verbreiten, als mischte ich mich in seine Politik. Im übrigen konnte ich aus den Tagesmeldungen meiner Behörde, die vom Auswärtigen Amt naturgemäß nur lückenhaft unterrichtet wurde, ein klares Bild nicht gewinnen und stand ihnen zufolge wesentlich unter dem Eindruck, daß keine Macht die Verantwortung für einen größeren Konflikt auf sich nehmen würde. Man war an solche Spannungen seit Jahren gewöhnt. Bülow war ihrer noch immer Herr geworden. Die Verschärfung der Lage nach der Überreichung des Ultimatums, insbesondere aber die Nachricht von der Rückkehr unserer Flotte in die heimischen Häfen ver-

anlaßte mich schließlich, am 27. Juli ohne Anfrage beim Kanzler heimzukehren.

Das Ultimatum wurde der serbischen Regierung am 23. Juli überreicht. Ursprünglich war hierfür der 16. Juli in Aussicht genommen; Wien verschob aber die Überreichung, um die Abreise des kriegstreiberischen Präsidenten Poincaré aus Petersburg abzuwarten. In Berlin bedauerte man diesen Aufschub, weil dadurch der frische Eindruck des Attentats und damit das Motiv des Einschreitens verblaßte. Bei dieser Meinungsverschiedenheit zwischen Wien und Berlin schwebte beiden Regierungen die Erhaltung des Weltfriedens als Ziel vor, und sie unterschieden sich nur in der Auffassung über die Methode, wie in das serbische Wespennest möglichst so hineinzugreifen wäre, daß man dabei den Weltfrieden nicht gefährde. Berlin vertrat wohl den richtigeren Standpunkt. Wenn überhaupt einmarschiert werden sollte, was freilich weit gefährlicher war, als die Urheber des Gedankens für wahrscheinlich hielten, dann mußte wenigstens rasch und imponierend gehandelt werden, gerade um nach erfolgter Besetzung eines Faustpfandes um so bereitwilliger zu Verhandlungen sein zu können.

Das schwerste psychologische Rätsel gibt die deutsche Politik in dem Augenblick auf, da die serbische Antwort bekannt wurde.

Serbien nahm am 25. Juli die Forderungen des österreichischen Ultimatums in der Hauptsache an und erklärte sich bereit, über den Rest zu verhandeln. Inwieweit etwa England, Rußland, Frankreich und Italien durch einen in Belgrad ausgeübten Druck Österreich zu einem gewissen diplomatischen Erfolg verholfen haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß die serbische Antwort ein unvermutetes Entgegenkommen bewies, und ich glaube nicht, daß die österreichische Regierung ein richtiges Augenmaß besaß, als sie diese Antwort als Grundlage weiterer Verhandlungen für unannehmbar erklärte. Aber Bethmann-Hollweg und Graf Berchtold verkannten die Greifbarkeit des schon erreichten diplomatischen Erfolgs. Da die österreichische Ehre gerettet war und auch Bethmann-Hollweg einen europäischen Krieg unbedingt zu verhindern bestrebt war, so konnte wahrscheinlich am 25. Juli die Kriegsgefahr abgewendet erscheinen, wenn Österreich seinen Erfolg einstrich. Es konnte etwa den Serben eine kurze Frist zur sofortigen Erfüllung der hierzu geeigneten Zugeständnisse stellen als Bedingung für Unterhandlungen

über die restlichen Forderungen. Wenn dann auch für die Restforderungen die internationale Aufsicht eingetreten wäre, so vermindert das den hohen Wert nicht, welche die mit Zustimmung Englands vollzogene Demütigung Serbiens für Österreich besaß.

Die Dinge sind anders verlaufen. Das Steuerruder war den falschen Weg gelegt, und das Schiff drehte in der einmal aufgenommenen Richtung weiter. Bethmann und Berchtold sahen die Imponderabilien nicht klar, die sich ergaben, wenn sie diese serbische Antwort zum Grund eines Truppeneinmarsches machten. Obgleich dieselbe die Möglichkeit bot, weiter zu verhandeln, ging man darüber hinweg und beachtete nicht, wie gefährlich man die Petersburger Kriegspartei stärkte. Das Vertrauen auf die Friedlichkeit der Entente, insbesondere Englands, erzeugte bei den Staatsmännern der Mittelmächte die Hoffnung auf Lokalisierung des serbischen Streits und führte in Wien zu einer Übersteigerung des Tons gegen Serbien. Um Österreichs Unterhöhlung durch die Serben gründlich zu verhindern, stürzte man sich in eine weit größere Gefahr und sprang, wie man gesagt hat, aus Furcht vor dem Regen ins Wasser.

Die gespannte Lage veranlaßte nun insbesondere den Reichskanzler und Sir Edward Grey zu Vermittlungsvorschlägen. Ich kann den Fehler, welchen der Reichskanzler in der Behandlung der mit dem 25. Juli einsetzenden britischen Vermittlungsvorschläge nach meiner Überzeugung beging, nicht berühren, ohne vorher Bethmanns guten Willen anzuerkennen.

Der Kanzler hat sein Bestreben, den Weltkrieg zu verhindern, in unbedingt überzeugender Weise diplomatisch kundgegeben. Ich nenne hier die Wiederanknüpfung der infolge eines russischen Mißverständnisses stockenden österreichisch-russischen Verhandlungen, weiterhin Bethmanns unmittelbare mäßigende Einwirkung auf Wien, beginnend nach der Ablehnung der serbischen Antwort, und endlich die spontane Aufstellung des Vermittlungsvorschlages, die österreichische Besetzung Serbiens auf ein Faustpfand bis zur Leistung der serbischen Genugtuung zu beschränken. An diese Beweise für Bethmanns Friedensliebe reihen sich andere, die später zu besprechen sind. Wie war es nun aber möglich, daß trotz soviel gutem Willen der Frieden in die Brüche ging? Weil die grundfalsche Hoffnung auf einen wirklichen Friedenswillen der Entente, insbesondere Englands, welche den Glauben an eine Loka-

lisierbarkeit der Züchtigung Serbiens erzeugt hatte, jetzt weiter wirkte und die ohnehin geringe diplomatische Geschicklichkeit unserer Leitung noch weiter herabsetzte.

Als Sir Edward Grey am 26. Juli anregte, England und Deutschland möchten unter Heranziehung Frankreichs und Italiens eine gemeinsame Vermittlung unternehmen, verkannte der Kanzler die sich bietende Gelegenheit, ebenso wie bei Bewertung der serbischen Antwort. Englischen Konferenzvorschlägen gegenüber war allerdings Vorsicht geboten. Bei Konferenzen der Großmächte befand sich Deutschland infolge des diplomatischen Übergewichts der stärksten Seemacht und der entsprechend parteiischen Haltung der Versammlung erfahrungsgemäß im Nachteil. In diesem Zeitpunkte aber durfte der von Grey vorgeschlagene europäische „Areopag", wie ihn Bethmann genannt hat, nicht abgelehnt werden, weil er die einzige Möglichkeit bot, um den Weltkrieg vielleicht noch zu vermeiden. Bethmann konnte Greys Vorschlag einer Botschafterkonferenz sofort annehmen mit der Bedingung, daß sich Österreich-Ungarn sein Faustpfand in Serbien verschaffen dürfte, wie Grey dies später (am 30. Juli) auf Bethmann-Hollwegs Vorschlag zugestanden hat. Der Kanzler stellte sich aber auf einen Standpunkt, der den Feinden den Vorwand gab, zu behaupten, der Kanzler hielte es für unter der Würde Österreichs, die „guten Dienste" von vier Großmächten anzunehmen; überdies wollte sich Deutschland nicht in die serbische Sache mischen; der österreichisch-serbische Zusammenstoß wäre einmal da und unvermeidlich. Man könnte nur danach streben, ihn zu lokalisieren. Demgemäß drahtete er am 27. Juli an Lichnowsky: „Es ist für uns unmöglich, unseren Bundesgenossen in dieser Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen." Am selben Tage soll, nach einer Meldung des österreichischen Botschafters, Jagow diesen von der Abneigung der deutschen Regierung, auf Greys Konferenzvorschlag einzugehen, unterrichtet haben.

Der Grad der Loyalität des Greyschen Vorschlages konnte Zweifeln unterliegen. Für die Frage der Annahme durften solche Zweifel aber nicht entscheidend sein. Sicherungen mußten die Mittelmächte sich vorbehalten; Grey hat, wie erwähnt, am 30. Juli keine Schwierigkeiten gemacht, als Bethmann-Hollweg eine solche Sicherung des österreichischen Faustpfandes verlangte. Wenn Grey seinen Konferenzvorschlag vom 26. Juli selber zurückgezogen hat, noch bevor ihm dessen

Ablehnung durch Bethmann-Hollweg bekannt war, so ist nicht sicher, ob ihn dabei die Absicht geleitet hat, die Verhandlungen zu erschweren. Vielmehr könnte auch er sich damals noch etwas von unmittelbaren österreichisch-russischen Verhandlungen versprochen haben. Er hätte sich darin im Einklang mit dem Kanzler befunden, der seinerseits unter Ausschaltung des Konferenzgedankens unmittelbar zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln suchte.

Der sekundäre Fehler, den man in Berlin damit beging, die Konferenz auszuschlagen, war ebenso groß wie der primäre Fehler, daß man sich zu sehr auf die Abneigung der Entente zu einem Krieg verließ. Bethmann zeigte sich überempfindlich für die Würde des österreich-ungarischen Staates, der mit dem Deutschen Reich nicht identisch war, an dessen Zukunft uns aber gerade die damalige Politik des Kanzlers auf Leben und Tod angekettet hatte. Bethmann behauptete ferner, wir mischten uns nicht in ein Vorgehen, das von ihm und dem Auswärtigen Amt seit dem 5. Juli grundsätzlich gebilligt worden war. Jagow verhielt sich so uninteressiert an dem serbisch-österreichischen Konflikt, daß er am 27. Juli dem französischen Botschafter gestand, er hätte noch keine Zeit gefunden, um die serbische Antwort an Österreich überhaupt zu lesen. Wie sind solche diplomatischen Fehler in schicksalsschwerer Stunde zu erklären? Sie sind nur verständlich aus den allgemeinen Wesenszügen des politischen Systems, das wir seit 1909 an der Spitze des Reiches hatten. Es handelte sich zwar um die Vermeidung eines Weltkrieges, aber da ein königlich preußisches Kreisgericht sicherlich entschieden haben würde, die gerechte österreichische und die ungerechte serbische Sache wären eine rein österreichisch-serbische Angelegenheit, so war Greys anders lautender Vorschlag eben als gegenstandslos aufzufassen. Juristische Enge genügt jedoch nicht zur Erklärung der Instinktlosigkeit, mit welcher der Reichskanzler in der Angelegenheit verfuhr. Es liegt hier jene tiefere Eigenschaft zugrunde, die den meisten Schritten der Kanzlerzeit zum Verhängnis wurde, die Wirklichkeitsferne vieler Deutscher.

3

Bethmann-Hollweg hatte seit Jahren an einem von ihm selbst so bezeichneten „Kartenhaus" gebaut, nämlich einer deutsch-englischen

Verständigung, die nicht auf Tatsachen, sondern auf diplomatischem Schöntun beruhte.

Nichtgeschäftsleute mögen annehmen, daß, wenn man nur irgendwie an den Verhandlungstisch kommt und über ihn weg sich Freundliches sagt, Mißverständnisse wegräumt und für fernere Zukunft Aussichten eröffnet, schon viel gewonnen sei. Die englische Politik hat derlei immer nur benutzt, um andere einzuwickeln; selbst aber hat sie den Ausgang der Verhandlungen von den unausgesprochenen Realitäten, die unter dem Tisch liegen bleiben, bestimmen lassen. Nachdem Bethmann 1912 daran verhindert worden war, die allein zu unseren Gunsten ins Gewicht fallende Realität der deutschen Risikoflotte für englische Liebenswürdigkeiten und Zukunftswechsel in Tausch zu geben, waren die Aussichten auf eine dauernde und reale Verständigung fühlbar gestiegen. Aber man durfte die zu Englands Gunsten sprechenden Realitäten auch nicht übersehen. Die Welt gehorchte im allgemeinen den Weisungen der stärksten Seemacht. Wir waren der mächtigste Widerpart, mußten uns aber gerade deshalb hüten, weiter zu gehen, als unsere eigenen Interessen unumgänglich erforderten. Jene Illusionen über England, die 1912 unsere Wehrkraft zur See beinahe unter den Risikogedanken hinuntergedrückt und damit den unaufhaltsamen, aber vielleicht langsamen Niedergang Deutschlands entschieden hätten, gefährdeten jetzt jäh den Frieden. Man idealisierte die Beweggründe, welche England in den Balkankriegen von 1912/14 zur „Loyalität" gegen Österreich und uns veranlaßt hatten, und war deshalb des Glaubens, auch ein Balkankrieg, an welchem Österreich selbst beteiligt wäre, könnte auf den Wetterwinkel Europas lokalisiert bleiben.

Noch am 9. Juli hatte man im Auswärtigen Amt die nüchterne Ansicht vertreten, England würde sich wohl, wenn wider alles Erwarten die Erhaltung des Weltfriedens nicht gelänge, sofort auf die Seite unserer Feinde schlagen, ohne den Verlauf des Krieges abzuwarten. Die friedliche Haltung des Foreign Office in den folgenden Wochen täuschte aber den Bethmannschen Kreis mehr und mehr. Auch im Generalstab soll man zu einer friedlichen Auffassung Englands geneigt haben. Als nach der Überreichung des Ultimatums der warnende Ausspruch Greys bekannt wurde: „Die Lage wäre doch recht gefährlich, es könnte leicht ein Krieg der vier Großmächte daraus entstehen," da preßten die Gelehrten der Wilhelmstraße aus diesem Satz die Zuversicht, Grey hätte

ausdrücklich betonen wollen, daß für die fünfte Großmacht, England, keine Kriegsgefahr bestünde! Jagow, Stumm und andere bestärkten den Kanzler in solchen unbegründeten Vorstellungen. Es gelang, auch den Kaiser in ihnen zu erhalten. Als am 25. Juli die in Norwegen befindliche Flotte den Befehl zur Heimkehr erhielt, wollte der Kaiser sämtliche Großkampfschiffe in die Ostsee schicken. Das Auswärtige Amt wünschte Ähnliches, um England nicht zu reizen. Der Kaiser aber hat sich damals dem Flottenchef gegenüber schroff dahin ausgesprochen, an der friedlichen Haltung Englands wäre ein Zweifel nicht erlaubt. Deshalb müßte die ganze Flotte in Bereitschaft gegen die Russen gehen. Nur technische Gründe veranlaßten ihn, zuzustimmen, daß ein Teil der Flotte nach der Nordsee ginge.

Ich muß gegen das britische Kabinett den schweren Vorwurf erheben, daß es, obwohl es die Friedensliebe Bethmanns wie auch seine Art genau kannte, durch Unklarheiten über Englands Verhalten in der Krisis eine große Schuld am Kriegsausbruch auf sich geladen hat, selbst wenn man annehmen will, daß das englische Kabinett in jenem Fall wirklich den Frieden zu Anfang noch wollte und nicht etwa schon zu Anbeginn den Hintergedanken hatte, Bethmann auf den bereitgehaltenen Spieß auflaufen zu lassen. Grey hätte den Frieden erhalten können, wenn er Bethmann rechtzeitig die Stellung Englands klargelegt hätte für den Fall, daß der serbisch-österreichische Konflikt zu europäischen Weiterungen führen sollte. Daß er dies unterlassen hat, wirkt um so befremdlicher, als im Juli 1911 Lloyd George im Auftrage des Kabinetts mit einer öffentlichen Drohung nicht gezögert hatte, obwohl damals die Lage bei weitem nicht so zugespitzt gewesen war. Diesmal wurde nun sogar eine entsprechende Warnung unter vier Augen vermieden. Greys Verschweigen der englischen Stellungnahme bestärkte die Berliner Einmarschpolitiker in ihrer Auffassung. Grey und das britische Kabinett wußten genau, daß Bethmann alles tun würde, um einen Krieg mit England zu vermeiden. Sie wußten nebenbei, daß es in Deutschland sehr wenige Politiker gab, welche sich von der Fähigkeit Englands, erbarmungslos ein anderes Volk zu vernichten, eine zutreffende Vorstellung machten. Es konnten sich nur wenige bei uns in die Seele Englands versetzen, deren kalte Gleichgültigkeit gegen unterworfene Völker, wie z. B. Iren oder Inder, erst das Jahr 1919 dem Durchschnittsdeutschen begreiflich gemacht hat. Vorher dachten viele

bei uns ungefähr, je wehrloser Deutschland wäre, desto freieren Lebensspielraum würde ihm England genehmigen. Nur wenn unsere Politiker den wahren Geist der englischen Politik erkannt hätten, würden sie einerseits aufs äußerste gerüstet, anderseits diplomatisch die größte Vorsicht beobachtet haben, um England keine Gelegenheit zur Vernichtung unseres Volkes zu geben. Die britischen Minister wußten nun, in welch furchtbarem Irrtum über die Gefährlichkeit der Lage Deutschlands sich viele Deutsche bewegten. Sie wußten auch, daß Deutschland aus einem Mehr oder Minder von serbischer Genugtuung keine Lebensfrage für sich selbst machen konnte. Trotzdem unterließen sie jede rechtzeitige Warnung. Ob es der Geschichtsschreibung gelingen wird den wahren Umfang und die Gründe dieser britischen Zweideutigkeit ans Licht zu ziehen, muß ich der Zukunft überlassen.

Die Reichsleitung hat dem deutschen Volk gegenüber in den Julitagen durch ihre Weltunkenntnis eine schwere Schuld auf sich geladen, nicht aber England oder der Entente gegenüber. England, welches den französischen Revanchewillen um das schon halbvergessene Elsaß-Lothringen aufgepeitscht und den Russen bedeutende Opfer gebracht hatte, um sie gegen Deutschland zu orientieren, erntete nur die Frucht seiner eigenen Bestrebungen, wenn es zum Kriege kam. Starke Strömungen, uns anzugreifen, bestanden in England unvermindert fort, ebenso in Deutschland die nur durch England hervorgerufene gerechtfertigte Sorge, daß die Einkreisungspolitik doch irgendwann und irgendwie zur Gewalt übergehen würde. Die Frage, ob England gerade im Juli 1914 den Zeitpunkt für gegeben hielt, tritt demgegenüber zurück. Irgendwann im Juli ist in England der Moment doch eingetreten, von dem Grey im September 1912 zu Ssasonow gesagt hatte, „daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daran setzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zuzufügen.“ Der Zweifel kann sich einzig und allein auf den genauen Zeitpunkt im Juli beziehen, zu welchem sich dieser Umschlag im britischen Kabinett vollzogen hat. England war durch geographische und militärische Umstände in der glücklichen Lage sich im Hintergrund halten und mit gewohnter Meisterschaft sein puritanisches Humanitätsgesicht auch noch in dem Augenblick wahren zu können, wo es zum Kriege schon entschlossen war. Hierdurch hat das britische Kabinett nicht nur das englische Volk, sondern auch das

deutsche, welches schon zur Zeit der Goten auf fremde Heuchelei stets hereingefallen ist, bestochen. Suchomlinow hätte niemals das Räderwerk des Krieges in Gang gesetzt, wenn er nicht die Gewißheit gehabt hätte, daß die britische Macht bereit stand einzugreifen.

Nach den Vorgängen der letzten Jahre war ein Zweifel darüber kaum möglich, daß England eine militärische Schwächung Frankreichs durch uns niemals zulassen würde, und beim Einmarsch in Serbien mußte man im ungünstigsten Falle doch die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland und damit auch gegen Frankreich in Rechnung stellen. Da aber Bethmann die zunehmende englische Friedlichkeit nicht gern als Wirkung unserer wachsenden Seemacht erkannt, sondern lieber sentimental aufgefaßt hatte, so ging auch das Gefühl für die realen Grenzen dieser Friedlichkeit bei ihm verloren. Die trotz allem steigende englische Verständigungsneigung beruhte, wie bemerkt, lediglich auf nüchterner Einschätzung der sinkenden Einträglichkeit eines Krieges. England hatte begonnen, unsere Macht anzuerkennen, solange wir die seinige in englischer Auffassung achteten. Wir mochten diese als zu weitgehend ansehen, mußten uns aber der Weltlage anpassen. Bethmann dagegen, der 1912 die deutschen Interessen verkannt hatte, verkannte jetzt den Umfang der britischen Ansprüche und hoffte im Juli 1914 wiederum auf einen Ausgleich des guten Herzens statt der Interessen. Derselbe ungenügend entwickelte Tatsachensinn, der die eigenen Staatsnotwendigkeiten weichlich auffaßte, sah auch die britischen Gedankengänge unscharf und lieferte deshalb jetzt durch ungelenkes Zugreifen die Gelegenheit zum Zuziehen der Ententeschlinge.

England wollte Österreich einen gewissen diplomatischen Erfolg über Serbien gewähren, konnte aber eine diplomatische Niederlage Rußlands nicht zugeben, ohne sein kunstvolles, von ihm gegen Deutschland aufgebautes Machtgebäude zu erschüttern. Bethmanns und Berchtolds Einmarschpolitik beruhte dagegen auf der Erwartung, daß Englands in den letzten Jahren gezeigte Friedensliebe soweit ginge, daß sie im äußersten Fall den Zaren veranlaßte, entweder den Serben die überlieferte Gönnerschaft zu verweigern oder einen Festlandskrieg ohne englische Hilfe zu wagen. Es fehlte den deutschen Politikern das Gefühl dafür, daß sie damit die Sehne der englischen Ententepolitik zu durchschneiden drohten.

England hatte, gerade weil sein Verhältnis zu Frankreich und auch zu Rußland nicht auf einem formalen Bündnisvertrag, sondern auf loseren Abmachungen beruhte, während des ganzen Einkreisungsjahrzehntes grundsätzlich jede Freundlichkeit gegen uns durch unmißverständliche Winke nach der anderen Seite begleitet. Während jenes englischen Flottenbesuches in Kiel Ende Juni 1914 hatte der britische Botschafter in Petersburg, Buchanan, eine soeben abgeschlossene russisch-britische Marinekonvention bekanntgegeben. Die liebenswürdige Frau des in Kiel anwesenden Geschwaderchefs, Lady Warrender, eine Angelsächsin von der Spezies jener politischen Damen, die wir in Deutschland kaum kennen, war etwas verlegen, als ich sie mit leichtem Spott darauf hinwies: es wäre uns zwar herzlich einerlei, ob im Kriegsfall britische und russische Marineverbände getrennt oder vereinigt operierten, jedoch könnte es leicht mißverstanden werden, wenn derartige Gedankengänge gerade in diesem Augenblick laut würden. Sie bezeichnete Buchanan als einen naiven Tolpatsch. Einerlei ob mit Recht, die Tatsache der Konvention als solche hätte uns hellhörig halten können.

Indem wir durch eine vergröberte und ungeschickte Nachahmung der bosnischen Krisis von 1908/9 England vor die Wahl stellten, die Großfürstenpartei zu verstimmen oder den Krieg unter besonders vorteilhaften Umständen zu eröffnen, drang die Stimmung jener Klubs durch, welche unentwegt an den Krieg dachten und es nur von der Gunst des Augenblicks abhängig machten, uns doch noch mit Gewalt niederzuschlagen. Als im Laufe des Juli England die Sackgasse erkannte, in welche sich Bethmann verrannt hatte, wandte es sich von der geschäftsmäßigen Friedenspolitik der Verständigung, die es, wenn man seinen Versicherungen glauben will, bis zu Greys Konferenzvorschlag innegehalten hatte, zu der nicht weniger geschäftlichen Kriegspolitik, um nunmehr als „perfides Albion" Russen und Deutsche einander umbringen zu lassen.

Die Gelegenheit, die wir ihnen boten, konnte günstiger nie wiederkehren. Sie hatten diesmal die Möglichkeit, uns ins moralische Unrecht zu setzen und die Verkehrtheiten unserer Politik in Kriegstreiberei umzudeuten. Sie konnten die Übermacht der Welt gegen uns werfen, und indem wir als die Angreifer erschienen — woran Bethmann gar nicht dachte — auch juristisch unsere eigenen Bündnisse entwerten. Schließlich war selbst strategisch der Augenblick für

die Engländer verlockend, was Bethmann nicht wußte und worüber er sich bei mir nicht erkundigt hat. Obwohl das britische Kabinett in diesen Krieg nur zögernd eintrat, gewann bei dieser Lage der Kriegswille in ihm die Oberhand und legte zuletzt durch unterirdische Ermutigungen der Franzosen und damit der Russen den Zünder an die Detonationspatrone.

Bethmann wünschte keinen Weltkrieg und vermutete nicht dessen Ausbruch. Gerade deshalb glaubte er, daß Österreich einen Lokalkrieg wagen dürfte. Es fehlte ihm und Jagow das Organ zur Umstellung auf die tatsächliche Lage, daß nämlich die Ententemächte zwar einerseits ein gewisses Maß von Entgegenkommen zeigten zu einer gemeinsamen Lösung der Lokalkrise, anderseits aber vor einem Weltkrieg durchaus nicht zurückschreckten. Bethmann und Jagow beharrten bei ihrer Überzeugung von der Unvermeidlichkeit, aber Lokalisierbarkeit des serbisch-österreichischen Konfliktes während uneinbringlicher Tage, solange, bis die von ihnen gröblich unterschätzten zum Kriege treibenden Kräfte innerhalb der Entente obgesiegt hatten. Nunmehr trat in Wirkung, daß der französische Chauvinismus und die panslawistische Erbitterung in demselben Grad gestiegen waren, wie sich die englische Kriegslust an sich abgeschwächt hatte. Gewiß war England die entscheidende Macht, aber es zügelte die kriegstreiberischen Kräfte doch nur solange, wie ihm selbst der Frieden vorteilhafter erschien als der Krieg. Die Furcht vor der „Intervention“ Europas und die Hoffnung, daß die Entente, „vor eine unabänderliche Tatsache gestellt“, sich darein fügen würde, hatte Bethmann-Hollweg bewogen, Österreich zur Einmarschpolitik freie Hand zu lassen. So glaubte er durch einen raschen Lokalkrieg an dem allgemeinen Konflikt vorbeizusteuern. Als nun die Antwort Serbiens wider Erwarten nicht völlig „negativ“ war und als Grey „intervenierte“, fehlte der Instinkt, um die neue Lage zu begreifen.

Man hatte in der Wilhelmstraße eine eigentümliche Auffassung von den Möglichkeiten, den heiß erstrebten Frieden zu sichern durch eine nervöse Kriegsbereitschaft, die lediglich schwache Vorspiegelung war. Diese Politiker, die niemals gewillt waren, das Schwert zu ziehen, und die leider auch, wie sich gezeigt hat, außerstande waren, die militärischen Notwendigkeiten einer Kriegsvorbereitung überhaupt zu beurteilen, glaubten mit unsicheren kriegerischen Maßnahmen drohen zu können, welche sie selbst nicht ernst nahmen.

Das politische Augenmaß dieser Männer erregt Staunen. Am 20. Juli erklärte Staatssekretär v. Jagow einem Vertreter des Admiralstabs, England würde, wenn es zum Krieg des Dreibundes gegen den Zweibund käme, voraussichtlich nicht mitmachen. Er, Jagow, hätte aber einen Gedanken, wie man die Neigung der Engländer zur Neutralität vielleicht noch verstärken könnte, nämlich indem wir den Engländern drohten, sofort Holland zu besetzen, falls sich England gegen uns erklärte. Natürlich wäre das Ganze nur ein Bluff. Am folgenden Tag sagte der Admiral nach Rücksprache im Reichsmarineamt zu Jagow, sein „Bluff" wäre wohl das sicherste Mittel, um England zum Krieg gegen uns zu zwingen. Der Abglanz Bismarckscher Autorität, der für die Offiziere meines Amtes noch über der Wilhelmstraße gelegen hatte, verbrauchte sich rasch, und man meldete mir den Vorfall mit dem Zusatz: „Man kann sich nur erneut fragen: Wie ist es möglich, daß einer solchen Persönlichkeit die Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands anvertraut wird?" Jagow war gerade wegen seines vorsichtigen Naturells, das ihm jeden Entschluß erschwerte, von Bethmann an die Spitze des Auswärtigen Amts gesetzt worden. Er wäre der letzte gewesen, Holland zu besetzen, was ja übrigens jedem deutschen Interesse zuwider gelaufen wäre. Aber geradeso naiv, wie er ein paar Monate früher dem französischen Botschafter einen Appetit auf belgische Kolonien vorspiegelte, den Deutschland im Besitz seiner eigenen, noch wenig erschlossenen afrikanischen Reiche in Wirklichkeit nicht besaß, so glaubte er auch jetzt auf England durch eine „starke" Geste Eindruck machen zu können.

Als Bethmann später gewahr wurde, daß England mit dem Krieg ernst machen würde, brach er vollständig zusammen. Weshalb aber überließ er sich hinsichtlich Englands solange seinem eigenen politischen Giß, der doch so häufig in die Irre ging? Weshalb hat er in den langen drei Wochen alle Warnungen überhört, die aus England und über England an ihn gelangten? Weshalb suchte er sich nicht Gewißheit darüber zu verschaffen, wie sich England bei einem Festlandskrieg verhalten würde? Auch dieses Rätsel löst sich aus der Eigentümlichkeit seines Grundplanes.

4

Am 8. Juli gab der Unterstaatssekretär Zimmermann die Direktive aus, alle auffälligen Maßregeln, wie Urlaubsunterbrechungen usw.

wären zu vermeiden, ebenso wie das Aufgeben der Kaiserreise unterblieben wäre. Denn die Hauptsache dafür, daß die Absicht des Lokalisierens gelänge, wäre die Vermeidung des Eindrucks, als ob wir Österreich antrieben.

Schon in den Verhandlungen des Jahres 1911/12 war mir aufgefallen, daß Bethmann-Hollweg freien und offenen Aussprachen aus dem Wege ging und es vorzog, auch solche Fragen, die ihrer Natur nach durch gemeinsame Beratung geregelt werden mußten, nach längerem, ausweichendem Hinziehen plötzlich durch einseitig vollzogene Tatsachen zu lösen. Dazu kam die auch von anderen meiner Kollegen sowie von Bethmanns Bewunderern an ihm früh bemerkte Fähigkeit, „etwas zu behaupten, was gar nicht ernst gemeint sein konnte, und sich nicht bloß die Frage zu stellen, wie etwas objektiv ist, sondern auch die, wie es subjektiv wirkt"[1]. Der Zweck des hier gewählten Verfahrens war gut, die Vermeidung des Weltkrieges. Aber das für diesen Zweck benutzte Mittel war ungeschickt; denn es hat den Weltkrieg wesentlich befördern helfen. Bethmann sah nicht, daß Zweideutigkeit uns keine Achtung eintrug in solcher Sache und außerordentlich gefährlich war. Die Welt wollte nicht glauben, daß Österreich solche Noten an Serbien schickte, ohne daß wir davon Kenntnis hätten. Die Methode der bureaukratischen Überrumpelung auf eine europäische Sache übertragen, Staatsmännern vom Range der englischen an Stelle einer vertrauenerweckenden offenen Aussprache entgegengebracht, versetzte leider die an sich schon geladene Atmosphäre in noch höhere Spannung.

Wie ich Meldungen vom 11. Juli entnehme, äußerte man im Auswärtigen Amt damals die Vermutung, es wäre den Österreichern lieber gewesen, wenn wir ihnen die Bundeshilfe gegen Serbien verweigert hätten. Unsere Bundesbrüder wüßten so wenig, was sie wollten, daß sie jetzt bei uns angefragt hätten, was sie eigentlich von den Serben verlangen sollten.

Dieser Eindruck war so wohl kaum richtig. Er zeigte aber, wie wenig man in Berlin damit rechnen durfte, daß Österreich in der von ihm selbst zur Rettung seiner Ehre begonnenen Aktion fest bleiben würde. Trotzdem verkannte der Kanzler, wie wenig beneidenswert seine Lage

[1] H. Kötschke, Unser Reichskanzler, sein Leben und Wirken, Berlin 1916, S. 18 f.

würde und wie ungeheuer seine Verantwortung vor der Geschichte, wenn er als Mann erscheinen wollte, welcher die Zukunft Deutschlands der Wiener Regierung ohne weitere Kontrolle überließ.

Diese Haltung mußte unsere Politik um den ihr von Friedrich d. Gr. und Bismarck erworbenen Ruf der Aufrichtigkeit bringen. Auch die Vertrauenswürdigkeit ist ein Stück Macht, das teuer gehütet werden will, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Politiker mit geringem Verständnis für reale Macht meist auch keinen feinen Sinn für die Unwägbarkeiten des Prestiges haben. Als Greys Konferenzvorschlag eintraf, glaubte Bethmann seine Stellungnahme festhalten zu müssen, und so lehnte er den Vorschlag ab, d. h. er blieb bei jener Erklärung der „Nichteinmischung" in die österreichische Sache, wodurch der entscheidende Augenblick einer möglichen Friedensaktion verloren ging. So konnte Österreich durch seine Kriegserklärung an Serbien (28. Juli) die Lage verschärfen, während die deutsche Politik festgebannt zwischen ihren selbstgewählten Schranken stand.

Die Engländer mit ihrer kühlen Geschäftsart, Machtfragen zu diskutieren, konnten oder wollten Bethmanns anscheinendes Beiseitestehen, das tatsächlich die Lokalisierung des Streits und die Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten bezweckte, nicht begreifen. Ihrer eignen Denkungsweise lag es jedenfalls fern, anzunehmen, daß ein deutscher Staatsmann es für etwas Böses halten könnte, offen Österreich zu unterstützen und von deutschen Macht- und Prestigeinteressen zu reden. Sie merkten, daß die deutschen Diplomaten teils zu mißtrauisch, teils zu vertrauensselig waren. Zugleich sahen sie die günstige Gelegenheit zum Krieg heranwachsen. Wir boten der Entente mit den Widersprüchen unserer Einmarschpolitik die Handhabe, um uns des P r ä v e n t i v k r i e g e s zu bezichtigen. Die schwere Anklage der Kriegstreiberei, die uns so unermeßlichen Abbruch getan hat, wurde erhoben.

Allerdings hatte die Einkreisungspolitik der Entente in Deutschland gelegentlich Nervosität hervorgerufen. Denn sie wies zweifellose Züge einer Verschwörung auf. Seit Ende 1912 war uns bekannt, daß den Serben die Rolle zugedacht war, als Piemont des Balkans die Aufteilung der habsburgischen Monarchie zu eröffnen, wenn die Stunde dafür reif wäre. Es lag seitdem nahe, und ist schon 1913 von Österreich erwogen, damals aber von uns und Italien abgelehnt

worden, diesen Funken auszutreten, bevor er zum Brand würde. Wir kannten ferner russische Äußerungen darüber, daß es „1916" losginge. Man stieß infolgedessen bei unverantwortlichen und halbunterrichteten Persönlichkeiten, aber ausschließlich bei solchen, zuweilen auf die Ansicht: „Wenn der Krieg doch unvermeidlich ist, dann besser sofort als später." Die „bis 1916 fertigen" russischen Rüstungen waren freilich nicht auf die leichte Achsel zu nehmen angesichts der Petersburger Kriegspartei, die tatsächlich in der letzten Juliwoche 1914 die europäische Verwirrung zur Brandstiftung ausgenutzt hat. Trotzdem wäre ein deutscher Präventivkrieg gegen Rußland niemals zu rechtfertigen gewesen. Auch bezüglich Englands, von Frankreich ganz zu schweigen, durfte unsere Vorsicht nicht einschlafen. Wenn sich der britische Löwe seit 1912 mehr und mehr duckte, so hatten wir doch stets mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dies das Zusammenkauern vor dem Sprung war. Leise Zweifel derart schlossen aber großzügiges Zusammenarbeiten mit England auf realer Grundlage nicht aus. Wir durften ihm nur keinen Anlaß zum Sprunge bieten. Die Ententen Englands waren bis zu dem Vertrag vom September 1914 noch locker gewebt, eine friedliche Lösung der Einkreisungspolitik erschien angesichts der englischen Risikoscheu möglich, wenn Deutschland zugleich mutig und vorsichtig war, unverzagt rüstete, aber jede Handhabe für den feindlichen Kriegswillen vermied.

Daß Deutschland planmäßig auf den Krieg hingearbeitet haben solle, ist eine wilde Fabel, die am besten durch unser später zu schilderndes Unvorbereitetsein widerlegt wird. Übrigens hat der Generaloberst v. Moltke, der in den kritischen Wochen in Karlsbad sein schweres Leiden pflegte, mir später versichert, daß er mit den ganzen Verhandlungen nichts zu tun gehabt und keineswegs empfohlen hätte, das Ultimatum an Serbien als Prüfstein dafür zu verwenden, ob die Entente Krieg wollte oder sich dazu noch nicht stark genug fühlte.

Hätte der Kanzler seiner Pflicht gemäß — er mußte sich doch vor einer solchen Aktion nach den militärischen Möglichkeiten in jeder Richtung erkundigen — mich gefragt, so hätte ich ihm sagen müssen, daß vom Standpunkt der Marine aus die an sich unerwünschte Kriegsgefahr auch strategisch keinen günstigen Zeitpunkt fände. Der Dreadnoughtbau, durch dessen Einführung England die Kampfkraft unserer Marine automatisch verdoppelte, hatte erst vier Jahre lang gewirkt.

Der Nordostseekanal war unfertig. Der Höchststand der Flotte wurde erst 1920 erreicht. Einige Schwächen, die unserer Marine infolge ihrer Jugend, namentlich in der Führung, anhafteten, konnten nur mit der Zeit verschwinden. Selbst wenn die Schiffszahl einmal nicht mehr wuchs, wurde die Flotte mit jedem Jahr besser wie junger Wein. Das mechanische Vergleichen der Schiffszahlen verlor an Bedeutung, je mehr das psychologische Moment der innerlichen Festigung Geltung gewann. Von französischer Seite war offen der Zweifel geäußert worden, ob wir wirklich so „töricht" sein würden, gemäß dem Flottengesetz unsere Bauziffer von 1912 ab sinken zu lassen. Wir hatten es gewagt und damit England den bündigen Beweis geliefert, daß wir kein Wettrüsten betrieben. Trotzdem und obwohl unsere Bündnisse zur See keine wesentliche oder sichere Unterstützung gewährten, rechnete ich, daß etwa von 1916 ab ein englischer Angriff seemilitärisch nicht mehr wahrscheinlich sein würde. Jedes Friedensjahr war also für uns ein unschätzbarer Gewinn. Über diese Auffassungen habe ich bei meinen obenerwähnten Gesprächen in Tarasp keinen Zweifel gelassen.

Der Kanzler hätte durch eine kollegiale Behandlung der Frage, wie sie kein anderer Staatsmann versäumt haben würde, die Verantwortung verteilt. Ich meinerseits hätte von dem Ultimatum abgeraten.

Dabei hatte der Kanzler in seiner Scheu vor Klarheit den Ernstfall so wenig vorbereitet, daß Gesamterwägungen zwischen den politischen und militärischen Spitzen niemals stattgefunden hatten, weder über die politisch-strategischen Probleme der Kriegsführung, noch über die Aussichten eines Weltkrieges überhaupt. Auch über den Einmarsch in Belgien, der, wenn er geschah, sofort maritime Fragen aufwarf, bin ich niemals unterrichtet worden. Es scheint hier der Einwurf nahezuliegen, ob ich nicht im Frieden meinerseits auf die Vorbereitung einer Mobilmachung der gesamten Reichsleitung zu drängen in der Lage war? Wer die Verhältnisse bei unsern damals regierenden Stellen kennt, wird diese Frage nicht stellen.

Die weltgeschichtlich schwerste Schuld Bethmann-Hollwegs liegt nicht in seinen Schätzungsfehlern vom Juli 1914, sondern in den unterlassenen Rüstungen vorher, in den Jahren, als die gegnerische Koalition alle ihre Kräfte sammelte und durch Kriegsvorbereitungen in ihren

festländischen Teilhabern den Entschluß stärkte, jede sich bietende Gelegenheit zum bewaffneten Kesseltreiben gegen Deutschland auszunützen Mit geringer Mühe und auf die Dauer kaum spürbaren Kosten hätte das deutsche Volk vor dem Schlag dieses Krieges bewahrt werden können, wenn die stete Sorge vor ihm auch zu den nötigen Vorsichtsmaßregeln Anlaß gegeben hätte. Die Gefahr war da; die Folgerungen aus ihr hätten gezogen werden müssen. Denn Frankreich und Rußland waren in ihren Rüstungen bis an die Grenze ihrer Leistungskraft gegangen, Frankreich sogar in gewissem Sinne darüber hinaus. Deutschland und Österreich-Ungarn dagegen schöpften ihre Kräfte nicht annähernd aus. Wie erklärt sich diese furchtbare Unterlassung, die bei jedem national gefestigten Volk die schwerste Anklage gegen die verantwortlichen Staatsmänner nach sich gezogen haben würde?

Der Kanzler, unterstützt durch den Reichsschatzsekretär Wermuth, hatte Angst vor dem Wort „Wettrüsten". Er glaubte durch Zurückhaltung in kriegerischer Bereitschaft dem Frieden zu dienen. Dadurch sollte die Entente von unseren friedlichen Absichten überzeugt werden. In Wahrheit wußte die ganze Welt, daß wir den Frieden zu erhalten wünschten, erhob aber über unsere unzureichenden Wehrvorlagen ein Entrüstungsgeschrei, wie es bei wirklich durchgreifenden Rüstungen unserseits auch nicht größer hätte sein können. Durch die Unzulänglichkeit unserer Rüstungen aber lockerte sich das Schwert bei unsern Nachbarn. Hätten wir seit 1909 aus der wachsenden russischen Stärke die Folgerung gezogen, wirklich Schritt mit den gegnerischen Rüstungen zu halten, so wäre der Frieden und die auf Achtung begründete gute Nachbarschaft Rußlands gesichert worden. Es war ein Methodenfehler von vernichtendem Umfang, daß wir in unserer diplomatischen und geographischen Unterlegenheit uns nicht das Höchstmaß an militärischer Verteidigungskraft sicherten. Was wäre aus Preußen-Deutschland geworden, wenn Friedrich der Große und sein Vater vor einem „Rüstungswettlauf" mit Österreich zurückgeschreckt wäre? Ein Volk, das in solchem Wettlauf um die weltwirtschaftliche Macht stand, wie wir vor diesem Kriege, darf die Verdächtigung durch Rivalen und Pazifisten nicht scheuen, wenn es nicht alles verlieren will.

Diese Wahrheit, auf deren Erkenntnis und der Zeit entsprechenden Befolgung der Werdegang des deutschen Staats seit dem Großen Kur-

fürsten beruht, ist der deutschen Radikaldemokratie unbekannt geblieben[1]). Mit ihren Illusionen aber, nicht mit der Staatsvernunft und Überlieferung unseres harten geschichtlichen Leidens- und Werdegangs stand unsere politische Leitung im Bunde.

Ein nicht unerheblicher Teil der begangenen Unterlassungen hätte aber noch im Juli 1914 beseitigt werden können. Am 5. Juli hatte der Kaiser gesagt, man müßte trotz der Unwahrscheinlichkeit eines Weltkriegs immerhin auf die Möglichkeit eines Zusammenstoßes gefaßt sein. Es lag bei der Verknüpfung der europäischen Bündnissysteme auf der Hand, daß wir bei jeder solchen Krisis auf das Schlimmste gerüstet sein mußten. Aber was geschah?

Wir haben noch im Juli 1914 erhebliche Mengen Brotgetreide nach Frankreich ausgeführt. Es herrschte ein Mangel an Salpeter, welcher für die Armee nahezu lebensgefährlich wurde. Kupfer, Nickel und andre kriegsnotwendige Stoffe fehlten in hohem Maße, und jede Gelegenheit, sie unauffällig zu ergänzen, wurde geradezu geflissentlich außer acht gesetzt. Um die tatsächliche Harmlosigkeit Berlins zu beweisen, auch für den Fall, daß darüber das Land zugrunde ginge, waren wirtschaftlich und industriell nicht die einfachsten Vorsichtsmaßregeln für gespannte Lagen getroffen worden.

Außer dem Wunsch, bei der Entente keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen, dürfte auch der Trieb maßgebend gewesen sein, den Etat peinlich innezuhalten. Man hätte leicht in großem Maßstab einkaufen und sich dafür, wenn der Frieden erhalten blieb, vom Reichstag Indemnität erteilen lassen können. Der Ernstfall war aber augenscheinlich nicht ernst genommen worden. Die Reichsleitung ließ jedes Ressort für sich und im Dunkeln über die Ansichten und Absichten der anderen. Während die einzelnen militärischen Ressorts bei der Mobilmachung nur auf den Knopf zu drücken brauchten, fehlte jeder Gesamtplan für den Fall einer Weltkatastrophe. Wir

[1]) Wenn ich häufig gegen die außenpolitische Verblendung weiter demokratischer Kreise angehen muß, so ist mir wohl bekannt, daß es zahlreiche ehrenhafte und dem Vaterlande treue Sozialdemokraten und Radikale gibt, welche volles Verständnis für die deutschen Staatsnotwendigkeiten gezeigt haben. Ich verstehe unter „Demokraten" in diesem Buch wesentlich die von Scheidemann, Gothein, Haase und der „Frankfurter Zeitung" vertretenen mächtigen Richtungen, welche ihrer Wirkung nach die Kraft unseres Staates untergruben. Mit innerer Politik hat diese meine Stellungnahme nichts zu tun.

fanden uns Ende Juli 1914 in ein Durcheinander hineingestellt, und zwar bei einem der englischen Improvisationsgabe im ganzen nicht gleichwertigen Talent, worüber auch das sittliche Bewußtsein nicht wegtrösten konnte, daß das Deutsche Reich unter allen Großmächten sich wohl am wenigsten mit Kriegsmöglichkeiten beschäftigt hatte. Troß diesem selbstmörderischen Beweise unserer Friedensliebe ließ sich infolge der nach Kriegstreiberei aussehenden Heimlichkeiten unserer Politik im Juli 1914 die Welt doch von unserer Schuld überzeugen. Wir waren das Schaf im Wolfskleid.

5

Bei der Erörterung der Schuldfrage begeht man in Deutschland leicht einen zweifachen Fehler. Einmal konstruiert man politische Verhältnisse gerne allzu logisch. Aus einer Fülle einzelner Anzeichen versuchen manche zu beweisen, daß bei dem bösen Willen der Feinde der Weltkrieg überhaupt nicht vermieden werden konnte. Diese Anschauung halte ich für irrig. An dem bösen Willen Englands, Frankreichs und vieler Russen, unser Reich zu zerschmettern, kann zwar ein Zweifel nicht bestehen. Um so mehr aber mußten wir uns hüten, ihm eine Gelegenheit zur Betätigung zu bieten. Wie ich schon 1904 zum Ausdruck gebracht habe, war jede Gelegenheit, durch welche wir den Feinden Kriegsvorwände boten, peinlich zu vermeiden, weil wir England damals im Kriege nicht beikommen und somit unseren bereits gewaltigen Außenhandel nicht retten konnten. Die Abschnürung dieser Lebensader ist ja auch im Jahr 1918 ein wesentlicher Grund für den Verlust des Krieges geworden. Das wäre 1904 ähnlich gewesen; vor allem konnten wir auch durch einen Sieg über Frankreich nicht unsern Handel und unser Dasein schützen[1]). Solange dies so stand, war es ein Wahnsinn, die Feinden Vorwände zum Krieg zu liefern. Solange die Einkreisung bestand, gab es für uns tatsächlich nur den einen Weg: eine gute Flotte zu bauen, Anlehnung zu suchen und Anstöße zu verhüten.

Wäre es gelungen, 1914 die Krisis zu beschwören, und hätten wir nur noch zwei Jahre Zeit zum Wachstum der Flotte behalten, so wäre — wie ich wiederholen muß — die Friedensliebe Englands wohl bis auf den entscheidenden Punkt gestiegen. Ich komme persönlich über diese

[1]) Oben S. 143.

entsetzliche Tatsache nicht hinweg, daß eine etwas vorsichtigere Politik, die 1914 den Feinden den Krieg nicht so bequem gemacht hätte, unsere den Engländern schon nahezu ebenbürtige Wirtschaftsstellung voraussichtlich für immer gesichert und unserem Außenhandel wie unserem ganzen nationalen Leben eine noch strahlendere Zukunft statt grauenvollen Ruines gebracht hätte. Im Juli 1914 konnten wir wohl durch eine geschicktere Behandlung der serbischen Angelegenheit der feindlichen Kriegslust den Weg versperren. Ob dann der Weltkrieg trotzdem, etwa 1916, ausgebrochen wäre, wer will das beweisen? Ich persönlich bin der bestimmten Ansicht, daß damals jedes gewonnene Friedensjahr den Frieden immer fester begründete, wenn wir nur die ernste Lage unsres Volkes stets beherzigten und unsrer Rüstung die entsprechende Aufmerksamkeit schenkten. Freilich können nur Männer mit fester Hand und kaltem Blut, von denen bekannt ist, daß sie imstande sein würden, einen Krieg durchzuführen, in so gespannten Lagen auch den Frieden erhalten. Wer zu stark und zu offen auf Verständigung ausgeht, entfernt sich gerade von ihr, und wer die nationale Würde nicht aufs äußerste hochhält, kommt unter der harten Selbstsucht aller Nachbarvölker unvermeidlich zu einem fortgesetzten Niedergang der nationalen Wohlfahrt und Blüte.

Den zweiten Fehler der Beurteilungsweise erblicke ich dort, wo der serbisch-österreichische Zusammenstoß und der Weltkrieg nicht scharf genug auseinander gehalten werden. Nicht nur das deutsche Volk, in seiner Gesamtheit eines der friedliebendsten der Welt, sondern auch die Regierung Bethmann-Hollwegs ist am Weltkrieg ihrem Willen nach völlig unschuldig. Dagegen hat die damalige deutsche Regierung einen Anteil an der Gestaltung der österreichisch-serbischen Angelegenheit, indem sie annahm (was sich als irrig erwiesen hat), daß gerade die Züchtigung Serbiens durch Österreich-Ungarn die drohende Aufteilung der habsburgischen Monarchie und einen ihrer Meinung nach daraus notwendig folgenden Weltkrieg verhüten würde.

Wie ist demgemäß die ganze Schuldfrage zu beantworten?

Die causa remota des Weltkriegs liegt nach dem Urteil aller ehrlichen Kenner der europäischen Vorgänge, z. B. der belgischen Gesandten, in der englischen Einkreisungspolitik, die in den neunziger Jahren ihren Ursprung nimmt in der Handelseifersucht, sich dann hinter Vorwänden

(Transvaal, Flotte) versteckt, die Weltpresse vergiftet, alle deutschfeindlichen Kräfte der Welt zusammenknüpft und eine gespannte Lage erzeugt, in welcher der leiseste Fehlgriff die fürchterlichsten Entladungen hervorbringen konnte.

Der Fehlgriff unsrer Reichsleitung bestand in dem Glauben, einen serbisch-österreichischen Waffengang lokalisieren zu können. Im Vertrauen auf die Friedlichkeit und Gerechtigkeit insbesondere Englands hielt sie eine gründliche Zurechtweisung Serbiens zur Sanierung Österreich-Ungarns für tunlich, ohne daß daraus ein Weltkrieg entstünde. Alles, was an den Schritten unsrer Reichsleitung von feindlicher Seite als Kriegstreiberei gedeutet werden möchte, bezieht sich lediglich auf Serbien und auf den Wunsch, Österreich-Ungarn vor einer schwächlichen Haltung gegenüber diesem raubgierigen Kleinstaat zu bewahren. Schrecken befiel den Kanzler, als die russische Kriegspartei seinen Fehlgriff ausnutzte und er gewahr wurde, daß sein felsenfester Glaube an Englands Friedlichkeit ihn betrog. Unter der Hypnose dieses Glaubens hatte er unser Land für einen Weltkrieg auch nicht vorbereitet.

In dem schon erwähnten Gespräch des Reichskanzlers mit Wangenheim hat der Kanzler nach der Wangenheimschen Wiedergabe vom 23. April 1914 auch über „Politik ohne Krieg" und die Gefahren eines Präventivkriegs gesprochen und dabei geäußert, unser Nationalvermögen nähme so zu, daß wir in zehn bis fünfzehn Jahren alle Nationen überholt hätten. Dann würden wir in der Weltpolitik, die letzten Endes Wirtschaftspolitik wäre, an gesicherter Stelle stehen. Unsere Aufgabe wäre es, uns ohne große Konflikte durch diese Zeit durchzuwinden.

So dachte der Kanzler, der ein Vierteljahr später bei Abwesenheit der militärischen Ressortchefs die serbische Angelegenheit allein mit dem Auswärtigen Amt betrieben hat. Wer so denkt, zettelt keinen Weltkrieg an. Der Kanzler hat selbstverständlich gewußt, daß ein scharfes österreichisches Ultimatum von Serbien Buße verlangen sollte, wenn er auch dessen Wortlaut nicht kannte. Aber es ist eine Lüge unserer Feinde, daß Bethmann hierbei beabsichtigte, den Weltfrieden zu brechen. Es war im Gegenteil seine freilich kurzsichtige Hoffnung, gerade durch sein Verfahren den Weltfrieden nicht nur zu erhalten, sondern dauernd zu festigen.

Niemand kennt die Fehlschlüsse unserer damaligen Reichsleitung

betreffs Englands und ihren Mangel an außenpolitischem Geschick besser als ich. Gerade darum kann ich auch vielleicht besser als andere bestätigen, daß die Reichsleitung nicht durch den Wunsch nach Krieg, sondern durch die Sorge vor dem Krieg zu ihren falschen Schritten gedrängt worden ist. Ihre Kurzsicht, nicht ihr böser Wille, hat der englischen Einkreisungspolitik noch kurz vor Toresschluß zum Erfolg verholfen. Bethmann und Jagow hatten geglaubt, Österreich durch eine diplomatische Geste stärken zu können. Als sie sahen, daß es mißlang und der Krieg drohte, waren sie selbst darüber entsetzt. Wie kann man über die Schuldfrage sprechen, ohne diese wichtigste Tatsache in den Vordergrund zu stellen! Die Fehlgriffe unserer Leitung wiegen moralisch leicht im Vergleich mit dem Verhalten der Feinde.

Wer auch nur einigermaßen die Berichte der belgischen Gesandten und die zahlreichen Dokumente über die russischen Kriegsvorbereitungen kennt und die allgemeine Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte verfolgt hat, der fragt sich erstaunt, wie überhaupt die Meinung aufkommen konnte, Deutschland wäre der schuldige Teil am Weltkrieg.

Nach ihrem Verhalten im Jahre 1919 hat sich die Entente für jeden Nachlebenden — auf das mit Lügen überfütterte Geschlecht der Gegenwart darf vielleicht nicht mehr gezählt werden — das Urteil selbst gesprochen. Mit teuflischer Grausamkeit ist ein ganzes Volk, das selbst an etwaigen Fehlern seiner Regierung als Masse unschuldig sein würde, von den Engländern, Franzosen und ihrer Gefolgschaft den schwersten Martern an Leib und Seele unterworfen worden, die je ein Volk im christlichen Abendland zu erdulden hatte. Ein Herrenvolk soll zum Paria erniedrigt, ihm die Würde der Menschheit geraubt und nur ein hungriges, schüchternes Kerkerdasein gelassen werden, nur gerade so viel, um noch seinen Sklavenhaltern auf unbegrenzte Zeit hinaus Fron und Zins leisten zu können. Und weshalb?

Im September 1912 war Sjasonow in London. Aus seinem von der „Prawda“ veröffentlichten Bericht an den Zaren setze ich folgende schon oben erwähnte Stelle im Zusammenhang hierher:

„Grey erklärte ohne Schwanken, daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daran setzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zuzufügen.

Der König, der in einer der Unterredungen mit mir dieselbe Frage berührte, sprach sich noch viel entschiedener als sein Minister aus. Mit

sichtlicher Erregung erwähnte Seine Majestät das Streben Deutschlands nach Gleichstellung mit Großbritannien in bezug auf die Seestreitkräfte und rief aus, daß im Falle eines Zusammenstoßes dieser verhängnisvolle Folgen nicht nur für die deutsche Flotte, sondern auch für den deutschen Seehandel haben müsse, denn die Engländer würden jedes deutsche Schiff, das ihnen in die Hände kommt, in den Grund bohren.

Die letzteren Worte spiegeln augenscheinlich nicht nur persönliche Gefühle S. Majestät, sondern auch die in England herrschende Stimmung in bezug auf Deutschland."

Als die britischen Staatsmänner hier wie so häufig in den Jahren vor dem Krieg den Russen, natürlich unter dem üblichen Vorwand der Flottenpanik, Mut machten, sie könnten auf einen unentwegten englischen Vernichtungswillen gegen Deutschland bauen, wußten sie mit 100 % Gewißheit, daß der Kaiser und Bethmann-Hollweg nichts als Frieden erstrebten; sie wußten ferner ebenso gewiß, daß in Petersburg und Paris je eine zum höchsten Einfluß drängende Kriegspartei bestand und begünstigten dieselbe mit allen Mitteln. Damals verbreitete sich in den Ententeländern eine Atmosphäre, welche nach dem Gefühl weiter Kreise den Krieg unausbleiblich machte; diese Atmosphäre sprang von den Ententeländern aus auch auf Deutschland über und erzeugte hier die Sorge, welche ich z. B. in einem Brief unseres Marineattachés in Tokio vom 10. Juni 1914 mit den Worten finde:

„Ich bin betroffen über die Gewißheit, mit der hier alles den Krieg gegen Deutschland in naher Zeit für sicher hält, ... das kaum greifbare, aber doch so scharf fühlbare Etwas, das wie eine Art Mitleid über ein noch nicht ausgesprochenes Todesurteil hier in der Luft liegt."

Würden die Archive der Entente geöffnet, bevor das am meisten Belastende aus ihnen verschwunden ist, die Menschenfreunde in England oder Amerika würden erschauern über die mordgierigste aller Lügen, deren sich ihre eigenen Regierungen schuldig machten, indem sie, um die Vernichtung, Zerstückelung, Ausplünderung und Rechtlosmachung der deutschen Nation ihren Völkern mundgerecht zu machen, Deutschland Welteroberungsgelüste andichteten, von denen im Juli 1914 niemand in Deutschland geträumt hat.

Das deutsche Volk hatte 1914 wirtschaftlich das englische in vielen

Stücken überholt, welche England als seine Domänen betrachtete. Im Handel vieler Länder ging Deutschland bereits vor England, ebenso in der Stahlerzeugung und anderem. Bei diesem wirtschaftlichen Wettlauf um den ersten Platz aber standen wir politisch unerfahren und leicht verwundbar, seit 1909 auch offenkundig schlecht geleitet da. Der Riese Deutschland konnte und sollte den tödlichen Schlag, das Knockout erhalten, das ihn wieder zum Zwerge machte. Durch den deutschen Fleiß hatten wir, sobald uns Bismarck einen Staat geschenkt hatte, alle anderen Völker an wirtschaftlichem Gedeihen eingeholt oder überholt. Wir fielen andern dadurch unbequem; welches Recht hatten wir überhaupt, die Pfründen älterer Weltmächte zu stören? England und Frankreich haben das Ziel Germaniam esse delendam mit römischer Härte verfolgt und dank unsern Fehlern auch erreicht. Sie stehen heute da als erfolgreiche Schuldige, welche die Maske abgeworfen haben, seitdem sie ihre Absicht wahrmachen konnten. Hätte das deutsche Volk rechtzeitig das ganze Risiko gefühlt, worin sich die Schöpfung Bismarcks bewegte, so würde es sich nicht wehrlos gemacht und dadurch dem Feind seine Absicht erfüllt haben. Wir waren zu sorglose Epigonen. Jetzt aber erleben wir das Schauspiel, daß die Wölfe, welche das Schaf verzehren, sich als Richter über dieses „verbrecherische" Opfer aufspielen.

Ich kann noch einen weiteren vollgültigen Beweis dafür anführen, daß unsere Reichsleitung den Krieg nicht gewollt hat. Sie war nämlich von Anfang an überzeugt, daß wir nicht siegen würden. Nun kann man ihr zwar viel Ungeschick zutrauen, nimmermehr aber das verbrecherische Tun, einen Krieg zu wollen, von dessen Aussichtslosigkeit sie selbst am tiefsten durchdrungen war.

Fast niemand in Deutschland wollte vor Kriegsausbruch, wie nach demselben, recht begreifen, wie groß die Lebensgefahr in Wirklichkeit war. Wir waren teils in gutgläubigen Illusionen befangen, teils auch etwas überheblich. Materialistische Lebensauffassung oder altererbte Parteisucht trübten vielen den Blick. So unterließen wir das, was uns retten konnte. Dieses Unvermögen ist unsere Schuld.

6

Am 27. Juli, als ich in Berlin eintraf, bestand, so wie ich die Lage jetzt überblicke, wohl noch eine knappe Möglichkeit, das Frie-

densschiff an den Klippen vorbeizupressen und klarzuscheren. Damals machte ich mir, ebenso wie der Kaiser, der gegen des Kanzlers Wunsch aus eigenem Entschluß heimgekehrt war, und die Ministerkollegen, die jetzt in Berlin zusammenströmten, ein falsches Bild von der Lage. Der Schlüssel zu ihrem Verständnis war in der Wilhelmstraße verloren gegangen. Ich erfuhr von den russischen Rüstungen und glaubte nun auch, die tatsächlich zufällige, seit Monaten angeordnete Mobilmachung der englischen Flotte als eine drohende Maßregel auffassen zu müssen. Über Bethmanns Handlungen, um in dieser Phase noch den Frieden zu retten, standen wie so manchmal die Worte geschrieben: Zu spät und halb.

Am 28. Juli früh besuchte mich der Chef des Marinekabinetts v. Müller und sprach sich entsetzt über seine jüngsten Erfahrungen mit Bethmann aus. Er hielte einen Kanzlerwechsel und einen Ersatz Jagows durch Hintze für unumgänglich. Die wirkliche Lage überschaute im übrigen auch Müller nicht.

Der Kaiser entfaltete, sobald er in Berlin eingetroffen war, eine fieberhafte Tätigkeit, um den Frieden zu erhalten. Der Kanzler hatte es nicht verstanden, den Kaiser wirklich auf dem Laufenden zu erhalten. Es fiel dem Kaiser schwer, einen klaren Ausgangspunkt für eine wirksame diplomatische Aktion zu finden. Er sagte: „Er wüßte gar nicht, was die Österreicher wollten. Die Serben hätten doch alles bis auf einige Bagatellen zugestanden. Seit dem 5. Juli hätten die Österreicher nichts darüber gesagt, was sie vorhätten."

Diese Äußerung fiel am 29. Juli abends im Potsdamer Neuen Palais, wohin der Kaiser die militärischen Chefs geladen hatte, um sie über seine Verhandlungen mit dem Kanzler zu unterrichten, der völlig in die Knie gesunken wäre. Von den Zweifeln, die Bethmann über seine Politik der ersten Juliwochen aufgestiegen sein mußten, ahnten wir alle damals nichts. Wir sahen nur mit Schrecken, was sich vor unseren Augen abspielte, einschließlich des Kaisers, der sich über Bethmanns Unzulänglichkeit, wie schon früher des öfteren, rückhaltlos aussprach, aber die Meinung äußerte, er könnte sich von diesem Manne jetzt nicht trennen, da er das Vertrauen Europas genösse. Der Kaiser teilte mit, der Reichskanzler hätte vorgeschlagen, wir sollten, um England neutral zu erhalten, die deutsche Flotte durch ein Abkommen mit England opfern, — was er, der Kaiser, abgelehnt

hätte. Der Kanzler mußte sich wohl infolgedessen nach seiner Rückkehr aus Potsdam am Abend des 29., wo er den britischen Botschafter zu sich bestellte, um ihm hohe Angebote für Englands Neutralität in einem deutsch-französischen Krieg zu machen, hinsichtlich der Flotte Zurückhaltung auferlegen. Die Anerbietungen, die er bei dieser Gelegenheit vorbrachte, sowie die schneidende Antwort, die ihm Sir Edward Grey erteilte, sind aus dem englischen Blaubuche (Nr. 85, 101) bekannt. Der Öffentlichkeit ist dagegen unbekannt geblieben, daß der Kanzler auch wiederum, wie 1912, bereit war, die deutsche Flotte zu opfern, in der eigenartigen Vorstellung, daß England in diesem Falle einen deutschen Sieg über Frankreich genehmigen würde. Die Kapitulationsversuche begannen also schon vor dem Krieg, und als es vielleicht noch Zeit war, ihn zu verhindern. Der Kanzler hatte zwei unglückselige Ideen: die Österreicher müssen in Serbien einmarschieren, und die deutsche Flotte steht der vollen Liebe Englands im Wege. Für den Fall, daß seine Belgradpolitik den Feinden die Gelegenheit zum Kriege geben sollte, war er nun jedenfalls gedeckt: die deutsche Flotte war an allem schuld. Die Flottenpolitik des Kanzlers vom 29. Juli, wie diejenige von 1911/12 wirft ihren Schatten leider in den Krieg voraus; denn die vom Kanzler gewünschte und durchgesetzte Art unserer Kriegsführung zur See bedeutete im Grunde nichts als die langsame Opferung von Deutschlands Flotte und Zukunft, deren augenblickliche Hingabe am 29. dem Kanzler versagt worden war.

An jenem Tag traf aus England Prinz Heinrich in Potsdam ein mit der Meldung von Georg V., daß England in einem Krieg neutral bleiben würde. Ich bezweifelte dies, worauf der Kaiser erwiderte: „Ich habe das Wort eines Königs, das genügt mir."

Der Wirrwarr, der Europa bewegte und keinem mehr den Überblick über das Ganze ließ, schien sich am 30. Juli günstig zu klären. England stimmte einem auch in Wien angenommenen Vermittlungsvorschlag des deutschen Kaisers zu. Zwischen uns und London war eine völlige materielle Einigung erzielt. Dies erfuhr ich am 31. Juli mittags durch ein Schreiben des Kaisers, das mich aufatmen ließ.

Schon in den Morgenstunden des 31. Juli hatte ich aber aus dem Admiralstab erfahren, daß im Auswärtigen Amt der Krieg für unvermeidlich angesehen würde und daß Jagow angefragt hätte, ob wir bereit wären, die englische Flotte anzugreifen.

Der Widerspruch klärte sich mir auf, als ich zwischen zwölf und ein Uhr mittags die Nachricht von der russischen Mobilmachung erhielt.

Um halb ein Uhr hatte mich der Kanzler rufen lassen, bei welchem inzwischen der kaiserliche Befehl für „drohende Kriegsgefahr" vorlag. Ich machte Bethmann auf die zwischen uns und London erzielte Einigkeit aufmerksam und las ihm das Schreiben des Kaisers vor, das er noch nicht kannte. Der Kanzler meinte, der Kaiser mische darin mehreres durcheinander. Die russische Mobilmachung wäre ein so unerhörtes Verfahren gegen uns, daß wir uns das nicht gefallen lassen könnten; wenn Rußland fortführe, müßten auch wir mobilmachen, und um unsere Mobilmachung nicht zu sehr in Rückstand geraten zu lassen, hätte ein Ultimatum an den Zaren abgeschickt werden müssen. Das war auch meine Auffassung. Die Blutschuld der für die russische Mobilmachung Verantwortlichen wird auch durch kein Ungeschick unserer Regierung gemildert. Trotz der in letzter Stunde zwischen uns und England hergestellten Einigkeit war durch die russische Mobilmachung der Krieg unabwendbar geworden, wenn nicht ein Wunder geschah. Längeres Zögern unserseits hätte unser Gebiet dem Feinde ausgeliefert und wäre nicht zu verantworten gewesen. In Wirklichkeit machten die Russen ja schon seit dem 25. mobil, und dieser Vorsprung hat uns schwer geschadet, als die Kriegsmaschinen einmal rollten. Jedoch gab ich dem Kanzler zu verstehen, daß es mir richtig erschiene, in dem Ultimatum noch einmal hervorzuheben, daß sachliche Einigkeit bestünde und eine günstige Vermittlung im Gange wäre. Der Kanzler erwiderte mir ziemlich außer Fassung, das wäre ja dauernd gesagt worden und darauf hätte eben Rußland mit der Mobilmachung geantwortet.

Es ist mir später manchmal durch den Kopf gegangen, ob der Kaiser nicht hätte rechtzeitig jemand nach Petersburg schicken sollen. Der hierfür geeignetste Mann, Hintze, saß allerdings in Mexiko. Ich wußte aber bestimmt, daß der Zar Verständnis für den Gesichtspunkt hatte, daß Deutschland und Rußland bei gegenseitiger Zerfleischung nichts gewinnen konnten, sondern höchstens Dritte. Zur Entsendung einer Persönlichkeit war es am 31. Juli natürlich zu spät. Auch mag es sein, daß man mir vorhalten wird, ich überschätzte die Macht des Zaren und unterschätzte den Panslawismus. Ich kann hier nur feststellen, daß

ich, mehr meinem Gefühl als meinem Verstande folgend, noch am 31. Juli dem Kanzler zu jener Einfügung eines friedlichen Absatzes in das Ultimatum geraten habe. Ich hoffte dabei kaum mehr das Rad des Schicksals aufzuhalten, welches die russische Mobilmachung in Gang gesetzt hatte, jedoch für jeden Fall die Verantwortung für alles Kommende dadurch noch ausschließlicher auf die Feinde abzuwälzen.

Am 1. August erfuhr ich in der Bundesratssitzung, daß wir dem Ultimatum eine Kriegserklärung an Rußland nachgeschickt hätten. Ich fand das für Deutschland sehr ungünstig. Wir mußten meinem Gefühl nach den Vorteil, daß wir gegen Rußland militärisch in der Defensive lagen, diplomatisch dadurch ausnützen, daß wir die Kriegserklärung den Russen überließen. Wir durften den Muschik nicht durch die Überzeugung begeistern, daß der Kaiser den weißen Zaren überfallen wollte. Auch die Entwertung unseres Bündnisvertrages mit Rumänien fiel ins Gewicht. Dieser Vertrag war, ebenso wie der mit Italien, vom Fürsten Bismarck auf die Verteidigung gestellt worden. Beide Staaten waren uns zur Hilfeleistung nur verpflichtet, wenn uns Rußland, bzw. Frankreich angriffen. Durch unsere Kriegserklärung an Rußland gaben wir den Rumänen formell das Recht, uns im Krieg allein zu lassen, ebenso wie später den Italienern durch unsere Kriegserklärung an Frankreich. Hatte Bethmann wirklich die ungeheuerlichen Nachteile nicht bedacht, welche uns erwuchsen, wenn wir den Akt der Kriegserklärung nicht den Feinden überließen?

Ich hatte den Eindruck, daß auch nach dieser Richtung unsere Aktion völlig unüberlegt und ohne jede Regie verlief, und mein Gefühl sträubte sich dagegen, daß wir, die wir doch in Wahrheit die Angegriffenen waren, vor der Welt wegen der Juristen des Auswärtigen Amtes das Odium des Angreifers übernehmen sollten, obwohl wir gar nicht beabsichtigen konnten, in Rußland einzumarschieren. Ich fragte also den Kanzler beim Verlassen der Sitzung, weshalb denn die Kriegserklärung mit unserer Mobilmachung zusammenfallen müßte?

Der Kanzler erwiderte, das sei nötig, weil die Armee gleich Truppen über die Grenze schicken wollte. Die Antwort befremdete mich, da es sich doch höchstens um Patrouillen handeln konnte. Bethmann war aber in diesen ganzen Tagen so aufgeregt und überreizt, daß nicht mit ihm zu sprechen war. Ich höre ihn noch, wie er mit er-

hobenen Armen wiederholt die unbedingte Notwendigkeit der Kriegserklärung betonte und damit jede weitere Erörterung abschnitt.

Moltke, nachher von mir gefragt, wie es sich mit der Grenzüberschreitung als Grund unserer Kriegserklärung verhielte, bestritt, daß die Absicht bestünde, sofort Truppen über die Grenze zu schicken. Er sagte mir auch, daß er auf die Kriegserklärung von seinem Standpunkt aus keinen Wert legte.

Das Rätsel, weshalb wir zuerst den Krieg erklärten, bleibt also für mich ungelöst. Vermutlich taten wir es aus formaljuristischer Gewissenhaftigkeit. Die Russen fingen den Krieg ohne Erklärung an, aber wir glaubten uns nicht ohne eine solche wehren zu dürfen. Außerhalb Deutschlands hat man für solche Gedankengänge kein Verständnis gehabt.

Nachmittags zur kaiserlichen Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls ins Schloß gerufen, kam ich infolge einer Verkehrsstörung verspätet an, als die Orders schon unterzeichnet waren. Ich hörte aber, daß ein russisches Akzept unserer Kriegserklärung noch nicht vorläge und machte deshalb zum letzten Male einen Versuch, in dem Gedanken, daß es, bis die Russen unsere Kriegserklärung entgegengenommen hätten, immer noch Zeit wäre, ihr eine abmildernde Depesche nachzusenden. Ich konnte mich nicht losmachen von dem Triebe, mindestens das Odium der Kriegserklärung von uns abzuwälzen, auch wenn wirklich der letzte Funke einer Friedensmöglichkeit erstickt sein sollte. Ich fragte also, ob ohne Akzept der russischen Regierung die Feindseligkeiten unserseits eröffnet werden sollten, die doch angesichts unseres Aufmarsches im Westen nur in Rauch- und Scheinmanövern bestehen könnten. Da unsere Patrouillen nach Moltkes Angabe erst in einigen Tagen die russische Grenze überschreiten sollten, so brauchten wir doch nicht als Angreifer dazustehen.

Die von mir angeregte Frage wurde übertönt durch eine in diesem Augenblick einlaufende Depesche Lichnowskys, die uns den Anstoß zu einem letzten Friedensschritt gab. Ich habe hierbei Bethmann lebhaft unterstützt, wie auch später auf seine Frage, ob wir den Engländern versprechen könnten, die französische Küste nicht anzugreifen, bejahend geantwortet und ihm empfohlen, das Anerbieten auch in seine Reichstagsrede aufzunehmen. Dieser Friedensschritt war zum Scheitern verurteilt, da Lichnowsky ein Mißverständnis unterlaufen war, doch

hat er wenigstens noch einmal bewiesen, daß Deutschland den Krieg nicht wünschte.

In der Nacht vom 1. zum 2. August wiederholte sich beim Reichskanzler der Disput über unsere Kriegserklärung, diesmal hinsichtlich Frankreichs. Der Kanzler meinte, wir müßten Frankreich sofort den Krieg erklären, weil wir durch Belgien marschieren wollten. Ich warf ein, ich hätte schon nicht verstanden, weshalb man die Kriegserklärung an Rußland mit der Mobilmachung veröffentlicht hätte; ich könnte auch keinen Nutzen darin sehen, die Kriegserklärung gegen Frankreich früher loszulassen, als bis wir in Frankreich selbst einmarschierten. Ich verwies auf Berichte des Botschafters in London, nach denen der Durchmarsch durch Belgien den Krieg mit England unmittelbar zur Folge haben müßte, und rührte an die Frage, ob die Armee eine Möglichkeit besäße, den Durchmarsch durch Belgien aufzuhalten. Moltke erklärte, daß es keinen anderen Weg gäbe. Ich erhielt den Eindruck, daß es ausgeschlossen war, in den Mechanismus der Transporte einzugreifen. Ich erklärte, dann müßte unsererseits mit dem sofortigen Krieg gegen England gerechnet werden. Jeder Tag wäre ein Gewinn für die Mobilmachung der Marine. Deshalb müßte die Mitteilung an Belgien so spät wie möglich erfolgen. Man sagte mir zu, bis zum zweiten Mobilmachungstag zu warten, was aber nicht befolgt worden ist. Daß Bethmann-Hollweg schon am 29. Juli dem britischen Botschafter, damit den gesamten Ententemächten und Belgien selbst, die Möglichkeit kriegerischer Operationen in Belgien eröffnet hatte, war mir damals unbekannt. Es war dies in der Idee geschehen, gerade mit England ein Vertrauensverhältnis sogar über den Festlandskrieg hinweg zu bewahren.

Der Eindruck von der Kopflosigkeit unserer politischen Leitung wurde immer beunruhigender. Der Durchmarsch durch Belgien schien ihr vorher nicht eine feststehende Tatsache gewesen zu sein. Seit der russischen Mobilmachung machte der Kanzler den Eindruck eines Ertrinkenden.

Während sich die Juristen des Auswärtigen Amts in die Doktorfrage vertieften, ob wir nun schon mit Rußland im Kriege stünden oder noch nicht, stellte sich nebenbei heraus, daß man vergessen hatte, Österreich zu fragen, ob es mit uns gegen Rußland kämpfen wollte. Das sollte nun nachgeholt werden. Ebenso hatte Italien keine Nach-

richt von unserer Kriegserklärung gegen Rußland bekommen[1]). Beim Herausgehen sprachen die Militärs mit mir entsetzt über den Zustand der politischen Leitung. Nicht weniger bekümmerte mich aber der Eindruck, daß der Generalstab die Bedeutung eines Krieges gegen England nicht richtig einschätzte und darüber rücksichtslos zugunsten des Krieges gegen Frankreich hinwegging, weil er anscheinend nur auf einen kurzen Krieg eingestellt war. Die Entscheidungen der Stunde wurden in nichts geleitet durch vorerwogene politisch-strategische Mobilmachungspläne für den Gesamtkrieg.

Der Kaiser war, als er das Scheitern seiner Friedensbemühungen erkannte, ins Innerste getroffen. Ein alter Vertrauter, der mit ihm in den ersten Augusttagen zusammenkam, äußerte, er hätte nie ein so tragisches und zerstörtes Gesicht gesehen, wie das des Kaisers in diesen Tagen.

Die erregten Aussprachen zwischen Bethmann und Moltke setzten sich am 2. August in meinem Beisein beim Kaiser im Schlosse fort. Moltke legte keinen Wert auf eine formelle Kriegserklärung an Frankreich. Er wies eine Reihe feindlicher Handlungen der Franzosen nach, die ihm berichtet worden waren; der Krieg sei tatsächlich da und die Entwicklung nicht aufzuhalten. Ich legte wiederholt dar, ich könnte nicht einsehen, weshalb überhaupt eine Kriegserklärung an Frankreich erfolgen müßte, die immer einen aggressiven Beigeschmack hätte; die Armee könnte doch auch ohne solche bis zur französischen Grenze marschieren.

---

[1]) Daß Österreich sich seine eigne Kriegserklärung an Rußland noch lange überlegen und uns dadurch vor schwere Stunden stellen würde, konnte ich damals nicht übersehen. Noch am 5. August vormittags hat das Reichsmarineamt das Auswärtige Amt wegen unserer Mittelmeerschiffe schriftlich gedrängt, endlich die Kriegserklärung Österreichs zu erwirken. Moltke sagte mir zu meinem Entsetzen, wenn die Österreicher zurückzuckten, hätten wir einen Frieden um jeden Preis schließen müssen. Aber auch die Regie der serbischen Angelegenheit war durchaus unzureichend gewesen. Den Serben Krieg zu erklären ohne Einmarsch, und über ein Faustpfand zu verhandeln, das man nicht hatte, das erschwerte die diplomatische Lage. Man hätte, wenn man schon den Einmarsch wollte, in der Minute des Ablaufs des Ultimatums, bevor die Serben Zeit hatten, die Semliner Brücke zu sprengen, Belgrad besetzen und nach genommenem Faustpfand verhandeln müssen. Wir behielten also Österreich weder hinsichtlich des Ultimatums noch hinsichtlich des Weltkriegs in der Hand. Von den Unterlassungssünden gegen Italien will ich hier nicht reden. Ich habe später, soweit es meine Stellung zuließ, alles in Bewegung gesetzt, um die Entsendung des Fürsten Bülow nach Rom zu ermöglichen.

Der Kanzler meinte, ohne Kriegserklärung an Frankreich könnte er die Sommation an Belgien nicht überreichen. Mir ist dieser Grund unverständlich geblieben.

Gerade die belgische Frage hätte von Anfang an unsere Diplomatie zu besonders vorsichtigem Auftreten veranlassen sollen. Der Generalstab hatte seit Jahrzehnten die Möglichkeit des Durchmarsches durch Belgien ernsthafter erwogen, seitdem nämlich sich die französische Revanchepolitik auf die russischen Armeen zu stützen begann. Daß bei einem deutsch-französischen Krieg die Franzosen mindestens intellektuell die Angreifer waren, darüber konnte in der ganzen Welt ein Zweifel nicht bestehen. In der Abwehr eines französischen Revanchekrieges nun, der uns an der Weichsel ebenso wie an Maas und Mosel bedrohte, konnte unser Durchmarsch durch das neutrale Belgien in den Augen der Welt nur gerechtfertigt erscheinen, wenn die politische Offensive Frankreichs gegen uns klar zutage lag.

Die Sonderbearbeiter der Frage im Generalstab, welche sich des furchtbaren Ernstes der Lage Deutschlands naturgemäß in besonderem Maße bewußt waren, hatten in den letzten Jahren vor dem Krieg aus allerlei Anzeichen die Überzeugung gewonnen, daß die Franzosen und Engländer durch Belgien marschieren würden, um die Rheinlande anzugreifen. Tatsächlich griffen die Franzosen im Jahr 1914 allerdings in Lothringen an, so wie Schlieffen es immer vorausgesetzt hatte. Doch verfügten wir über Belege dafür, daß die Westmächte Belgien als Kriegsschauplatz in Aussicht nahmen. Auch für die politisch-militärische Hinneigung maßgebender belgischer Kreise zur Entente gab es schon vor der Eröffnung der belgischen Archive umfängliche Anzeichen. Da nun der Kanzler über die belgische Frage unterrichtet sein mußte, so war es seine Aufgabe, den vom Generalstab gegen einen russisch-französischen Angriff für notwendig erachteten Durchmarsch durch Belgien diplomatisch entsprechend vorzubereiten. Nichts ist in dieser Richtung geschehen. Die strategische Offensive Deutschlands durch Belgien hatte politisch die schwersten Bedenken; diese wurden nur gemildert, wenn unsere Politik mit doppelter Vorsicht und Geschicklichkeit die Welt klar davon überzeugte, daß wir uns p o l i t i s c h in der Defensive befanden. Luden wir aber den falschen Schein auf uns, politisch die Angreifer zu sein, dann rückte auch die tatsächlich reine Notwehrmaßregel des belgischen Durchmarsches in das verhängnisvolle Licht eines brutalen Ge-

waltschrittes. Die Feinde bekamen einen überwältigenden Stoff, uns zu verleumden, in die Hand, wenn wir nach dem Ultimatum an Serbien, nach der Ablehnung des Greyschen Konferenzvorschlages, nach der formellen Kriegserklärung an Rußland und Frankreich auch noch durch Belgien marschierten. Wie zweifelhaft und zweideutig war die belgische Neutralität und ihre von England veranlaßte Verteidigung mit den Waffen! Nur unser vollendetes politisches Ungeschick hat diesem Land die legendäre Märtyrerkrone geflochten. Wir spielten in allem das Prävenire, wie um den Feinden ihr Spiel zu erleichtern. Der Generalstab war nicht die Stelle, um die politische Rückwirkung strategischer Notwendigkeiten allein zu beurteilen. Das von Bethmann aufgebrachte „Unrecht" an Belgien aber gab den Feinden überdies auch noch die Bestätigung ihrer Verleumdungen gegen uns und verwirrte im weiteren Verlauf der Entwicklung das Rechtsgefühl unseres eigenen Volkes in unheilvollster Art.

Diese Überlegungen über die belgische Frage sind von mir erst im Lauf des Krieges gewonnen worden, da ich im Frieden wie beim Kriegsausbruch über diese ganze Frage nicht unterrichtet worden bin. Die diplomatischen Fehler aber, die wir bei der Aufrollung der Operationen im Westen begingen, waren mir unmittelbar in jener Sitzung klar.

Nach dem Weggang des Kanzlers aus der Sitzung beklagte sich Moltke beim Kaiser über den „deplorablen" Zustand der politischen Leitung, die keinerlei Vorbereitungen für die Lage besäße und jetzt, da die Lawine im Rollen wäre, immer noch an nichts als juristische Noten dächte.

Ich bestätigte dem Kaiser, meiner Ansicht nach hätte das Auswärtige Amt seit mehreren Jahren nicht funktioniert; es wäre aber nicht meine Sache gewesen, den Kaiser hierin zu beraten. Der Ernst der Stunde zwänge mich, die Grenzen meines Ressorts einmal zu überschreiten: „Der Kanzler ist mein Vorgesetzter, ich habe über ihn nicht zu urteilen; aber rufen Eure Majestät Hintze zurück, um Jagow durch ihn zu ersetzen."

Hintze ist wirklich aus Mexiko zurückgerufen worden und hat sich zum Großen Hauptquartier durchgeschlagen, wurde aber von dort auf Betreiben des Auswärtigen Amts sofort nach Peking ernannt und hatte sich ein zweites Mal in Verkleidung um die Erde zu begeben.

Er besaß eine Reihe von Erfahrungen, die ihn vergleichsweise wohl am meisten befähigt hätten, den Sonderfrieden mit dem Zaren zuwege zu bringen, der 1916 kriegsentscheidend und greifbar zu haben war.

7

Am 6. August besuchte mich Jagow, um mir nahezulegen, daß das Reichsmarineamt keine politischen Nachrichten an den Kaiser geben möchte, — was niemals geschehen war[1]). Ich machte Vorhaltungen wegen der völligen Deroute der politischen Leitung, die für den Kriegsfall doch gewisse Vorüberlegungen hätte treffen sollen. Jetzt müßten wir alle verfügbare Kraft gegen den mächtigsten unserer Feinde kehren. Auf meine Frage, was werden würde, wenn wir Frankreich und Rußland besiegten, England aber nicht, zuckte Jagow die Achseln. Der Gegensatz der Ansichten trat zutage, als ich sagte: „Konnten Sie nicht Rußland die Durchfahrt durch die Dardanellen und alles Mögliche versprechen, um den Krieg zu verhindern?" Jagow erwiderte: „Wenn Sie uns ein kleines Flottenagreement mit England gegeben hätten, wäre der Krieg nicht nötig gewesen."

Es gehörte nach allem, was dem Auswärtigen Amt über den Kriegsausbruch bekannt sein mußte, eine ziemliche Kühnheit dazu, die deutsche Flotte als Kriegsursache zu bezeichnen. Aber der Kanzler und das Auswärtige Amt haben von nun an viel Liebe und Sorgfalt auf die Verbreitung und Kräftigung dieser Legende verwendet. Das ging zur Seite dem noch weit verhängnisvolleren Kampf gegen die deutsche Flotte, um sie im Krieg vom Schlagen abzuhalten.

Wenn deutsche Heere in Belgien und Frankreich einmarschierten, ja überhaupt, wenn wir mit Rußland und Frankreich erfolgreich hand-

[1]) Man hat mir häufig vorgeworfen, daß ich eine eigene Politik getrieben und insbesondere durch die Nachrichtenabteilung politische Beeinflussung bewirkt hätte. Das ist durchaus unrichtig; ich habe mich im Gegenteil stets, auch im Kriege, der äußersten Zurückhaltung auf diesem Gebiete befleißigt, wie aus dem bisher Unbekannten, was diese Erinnerungen bringen, deutlich zu Tage treten muß. Daran wird nichts geändert, wenn wirklich hier und da ein eifriger Offizier in der Nachrichtenabteilung die Grenzen des Ressorts gegen mein Wissen und Wollen überschritten haben sollte. Ebenso unwahr ist die Behauptung, mit der Bethmann auch dem Kaiser gegenüber zu arbeiten pflegte, daß ich mit dem ausgezeichneten Schriftsteller Graf E. zu Reventlow, der zu Anfang des Krieges zusammen mit Rohrbach und Jäckh meinem Amtsvertreter seine journalistische Kraft zur Verfügung gestellt hatte, während des Krieges in Verbindung gestanden und ihn beeinflußt hätte.

gemein wurden, hätte auch ein völlig flottenloses Deutschland England zum Gegner gehabt. Unsere Übermacht auf dem Festland wollte England nach seiner überlieferten Politik nicht dulden, selbst wenn es keine förmlichen Ententen mit jenen Mächten hatte. Wenn überhaupt die deutsche Flotte in der Situation vom Juli 1914 eine Rolle spielte, dann hat sie gegen die Verlockung Englands zum Krieg gebremst und Greys Bemühungen für den Frieden mit veranlaßt. Das englische Verhalten in den Jahren unserer Flottenlosigkeit und Flottenschwäche liefert den Beweis, daß England auch damals sich bietende Gelegenheiten, uns mit fremder Hilfe niederzuschlagen und unsere Vorherrschaft zu verhindern, nicht vorübergelassen, ja vielleicht leichteren Herzens ergriffen hätte, als es im Juli 1914 das Instrument der Ententen in Bewegung gesetzt hat. Ich spreche Selbstverständliches aus, aber die eifrige deutsche Neigung zur Selbstvernichtung ermöglichte es schon im Herbst 1914 dem Reichskanzler und seinen Helfern, Argwohn gegen das einzige damalige Rettungsmittel Deutschlands, — die Flotte auszustreuen. Es wurde hierdurch ermöglicht, die Spur der Juliwochen, der wirklichen Kriegsentstehung für das Urteil Vieler zu verwischen. Bald hörte ich zuverlässig, daß zwischen der Reichskanzlei und der Redaktionsstube gewisser Zeitungen Einverständnis darüber erzielt wäre, man sähe mir schon von weitem das Bewußtsein an, der Schuldige an diesem Kriege zu sein. Einsichtslose deutsche Kreise redeten es bald den Feinden nach, die Autokratie und die Militärkaste hätten den Krieg verbrochen; und diejenigen, welche nicht ihrem Willen nach, aber in Wirklichkeit die Zerstörung der Monarchie eingeleitet und die Fundamente deutscher Kraft und Selbständigkeit ins Wanken gebracht haben, drängten sich nach der Revolution angeblich danach, vor einem Staatsgerichtshof die „Wahrheit" zu sagen.

Die Mißdeutbarkeit der Bethmannschen Politik im Juli 1914 hat nicht nur unsere diplomatische Lage im Krieg und beim Friedensschluß verschlechtert, sondern auch die deutsche Neigung zur Selbstbezichtigung in einer Weise gestärkt, welche die ganze fernere Zukunft unseres Volkes zu beschatten droht. Denn die Feinde, welche die Schuld am Krieg auf das deutsche Volk abzuladen wünschen, fanden im Schoß des deutschen Volkes selbst gefällige Agenten, um uns einzureden, daß wir den Krieg vom Zaun gebrochen hätten. Die Mißgriffe der deutschen Politik in diesen Wochen habe ich angedeutet, und sie sollen

nicht beschönigt werden. Niemals aber sind wir die Schuldigen am Krieg. Schuldig am Krieg wie an seiner barbarischen Führung sind einzig und allein die Machthaber in London, Paris und Petersburg. Wie konnte darüber auch nur der leiseste Zweifel aufkommen? Wie kann das deutsche Volk vergessen, daß die belgischen Gesandten, hellsichtiger als die deutschen Diplomaten, den Kriegswillen der Entente und ihre gegen Deutschland gesponnene Verschwörung mehrere Jahre vor dem Krieg unzweideutig bloßgelegt haben? Die Schuld der Entente liegt auch fest in ihren Taten: sie, die Elsaß-Lothringen dem deutschen Mutterland entreißen, das deutsche Volk zum Lohnsklaven des angelsächsischen Kapitalismus machen, die österreich-ungarische Monarchie auflösen und das türkische Reich vernichten wollte; sie, die mit Schwert, Hunger, Internierung, Handelsraub und moralischer Vergiftung kämpfte, bis das Sterben unseres Volkes besiegelt war; sie, welche die seit Jahrzehnten gezeigte Feindschaft sofort in die Tat umsetzte, als ihr die Verhandlungen des Juli 1914 hierzu eine besonders günstige Gelegenheit boten; sie wird sich durch die heuchlerische Ausnützung unserer unglücklichen Politik nicht auf die Dauer dem weltgeschichtlichen Urteil über ihre Verbrechen am Geiste der Menschheit entziehen können.

8

Ich habe in diesem Bericht mich so bestimmt ausgedrückt, weil offiziöse Stellen sich auch heute noch bemühen, die begangenen Fehler zu verwischen. Die moralische Schuldlosigkeit unserer damaligen Regierung kann aber nur klargelegt werden durch eine offene Darstellung ihrer diplomatischen Unzulänglichkeit; und nur hierdurch kann historisch nachgewiesen werden, daß der Kaiser an dem damaligen Vorbeigreifen der Regierung unbeteiligt war. Wenn andere Stellen gefehlt haben, so ist das nicht geschehen durch den Willen zum Krieg, der auch ihnen gänzlich abging, aber durch Mangel an geradem und klarem Denken.

Jetzt strömte unser Volk zu den Fahnen und suchte in dem jubelnden Opfergeist des Augusts 1914 und in der niemals wieder von deutschen Augen zu erschauenden Kraftfülle des preußisch-deutschen Staates den Überfall abzuwehren, den eine kurzsichtige Staatskunst den lauernden Nachbarn erleichtert hatte. Das Nationale war damals im Aufsteigen, das hatte das deutsche Volk schon 1911 gezeigt, als es

sich von einer schwächlichen Regierung nicht über die erlittene Kränkung beruhigen ließ. Das zeigte es nun mit ergreifender Gewalt, als der Kaiser den Ruf zu den Waffen ergehen ließ. Unser Volk wußte damals nicht, wie unsere politische Leitung sich geirrt hatte, und unter wie erdrückend ungünstigen Bedingungen es in den unvorbereiteten Krieg ging. Es wußte sich frei von Schuld, und war es in Wirklichkeit. Aber keines der unzähligen Friedensangebote unserer Regierung hat England zum Erbarmen bewegt, nachdem es die Schwäche unserer Regierung erkannt und aus ihr trotz Deutschlands damals noch hoher Kraft und Gesundheit die Gewißheit unseres Unterganges geschöpft hatte.

Und doch wäre es der Weltkoalition trotz beispielloser Übermacht nicht gelungen, uns zu besiegen, wenn unsere innere Einigkeit mit denjenigen Mitteln aufrecht erhalten worden wäre, die den Überlieferungen unserer Väter und der Gefahr der Stunde entsprachen. Aber welches Heldentum unsere Truppe auch bewies, daheim zog die Regierung die Erbfehler des Volkes und die zerstörenden Elemente groß, bis Englands Wunsch erfüllt und das blühendste und beste Volk der Erde auf einen unerhörten Tiefstand heruntergedrückt worden war.

So ist es dem alten Piratenstaat England wiederum gelungen, Europa sich selbst zerfleischen zu lassen und durch Hineinwerfen der eigenen Macht und Anwendung brutalster Mittel den Sieg auf die Seite zu bringen, welche seinen materiellen Interessen entsprach. Die Freiheit und Selbständigkeit der Völker des europäischen Festlands ist jetzt dahin und ihre Kulturblüte hierdurch vielleicht auf immer vernichtet.

Aber gerade aus diesem Erfolg wird für England selbst geboren werden der Tag des Gerichts.

Siebzehntes Kapitel
Hauptfragen des Krieges

1

England hoffte unser Land durch die russische Dampfwalze zu erdrücken, während die französisch-belgisch-britische Armee der unsrigen Einhalt geböte, und beabsichtigte den Krieg dann zu stoppen, wenn die Gefahr eines zu großen russischen Sieges entstünde. Der Feind nahm an, daß Italiens Abfall unsere Berechnungen umwerfen und unsere zahlenmäßige Überlegenheit im Westen während der entscheidenden Wochen beseitigen würde.

Die wohlbegründeten feindlichen Siegeshoffnungen wurden getäuscht durch die Art, wie unser Militärapparat seinen Dienst tat, und die Schnelligkeit, womit wir Belgien einnahmen. Die russischen Massen erfüllten, was man von ihnen erwarten konnte. Aber sie hatten das Unglück, bald auf große Feldherren zu stoßen, welche, vom Schlachtenglück begünstigt, die besten Eigenschaften unseres Volks in Waffen durch großartige Manöver zur Geltung brachten.

Der Schlieffensche Plan, Frankreich über Belgien anzugreifen, war an sich wohl geeignet, die erste Lebensgefahr von Deutschland abzuwenden. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob der mir bis zum Kriegsausbruch unbekannt gebliebene Plan bei der zunehmenden kriegstechnischen Entwicklung zum Grabenkampf und angesichts unserer politischen Weltlage unbedingt richtig war. Jedenfalls hätte er von solchen ausgeführt werden müssen, welche das Genie besaßen, eine so riesenhafte Operation bei den naturgemäß eintretenden Zwischenfällen voll zu beherrschen. Für die ungeheure Umgehungsbewegung konnte unsere Heeresleitung den Sicherheitskoeffizienten gar nicht reichlich genug bemessen; sie hat ihn aber zu knapp genommen. Das Heer war im Frieden zu klein gehalten, die Wehrkraft Deutschlands in verhängnisvoller Unterlassung nicht genügend ausgeschöpft worden. Ende 1911

legte der Kanzler eine Heeresvorlage an; dieselbe war aber wohl nicht groß genug, und die von 1913 kam für die volle Wirkung im Kriege zu spät. Ich selbst hatte auf eine Anregung des Admirals von Müller hin vor Weihnachten 1911 dem Kriegsminister von Heeringen vorgeschlagen, mit mir zusammen auf einer sofort einzubringenden Wehrvorlage zu bestehen, und meine Bereitschaft dazu ausgedrückt, meine Forderungen gegenüber denen der Armee in zweite Linie zu stellen. Im Hauptquartier war man im Herbst 1914 der Meinung, daß der Krieg gegen Frankreich gewonnen worden wäre, wenn die zwei Armeekorps zur Stelle gewesen wären, welche sich der Generalstab 1911/12 entgegen den Forderungen seiner Fachleute hatte abhandeln lassen. Dazu kam die Unterschätzung der britischen Armee, die man sich in unsrem Publikum immer noch gern in der Art der Aldershot-Tommies mit Mützchen und Spazierstock vorstellte. Als ich nach Kriegsausbruch den Generalstabschef warnte, diese Truppe, die gewissermaßen aus lauter Sergeanten bestände, zu leicht zu bewerten, antwortete er: „Die arretieren wir.“ Er sah bei dieser Hoffnung wohl noch nicht voraus, daß er in den kritischen Tagen Veranlassung haben würde, zwei Armeekorps für die Ostfront gerade vom rechten Flügel herauszuziehen. Noch im Spätherbst 1914 begegnete ich im Großen Hauptquartier Zweifeln an dem Ernst der neuen Kitchenerarmeen. Im August 1914 schrieb ich aus Koblenz: „Die Schwierigkeiten kommen erst, wenn die Armee glaubt über den Berg zu sein.“

Es erschien mir damals vor allem wichtig, die englischen Etappenlinien zu durchschneiden und nach Calais zu kommen. Alles übrige wäre uns leichter gefallen, wenn wir erst die Engländer durch Abschneiden von den Kanalhäfen gezwungen hätten, die Überschiffung nach Cherbourg oder gar nach Brest vorzunehmen, also über den Atlantik statt über eine Binnensee, was dem Krieg in Frankreich ein anderes Gesicht gegeben hätte.

Ich habe Moltke vergeblich hierzu gedrängt, und auch Feldmarschall von der Goltz, der meinen Standpunkt teilte, drang nicht durch. Auf die Entschließungen Falkenhayns konnte ich keinen Einfluß gewinnen. Mein Wunsch, die englischen Etappenlinie zu durchschneiden, wäre von der See aus meiner Ansicht nach nur durch eine Seeschlacht der Hochseeflotte ausführbar geworden, nicht durch alleiniges Vorstoßen der leichten Streitkräfte. Bei meinem Drängen nach Betätigung der

Flotte, von dem später zu sprechen ist, war dies nur ein Teilgesichtspunkt. Seine nachträgliche Bestätigung gibt in diesem Augenblick (Anfang 1919) Lord Haldane, der, Zeitungsmeldungen zufolge, in einem Brief an die „Times" es als Fehler der deutschen Strategie bezeichnet, daß „sie zögerte, sofort von ihren Ubooten und Torpedobooten Gebrauch zu machen, um den Transport der britischen Armee nach ihrer Mobilisierung am Morgen des 3. August zu verhindern". Hätten wir dies planmäßig vorbereitet und dann versucht, so wäre zweifellos die englische Hochseeflotte erschienen, und die Seeschlacht hätte sich dann, je früher desto besser, entwickelt.

Moltke war ein schwerkranker Mann. Die Zügel schleiften am Boden, die Einheitlichkeit in den Operationen der Armeen ging verloren. Zu Moltke hatte ich trotz seines Unglücks als Persönlichkeit volles Vertrauen gehabt. Sein Nachfolger machte nicht den Eindruck, so vorgeschult zu sein, um die Aufgabe zu bewältigen, die nach der Marneschlacht mit der Ausweitung zu einem Erschöpfungskrieg ins Ungemessene stieg. Die Armee hatte bis dahin nur ein einziger Gedanke beseelt: Cannä. Im Erschöpfungskrieg aber mußte die Übermacht des Feindes dank seiner Seeherrschaft immer stärker zum Tragen kommen. Alle Landsiege versickerten in der beispiellos ungünstigen Gesamtlage Deutschlands. Eingekeilt zwischen Landfeinde, konnten wir uns nicht allein dadurch retten, daß wir uns wie ein Igel rings unangreifbar machten. Denn unsere Lebensfäden liefen über See. Darum konnten uns nur größte Kühnheit und Geschlossenheit retten. Auch der Landkrieg mußte sich dem Gesamtziel eingliedern. Nach der Marneschlacht mußte die Armee umlernen. Die damalige Oberste Heeresleitung ließ das Suchen nach großen Endzielen vermissen. Hindenburg und Ludendorff aber, welche 1915 die Vernichtung der russischen Armeen durch Überflügelung von Kowno her in Aussicht stellten und deshalb mit dem Frontalangriff von Gorlice her nicht übereinstimmten, durften ihren Kriegsplan nicht ausführen. Wenn er glückte, wäre ihre Stellung gegenüber dem Hauptquartier freilich eine überragende geworden. Im Krieg braucht man ein bestimmtes großes politisches Ziel, auf das man mit konzentrierten politisch-militärischen Kräften losgeht. Und zwar entscheidet im Krieg der Hauptgegner. Teilsiege über Nebengegner sind bestenfalls Mittel zum Zweck. Das eigentliche Ziel durfte nur eins sein: die feindliche

Koalition ins Herz zu treffen. Ob wir dies Ziel erkannten, davon hing unser Schicksal ab.

Wer war aber der Hauptgegner? Für mich zweifellos der, welcher die größten Mittel und den umfassendsten Kriegswillen besaß. Das politische Hirn der Entente war stets London gewesen; es wurde immer stärker auch zum militärischen Gehirn. Bis zu jenem Aufbau einer neuen Ostfront im Jahre 1918 hat es keine wesentliche Chance ausgelassen. Demgegenüber mußten wir auch alle Siege über Rußland als Teilsiege auffassen, die dazu dienen sollten, unsere Kraft gegen den Hauptfeind frei zu machen, indem sie einen raschen Sonderfrieden mit dem Zaren ermöglichten.

Keine Zerstücklung des Zarenreichs aber, auf welche die deutsche Diplomatie und Demokratie ausgingen, half uns etwas, wenn wir den Hauptfeind nicht trafen.

2

Mit Recht schreibt das Volksgefühl nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann Bismarck das Hauptverdienst an den gewonnenen Kriegen zu, welche uns frei, einig und wohlhabend gemacht haben. Solange unser Volk gesund und treu, unsere Wehrkraft unüberwindlich war wie in den ersten Jahren des Weltkriegs, hatte die Staatskunst politische, militärische und maritime Handhaben genug, um aus dem Krieg gegen England, in welchen sie hineingeraten war, mit Ehren wieder herauszukommen. Die Armee, die in ihrem Sondergebiet nicht darauf gedrillt war, England zu bekämpfen, unterschätzte diesen für sie sozusagen unangreifbaren Gegner. Ich war als Schwarzseher verschrien und im „Lion d'Or" zu Charleville ging die Rede: „Es ist kein Offizier im Großen Hauptquartier, der nicht glaubt, daß der Krieg vor dem 1. April 1915 zu Ende geht außer dem Herrn Staatssekretär der Marine." In der angelsächsischen Welt wurde ich als ein Gegner angesehen, dessen Isolierung innerhalb der deutschen Reichsleitung mit Befriedigung verzeichnet wurde. Denn dies begreifliche Vorwalten festländischer Gesichtspunkte bei der Armee wäre ungefährlich geblieben, wenn nur der Kanzler mit mir ging. Ohne richtige Politik, welche die maritime Lage mitberücksichtigte, war der Krieg auch militärisch nicht zu gewinnen. Wenn aber der Kanzler das Wesen des Weltkriegs begriffen

hätte, wäre auch die Armee willig gewesen, den englischen Etappenlinien gleich zu Anfang des Feldzugs eine größere Bedeutung beizumessen. Es wären dann auch jene see-militärischen Schläge gegen England ausgeführt worden, von denen in diesem und den folgenden Kapiteln die Rede sein wird.

Am 19. August 1914 sagte ich dem Kanzler in Gegenwart von Moltke und Jagow: Was wir gegen Rußland erreichen können, drückt nicht auf England, sondern entlastet es. Die Verhältnisse haben uns gezwungen, mit einer Front zu schlagen, die nicht unseren politischen Interessen entspricht. Der deutsch-russische Krieg ist in England sehr volkstümlich. Die englischen Staatsmänner sind unbedingt entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten. Unsere Zukunft kann nur gerettet werden, wenn wir England bedrängen. Es kommt für die Entscheidung des Kriegs einzig darauf an, ob Deutschland oder England länger durchhalten kann. Unbedingt notwendig ist es, Calais und Boulogne zu besetzen.

Dieser Gedankengang schien dem Kanzler nicht einzuleuchten. Er meinte, wir müßten selbst im Fall eines im Westen glücklichen Kriegs uns dort einschränken und unsere Kraft nach Osten wenden. Schon in der ersten Augusthälfte hatte der Kanzler einem gemeinsamen Bekannten erklärt: „Der Krieg mit England ist nur ein Gewittersturm, der rasch vorüberbraust. Nachher wird das Verhältnis besser als je." Bethmann ging darauf aus, eine Verständigung mit England zu suchen, und er hielt es deshalb für richtig, dieses Land auch mit unseren Kriegshandlungen schonend anzufassen. England wäre „eine Bulldogge, die man nicht reizen dürfte". Bethmann suchte jetzt nach der Freundschaftshand, die er bei Greys Konferenzvorschlag nicht gefunden hatte. Er übersah, daß England, nachdem es einmal den Krieg unternommen, nun in klarer und kühler Folgerichtigkeit diesen Krieg auch gewinnen wollte. Der landmilitärische Standpunkt der Armee, eine gewisse Nachgiebigkeit des Kaisers und die unklaren politischen Vorstellungen weiter deutscher Kreise gaben dem Kanzler die Möglichkeit, sein zusammengestürztes Kartenhaus immer aufs neue aufzubauen. Er dachte an Greys Friedlichkeit in den ersten Juliwochen zurück, und da er deren Grund, den großen Ernst des Risikos bei einem Seekrieg, nie begriffen hatte, so setzte er dieselbe Friedlichkeit auch noch voraus, als England den Entschluß zum Krieg gefaßt hatte und durch die Begleitumstände

des Kriegsausbruchs, sowie durch die Nichtbesetzung der Kanalküste, die Zurückhaltung der deutschen Marine und die Ereignisse an der Marne in der Aussicht auf den Sieg bestärkt worden war. England folgte jetzt, wie ich oben bemerkte, seinen alten Überlieferungen, im Krieg gegen die jeweils stärkste festländische Konkurrenzmacht zu wachsen. Mit puritanischem Pharisäertum war die praktisch-utilitaristische britische Politik, beherrscht von den Interessen des angelsächsischen Kapitals, ganz einheitlich entschlossen, das Deutschtum um so härter und unerbittlicher zu bekämpfen, je näher bis zum Juli 1914 schon die Möglichkeit gelegen hatte, daß wir uns friedlich durchsetzten. Wie konnte man glauben, daß England die Chance nicht voll ausnützen würde, die ihm jetzt gegeben war, um den ihm beinahe schon über den Kopf gewachsenen Wettbewerber doch noch, und zwar in letzter Stunde, niederzuschlagen! England steigerte seine Kriegsentschlossenheit, je mehr es sie bei uns vermißte. Lloyd Georges Einfluß wuchs über denjenigen Asquiths empor. Bei uns vollzog sich die umgekehrte Entwicklung; die entschlossene Richtung wurde zurückgedrängt. Dieser Weg mußte mit Sicherheit zur Niederlage führen.

Seit 1911 hatte unsere Politik aus chronischem Mißverstehen Englands bestanden. Jetzt wurde das fortgesetzt. Die Presse erhielt die Anweisung, nicht scharf gegen England zu verfahren. Wiederholt wurde das in den Sitzungen der Pressevertreter zu Berlin von seiten des Auswärtigen Amtes eingeschärft. Den Engländern ist das natürlich nicht verborgen geblieben, und sie zogen daraus ihre Schlüsse, freilich die umgekehrten, als Michel annahm.

Weil unsere Öffentlichkeit Englands Willen und Kräfte nicht kannte, nahm man sie halb als nicht vorhanden und sah nicht, daß wir unsere Niederlage annehmen mußten, wenn es nicht gelang, England so zu bedrängen, daß es eine Aussöhnung für vorteilhafter hielt. Die Erkenntnis Englands, deren Ansätze von Gneisenau und Friedrich List bis zu Karl Peters und A. v. Peez reichen, war nicht durchgedrungen. In Bismarcks Zeit, welche hauptsächlich als Lehrmeisterin für die Gegenwart herangezogen wurde, hatten notwendigerweise andere Probleme und Bedingungen unserer Politik zugrunde gelegen. Außerhalb der Marine übersah man die Art von Englands Macht und seine Entschlossenheit, uns zurückzudrängen, um so bereitwilliger, als man sich keine Vorstellung davon machte, welche Mittel wir selbst schon besaßen,

um diesem Willen Englands entgegenzutreten. Die Marine aber war noch zu jung und zu wenig verwachsen mit der Nation, um sie mit ihrer Schweise zu durchdringen. Diese im Laufe des Krieges sich steigernde Vereinsamung der Marine, welche straffe Staatsgesinnung mit überseeischer, für einen Weltkrieg geeigneter Erfahrung verband, zeigte, daß die Nation oder ihre Oberschicht für einen solchen Krieg nicht reif war. In den ersten Kriegsmonaten traten noch Männer aus allen Kreisen des Volkes an mich mit der Forderung heran, die Flotte zum Schlagen zu bringen; wenn später die öffentliche Meinung hierin erlahmte, so folgte sie nur der von der politischen Leitung eingeschlagenen Richtung.

Am 27. und 28. August habe ich anläßlich meines Planes, ein Marinekorps zur Kriegsführung gegen England von Flandern aus zu bilden, den Kanzler erneut bestürmt, seine Politik gegen England zu konzentrieren. Es war mir schon damals kaum begreiflich, wie man den Krieg gegen England allein zu Lande gewinnen wollte; vier Wochen später, als die Heeresfronten angefangen hatten, zu erstarren, erschien dies als eine völlige Utopie.

Ich stand, wie bemerkt, im Hauptquartier und besonders gegenüber den Diplomaten allein. Über meine Art der Auffassung konnte ich fast mit keinem mehr reden. In dieser Umgebung, die bewußt und unbewußt gegen mich in oberflächlichem Optimismus übereinstimmte, habe ich mich oft gefragt: Bin ich mit Blindheit geschlagen oder sind es die andern alle? Sehe ich zu schwarz? Habe ich mich in meiner ganzen Lebensarbeit über Englands hartnäckigen Herrschaftswillen wirklich getäuscht? Die führenden Kreise standen dem Wesen der Seegewalt und dem uns drohenden Schicksal stumpf gegenüber; sie wollten nicht sehen, daß England unsere Seeinteressen zum Versiegen bringen wollte. Als die Entwicklung des Krieges mir leider recht gab, enthüllte sich mir erst der fürchterliche Sinn jenes Wortes: but you are not a seagoing nation.

Ich stellte dem Kanzler immer wieder vor, daß England nicht aufhören würde zuzuschlagen, solange Aussicht bestünde, unsere Weltstellung zu brechen. Unsere Demokratie hätte dies am allermeisten fürchten müssen. Predigte doch Lloyd George: „Ich fürchte nicht v. Hindenburg, v. Mackensen und alle die anderen Vons, sondern den deutschen Arbeiter.“ Je länger sich das Knockout hinzog, desto gefährlicher wurde es für uns. Denn die britische Hauptwaffe, die Flotte, konnte nur durch lange Jahre der Blockade wirken. Auch zu Land vergingen Jahre,

bis England sein eigenes Heer geschaffen hatte, nachdem es keinen raschen Sieg durch fremde Heere errang. Unternahm aber England diese gigantischen Anstrengungen, die seine eigene Wirtschaftsordnung aufs Spiel setzten, dann wollte es sich auch in riesenhaftem Umfang bezahlt machen und ein Wiederaufleben des deutschen Volks nicht in Jahrhunderten befürchten brauchen.

Auf meine Versuche, den Kanzler von seiner unrichtigen Beurteilung und Behandlung Englands abzubringen, sprach Bethmann, seiner Eigenart gemäß, seine Ansicht wenig positiv aus. Es blieb aber nicht zweifelhaft, daß er in seinem alten Ideengang beharrte. Als am 19. August der Kanzler mir mitteilte, daß die Engländer holländische und für Holland bestimmte Getreideschiffe nach England wegführten, war er nicht zu bewegen, diesen Neutralitätsbruch in der von mir empfohlenen Form an den Pranger zu stellen. Ich sagte ihm schon damals: „Jeder offen gezeigte Wunsch, mit England zur Verständigung zu kommen, wird das Gegenteil bewirken und uns als Schwäche ausgelegt. Die äußerste Hartnäckigkeit, die wir England zeigen, ist das einzige Mittel, um es zum Einlenken zu stimmen."

Ich stelle hier fest, daß mein Eintreten für einen geschlossenen Kampfwillen gegen England in den Jahren 1914/18 die Regierung niemals daran gehindert hat, einen Verständigungsfrieden mit England zu suchen. Ich spreche hier nicht in Verteidigung. Denn das in die Massen geworfene Schlagwort, ich hätte die Regierung an einem rechtzeitigen Frieden mit England gehindert, ist zu töricht, als daß ich mich dagegen zu verteidigen hätte. Niemals in den ganzen Jahren trat meines Wissens eine Stunde ein, in welcher England uns einen anderen Frieden gewährt hätte als den Frieden der Vernichtung. Niemals war mein Einfluß derart, daß ich eine Friedensmöglichkeit hätte durchkreuzen können, auch wenn ich gewollt hätte, und niemals hat der Kanzler mir eine greifbare Friedensmöglichkeit eröffnet. Ich spreche hier vielmehr von einem einfachen Gesichtspunkt der politischen Taktik, der um so wichtiger wurde, je mehr sich unsere Lage verschlechterte. Gerade wenn man zu einem leidlichen Verzichtsfrieden mit England kommen wollte, mußte man, im Kriege begriffen, einen kräftigen Kampfeswillen gegen England zeigen und die Annäherung an Rußland suchen. Ein solcher taktischer Gesichtspunkt ist so einfach und elementar, daß ihn alle Völker mit Ausnahme des deutschen befolgen. In den Lebensfragen

der Nation scheint aber der Deutsche nicht genug Leidenschaft aufzubringen, um diesen Grundsatz zu beherzigen[1]). Die letzte Aussicht, einen leidlichen Frieden mit England zu finden, ging verloren, als wir die umgekehrte Taktik der öffentlichen Friedensangebote beschritten. Um seinen guten Willen zu zeigen, gibt der Deutsche gern beim internationalen Geschäft seine Trümpfe von vornherein dem Gegner in die Hand, in der Hoffnung, ihn dadurch freundlich zu stimmen. Von den Friedensangeboten an sah die britische Staatskunst mit unbeirrbarer Sicherheit unsere innere Zerbröcklung fortschreiten. Der natürliche Instinkt mußte es verbieten, den Kriegsgegner nur mit der einen Hand zu schlagen, mit der anderen zu streicheln. So aber verfuhren wir, um den Hauptfeind „nicht zu reizen". Besonders wer den Engländer kennt, weiß, daß man ihn nur durch Festigkeit und äußerste Entschlossenheit zu einem billigen Abkommen veranlassen kann. Welche berechtigte Kritik haben Iren, Inder, Ägypter und andere unterjochte Völker an uns geübt. Sie wußten aus langer, leidenreicher Erfahrung, wie man Briten behandeln muß. Sie hofften, durch uns zur Freiheit zu gelangen und erlebten es nun, wie wir durch eine verkehrte Taktik uns selbst innerlich zum Untergebenen der Angelsachsen machten, als unsere äußere Kraft noch machtvoll dastand.

Als am 4. September 1914 alle bürgerlichen Parteien des Reichstags, damals noch in ungebrochener Einigkeit, eine wirksame Demonstration gegen England planten, indem sie von sich aus ohne mein Zutun eine Ergänzung des Flottengesetzes vorschlugen, verhinderte der Kanzler den Antrag. Eine solche Politik des Unterdrückens nationaler Entschlossenheit in einem solchen Krieg war krankhaft.

---

[1]) Ich wußte ihn zu schätzen, auch wenn er mir unbequem fiel. So hatte mir beispielsweise ein Jahrzehnt früher der Flottenverein, indem er weiter gehende Forderungen vertrat als ich selbst, und mich heftig und persönlich unangenehm angriff, tatsächlich die Durchsetzung meiner gemäßigten Forderungen beim Reichstag erleichtert. In diesem Sinn, als taktische Hilfe für die Regierung, um zu Friedensverhandlungen den unentbehrlichen Rückhalt an einer festen Stimmung im Volk zu haben, ist später die Vaterlandspartei gegründet worden. Ich wunderte mich oft und wundere mich noch heute, wie auch kluge Leute die Wirkung des Flaumachens auf das Ausland so gar nicht fühlten und deshalb die Vaterlandspartei vielfach für eine Brutstätte von kritiklosem Optimismus ansahen. Ihren eigentlichen Sinn konnten nur diejenigen verstehen, welche den vollen Instinkt dafür besaßen, daß wir nach außen kämpften.

Als ich in den ersten Tagen des November erfuhr, daß die Engländer, um den Zugang zum Kanal zu sperren, ein Kriegsgebiet durch Minenlegen in der offenen Nordsee geschaffen und damit einen besonders starken Bruch des bestehenden Seerechts begangen hatten, war Jagow nicht zu bewegen, die von mir entworfene Protestformel abzugeben. Das Auswärtige Amt arbeitete vielmehr mit dem für solche Materien bisher nicht zuständigen Admiralstab eine andere Erkläung aus, die von Spezialisten des internationalen Rechts vielleicht schön gefunden werden mag, praktisch aber mehr schadete als nützte, da sie mit ihren juristischen Spitzfindigkeiten Zweifel an unserem bisher streng beobachteten Festhalten am Völkerrecht erweckten. Sie war wirkungslos, weil sie den Vorbehalt der Vergeltung nicht enthielt.

Daß es besser gewesen wäre, den Engländern festen Kampfwillen zu zeigen, bestätigte sich durch immer neue Erscheinungen. Darum zitterte man in England, daß der Kanzler fallen und eine kräftigere Kriegsführung Platz greifen könnte; darum stiegen in London die Kurse, als mein Rücktritt sich vollzog. Umgekehrt legten die Engländer es geschickt darauf an, den Kanzler am Ruder zu erhalten. Seit sie 1911/12 einen Einblick in seine Geschäftsgebarung erlangt hatten, schien er ihnen die beste Gewähr für den Sieg zu bieten. Weite deutsche Kreise blickten deshalb auf Bethmann als den Vertrauensmann Europas, un unsere Demokratie, welcher seine Schwäche und Unklarheit aus anderen Gründen gleichfalls unentbehrlich war, pflegte gerne diese Legende. Der Mann, der das deutsche Prestige zerstört und durch seine Diplomatie der Welt das gefährlichste Material gegen uns geliefert hatte, sollte geeignet sein, die Engländer nachsichtig gegen uns zu stimmen. Der Kaiser aber glaubte sich an den Mann gebunden, der sich der deutschen Demokratie und den Engländern empfahl. So blieb Bethmamm und wurde gehalten, trotzdem er in drei langen Kriegsjahren keinen Beweis dafür erbracht hat, daß England ihm einen billigen Frieden gewähren wollte. Aber die Engländer erklärten ja, an ihrer Unversöhnlichkeit wären nur die Vertreter der deutschen Wehrkraft schuld, nicht Bethmann, und wenn erst unsere Wehrkraft zerstört wäre, würde es uns gut gehen. Das wurde von vielen guten Deutschen ernstlich für wahr genommen.

Wie selbst Blätter vom Schlag der „Daily Mail" durch Lob des Kanzlers ihn nicht zu diskreditieren, sondern zu festigen hofften, dafür

ein paar Sätze aus ihrem Artikel „Der Kanzler und der Seeräuber“ vom 31. August 1915 (nach unserem Arabic-Rückzug): „Es ist schwer, in Bethmanns Kampf mit Tirpitz nicht mit ihm zu sympathisieren. Im vergangenen Jahr war er Kanzler nur dem Namen nach. Sein Geschäft war vielfach, Deutschland aus den Verwicklungen zu ziehen, die ihm die wirklichen Leiter der deutschen Politik, die Armee- und die Marinebehörden auferlegt haben. Sie verfolgen ihren Lauf mit der üblichen Außerachtsetzung der Zivilansicht. Sein Amt ist, hinter ihnen aufzuwischen. Endlich beginnt er, eine Stimme zu fordern in der Entscheidung der Politik, deren diplomatische Folgen von ihm, nicht von ihren Urhebern getragen werden müssen.“ Derlei wurde bei uns Stellen vorgelegt, die es für bare Münze nahmen[1]).

Die handgreiflichen Beweise dafür, daß England und Frankreich vorerst mindestens keinen Verständigungsfrieden abschließen wollten, wurden überhört. Unser Friedensangebot vom Dezember 1916, das, soweit ich unterrichtet bin, durch großes Entgegenkommen begleitet war, wurde mit Hohn und dem bekannten Eroberungsprogramm der Entente beantwortet. Schon damals hätte man sich ähnlichen Bedingungen gegenübergesehen, wie sie im November 1918 die deutsche Regierung angenommen hat. Trotzdem wurde vom Kanzler und der Demokratie noch immer nicht begriffen, daß ihre Taktik falsch war. Die schiefe Ebene wurde weiter beschritten, die Zuversicht des deutschen Volkes untergraben, die der Feinde befestigt durch eine ununterbrochene Kette von Kapitulationsanträgen.

Das Schlimmste war, daß diese Politik sich mit Illusionen auf einen Ostsieg verquickte. Wollte man England für unbesiegbar halten und deshalb unsere Niederlage sofort annehmen, so war das immer noch besser als ein jahrelanger Erschöpfungskrieg mit dem gleichen Ende. Aber aus inneren Parteigründen kämpfte eine gewisse Presse in Deutschland gegen den Zarismus. Mit ihnen arbeitete leider unsere politische

---

[1]) Wie dagegen das wirkliche Bild unserer Verhältnisse in die englischen Volkskreise eingedrungen war, davon hat mir ein deutscher Offizier nach der Rückkehr aus britischer Kriegsgefangenschaft ein charakteristisches kleines Beispiel erzählt. Er hatte im Lager einen zum Militär eingezogenen englischen Kohlenhändler von seinen Kameraden mit dem Namen des Reichskanzlers belegen hören; als er nach dem Grund fragte, erhielt er zur Antwort: „We call him always Bethmann Hollweg, because he says things which one must not say.“

Leitung zusammen. Auf die vermeintliche Unbesiegbarkeit Englands baute man einen deutschen Sieg über den „Zarismus"! Ich möchte hierfür ein bezeichnendes Beispiel anführen. Ein Beamter der Wilhelmstraße entwickelte diese bequem auf Englands Sieg zu gründende deutsche Zukunft am 12. April 1916 mit folgenden Sätzen:

„Für uns als Zentralmacht Europas ist es in erster Linie notwendig, auf dem Kontinent zu siegen und hier unsere Nachbarn zentripetal um uns zu gruppieren.[1]) Dieses Ziel durften wir nicht kompromittieren, indem wir uns ohne Not in ein Abenteuer[2]) stürzen. Von dieser unserer festen europäischen Basis aus wollen wir planmäßig unsere Weltstellung und unseren Außenhandel ausbauen. Was bisher in dieser Richtung geschehen ist, ist ja nur Dilettantismus. Jede Schädigung Englands ist natürlich willkommen, aber umbringen können wir es nun einmal nicht. Deshalb müssen wir soviel Kraft und Kredit in der Welt reservieren, daß wir nach dem Krieg unsere Überflügelung der Engländer fortsetzen. Gefährliche ungenutzte Kraft liegt in Zukunft im russischen Boden, nicht im durchlöcherten englischen Geldbeutel. Ich glaube, daß der Frieden auf Kosten Rußlands eine mögliche Lösung bietet. Da er ja auf Kosten des reaktionären Rußlands gehen würde, so würde uns das auch künftige Verständigungen ad hoc mit einer anderen russischen Regierung nicht verschließen. Werden wir in Europa stark und zur Vormacht gen Osten, so wird die Verständigung mit England nicht schwer und vielleicht einmal der Fall eintreten, daß Albions Interesse mit dem der stärksten Kontinentalmacht im beiderseitigen Interesse zusammenläuft."

Anfang Juli 1916 informierte Staatssekretär Helfferich die Häupter der deutschen Bundesstaaten mit folgenden Gedankengängen, die ich einer Denkschrift aus jenen Tagen entnehme:

Wir müssen zwischen England und Rußland optieren, um auch im späteren Frieden Rückendeckung gegen einen dieser beiden Hauptfeinde zu gewinnen. Diese Entscheidung hat für England und gegen Rußland auszufallen, weil das russische Programm mit unserer Stellung als Vormacht westeuropäischer Kultur und unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn, Balkan, Türkei unvereinbar ist. Zwischen England und Deutschland ist dagegen eine Teilung der Interessensphären möglich. Deshalb keine Flotte als Existenznotwendigkeit für Deutschland, da-

---

[1]) Polen!
[2]) Ubootskrieg.

für möglichste Schwächung Rußlands. Wir müssen an einer Stelle ganze Arbeit tun, statt an vielen halbe. Englands Interessen würden uns gestatten, gegen Rußland ganze Arbeit zu tun. Die entschiedene Frontstellung gegen Rußland gibt unserem Verhalten im Weltkrieg die sittliche Grundlage wieder, die im Eintreten für Österreich-Ungarn besteht, nicht aber im Kampf für die Freiheit der Meere. Die Entrüstung der deutschen Öffentlichkeit gegen England ist also auf Rußland abzulenken. Soweit Helfferich. Er schließt diesen Gedankengang mit den Sätzen:

„Obige Ausführungen werden dem Einwand begegnen, daß sie die Rechnung ohne den Wirt machen, insofern gerade in England Haß und Vernichtungsgelüste jede Verständigung unmöglich machen. Chamberlain kennzeichnet die Gesinnung mit der Forderung, die ihm auch schon vor dem Kriege entgegengetreten sei: ‚We must crush Germany‘; Chamberlain und mit ihm unsere Zeitungen und Flugblätter lassen aber den Nebensatz fort, welcher die logische Erklärung für die Feindschaft enthält, nämlich den Satz: ‚before it crushes us.‘

In diesen Abgrund tiefen gegenseitigen Mißtrauens, welches eine gewissenlose Demagogie gezeitigt und die Staatsleitungen nicht zu verhindern gewußt haben, welches aber in den tatsächlichen politischen Verhältnissen, d. h. in den Existenzbedingungen beider Länder in keiner Weise begründet ist, liegt die Tragik der Lage, und nur hohe staatsmännische Weisheit, verbunden mit einem alles niederzwingenden Willen, welcher von beiden Seiten gleich stark sein müßte, kann den verfahrenen Karren aus dem Sumpfe der Demagogie herausziehen. Diese Hoffnung ist nicht so eitel als sie scheinen mag; denn dem demagogischen Ministerium Asquith ist keine ewige Dauer beschieden. Der Wunsch der Engländer, uns zu vernichten, mag zum Teil die Möglichkeit einer Verständigung ausschließen; es nötigt aber keineswegs dazu, den Kampf da aufzunehmen, wo sie uns möglicherweise überlegen sind, das ist auf dem Wasser und in Ägypten."

Auch Helfferich sah also nur ganz vage Hoffnungen auf eine Verständigung mit England und nirgends etwas Greifbares. Aber diese leeren Wünsche genügten ihm und seinen Gesinnungsgenossen, um während der kostbaren und zur Rettung Deutschlands gegebenen Jahre gerade das Einzige zurückzuhalten, was England zum Einlenken bringen konnte, nämlich unsere Verständigung mit dem Zaren und die äußerste Entfaltung unserer Machtmittel zur See. Wir schlugen der englischen Seegewalt nicht die Wunden, die wir ihr beibringen

konnten, und so erreichten wir durch Sentimentalität, überkluges Rechnen und unmilitärische Auffassung des Seekriegs, daß in England der Wille sich durchsetzen konnte, dem starken deutschen Nebenbuhler schon in diesem Kriege jenen furchtbaren endgültigen Schlag zu versetzen, von dem er nie wieder aufstehen könnte. Im Herbst 1916, als die englische Ubootsabwehr einem gewissen Abschluß entgegenging und unser Mangel an Mut durch den Sussexfall weltbekannt geworden war, wagte Lloyd George schon das Wort vom Knockout.

Jene oben wiedergegebene Hoffnung eines deutschen Sieges auf Grund eines englischen Sieges erscheint wie ein Rätsel, obwohl sie leider die Schicksale Deutschlands in der schwersten Stunde bestimmen durfte. An dem Prestige Englands abprallend, nahm die deutsche Staatskunst wie ein Querschläger den ihr von England gewiesenen blinden Lauf gegen Rußland. Unzählige Deutsche in der Heimat und an der Front hatten einen richtigeren Instinkt, aber er kam nicht zur Geltung.

Zu dieser Weltanschauung der Wilhelmstraße gehörte dann noch weiter der unbezwingliche fromme Glaube, daß einem flottenlosen Deutschland das „Überflügeln" Englands willig eingeräumt würde, während einem seemächtigen Deutschen Reich das nicht gestattet wäre. Wenn der Kanzler und seine Leute auf eine rasche und völlige Freundschaft mit England nach dem „Gewittersturm" rechneten, so glaubten sie dies eben durch Preisgabe der deutschen Flotte erzielen zu können. Noch im Oktober 1918 haben deutsche Politiker unter Preisgabe des Ubootskriegs die Gnade der Angelsachsen zu erkaufen gewähnt. Das Erwachen Deutschlands nach dem November 1918 war grausam. Bessere Erkenntnis nützt jetzt nichts mehr.

Mein Standpunkt war: Entweder wir hielten England für unbesiegbar und nahmen dann die Niederlage je eher desto besser an. Oder aber wir versuchten durch Einsatz aller militärischen und politischen Mittel Englands Unbesiegbarkeit zu erschüttern. Praktisch kam für mich selbstverständlich nur der zweite Weg in Frage. Dann mußte man aber klar den Weg sehen, den man gehen wollte. Alles Klügeln und Harren, das nicht von dieser Alternative ausging, führte ins Verderben. Hiervon, nicht aus Ressorterwägungen irgendwelcher Art, sind meine Kämpfe für die Besetzung der Kanalküste, für die Seeschlacht und für den rechtzeitigen Ubootskrieg ausgegangen.

3.

Welche Mittel besaßen wir aber, um auf England militärisch zu drücken?

Bei Ausbruch des Krieges war ich überrascht, zu erfahren, daß der mir geheim gehaltene Operationsplan der Marine nicht vorher mit der Armee vereinbart worden war. Die Armee ging von der für sie wohl erklärlichen Auffassung der Seekriegsführung und überhaupt des Krieges gegen England als einer Nebensache aus. Deshalb hätte es einer vor dem Krieg unter Vorsitz des Reichskanzlers vorzunehmenden Aufstellung eines Einheitsplanes für einen Dreifrontenkrieg oder Weltkrieg bedurft. Eine solche Besprechung war aber, wie früher bemerkt, unterblieben. Nur eine einheitliche Oberste Seekriegsleitung hätte die Autorität besessen, um während des Krieges selbst das in der Marine angesammelte größere Maß an Kenntnis und Urteil über die Macht Englands zur Geltung zu bringen; eine solche Oberste Seekriegsleitung aber wurde nicht geschaffen.

Von den drei Möglichkeiten, England zu bekämpfen, will ich zunächst die Frage der Kanalküste berühren. Ende August war vorauszusehen, daß die Operationen der Armee uns an die flandrische Küste führen und die Einnahme Antwerpens nur eine Frage der Zeit sein würde. Eine Seekriegsführung von Flandern aus und eine nicht unwesentliche Verbesserung unserer seestrategischen Lage wurde damit möglich. Da von mir als Staatssekretär diese Aussicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte, so ergriff ich sie mit aller Kraft, und zwar durch Schaffung des Marinekorps und Ausbau der flandrischen Küste[1]). Darüber hinaus aber hätte es das Ziel einer scharfsichtigen Kriegsleitung sein müssen, Calais zu nehmen. Solange die Armee hoffte, Paris zu erobern, erwartete ich, daß uns der Gewinn der Küste von selbst zufiele. Ich lasse die Frage offen, inwieweit es richtig war, nicht die Küste von vornherein zum Ziel zu nehmen. Unsere Artillerie konnte auf Kap Grinez aufgestellt, den Verkehr durch den Kanal erheblich erschweren, unsere Seestreitkräfte konnten von dort aus stärker wirken. Die beständige Störung des auf die Themse eingestellten Verkehrs hätte dem englischen Wirtschaftskörper eine schwere Stockung zugefügt, welche damals, als die deutsche innere und äußere Kraft noch völlig ungebrochen dastand, die Friedensgeneigtheit hätte

[1]) Kap. 18.

wesentlich erhöhen können. Dazu kam später die Möglichkeit, von Kap Grinez aus London selbst zu beschießen, was sich bei längerer Kriegsdauer bedeutend wirksamer hätte gestalten lassen, als unsere 1918 ausgeführte Beschießung von Paris. Ich bin, wie früher bemerkt, stets gegen alle militärisch belanglosen Kriegsmaßnahmen aufgetreten, zu denen gelegentliche Fliegerangriffe auf Städte des Hinterlandes gehörten. Eine tatsächlich wirksame, konzentrierte Beschießung Londons dagegen mit allen Mitteln vom Lande und aus der Luft wäre gerechtfertigt gewesen als eines der Mittel, um den unmenschlichen Krieg abzukürzen, besonders da England in der härtesten Weise das Völkerrecht nur so weit gelten ließ, als es in seinem Interesse lag.

Das zweite Mittel, um England zu bedrängen, war die Seeschlacht. Die Entente hat uns durch die britischen Linienschiffe besiegt, welche die Hungerblockade ermöglichten und deren Prestige alle Völker der Welt vor den englischen Wagen spannte. Linienschiffe in erster Linie konnten uns retten. Von allen Vorwürfen, welche gegen mich erhoben worden sind, hat mich nur der einzige ernsthaft beschäftigt, daß ich nicht noch mehr Schlachtschiffe gebaut hätte. Indes hat der Leser schon aus einem früheren Abschnitt dieses Buches eine Vorstellung davon empfangen, daß die Schlacht für unseren Flottenbestand nicht aussichtslos gewesen wäre. Über die inneren Gründe, welche die Marine damals gelähmt haben, werde ich im folgenden Kapitel zu sprechen haben. Hier muß ich nur den Hauptgrund vorweg nehmen, das Versagen unserer politischen Leitung.

Der Kanzler vertrat, wie dargelegt, die Auffassung, England dürfte nicht gereizt werden, wenn wir zu einer Verständigung mit ihm kommen wollten; auch müßte die Flotte bei Kriegsende möglichst unversehrt vorhanden sein, um bei den Friedensverhandlungen ein Gewicht auszuüben. Den letzteren Grund habe ich ebensowenig jemals begreifen können wie den ersten. Auch andere Persönlichkeiten wirkten in diesem Sinne. So schrieb Ballin an den Kabinettschef und an mich, wir sollten uns mit der „fleet in being“ begnügen; das wäre für den Verlauf des Krieges das einzig Richtige. Dieser Auffassung schloß sich der Kabinettschef an, der niemals besonders vom Frontgeist berührt gewesen und in seiner Immediatstellung mehr und mehr zum Kompromißpolitiker geworden war. Unter seiner und des Reichskanzlers Einwirkung stand Admiral v. Pohl, der mir noch am 12. November 1915 geschrieben

hat, daß „der Herr Reichskanzler mir (Pohl) gegenüber während meiner Tätigkeit als Chef des Admiralstabes mehrfach den Standpunkt vertreten hat, daß es durchaus geboten sei, daß die Flotte zum Friedensschluß unversehrt erhalten bleiben müßte".

Es war nach meiner Auffassung der helle Widersinn, die Flotte in Watte zu verpacken. Die fleet in being hatte Sinn für England, weil dessen Flotte dadurch ihren Zweck, die Meere zu beherrschen, erfüllte. Für Deutschland aber, dessen Ziel es sein mußte, das Meer sich frei zu halten, war der Grundsatz unsinnig. Ferner durften wir den Krieg nicht zum Erschöpfungskrieg ausarten lassen und mußten versuchen, die Sache kurz zu machen. Wie klug es die Engländer angefangen haben müssen, die Entschlußkraft maßgebender Männer in Deutschland zu lähmen, dafür zeugt der Ausspruch, den einer der nächsten Berater des Kaisers nach der Schlacht vor dem Skagerrak getan haben soll und der sich jedenfalls durchaus in die Gesamtstimmung dieser Kreise einfügt: „Schade! Wir waren nahe daran gewesen, von England Frieden zu bekommen." Unter solchen Einflüssen ist des Kaisers eigenes Werk zerstört worden. Im Juli 1914 trieb die politische Leitung eine gefährliche Politik, die, wenn sie überhaupt gewagt werden sollte, nur auf eine seemächtige Reichsgewalt gegründet werden konnte. Als der Krieg aber da war, wurde die Flotte tunlichst entwertet und der unmögliche Versuch unternommen, den Krieg gegen England vor Paris zu gewinnen, vor allem aber England durch militärisch schonende Behandlung zu einem für uns gnädigen Frieden umzustimmen, der nun einmal nicht zu bekommen war. Im Frieden hatte der Kanzler unsere Flotte im Innersten weggewünscht; im Krieg tat er, als ob sie nicht vorhanden wäre. Die deutsche Reichsleitung hatte sich eben niemals mit dem Gedanken befaßt, wie man einen Krieg gewinnt, sondern diese Sorge dem Generalstab der Armee überlassen, der wiederum nicht zuständig war für die politischen, wirtschaftlichen und seestrategischen Fragen eines Weltkriegs. So blieb des Kanzlers einzige Hoffnung für den Kriegsabschluß die auf — die Gutmütigkeit der Engländer.

Nun werden manche fragen: Was hätte uns selbst günstigstenfalls eine glückliche Seeschlacht genützt? Waren die Engländer nicht in der Lage, ihre Nordseeflotte bald wieder aus ihren Reserven zu ergänzen, nötigenfalls aber französische Schlachtkräfte mit heranzuziehen?

Demgegenüber ist zu sagen, daß die Weltgeltung der Engländer wesentlich auf dem Glauben an ihre unbesiegbare Armada beruht. Ein deutscher Seesieg oder selbst nur ein für England zweifelhafter Ausgang der Schlacht hätte das Ansehen Großbritanniens aufs schwerste getroffen. Man muß den Eindruck unseres Seesiegs bei Coronel auf das Ausland beobachtet haben, um die Bedeutung eines solchen Prestigeverlustes für England richtig einzuschätzen. Die Engländer waren sich der Wirkung dieser Waffentat bewußt; darum nahmen sie eine überwältigende Streitmacht aus der Heimat fort, um die Niederlage von Coronel auszuwetzen. Aus Furcht vor einem größeren Prestigeverlust verfuhren sie auch unserer Nordseeflotte gegenüber je länger je mehr mit der äußersten Vorsicht. Ob eine glückliche Seeschlacht für uns 1914 die Wirkung gehabt hätte, die Blockade zu sprengen oder nicht, war damals noch nicht entscheidend; denn die Engländer konnten bei ihrer überseeischen Stellung und dem Vorhandensein Japans sich einer erheblichen Schwächung ihrer Seemacht nicht aussetzen. Der Gesamtverlauf des Krieges wurde ein anderer, wenn wir damals an Prestige zur See gewannen. Der Übertritt Italiens ins feindliche Lager wäre verhindert worden, unsere Stellung zu den skandinavischen Staaten veränderte sich mit einem Schlage[1]. Insbesondere aber wuchs die Neigung des Zaren zum Sonderfrieden und unsere Aussicht auf eine Verständigung mit Japan in demselben Verhältnis, wie unsere Flotte durch wuchtige Betätigung nach Art der Armee unser Prestige hob und das englische schwächte. Die englische Flotte aber mindestens stark zu reduzieren, dazu hatten wir unbestreitbar die Kräfte. Die britische Seemacht lag wie ein Alpdruck auf der ganzen Welt der nicht angelsächsischen Mächte. Für die kleinen Seemächte waren wir, nicht England, der natürliche Rückhalt. Alles schaute auf uns. Es war die

[1] Besonderer Erwägung schien mir eine Besetzung und Befestigung der Aalandsinseln wert, die mir von schwedischen Freunden empfohlen wurde. Mit dem Besitz der Aalandsinseln als Stützpunkt hatten wir den Bottnischen Meerbusen, die Hauptverkehrsstraße zwischen Rußland und England unterbunden und das Wohlwollen der Schweden verstärkt. Mit dem Sinken unseres Prestiges glitt die Stimmung und das Geschäftsinteresse Schwedens immer stärker nach England hinüber. Der Mangel einer Gesamtmobilmachung vor dem Krieg und die ressortmäßige Abgegrenztheit des Admiralstabs mir gegenüber bewirkten, daß ich mich erst im Krieg selbst mit der Frage einer Abrieglung Rußlands durch die Besetzung der Aalandsinseln beschäftigen konnte.

letzte Stunde der Freiheit der Welt. Auf der See wurde um noch größere Dinge gerungen als zu Lande; und dort, auf der See, kämpften auch die heimlichen Sympathien vieler unserer augenblicklichen Gegner auf unserer Seite. Nur stärkste Mittel konnten uns retten. Wir mußten die „Grand Fleet“ mindestens empfindlich schädigen. Jede Durchlöcherung der britischen Seegewalt aber warf sofort die indische, ägyptische Frage usw. auf, entzog England die weiteren Bundesgenossen, die es brauchte, um uns zu besiegen, und stimmte es zum Frieden. England war sich der Gefahr bewußt und schätzte unsere Seekräfte richtiger ein, als es bei uns daheim geschah; deshalb hatte es gezögert, in den Krieg zu treten und deshalb vermied es nachher die Schlacht. Unsere Aussichten standen im ersten Jahre gut, aber auch später noch leidlich. Die englische Presse äußerte sich im späteren Verlauf des Krieges im Sinne der britischen Admiralität, indem sie vor der Seeschlacht warnte. England könnte nichts gewinnen durch eine „precipitate and costly action“. „Solange die deutsche Flotte sich versteckt, ernten wir alle Vorteile der Seegewalt,“ schrieb der Daily Telegraph. War diese Seegewalt von uns bestritten und ungewiß, so hatten wir mindestens eine bessere Stellung den Neutralen gegenüber. So wie die englische Flotte verfuhr, konnten wir nur durch Offensivgeist, nicht durch passives Abwarten etwas gewinnen. Nur mit fast unerträglichem Schmerz kann man an die weltverändernde Wirkung denken, welche eine durchgeschlagene Seeschlacht in den ersten Kriegsmonaten gehabt haben würde. Ja schon eine unausgefochtene Schlacht in der Art der Begegnung vor dem Skagerrak hätte damals Großes gewirkt, während dieses siegreiche, aber nicht durchgeschlagene Treffen trotz unserer Vorteile dabei nach fast zwei Kriegsjahren keinen nachhaltigen politischen Erfolg mehr erzielen konnte. Die allgemeinen Verhältnisse hatten sich ja inzwischen schon zu sehr zugunsten Englands verschoben und befestigt, und die damals noch neutralen Völker hatten den Glauben an unseren Endsieg nach dem Einknicken vor Wilsons Niederboxungsnote schon verloren.

Selbst eine für uns unglückliche Seeschlacht hätte unsere Aussichten nicht wesentlich verschlechtert. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Engländer ebensoviel verloren wie wir. Schlimmeres als ihr Nichtgebrauch konnte unserer Flotte überhaupt nicht zugefügt werden.

Die angebliche Minderwertigkeit der deutschen Schiffe ist damals

als Ausrede erfunden und verbreitet worden, um die Untätigkeit der Flotte zu rechtfertigen; es ist dies eine der traurigsten und unheilvollsten Verleumdungen der deutschen Geschichte.

Die „Flottenpolitik" der Vorkriegsjahre sollte nach des Kanzlers Wunsch als eigentliche Ursache des Weltkriegs hingestellt werden, obgleich sich England 1896 oder 1905 gegen das flottenlose oder flottenschwache Deutschland weit herausfordernder verhielt als im Juli 1914, nachdem wir eine Flotte gebaut und sie 1911/12 nicht preisgegeben hatten. Sollten aber die Flottenpolitik und ich als schuldig erscheinen, so war doch die Person des Kaisers beim besten Willen nicht von der Flottenpolitik zu trennen. Ohne ihn wäre sie gar nicht möglich gewesen. Nun beabsichtigte Bethmann durch ein grundsätzliches Fallenlassen der Flottenpolitik, d. h. in Wahrheit unserer Machtstellung gegen England, die Freundschaft und den Frieden von England zu erkaufen. Diesem Wahn, der der Natur des Weltkriegs widersprach, hätte der Kaiser als Führer des Seekriegs widerstreben müssen. Wenn man nun aber den Glauben verbreitete, daß die Flotte aus dem Grund nicht eingesetzt werden könnte, weil sie nicht leistungsfähig und ihr Material schlecht wäre, so war ich allein verantwortlich und der Kaiser für den Nichtgebrauch der Waffe vor dem Volk entlastet. Aus dem Zwiespalt der politischen Weltanschauung zwischen der Kanzlerpartei und mir entsprang so eine Flut von Verdächtigungen gegen das Material der Flotte, die erst durch die Probe vor dem Skagerrak ad absurdum geführt wurde. Vorher hatte man aber den Kaiser damit im Hintanhalten der Flotte bestärkt und die Tatkraft der Marine gelähmt. Hätte sich der Kaiser anders beraten lassen und wäre er seinem eigenen, innersten Trieb gefolgt, so läge Deutschland heute wohl nicht in Trümmern.

Das altüberlieferte, wenn auch für unsere Zeit unerprobte englische Seeprestige hat uns besiegt. Es senkte in die Herzen der bei uns leitenden Männer die Furcht, unsere Flotte einzusetzen, solange es dafür Zeit war. Und so begann mit dem Nichtgebrauch der besten, ja zunächst einzigen Waffe gegen England das Trauerspiel der verpaßten Gelegenheiten[1]).

Nachdem hierdurch, ferner durch Italiens Eintritt in den Krieg und durch die Nichtausführung des Hindenburgschen Kriegsplans für

---

[1]) Für die Einzelheiten siehe Kap. 18.

1915 die Aussicht auf den russischen Sonderfrieden und damit auf die Lösung des Knotens zunächst ferngerückt war, fiel uns Anfang 1916 mit dem zur Ausführung gereiften Ubootskrieg noch einmal ein Gnadengeschenk des Himmels zur Rettung Deutschlands in den Schoß. Ein späteres Kapitel wird die Geschichte der Verworrenheiten erzählen, denen zufolge auch dieses letzte entscheidende Kriegsmittel um das ausschlaggebende Jahr zu spät eingesetzt und so die Sicherung unserer Zukunft verloren worden ist. Anfang 1916 waren wir, da die Zeit gegen uns arbeitete, nicht mehr stark genug, um ein weiteres schleichendes Aufbrauchen unserer Kräfte und unseres Prestiges zu ertragen.

Ich bin damals aus dem Dienst geschieden, weil die entscheidenden Persönlichkeiten unsere Aussichten zur See nicht erkannten und nicht dem wahren Ernst unserer Lage entsprechend handeln wollten. Der Wirtschaftskrieg war zur Hauptsache, die Armeefront war trotz den ungeheuren Kraftleistungen, welche ihr die Abwehrschlachten abnötigten, zum Nebenkriegsschauplatz geworden. Auch die großen Führer, welche 1916 an die Spitze der glorreichen Armee traten und ihre Kraft erneuerten, sahen sich jetzt nur noch begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten gegenüber. Der Augenblick war gekommen, wo, wie im Siebenjährigen Krieg, der Sonderfrieden mit dem Zaren für uns endgültig zur Lebensfrage wurde.

4

Im Herbst 1916 hatte ich Gespräche mit deutschfreundlichen Russen, denen zufolge ich, im Zusammenhange mit anderen Anzeichen, glaube, daß die Möglichkeit eines Friedensschlusses bestand. Ich konnte und kann natürlich nicht voll übersehen, zu welchen Bedingungen ein solcher Friede erreichbar war. Aber man könnte sich wohl folgende Verhandlungsgrundlage als wahrscheinlich erfolgreich vorstellen: Wir hätten die serbische Frage entgegenkommend erledigen müssen, indem wir die zehn vom Zaren 1914 angenommenen Punkte des Ultimatums anerkannten und über die restlichen zwei ein Schiedsgericht entscheiden ließen, so daß im ganzen ein russischer Erfolg ohne österreichische Niederlage eintrat. Wir konnten zur strategischen Sicherung Ostpreußens gegen ähnliche Überfälle die Narewlinie verlangen und dafür den Russen ein entsprechendes Stück Ostgaliziens anbieten, wofür sich Österreich erforderlichenfalls im Sandschak Novibazar und in

Albanien schadlos hielt. Wir vermittelten den Russen die Durchfahrt durch die Dardanellen für Kriegsschiffe und, wenn sie ein Bündnis mit uns schlossen, eine Insel im Ägäischen Meer. Die Bagdadbahn gäben wir auf oder ließen die Russen an ihr teilhaben. Wir überließen ihnen Persien und übernähmen die russischen Schulden an Frankreich. Die Bedingungen konnten noch günstiger gestellt werden, wenn es den Russen gelang, auch unseren Frieden mit Japan zu vermitteln. Bezüglich Konstantinopels mußten die Russen einsehen, daß wir die Türkei nicht fallen lassen könnten. Wir hätten aber versprechen sollen, unsere Türkenpolitik allmählich abzubauen. Für die persönlichen Aufwendungen der Großfürsten usw. konnte gesorgt werden.

Österreich war für einen solchen Frieden zu gewinnen und dann auch Italien zur Verständigung gezwungen.

Den Japanern hätte man anbieten können, sie sollten Tsingtau an China zurückgeben; und wir behielten es ohne Befestigungen in Pacht, derartig, daß dort Japaner und Deutsche zu gleichen Rechten wirkten. Wir zahlten ihnen dafür eine gewisse Kriegskostenentschädigung und schlügen ein Bündnis vor derart, daß wir uns zur Bundeshilfe verpflichteten, wenn Japan außer von einer außereuropäischen Macht auch von einer europäischen angegriffen würde, sie umgekehrt, wenn wir außer von europäischen auch von einer außereuropäischen Macht angegriffen würden. Alles das soll nur ungefähr bedeuten, auf welchem Boden etwa versucht werden müßte, mit Rußland und Japan zur Verständigung zu kommen. Die Hauptsache dabei war und blieb zweifellos die englandfeindliche Orientierung unserer Gesamtpolitik. Die russisch-japanische Annäherung des Jahres 1916 bot die Unterlage zu diesem letzten großen antiangelsächsischen Bund.

Man hätte dies alles durch eine persönliche Unterredung mit dem Zaren einleiten müssen. Denke ich mich in die Lage eines Mannes hinein, dem der Zar vertraute, so hätte dieser ihm etwa folgendes sagen können: „Majestät haben mich ausdrücklich versichert, daß Sie keinen Krieg mit dem Deutschen Reich wollten. Ich glaube, daß es das größte Unglück ist, wenn Deutsche und Russen einander schwächen, und wenn es darin kein Halten gibt, so scheint die zukünftige Entwicklung beider Völker und der Thron der Hohenzollern und der Romanows gefährdet. Ich habe erfahren, daß E. M. überzeugt davon sind, daß ich die Freundschaft mit Rußland stets obenan stellte. Geben Sie mir

dementsprechend einen Mann zum Verhandeln, bei dem ich nicht das Gefühl habe, übers Ohr gehauen zu werden." Die Wirkung liegt nun freilich weniger in dem, was man sagt, als wie man die Gefühle des Unterredners aus Intuition und alter Beziehung trifft. Der Zar hatte Sinn für die Sprechweise z. B. eines Offiziers. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es möglich war, so mit ihm zu reden. In Stürmer hatte er überdies bereits den geeigneten Unterhändler ernannt.

Eine derartige Besprechung hätte herbeigeführt werden können durch ein Handschreiben des Kaisers an den Zaren, das dessen Selbstgefühl wieder herstellte und ihm mit der Tonart, die auf den Zaren sicher wirkte, gesagt hätte, reale Gegensätze unübersteiglicher Art lägen zwischen den alten Freunden nicht vor, das Unglück drohte aber unheilbar zu werden. Er schriebe ihm dies in Sorge um ihre Dynastien und im Vertrauen auf seine Diskretion mit der Gewißheit, daß der Zar den Brief nicht als Aktenstück verwerten würde.

Die Großfürstenpartei konnte, nachdem Nikolaj Nikolajewitsch entfernt war, keine unüberwindlichen Hindernisse entgegensetzen. Der Zar war ein ehrenhafter Mann. Eine solche Möglichkeit, aus der Sackgasse herauszukommen, wäre ihm verlockend erschienen, und eine solche Unternehmung hätte bei der damaligen Stimmung am Zarenhofe nicht anders als mit einem Erfolg enden können.

Der Anknüpfungsversuch durch die viel zu auffällige Entsendung des hierfür wenig geeigneten Prinzen Max von Baden war zum Scheitern verurteilt. Ebenso der verfrühte Versuch über den dänischen Königshof, der nur die Dänen in unser Friedensbedürfnis einweihte. Vor allem aber gelang nichts derart, solange Bethmann immer noch auf die Russen einhieb, so daß sie glauben mußten, er würde sie an die Engländer und Polen verraten. Ich frage mich, ob es den deutschen Anhängern des Kanzlers selbst verborgen bleiben konnte, daß seine Persönlichkeit die Realisierung der Petersburger Friedensstimmungen erschwerte. Der Zar hätte vermutlich einen direkten Schritt des Kaisers so beantwortet: Ich bin zum Frieden bereit, aber nur mit einer Regierung, welche mir Gewähr gibt für einen englandfeindlichen und russenfreundlichen Kurs, und die auch Japans Vertrauen genießt. Der Geist unserer politischen Leitung, wie er etwa aus der oben angeführten Helfferichschen Denkschrift spricht, mußte allerdings diese beste Chance für Deutschlands Rettung verpassen.

Wir hatten in unserer ganzen Geschichte niemals den Russen soviel zu bieten wie 1916.

Es eröffneten sich dann noch weitere, entferntere Perspektiven, so z. B. eine Revision des Prager Friedens für den Fall, daß Dänemark im Gefolge Rußlands in ein engeres Verhältnis zu uns beiden trat, wie es den natürlichen Interessen und der geographischen Lage Dänemarks zu Rußland und Deutschland entspricht. Wir konnten unter Vermittlung des Zaren die Franzosen durch Abtretung etwa des von ihnen eroberten kleinen Stückes Elsaß bei ihrer damaligen Lage ebenfalls zum Frieden veranlassen. Der ganze Festlandsfrieden mußte und konnte von Petersburg her aufgerollt werden.

Als die selbstmörderische Politik Bethmanns und der deutschen Demokratie den Polenstaat errichtete, die Russen in neue Feindschaft trieb und in die Revolution gleiten ließ, als endlich der unter verschlechterten Umständen verspätet begonnene Ubootskrieg und diplomatisches Ungeschick die amerikanische Kriegserklärung heraufbeschworen[1]), war die äußere Lage Deutschlands so festgefahren, daß fortan die Entscheidung des Kriegs hauptsächlich in inneren Faktoren zu suchen war, im Wirtschaftskrieg, in den Nerven und der vaterländischen Gesinnung des deutschen bzw. des englischen Volkes.

5

Die Angelsachsen hatten voll erkannt, daß in so ungeheurem Ringen die Macht der Ideen den Sieg auf den Flügeln trägt. Sie riefen hinaus in allen Sprachen: „Hört ihr Völker der Erdenrunde, hier ist ein Volk unter uns, welches beständig die Eintracht stört, Krieg erklärt und die Welt erobern will, während wir euch stets nur die Freiheit bringen. Mit dem Elsaß hat es angefangen, jetzt versucht es dasselbe in Belgien, und wenn es Erfolg hat, kommt ihr daran. Dies Volk wird von einer blutigen Militär- und Junkerkaste in Sklavenketten gehalten, und der Kaiser, ihr Autokrat, läßt nach Belieben die Welt in Flammen aufgehen. Helft uns das Volk niederzuschlagen, damit wir es nach Verdienst bestrafen können. Erst wenn das erreicht ist, können wir den von allen edlen Menschen gewünschten Völkerbund schließen, und Friede wird auf Erden sein. Die Mensch-

[1]) Kap. 19.

heit wird eine Herde von Lämmern bilden, und soweit nötig wollen wir freiwillig den Hirten abgeben." So etwa floß es von den Lippen der angelsächsischen Führer in tausend Tönen und zähester Wiederholung. An solchen Reden berauschten sie sich selbst und ihre Völker. Damit diese aber auch den nötigen Haß aufbrachten, um den Krieg bis aufs Messer durchzuführen, riefen sie in die Welt: „Seht diese Deutschen, welche die Kunstwerke Frankreichs zerstören, seine Frauen schänden und den Kindern in satanischer Wollust die Hände abhacken." Dazu rollte das Gold des Feindes in allen Ländern und auch in Deutschland, wo es nur Boden fand. Aber schlimmer als das, man faßte den Michel an seiner Weltfremdheit und an jenem Zug der Selbstvernichtung, der unsere tausendjährige Geschichte wie ein blutiger Faden durchläuft. Man benutzte mit Geschick den auch in Deutschland stellenweise eingedrungenen internationalen Kapitalismus und jenes Ferment der Dekomposition, welches in Organen wie der „Frankfurter Zeitung" eine so geschickte Vertretung hat.

Was stellte nun die politische Führung Deutschlands diesen geistigen und kaufmännischen Waffen unserer Feinde entgegen?

Sie konnte sagen: „Ihr Angelsachsen habt seit Jahrhunderten die Völker des europäischen Festlands gegeneinandergetrieben. Aus Stammesresten und Länderfetzen hat Preußen das zersplitterte Deutschtum wieder zusammengefaßt, und je stärker es wurde, je mehr hat es sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es unsere Sendung sei, für die Freiheit Europas einzutreten, gegenüber den jenseits der Meere entstehenden Riesenmächten. Denn in seiner vom Meer umflossenen mannigfaltigen Gliederung wird Europa stets die höchsten geistigen Werte erzeugen, wenn seine vielen, eng aneinanderstoßenden Einzelkulturen sich frei entwickeln und gegenseitig befruchten können. Deutschland steht und fällt mit Europa und Europa mit ihm. Darum liegt es im eigensten Interesse Deutschlands, die Völker des europäischen Festlands völlig frei und damit leistungsfähig zu erhalten. Ihr Angelsachsen aber unterjocht die Völker leiblich und geistig. Seht, ihr Völker der Erde, wieviele von euch mehr oder weniger schon zum vegetierenden Vasallenleben herabgesunken sind, und wie groß diese Gefahr in der Zukunft erst wird. Wir kämpfen daher für die Freiheit aller Völker der Erde gegen die alles verschlingende Tyrannei des Angelsachsentums.

Ihr werft uns Militarismus und Autokratie vor, während bei euch zur Aufrechterhaltung des Kriegswillens die schärfste Diktatur besteht, die die Geschichte kennt, und einzelne Männer ohne Rücksicht auf persönliche Freiheit oder demokratische Grundsätze die militärische Gewalt mit drakonischer Strenge ausüben. Mit eurem Geschrei über unseren Militarismus meint ihr in Wirklichkeit die allein in der Welt noch frei dastehende Macht Deutschlands, das seine eigenen Wege geht und das Gleichgewicht Europas erhalten könnte. Euere Machthaber in der City von London und der Wallstreet von New York wissen ganz genau, daß nur dieses Deutschland ihnen noch im Wege steht, ihre kapitalistischen „Verständigungsgedanken" auf die ganze Welt zu übertragen. Gelingt es ihnen aber, diesen letzten Stein wegzuräumen und das unbeschränkte Weltmonopol zu erringen, dann freilich wird eine pax Britannica die Kirchhofsruhe der Welt für lange Zeiten herbeiführen."

Ein ähnlicher Gedankengang wie der vorstehend umrissene hätte auch schon vor dem Kriege mit allen Mitteln verbreitet werden müssen, da unser Volk der großen Ziele sehr entbehrte, der nationale Sinn bei uns nicht gleichmäßig entwickelt, die Macht der Angelsachsen falsch bewertet, die Erkenntnis, daß wir der Macht nach außen nicht entbehren können, von kosmopolitischen Utopien vielfach überwuchert war. Im Kriege aber, als es sich um Sein oder Nichtsein handelte, mußte der Willen zum Leben entflammt und wachgehalten werden.

Was tat dagegen unsere politische Leitung? Wohl wehrte sie manchmal Verleumdungen ab. Im übrigen klang ihre Tonart etwa so: „Wir haben zwar den Krieg erklärt, wir wollen uns aber nur verteidigen, nicht euch schlagen. Wir haben Belgien zwar Unrecht getan, wollen es aber nachher möglichst wieder gutmachen; wir wollen es nicht ganz erobern, aber doch etwas davon behalten. Ein Ziel, einen Zweck, eine Idee haben wir bei diesem Kriege überhaupt nicht. Wir kämpfen zwar für das Gleichgewicht auf dem Meere, aber vorerst nur mit Worten, da wir zugleich verhindern müssen, daß die reaktionäre und zudem so bestechliche russische Beamtenschaft wieder die ritterlichen Polen beherrsche. Daß die Angelsachsen sich durch die leidige Flotte bedrückt fühlen, kann ich verstehen; ich billige ihnen zu, daß sie so fühlen, obwohl unsere Flotte eigentlich nur halb so stark ist wie die englische allein genommen. Seid doch hierüber nicht

so böse, ich, euer Freund, habe die leidige Flotte nicht verhindern können, obwohl ich als Reichskanzler eigentlich die Macht dazu gehabt hätte und verantwortlich bin. Auch habt ihr nicht ganz unrecht, wenn ihr sagt, wir sind weniger demokratisch als ihr eingerichtet. Eine zusammenfassende Staatskraft war zwar aus unserer Eigenart, unserer geschichtlichen Erfahrung und unserer geographischen Lage nötig, und der Kaiser besitzt auch nicht die verfassungsmäßige Macht wie der Präsident Wilson, aber wir wollen das schon ändern. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir das Elsaß mit seinem Vogesenwall längst den französischen Propagandisten ausgeliefert, damit es ganz frei sei. Die Fraktionsinteressen des Reichstags unterstütze ich im Grunde lebhaft, um den demokratischen Gedanken bei uns zum Durchbruch zu bringen. Es wäre zwar besser, wenn wir solche inneren Veränderungen erst nach dem Kriege vornähmen, denn sie lenken die Augen unseres Volkes zu sehr von dem furchtbaren Ernst seiner Schicksalsstunde ab; aber ich fühle im Einverständnis mit meinen demokratischen Freunden, daß wir durch unsere Demokratisierung euere Zuneigung und die gute Gesinnung der Welt uns sichtlich erwerben. Darum gehe ich schon jetzt in dieser Richtung vor, und da ich euch edle Gesinnung auch als heutiger Feind zubillige, so werden wir bald zu einem Frieden kommen, der gerecht ist nach allen Seiten."

Um solchen Gedankengängen in Deutschland Geltung zu verschaffen, wurde der natürliche Instinkt unseres Volkes, wie er beim Kriegsausbruch überwältigend zutage trat, planmäßig durch Pressezensur und durch ein von der Wilhelmstraße ausgehendes Kanalsystem des Stimmungsdrückens, vor allem aber durch den von der Demokratie entfachten Streit um innere Kriegsziele abgelenkt und gebrochen, so daß schließlich tatsächlich die Moral unseres Volkes und die Kraft seines Widerstandes niedergingen und es den Glauben an sich selbst verlor. Bei der großen Gefahr, gegen die wir standen, wie jeder Staatsmann übersehen mußte, war hoher Flug der Ideen und volle Erhaltung der Moral vom ersten Tag des Krieges an unerläßlich, wenn wir den Kampf bestehen und zu einem Ende kommen wollten, das uns ermöglichte, die schweren Schläge des Kriegs einigermaßen zu heilen und die Sendung Preußen-Deutschlands fortzuführen.

Aus tausend Wunden blutend, schlecht genährt, mit dem Rücken an die Wand der Heimat gelehnt, stand der beste Teil des Deutschtums

im Kampf um sein Dasein, als ihm die Wand von hinten zerschlagen wurde und er, die Besinnung verlierend, in Fieberdelirien ausbrach.

Der Fluch der Geschichte und unserer Nachkommen, falls das Deutschtum erhalten bleibt, wird auf denen lasten, die hierzu beigetragen haben.

6

Die politische Leitung warb nicht rechtzeitig Bundesgenossen und Sympathien; sie gab dem deutschen Volk keine ermutigenden Ideale für den Krieg. Sie hat ihm aber auch die Augen nicht geöffnet für die Schrecken der Niederlage. Das Schlagwort vom reinen Verteidigungskrieg war eine Illusion, die uns ins Verderben führen mußte, weil England unsere Weltstellung während des Krieges schon zerstört hatte; da war nichts zu verteidigen mehr, sondern günstigstenfalls durch den Frieden neu aufzubauen. Das deutsche Volk konnte nicht leben, ohne durch den Friedensschluß diesen Wiederaufbau zu sichern. Die gedankenlose Phrase vom reinen Verteidigungskrieg verschleierte den Massen diese Notwendigkeit. Wie anders Lloyd George, der vom Knockout sprach! Diejenigen Deutschen aber, welche die Alternative klar sahen und wahrheitsgemäß aussprachen, daß entweder England seinen Vernichtungswillen oder wir unseren Lebenswillen durchsetzten und daß es ein Drittes nicht gäbe, wurden von unsrer Regierung dem Haß der einsichtslosen Massen preisgegeben. Bethmann tat genau das Gegenteil der Staatsvernunft, mit welcher Lloyd George und Clemenceau ihre Völker zum Sieg führten. Stets richteten der Kanzler und seine demagogischen Freunde die scharfe Spitze ihrer Politik nach innen statt nach außen. Damit aber erschlugen sie den Widerstandswillen des Volkes und bereiteten den Zusammenbruch vor, bis das Volk und seine zur Herrschaft gelangten Demagogen sich waffenlos den Feinden zu Füßen legten mit dem Ruf: „Wir, die wir stets an das Weltgewissen glaubten, schwören ab den fluchwürdigen Machtpolitikern, welche euch als raubgierige Feinde auffassen möchten. Wir wollten niemals den Sieg, ja wir fürchteten ihn, da er das Joch der Autokratie und Militärkaste auf dem Nacken des geknechteten deutschen Volkes gelassen hätte. Jetzt hat die Niederlage das deutsche Volk von der Zwingherrschaft des Kaisers und der Militärs befreit,

glücklich und einer herrlichen Zukunft würdig gemacht. Jetzt zwingen wir euch, nicht durch hassenswürdige Macht, sondern durch schöne und gute Worte, das deutsche Volk zu lieben und seine Interessen zu fördern. Wir wollen das Vertrauen des Auslandes erwerben, wir machen den Weg frei vom Imperialismus zum Idealismus, das heißt, wir säen in deutsche Herzen nicht den Haß gegen den Imperialismus der Briten, die uns verhungern ließen, oder gegen Franzosen und Polen, die unseren Leib in Fetzen reißen, sondern den Haß gegen die Männer, welche das Deutsche Reich einst mächtig gemacht, Armeekorps und Schiffe zu seinem Schutz geschaffen und unsere Wohlfahrt durch einen festen Damm gegen habgierige Nachbarn geschützt haben."

Dieses Ende der deutschen Macht ist vorbereitet worden durch die Betörung der deutschen Massen seit Anfang des Krieges. Die Vorspieglungen, die Scheidemann und Genossen mit Duldung der Regierung dem deutschen Volk gemacht haben, berühren nach der furchtbaren mittlerweile eingetretenen Wahrheitsprobe heute erschütternd. Sie enthielten etwa Folgendes:

1. „Wenn Deutschland sich nur demokratisiert, ist der Verständigungsfriede da. Nur Monarchie und Militärmacht verhindern ihn."

Nachdem die Northcliffepropaganda zur Unterwühlung unseres Heeres sich mit Erfolg dieses ihr von der deutschen Demokratie gelieferten Sprengstoffes bedient hatte, ruhten Prinz Max von Baden, Erzberger und Scheidemann nicht, bis sie ihren „Frieden des Rechts, nicht den der Macht" unter Beseitigung von Monarchie, Militärmacht, Ehre und Freiheit des deutschen Volkes erprobt hatten.

2. „Wenn wir nur offen erklären, daß wir Belgien herausgeben wollen, so ist der Verständigungsfrieden da."

So flogen seit 1917 unaufhörlich die Friedenstauben über unsere Grenzen hinaus, den Verzicht auf Belgien in ihren Schnäbeln tragend. Jedes dieser Angebote festigte bei den Feinden den Entschluß, abzuwarten, bis ihr Kriegsziel, der Ruin Deutschlands, durch den offenbar wirkenden inneren Zerfall erreicht wäre.

3. „Die Junker, Schlotbarone und Annexionisten haben den Krieg gemacht und verlängern ihn, um zu verdienen. Werfen wir sie nieder, so reichen die befreiten Völker sich die Hände, und der ewige Friede ist da."

Schon die Römer konnten auf die innere Zwietracht der Deutschen ihre Politik aufbauen. Der Entente kam zu Hilfe auch noch der Neid verhetzter Klassen, die immer bereit sind, die wirklichen Erhalter ihrer eigenen wirtschaftlichen Existenz zu vernichten, weil diese „mehr verdienen" als sie selbst.

So begrüßten viele Deutsche die „Morgenröte der Revolution". Unser starkes, stolzes, geachtetes Reich ist zerbrochen, nicht vom Feind, sondern von innen her. Weil das Volk nicht reif war, seine politische Aufgabe in dem von Bismarck errichteten Rahmen zu erfüllen, brach das unbesiegte Heer zusammen. Der Mann auf der Straße fühlt in London oder Paris von selbst, was dem Staate nützt. Bei uns sammelt er sich Illusionen aus einer gewissen Presse und Parteirichtungen, die ihn wie Hans im Glück immer darüber hinwegzutäuschen verstehen, daß er von Stufe zu Stufe heruntersinkt. Erst im März 1919 stellte der Sozialist Paul Lensch in der „Glocke" fest, wie kleinlaut jene Elemente bei uns würden, die wie das „Berliner Tageblatt" und die Presse seines Schlages jahrelang versicherten, wir brauchten nur die „Alldeutschen" zum Teufel jagen und offene Erklärungen über Belgien abgeben, und ein billiger Frieden wäre uns sicher. Ob die von Lensch charakterisierte Presse je kleinlaut wird, weiß ich nicht. Wohl aber bin ich mir, wie jeder, der die Auslassungen z. B. der „Frankfurter Zeitung" mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat und nach seiner Gesinnung auf dem Boden des Deutschen Reiches steht, darüber klar, daß im Frieden und im Krieg dieses Blatt den Todfeinden Deutschlands der Wirkung nach in die Hände gearbeitet hat. Mit einer bei englischen oder französischen Zeitungen undenkbaren nationalen Instinktlosigkeit hat diese Zeitung den Staat befehdet und seit Bismarcks Zeit stets diejenigen Entschlüsse befürwortet, welche Deutschlands Macht und Würde zu schwächen geeignet waren; sie ist dem Deutschtum in jedem kritischen Augenblick in den Rücken gefallen; und sie hat zuletzt folgerichtig die Revolution, d. h. den Ruin der deutschen Ehre und Zukunft, freudig begrüßt. Bei der Betörung des deutschen Volks aber bedient sich diese Zeitung geschickt des weltbürgerlichen Dünkels vieler unserer Volksgenossen, welche die Seele anderer nationalstolzer Völker gar nicht verstehen. Sie schließen von sich selbst auf die Fremden. Treuherzig und naiv oder auch unklar und pflichtvergessen versäumen sie jede Möglichkeit zu politischem

Geschäft und zur Kraftentfaltung. Sie sehen nicht, wie jede Schwäche sofort ein Vordringen der Feinde und vermehrte Angriffe nach sich zieht; sie sehen nicht, daß Deutschlands Freiheit und erträgliche Wirtschaftsgestaltung bei unserer Weltlage nur durch verdoppelte Einigkeit, Lauterkeit und Opfergesinnung Aller erhalten werden kann.

Ein anderer Sozialist, der Reichsminister Dr. David, sagte Anfang 1919: „Der Hauptgrund unserer Niederlage wäre die Schwäche unseres nationalen Staatsgefühls." Das ist sehr richtig. Schon vor langen Jahren hat mir ein italienischer Freund, Admiral Bettolo, gesagt: „Die einzigen gefährlichen Sozialisten sind die Deutschen, da sie ein Dogma, eine Religion aus ihrer Parteilehre machen und in erster Linie Genossen, erst in zweiter Deutsche sind. Bei den englischen, französischen und sogar bei unseren italienischen Sozialisten ist das umgekehrt." Meine im Herbst 1914 vorübergehend genährte Hoffnung, die national verständigen Elemente würden in der Sozialdemokratie die Oberhand gewinnen, zerrann bald in Nichts. Zu tief saß die jahrzehntelange internationalistische Propaganda des Marxismus, der beschränkte Klassenneid und der deutsche Hang zu Utopien. Eine Reihe tüchtiger Männer in der Sozialdemokratie bewies während des Krieges gesunden nationalen Instinkt. Hätte die Regierung sie gestärkt, statt einsichtslosen oder böswilligen Demagogen des internationalen Flügels nachzulaufen, so wäre in der Schule des Kriegs die Arbeiterschaft vielleicht zuverlässig zu deutscher Staatsgesinnung herangereift, dann würde es ihr in der Welt jetzt wohl ebenso gut ergehen wie der englischen Arbeiterschaft. Aber die Linke bewies dem preußisch-deutschen Staat, dem besten aller Staaten, schnöden Undank. Die Staatsweisheit und Überlieferung Friedrichs das Großen und Bismarcks galten als überlebt im Vergleich zu den Anschauungen von Agitatoren, deren bloße Namen zu nennen dem Gefühl der Deutschen widerstreben muß, obgleich diese doppelsinnigen Persönlichkeiten unser Land nicht nur ruinieren, sondern zum Lohn zuletzt auch regieren durften.

So kämpften weiteste Kreise unseres Volks mit Leidenschaft an gegen die Wahrheitsliebe derjenigen, welche von Anfang an sagten: Wir mögen tun was wir wollen und dem Feind anbieten was wir wollen, dieser Krieg endet doch entweder mit unserer vollen Selbstbehauptung oder unserer Zerschmetterung.

Indem aber Deutsche selbst einen solchen Standpunkt bekämpften,

lähmten sie unsere Kräfte von innen heraus. Nach den ersten Kriegsjahren wußten die Feinde, daß sich Deutschland innerlich an diesem Gegensatz zerrieb. Dies gab ihnen größere Zuversicht als ihre äußere Übermacht. Scheidemann glaubte durch lauten und heftigen Verzicht auf den Gedanken des Siegs die „Genossen" in Feindesland zum gleichen Vorgehen zu ermutigen. Er bemerkte nicht, daß er gerade umgekehrt wirkte und durch sein Verhalten den Chauvinisten in Feindesland Oberwasser über die Friedensfreunde verschaffte. Und was für andere, wirkliche Annexionisten gab es doch bei den Feinden, verglichen mit dem, was in Deutschland so bezeichnet wurde.

Ein Bekenntnis zu positiven Kriegszielen durch die Regierung und die Mehrheitsparteien hätte tatsächlich Verhandlungen über einen Verständigungsfrieden mit England nicht verhindert, sondern gerade gefördert. Der Deutsche allein verkennt, daß Siegesziele, deren Wünschbarkeit der eigenen Bevölkerung begreiflich gemacht wird, geschäftsmäßig die Forderungen der Gegner draußen herabstimmen.

Es gibt eben im Daseinskampf eines Volkes nur eine Stimmung, welche seine Waffen unüberwindlich macht. Sie liegt in den Worten:

„Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Hammer oder Amboß sein."

Die Massen wußten infolge des Verhaltens von Regierung und Parteiführern gar nicht, daß die geschmähten Annexionisten nichts weiter vertraten als diese Wahrheit. Sie sahen in ihnen Ungeheuer und verurteilten sie, ohne sie zu kennen.

Der Abgeordnete Cohn lehrte sie:

„Der Krieg geht für die Reichen,
Der Arme zahlt mit Leichen!"

Das Wort „Kriegsverlängerer" wurde zum Schimpfwort. Gambetta war von seinem Volke in den Himmel gehoben worden, weil er ihm durch seine Gabe, den Krieg zu verlängern, günstigere Friedensbedingungen, vor allem die Ehre und das Selbstvertrauen, die Grundlage jedes nationalen Wohlstandes, gerettet hatte. Das deutsche Volk

sah nicht, daß England keinen Verständigungsfrieden haben wollte — wie prompt wäre jede Möglichkeit dazu unsererseits aufgegriffen worden! —, sondern nur darauf wartete, bis die Unvernunft unserer mißleiteten Massen die „Kriegsverlängerer" gestürzt, d. h. die Sammlung der Kräfte und Anspannung der Energie zerstört haben würde. Das Ziel der Feinde war, wie heute auch dem blödesten Blick offen liegen muß, unser Untergang. Zu einem Verständigungsfrieden hatte England schon deshalb keine Veranlassung, weil es denselben bei der Art unserer Politik und der von ihr beeinflußten Kriegsführung immer noch zur rechten Zeit haben konnte. England wollte also mehr. Da aber war für jeden rechten Deutschen auch der längste Kampf und die geringste Aussicht auf Sieg lieber aufzunehmen, als das vernichtende Endurteil ohne zwingende Notwendigkeit anzuerkennen. Letzteres war glatter Volksverrat.

Ich verkenne natürlich keinen Augenblick, welchen Anfechtungen die Nervenkraft der Massen des deutschen Volkes infolge der Hungerblockade ausgesetzt war. Die physischen und seelischen Einwirkungen dieses grausamsten aller Kriegsmittel, dessen Einführung in den modernen Krieg England vorbehalten war, dürfen nicht unterschätzt werden und bilden für die allmählich nachlassende Widerstandskraft im Volke eine starke Entschuldigung. Umsomehr aber erwuchs den Führern der Nation, überhaupt jedem weitersehenden Politiker die Pflicht, nüchtern die Zusammenhänge zu erkennen und alle Mittel einzusetzen, um die Kampfkraft aufrecht zu erhalten und richtig zu orientieren. Wo aber der Wille, zu siegen, fehlt, da erlahmt ganz natürlich auch die Kraft dazu.

Mein sogenannter „Annexionismus" bestand in einer pessimistischen und leider durch die Geschichte bestätigten Auffassung unserer wirtschaftlich-politischen Zukunft. Ich konnte mich mit Vertröstungen auf einen Rechtsfrieden und Völkerbund nicht zufrieden geben, so wie es allerlei international-kapitalistische und sozialistische Mitbürger taten. Ich fragte mich: wie ein Kriegsende beschaffen sein mußte, welches dem deutschen Volk in seiner schwierigen Erdlage Gleichberechtigung mit den andern, natürlichen Weltmächten sicherte? Unsere Weltmacht hörte erst dann auf eine künstliche zu sein, wenn wir die mitteleuropäische Stellung als primus inter pares erreichten, in welcher die Mehrheit der europäischen Völker die Sicherung ihrer eigenen vollen Freiheit erblickt hätte. Dies war das gegebene Ziel. Bevor es er-

reicht war, entsprach die Macht Deutschlands so wenig der Stellung des deutschen Volkes in der Welt, wie im 18. Jahrhundert die Stellung Preußens seinen realen Kräften entsprochen hatte.

„Der Raum ist die Zukunft"; dieser Satz gilt für die Reiche der Briten, Amerikaner, Russen und selbst der in Nordafrika erweiterungsfähigen Franzosen. Raum in diesem Sinne war für das im Herzen Europas eingezwängte Deutsche Reich niemals zu gewinnen. Seine Zukunft beruhte auf Leistung in der ganzen Welt und für die ganze Welt, und sie konnte bei der tatsächlichen politischen Lage nur gesichert werden durch konzentrierte Verteidigungskraft des Landes, welche die andern in Achtung erhielt. Das ist in Wahrheit der Grund, weshalb die Feinde den preußischen Militarismus zerbrechen wollten. Dann war es mit uns überhaupt vorbei. Für den Zaren oder die Franzosen waren Millionenheere vielleicht ein unsittlicher Luxus: denn wer dachte je daran, diese Länder anzugreifen? Daß dagegen Deutschland zu seiner Verteidigung zum Ausgleich seiner beispiellos ungünstigen Raum- und Grenzverhältnisse und angesichts seiner seit Jahrhunderten eroberungslustigen Nachbarn einer starken Militärmacht bedarf, das hatte sogar Lloyd George am Neujahr 1914 ausdrücklich bestätigt; und wer wollte es nach den Enderfahrungen des Weltkriegs heute noch bestreiten? Weltpolitisch verteidigungsfähig und lebensfähig aber war nach 1914 das Deutsche Reich nur dann, wenn es die Engländer von der Oberherrschaft über Belgien entfernte.

Einen vollen deutschen Waffensieg im Sinn von 1870 habe ich auch vor der Marneschlacht niemals erwartet. Die Amerikaner würden uns auf alle Fälle um viele Früchte eines Sieges beraubt haben. Soll doch schon vor einem Jahrhundert (1815) der Präsident der Vereinigten Staaten trotz der damaligen Feindschaft zu England in einer Botschaft das Wort gesprochen haben: „Den Kern, der in Deutschland liegt, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen, wird das Ziel einer entschlossenen Staatskunst sein."[1]) Meinerseits war ich der Ansicht, daß ein voller Waffensieg von keiner Seite wahrscheinlich, darum die Entscheidung in den moralischen Willens- und Widerstandskräften zu suchen wäre. Gelang es, dem deutschen Volk die Augen dafür zu öffnen, was die britische Vorherrschaft in Belgien bedeutete, so

[1]) Das Wort ist mir nur bekannt aus A. v. Peez und Paul Dehn, Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre (1912) S. 346.

zweifelte ich nicht, daß wir auch die Kräfte entfalten würden, um beim Friedensschluß eine solche Gefahr abzuwenden. Fremdherrschaft war das Los des deutschen Volks bei einer Niederlage. Besser aber als dies Helotentum anzunehmen, war es noch, die Möglichkeiten des Siegs bis zum äußersten zu versuchen.

Die Vermehrung der Volkszahl seit 1870, auf welcher das Steigen unserer Wohlfahrt und Macht beruhte, konnte bei unserer geringen Bodenfläche nicht mehr agrarisch daheim untergebracht werden. Landhunger führte also, wie schon in den Anfängen der deutschen Geschichte, zur Abwanderung und Entdeutschung des Volksüberschusses. Eine künstliche Erweiterung des Nahrungsspielraums der Heimat brachte nur die Industrie und der Handel. Selbst bei gleichbleibender Volkszahl indes hätten wir nicht mehr das vorwiegend agrarische Deutschland der vorigen Generation bleiben können, da nach 1870 die Flächen Amerikas und Rußlands in Wettbewerb mit unserer Agrarausfuhr traten und dieselbe wesentlich zum Versiegen brachten. Unsere Ausfuhr an Rohstoffen mußte, damit die Volkszahl steigen oder auch nur gleichbleiben konnte, vervielfacht werden durch die Ausfuhr von Fabrikaten. Zu deren Erzeugung mußten wir wieder viele Rohstoffe einführen, ebenso wie für die Landwirtschaft, damit sie ihren Ertrag zur Ernährung der vermehrten Volksmassen erhöhen könnte. Ein Abstoppen von Ein- und Ausfuhr bedeutete unter solchen Umständen ein qualvolles Siechtum des ganzen Volkskörpers, einen in der ganzen Geschichte beispiellosen Sturz von Wohlfahrt in Elend. Eine Millionenarmee hungernder und arbeitsloser Proletarier, ein entwurzeltes Volk, das sich selbst gegenseitig vernichten muß, um für den Rest wieder kärglichen Lebensspielraum zu schaffen: dieses Bild lag während des Krieges als Alpdruck auf mir. Die oberflächlichen Äußerungen der meisten, Deutschland würde schon wieder hochkommen, beruhigten mich nicht. Denn ich sah nicht, wie und wo das anders geschehen sollte, als indem wir unser Machtgebiet dauernd bis an die Kanalküste erstreckten.

Denn in der Geschichte hat der Besitz der niederländischen Küsten stets über die Vormacht Englands auf dem Festland entschieden. England betrachtet die belgische Frage seit alters als seine eigene. Saßen die Engländer in Antwerpen, so saßen sie auch im Haag und in Köln und beherrschten von ihren alten Einfallstoren an Schelde und

Niederrhein aus das Festland. Nur wenn Deutschland die Maaslande, die fast tausend Jahre zum Deutschen Reich gehört hatten, wieder in seine Obhut nahm, konnte das deutsche Volk einigermaßen seine Kriegsverluste hereinbringen. Denn eine Ausfuhr, wie sie bis 1914 die Grundlage unseres Volksdaseins geworden war, setzt eine politische Weltgeltung voraus. Nur deutsche Träumer, die nicht wußten, wovon sie selber lebten, konnten sich einbilden, daß die Angelsachsen ein Deutschland, vor dem sie nicht eine gewisse Furcht empfänden, wieder so viel und so ungehindert in der ganzen Welt für eigene Rechnung verdienen lassen würden! Unsere Weltstellung aber hatten wir vor 1914 noch zum großen Teil nicht auf wirkliche Macht, sondern auf das Ansehen von 1870 gegründet. Wenn wir dies Ansehen nicht bewahrten, d. h. auf gleichem Fuß mit England aus dem Krieg hervorgingen, so starb alles ab, was wir in der Welt geschaffen hatten. Unsere Heimat blühte durch unsere Auslandsgeltung; diese aber schwand dahin wie die alte Hansa, wenn wir nicht eine freie Stellung gegenüber England gewannen.

Allein schon um die ungeheuren unmittelbaren Kriegsverluste in Übersee auszugleichen, mußten wir mit einer verbreiterten wirtschaftlichen Grundlage aus dem Krieg hervorgehen in einem Zeitalter, wo nach britischem Ausspruch die Großen unaufhaltsam größer, die Kleinen kleiner wurden. Die Behauptung der vor dem Krieg vorhandenen deutschen Wirtschaftsstellung in Antwerpen, die Befreiung des stammverwandten Flanderns von wallonisch-französischer Fremdherrschaft, die Fernhaltung der Engländer von der festländischen Küste, das war mein einziges materielles Kriegsziel; es kann nicht als annexionistisch bezeichnet werden[1]. Ich übergehe hier die seestrategischen Gesichtspunkte, die unsere Lage im nassen Dreieck unhaltbar erscheinen ließen, wenn England Belgien und Holland in seinen Konzern zog und seine politische Macht bis zur Ems erstreckte.

Was hätte es wohl schaden können, wenn das ganze deutsche Volk sich die Befreiung der Vlamen als ernstes Ziel gesetzt hätte, und wäre dies etwa unsittlicher gewesen, als die erneute Annexion des deutschen Elsasses durch die Franzosen? Dabei hätte man den Vlamen die Selbständigkeit gelassen, während die Franzosen den Elsässern nicht

---

[1]) Siehe oben S. 157 f.

einmal Selbstverwaltung gewähren wollen. Der Unterschied ist nur, daß der Franzose nach seiner Sinnesart Herrschaft für sein gutes Recht hält und der Deutsche ihm dies auch gerne zubilligt, während ihn das böse Gewissen befällt, wenn er selbst einmal an Einfluß gewinnen soll.

Unser Ziel mußte sein, die wirtschaftliche Blüte unseres Volkes zu erhalten, unsere Herzlande am Rhein vor der Verkümmerung, unsere Hansestädte vor dem Zurücksinken in englische Agenturen und unseren ganzen Volkskörper vor dem ihm von England zugedachten Erstickungstode zu retten, sowie das künstliche Gebäude unserer Weltstellung nach seinem Einsturz neu zu unterbauen. Ein Kriegsende aber, welches England an Maas und Schelde stehen ließ, bedeutete für uns wie für das törichte, in sich selber uneinige Festlandseuropa das Ende der freien Wohlfahrt, und durfte erst zugegeben werden, wenn wirklich die letzte Möglichkeit eines besseren Ausganges erschöpft war.

Ein neutrales Belgien aber gab es nach dem Kriege nicht, so wenig, wie es seit 1905 ein solches gegeben hatte. Belgien und Holland lebten vom Blute Deutschlands, als Mündungsgebiet unseres Wirtschaftslebens. Wir hatten das Interesse, sie in Freiheit blühen zu lassen, während England sie als Brückenköpfe zu benützen wünscht.

Die Regierung mußte wie Lloyd George und Clemenceau, dem Volk ein äußeres Kriegsziel zeigen, auch um es abzulenken vom fruchtlosen und öden inneren Bürgerzwist um Reformen, die in einem geschlagenen Deutschland doch keine Partei mehr beglücken konnten. Die Regierung mußte das Volk lehren, auf das Wesentliche zu schauen und Nebendinge liegen zu lassen.

Ich war mir von Kriegsbeginn an darüber klar, daß einem verlorenen Krieg mit einer gewissen Notwendigkeit die Revolution folgen würde, wenn ich es auch niemals für möglich gehalten hätte, daß es Deutsche gäbe, die noch vor Friedensschluß der Verführung zum Umsturz und zur Auslieferung der Gesamtheit an den äußeren Feind erlägen. Angesichts unserer zum inneren und äußeren Abgrund führender Politik sahen auch andere schwarz; der Kronprinz hat mich schon 1915 gefragt, ob ich glaubte, daß er noch zur Regierung gelangen würde. Brach aber der alte Staat zusammen, so sank auch die Kraft des deutschen Volks, denn dieses hat sich bisher immer unfähig erwiesen, ohne straffe Führung sich Wohlfahrt zu erringen. Es bedarf des preußisch-deutschen Staats. Sein Schutzengel war die Überliefe-

rung Friedrichs des Großen und Bismarcks. Denn es fehlt unserem Volk der eigene politische Genius, wie er z. B. die Franzosen durchdringt.

Wir besaßen eine starke Monarchie, weil das deutsche Volk durch seine Geschichte darüber belehrt worden war, daß es ohne eine solche in seiner gefährdeten Lage nicht bestehen könnte. Nun aber bauten wir sie mitten in der höchsten Gefahr ab, während die Feinde den umgekehrten Weg der strengsten Machtzusammenfassung beschritten. Wir verloren so nicht nur den Vorsprung der einheitlichen Führung, welchen wir bei Kriegsbeginn noch gehabt hatten. Wir fügten vielmehr zu unserer materiellen Unterlegenheit auch noch die geistige und sittliche, indem wir im letzten Kriegsjahr Diktatoren wie Wilson, Lloyd George und Clemenceau einen müden, gealterten Mann wie Hertling gegenüberstellten und schließlich rein destruktiven Parteiführern gestatteten, die Macht unter sich zu verteilen.

Die innere Gesundheit eines Volkes hängt zusammen mit der Möglichkeit, freie Kräfte nach außen zu entwickeln. Die Deutschen, die ihre Kräfte im Innern gegen sich selber betätigten, leiteten damit eine neue Periode des Verfalls ein, worin das arme Volk über den Verlust seines Wohlstandes, seiner Würde und seiner großen Gesichtspunkte hinweggetäuscht werden soll durch das traurige Schauspiel sich um die „Macht" balgender Demagogen.

Jedenfalls, von welcher Seite man es betrachtete, war die einzige Rettung vor dem unermeßlichen Unglück, daß sich das Volk bis in seine letzten Tiefen mit klarem Gefühl der drohenden Leiden, mit Heldensinn und mit Treue gegen den überlieferten Staat erfüllte. Dann wäre es uns auch möglich gewesen, so lange auszuharren wie die Franzosen, und das deutsche Volk hätte dann leiblich und sittlich nicht die Prüfungen und Erniedrigungen erdulden müssen, die ihm seine Schwäche, sein innerer Zusammenbruch auferlegt haben.

7

Der Mangel an Verständnis für diese Gedankengänge und der chronische Methodenfehler, den Regierung und Demokratie in bezug auf die Herbeiführung des Friedens begingen, fanden einen verderblichen Ausdruck in der Friedensresolution vom Juli 1917. Es war

mir sofort klar, daß nach diesem augenscheinlichen Nervenzusammenbruch die Aussichten sowohl für die Herbeiführung eines baldigen Verzichtfriedens wie auch für ein weiteres erfolgreiches Durchhalten des Krieges ganz außerordentlich herabgesunken waren. Wenn in England jemals Neigung zu einer Kriegsbeendigung durch Verständigung bestanden hätte, nach dieser Probe unserer moralischen und politischen Haltungslosigkeit mußte der bekannte Lloyd George-Ausspruch doppelte Bedeutung erlangen, daß England einen Verzichtfrieden niemals anzustreben brauche, weil es ihn von uns unter allen Umständen immer noch bekommen könnte. Um aber einen Sonderfrieden mit Rußland zu erlangen, war der betretene Weg erst recht ungangbar.

Sollte bei dieser Sachlage noch Rettung erhofft werden — große Hoffnung konnte nicht mehr bestehen —, so mußte der Versuch gemacht werden, im deutschen Volk eine nationale Gegenbewegung zu entfachen, die im Auslande den Eindruck hervorrief, daß die deutsche Widerstandskraft doch noch lebendig war, die ferner der Regierung für eine kräftige und kluge Politik einen Rückhalt bot, und die endlich nach Möglichkeit ein weiteres Herabgleiten auf der schiefen Ebene der öffentlichen Friedensangebote verhinderte. Das sind die Beweggründe gewesen, die den Generallandschaftsdirektor Kapp und eine Anzahl ostpreußischer Männer aus allen Parteien zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei geführt haben. Die erste der drei gewünschten Wirkungen, der Eindruck im Auslande, wurde durch den gewaltigen nationalen Schwung der Bewegung ohne Zweifel erreicht. Die deutsche Regierung aber war weit entfernt, zu erkennen, welches Instrument mit der Vaterlandspartei in ihre Hände gelegt war. Sie wagte nicht darauf zu spielen und tat im Gegenteil alles, um die Bewegung zu hemmen. Dieses Verhalten wurde ihr durch die sofort einsetzende Gegenwirkung der Väter der Friedensresolution vorgeschrieben, welche, um Recht zu behalten, es in einer wohlorganisierten unwahrhaftigen Kampagne verstanden, der Vaterlandspartei innerpolitische Ziele unterzuschieben und sie als reaktionär zu verdächtigen. Man hat ferner in völliger, echt deutscher Verkennung des Begriffs eines „Kriegsziels“ der Vaterlandspartei und mir „Annexionismus“ vorgeworfen. Abgesehen davon, daß sich die Führung der Vaterlandspartei auf die Vertretung einzelner Annexionsforderungen nicht eingelassen und lediglich in der belgischen Frage, als dem Kernpunkte

England gegenüber, bestimmte Forderungen aufgestellt hat, handelt es sich um die erörterte Notwendigkeit, dem kämpfenden Volke Verständnis für unsere zukünftigen Lebensnotwendigkeiten zu geben. Die Regierung hatte das bei uns leider unterlassen. Sie hätte dann wenigstens dankbar sein sollen, wenn eine große Volksbewegung ihr diese Aufgabe abnahm, und hätte sich dieser Bewegung so bedienen sollen, wie es eine englische oder französische Regierung sicherlich getan hätte. Gerade dann, wenn es erforderlich und möglich war, einen Verzichtsfrieden zu schließen, woran die Vaterlandspartei die Regierung niemals verhindern konnte, war die Regierung in der Lage, gestützt auf das Bestehen der Vaterlandspartei, erträglichere Bedingungen zu erzielen. Es fällt ferner aber entscheidend ins Gewicht, daß während der ganzen Zeit des Bestehens der Vaterlandspartei tatsächlich eine wirkliche Chance zu einem Verständigungsfrieden nicht gegeben war. Nur die dauernde, jeder tatsächlichen Unterlage entbehrende Vorspiegelung der deutschen Demokratie, als wenn Deutschland nur zuzugreifen hätte, um einen annehmbaren Frieden zu erhalten, hat es möglich gemacht, denen mit einem Erfolg den Namen Kriegsverlängerer anzuhängen, deren Auffassungen, wenn sie von Anfang an zur Geltung gekommen wären, eine schnellere Beendigung des Krieges auf dem einen oder dem anderen Wege mit sich gebracht hätten. Kriegsverlängerer sind diejenigen, welche die deutsche Widerstandskraft dauernd untergraben und der Entente jene Sicherheit gegeben haben, der Lloyd George Ausdruck verlieh.

Die Vaterlandspartei hat ihr Ziel nicht erreicht und von dem Augenblick an auch nicht erreichen können, als ihr neben der Feindschaft der Urheber der Friedensresolution der straffe Apparat des preußisch-deutschen Staates entgegengesetzt wurde. Trotzdem ist wohl ihre politische Aufklärungsarbeit nicht vergeblich gewesen. Wenn uns ferner etwas Hoffnung geben kann, daß noch einmal der nationale Gedanke ein starkes und wohnliches deutsches Haus wieder aufbauen wird, so liegt sie in der Tatsache, daß nach drei schweren Kriegsjahren, trotz der Wirksamkeit Bethmanns und der Demokratie, eine Bewegung von so gewaltigem Schwung und tiefer Vaterlandsliebe möglich war wie die der Vaterlandspartei. Die geistige und materielle Befreiung des unter Fremdherrschaft gesunkenen deutschen Vaterlandes und die Grundlegung eines neuen Wohlstandes kann nur beginnen,

wenn Unglück zur Erkenntnis führt und aus der Erkenntnis der opferbereite Wille zur Erhaltung des Deutschtums in allen Klassen und Schichten erwacht.

8

Als im Oktober 1918 die zur Macht gelangten Demokraten dem furchtbaren, in der Weltgeschichte seit Karthago unerhörten Irrtum zu unterliegen drohten, daß man sich in die Gnade des Feindes begeben könnte, ohne zugrunde zu gehen, schrieb ich folgenden Brief an den damaligen Reichskanzler Prinz Max von Baden.

Berlin, 17. Oktober 1918.

Euer Großherzoglichen Hoheit

Befehlen gemäß übersende ich ehrerbietigst nachfolgend meine Ansicht über die heutige Lage.

Die politische Methode, welche wir England und Amerika gegenüber vor und vor allem während des Krieges eingeschlagen haben, halte ich für grundsätzlich falsch. Wir setzten Auffassungen voraus, die wir, aber nicht die anderen haben. In dieser Methode erblicke ich eine der wesentlichsten Ursachen des jetzigen Krieges und unserer heutigen Lage. Das mit raffinierter politischer Klugheit und zähester Konsequenz verfolgte Ziel der Anglo-Amerikaner war die Vernichtung Deutschlands als weiterer Schritt zur Weltherrschaft ihres Kapitalismus. Nur insoweit wir Kraft und besonders Haltung zeigten, konnten wir den Eindruck erzeugen, das Geschäft rentiere nicht, und konnten damit leidliche Bedingungen erzielen. Die beständig wiederholten, öffentlichen Friedensangebote waren Methodenfehler unsererseits. Wilson steigerte seine Forderungen mit jedem dieser Schritte. Wir begriffen nicht, daß wir kalten Erpressern gegenüberstanden. Ihre Friedens- und Völkerbeglückungsauslassungen sind ehrlich, aber in naivester Weise nur für die eigenen Völker verstanden; außerdem berechnet auf die politische Ahnungslosigkeit unseres Volkes.

Unser letztes Friedens- und Waffenstillstands-Angebot, welches in seinem Entgegenkommen auf eine Großmachtstellung Deutschlands bereits verzichtete, beantwortete Wilson sachlich dadurch, daß er von uns zunächst völlige Wehrlosmachung verlangt. Er weiß genau, daß die Einstellung des Ubootskrieges jeden etwaigen weiteren Widerstand

Deutschlands unmöglich macht. Das Verlangen der Einstellung de Ubootskrieges, über dessen heutige und zukünftige Bedeutung man sich, wie Churchills Rede zeigt, im Feindeslager völlig im klaren ist, ist der Kern der Wilson-Note, der umhüllt wird von dem Pathos der sittlichen Entrüstung. Da diese Entrüstung, auf den Seekrieg beschränkt, allzu durchsichtig sein würde, müssen schamlose Verleumdungen des Heeres als weitere Umhüllung dienen. Gleichzeitig peitscht er dadurch den Siegestaumel und die Wut seiner Leute ans Äußerste auf. Das würde er sicher nicht tun, wenn er uns nachher mit einiger Schonung behandeln wollte. Das Gegenteil wird der Fall sein, ungeachtet der Versprechungen unter der Hand. Letztere sind politischer Erpressertrick.

Die Antwort Wilsons zeigt ferner, daß es ein Irrtum war, wenn man etwa angenommen hat, daß die Entente uns den Gefallen tun könnte, einen alsbaldigen Waffenstillstand unter Bedingungen zu gewähren, die uns die Möglichkeit geben würden, unser Heer und unsere Grenzen für den Fall des Scheiterns der Friedensverhandlungen in Verteidigungszustand zu setzen.

Uns bleibt nur ein Mittel, bessere Bedingungen, vielleicht sogar die Erhaltung des Deutschtums zu erlangen: Aufruf des ganzen Volkes zur entschlossensten Verteidigung unserer Ehre und unserer Lebensmöglichkeiten, begleitet von sofortiger Handlung, die nach außen und innen nicht den mindesten Zweifel an unserem Willen bestehen lassen kann. Dieses Verfahren ist selbst dann richtig, wenn wir auch jetzt noch entgegenkommend zu antworten geneigt sind. Tun wir Letzteres, so bleibt freilich die Gefahr bestehen, daß weder der Feind noch wir selbst an unseren Ernst glauben. Der von der Heimat ausgegangene Niedergang unseres Ehrgefühls und unserer Moral ist über die Etappen in die Kampffronten eingedrungen. Die Truppen können nicht mehr standhalten und kämpfen, wenn sie nur zu deutlich sehen, daß die Heimat Alles aufgibt. Wofür sollen die Mannschaften kämpfen, wie sollen die Offiziere die Moral der Truppen hochhalten? Das ist unter solchen Umständen unmöglich.

Entschlossene Verstärkung unserer Westfront durch alle nur verfügbaren Mannschaften, Formierung von Bürgerbataillonen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Heimat, rücksichtslose Fortsetzung des Ubootskrieges, der sehr viel stärker gewirkt hat, als man bei uns

glaubt. Einwirkung auf die Psyche der Mannschaften durch alle erdenkbaren Maßregeln, gleiche Beköstigung von Offizieren und Mannschaften, Aufklärung in weitestem Maße durch den Staatsorganismus, um was es sich praktisch handelt. Jeder Deutsche muß begreifen, daß andernfalls unser Volk herabsinkt zu Lohnsklaven unserer Feinde.

Um diesen Weg durchzuführen, ist diktatorische Macht unerläßlich, wie es unsere Feinde getan haben in direktem Gegensatz zu unserem Verfahren. Es ist ganz gleich, welche innere Parteirichtung diese Gewalt ausübt. Sie muß nur ihre Macht einzig und allein gegen den äußeren Feind richten.

Das sind, flüchtig diktiert, aber jahrelang überlegt, meine Ansichten, die mit Chauvinismus, Annexionstrieb oder Mangel an Verständnis für unser Friedensbedürfnis nicht das Geringste zu tun haben, sondern nur an die Rettung unseres Volkes denken aus schwerster Gefahr. Vielleicht gelingt es ihnen nicht. Auf jeden Fall bietet dieser Weg die einzige Aussicht auf Gelingen, der andere Weg führt mit Sicherheit zu einem schmachvollen Ende.

Wenn Eure Großherzogliche Hoheit noch ein Urteil über unsere maritime Lage haben wollen, so empfehle ich dringend, den augenblicklich hier anwesenden Herrn Admiral von Trotha, Chef des Stabes der Hochseestreitkräfte, kurz zu empfangen. Niemand ist imstande, ein so ruhiges und auch allgemeines Urteil hierüber abzugeben als dieser Offizier, der von dem Vertrauen der ganzen Marine getragen wird. Soviel ich weiß, wohnt derselbe beim Chef des Marinekabinetts Admiral von Müller.

Abschrift dieses Schreibens[1]) habe ich mit Rücksicht auf die Dringlichkeit mir erlaubt, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg und dem Staatssekretär Exzellenz Scheidemann zu übersenden.

Euer Großherzoglichen Hoheit

verharre ich in größter Ehrerbietung

v. Tirpitz.

---

[1]) Prinz Max hat diesen Brief sorgsam gelesen und ihn mit markierten Stellen an die anderen Staatssekretäre, jedenfalls an den Vizekanzler von Payerund Staatssekretär Solf weitergegeben. Am 17. und 18. Oktober war die Mehrheit in der Reichsregierung für Verhandeln mit den Waffen in der Hand. Am 19. Oktober war es aber der Scheidemann-Richtung unter Hinzuziehung des hierfür besonders

Die Regierung des Prinzen Max von Baden unterlag dem unerhörten Schwindel volksfremder Einflüsterungen. Der Ubootskrieg wurde aufgegeben, die Kapitulation eingeleitet, der Rechtsfriede auf Grund der 14 Punkte Wilsons mit der Entente „vereinbart" und jeder Andersdenkende, jeder wahrhaft deutsch Gesinnte in Acht getan, obwohl Armee und Marine ohne jeden Zweifel bis zum Frühjahr 1919 hätten durchhalten und dadurch wirkliche Friedensverhandlungen hätten decken können. In diesen schwärzesten Tagen der deutschen Geschichte, als wir die volle Fähigkeit noch besaßen, mit dem Schwert in der Hand dem gleichfalls kriegsmüden Feind den Vorschlag zu einem gerechten Frieden zu machen, diese Möglichkeit aber von uns stießen, um im Chaos unterzugehen, schrieb ich als Vorsitzender der Vaterlandspartei einen zweiten Brief an den Reichskanzler.

Berlin, den 30. Oktober 1918.

Euer Großherzogliche Hoheit

haben meinen ehrerbietigen Brief vom 17. d. M. gnädig aufgenommen; aber in einer wichtigen Beziehung, nämlich bezüglich des Ubootskrieges, eine Entscheidung getroffen, der ich, und wie ich höre, auch die Marine- und Armeeautoritäten, widerraten haben. Die gegenwärtige Lage läßt es mir als Pflicht erscheinen, einen in meinem damaligen Briefe nicht genügend betonten Gedanken auch jetzt noch Euerer Großherzoglichen Hoheit zu unterbreiten.

Jeder militärische Rückzug, wenn er nicht in katastrophaler Flucht enden soll, muß geleitet sein mit zeitweiligen und passenden Kehrtwendungen gegen den nachdringenden Feind. Dasselbe gilt zweifelsohne und vielleicht noch in verstärktem Maße bei einem politischen Rückzug. Selbst wenn wir uns klar darüber zu sein glauben, daß wir militärisch nichts mehr erreichen können, muß man sich stets gegenwärtig halten, daß auch auf der gegnerischen Seite der Wunsch, keine großen Opfer mehr zu bringen, aus rein psychologischen Gründen sehr hoch gestiegen ist. Frankreich rettete 1871 durch seine damalige Haltung auch nach erfolgtem Waffenstillstande Belfort in den Friedens-

unglücklich gewählten Grafen Wolff-Metternich gelungen, die Mehrheit in der Reichsregierung umzustimmen. Das auf völlige politische Instinktlosigkeit berechnete Verlangen Wilsons, uns vor Eintritt in die Verhandlungen zunächst wehrlos zu machen, wurde erfüllt, und damit der äußerste Niedergang Deutschlands entschieden.

verhandlungen. Wenn im Kampf ein Soldat den Degen übergibt, so kann er auf Pardon rechnen. Geschieht dies aber auf politischem Gebiet, macht der Unterliegende sich völlig wehrlos und ergibt er sich ohne Haltung, so bewirkt er beim Sieger das Gegenteil von Rücksicht, er erweckt vielmehr den Wunsch rücksichtsloser „Bestrafung".

Aus diesen Gründen kann ich mir, abgesehen von der durch Jahrhunderte nachwirkenden Schmach, rein materiell gedacht, keinen schlechteren Frieden denken, als solchen, der uns aufgezwungen werden würde, wenn wir zu einer Zeit einfach kapitulieren, wo noch ein erhebliches Maß von Widerstandskraft bei uns vorhanden ist. Der Feind, der letztere genau einzuschätzen weiß, wird uns bei einer solchen vorzeitigen Wehrlosmachung nicht milder behandeln, sondern brutaler und roher, weil zu dem Vollgefühl des Siegers noch hinzutreten wird ein Gefühl der Verachtung des Gegners. Es kommt in dieser Frage wiederum der Unterschied in unserer Denkungsweise und derjenigen unserer Feinde in Betracht. In dieser Hinsicht würde es für uns günstiger liegen, wenn wir den Frieden über England gesucht hätten und nicht über Amerika und Wilson[1].

Ich möchte schließlich noch auf folgendes hinweisen: Unsere Feinde befinden sich jetzt nicht nur in vollem Siegestaumel, sondern ihre Völker haben auch das Gefühl, dem seit Jahren ersehnten Frieden, dem Ende der Opfer und Leiden, unmittelbar nahe gerückt zu sein. Alle Nerven der großen Massen sind auf diesen Punkt gespannt. Entschließen wir uns jetzt, infolge feindlicher Zumutungen, zu einem politischen „Halt! Front!", zeigen wir dem Feinde noch einmal in ganz klarer Entschlossenheit die Zähne, und erklären seine Forderungen für unannehmbar, so wird die plötzlich auftauchende Notwendigkeit, den Kampf fortzusetzen, von größter psychologischer Wirkung sein. Es wird sich der kampfesmüden Massen unserer Feinde eine furchtbare Enttäuschung bemächtigen, und sehr bedeutende Kräfte werden sich in der Richtung entfalten, die Regierungen zu einer Abmilderung ihrer Bedingungen zu veranlassen. In Verbindung mit dem wachsen-

[1]) Ich meinte natürlich nicht, daß es vorteilhafter wäre, sich in die Gnade Englands statt Wilsons zu geben. Eine solche Kapitulation bedeutete auf alle Fälle den nationalen Untergang. Ich meinte vielmehr, daß für Verhandlungen mit dem Schwert in der Hand England, vor allem dank dem Ubootskrieg, der verhältnismäßig geschäftlichste Gegner gewesen wäre, und bin dieser Ansicht auch heute noch.

den, heldenhaften Widerstand an unserer Front, und in Verbindung auch mit der sehr begründeten Furcht vor dem Bolschewismus, wird eine solche deutsche Haltung die einzige sein, die uns erträgliche Bedingungen verschaffen kann.

Euer Großherzogliche Hoheit

verharre ich in größter Ehrerbietung

v. Tirpitz.

Ich hatte, als ich dies schrieb, nur noch verschwindende Hoffnungen darauf, daß den „regierenden" Männern die Besinnung wiederkehren könnte. Mit diesem Brief endet meine politische Betätigung.

Der unglückliche Ausgang des Krieges gibt denen, welche diesen Ausgang verschuldet haben, vor der urteilslosen Masse die Handhabe, freilich nicht das Recht, diejenigen anzuklagen, welche den Krieg hätten gewinnen oder mindestens ehrenvoll beendigen können, wenn man ihnen freie Hand gelassen hätte. Ein Staatsgerichtshof soll eingesetzt werden; wird er eingesetzt, so gehören Andere auf die Anklagebank und darunter viele, die jetzt den Richter spielen wollen. Ich würde es gern vermieden haben, persönliche Empfindungen Anderer zu treffen, doch muß ich vor der Geschichte das System an den Pranger stellen, welches uns verderbt hat.

Dieses politische System, welches Bethmann-Hollweg wohl unabsichtlich, aber tatsächlich zur Entfaltung gebracht hat und welches auch heute noch in fast grotesker Steigerung lebt, umfaßt die Preisgabe unserer staatlichen Errungenschaften infolge blindgläubigen Nachlaufens hinter den erpresserischsten und verlogensten Vorspieglungen des Auslands und hinter eigenen internationalistischen Schwärmereien. Alle Überlieferungen und Leidenserfahrungen unserer Geschichte scheinen vergessen und müssen neu erlebt werden.

Dieses System hat meiner Überzeugung nach unseren angriffslustigen Nachbarn die Gelegenheit oder den Vorwand für den Krieg gegeben. Es hat im Innern unsere Politik zermürbt, so daß das Volk die erforderliche moralische Kraft verlor, um den Weltkrieg durchzuhalten. Dasselbe System ist die wesentliche Ursache, weshalb die

Stärke unserer Flotte in diesem Kriege nicht zum Tragen gekommen ist. Dasselbe System hat unsere Politik nach der falschen Richtung, nämlich auf die Zerschlagung Rußlands und Schonung Englands orientiert. Dasselbe System hat unsere an Torheit und Würdelosigkeit beispiellose Kapitulation im Herbst 1918 verschuldet, und die schwere Folge dieses Schritts durch weitere Fehler verschärft. Dasselbe System wütete nach der Revolution gegen die letzten Reste staatlicher Vernunft, so daß es eine Schmach und Strafe geworden zu sein scheint, ein Deutscher zu sein. Das war mir einst höchstes Glück und Stolz gewesen. Wenn straff geführt, gibt es kein leistungsfähigeres Volk als das unsere. Aber in der Hand schlechter und untauglicher Führer ist das deutsche Volk sich selber der größte Feind. Es wird der schwarzrotgoldenen Kopie eines Staates, die ihm jetzt zugemutet wird, in Kürze überdrüssig sein. Aber wird dann noch etwas übrig sein von der Substanz des guten alten Staates, um den uns die Feinde so beneidet haben, daß sie seine Kräfte: Monarchie, Wehrhaftigkeit, Integrität und Fleiß der Beamtenschaft, staatenbildendes Preußentum und todesverachtende Vaterlandsliebe mit Hilfe unserer radikalen Demokratie zerstören mußten?

Wir stehen heute schlimmer da als nach dem dreißigjährigen Kriege. Ohne ein neues Potsdam und ohne eine furchtbar ernste Selbstbesinnung und geistige Erneuerung, ohne eine nach außen tätige und würdige Staatsvernunft wird das deutsche Volk nie wieder auf freiem Grunde wohnen und allmählich oder rasch nach Bildung und Zahl aus der Reihe der großen Völker ausscheiden; dann wird auch ein neues Weimar nicht möglich sein. Von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe ging unser Sturz. Man soll nicht leichtfertig vom Wiederaufbau reden, solange man immer noch tiefer sinkt. Der Aufstieg ist furchtbar schwer und hart. Er kann und wird gelingen, wenn das Volk einig in entschlossenem nationalen Dulden und Wollen, so wie Franzosen, Italiener, Engländer, Serben, ja neuerdings selbst die Inder es sind. Solange wir das Volk mit dem schwächsten Nationalgefühl sind, das jeden Länderraub oder sonstige Schmach, die uns angetan wird, mit Versöhnungsreden erwidert, damit straflos macht und zu neuem Raub einlädt, solange wir ohne den erforderlichen Nationalstolz den Sitten und Formen anderer Völker nachlaufen und solange uns das Bekämpfen anderer Deutscher von anderer Parteirichtung wichtiger ist als das Zusammen-

halten gegen außen, solange kann Deutschland nur sinken, nicht gesunden. In der Alemannenschlacht riefen die Deutschen ihren Häuptlingen zu „Herunter von den Pferden" und verloren die Schlacht. Deutsche Zwietracht hat uns auch jetzt wieder zu Fall gebracht, denn politisch und in gewissen Schichten auch sittlich war unser Geschlecht seiner Zeit nicht gewachsen.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ließen mir also die Pflicht erwachsen, dieses System zu bekämpfen.

Wenn dagegen das deutsche Volk aus dem Taumel des Zusammenbruchs erwacht und sich mit Stolz und Rührung der ungeheuren Kraft, Tugend und Opferbereitschaft erinnert, welche es im preußisch-deutschen Staat auch noch während des Krieges selbst hat entfalten können, so wird es die Erinnerung an den Weltkrieg neben seine höchsten nationalen Heiligtümer stellen dürfen. Wie wir trotz unserer geringwertigen Bundesgenossen einer so furchtbaren gewaltigen Übermacht standhielten, wie wir der englischen Weltverschwörung gegen uns trotzten, der Verleumdung unserer friedlichen Gesinnung und dem brutalen Vernichten unzähliger deutscher Einzelexistenzen in allen Erdteilen ungeachtet jahrelang den Mut nicht sinken ließen, und wie unsere Männer zu Wasser und zu Lande es verstanden haben, den Feind zu treffen und sich selbst zu opfern: Daran mögen sich künftige Geschlechter unseres Volkes bewundernd ihren Glauben stärken. Aber Deutschland war wie zu Luthers Tagen „ein weidlicher Hengst, dem nur eines mangelt, der Reiter". Der aufgezwungene Kampf war zuerst in jeder Hinsicht aussichtsvoll, er gewährte sogar nach allen begangenen Fehlern noch im Oktober 1918 die Möglichkeit, einen Vernichtungsfrieden abzuwehren. Aber innerpolitische Begehrlichkeit, welche die ganzen Kriegsjahre hindurch immer bereit gewesen war, vor dem Feind zu kapitulieren, hatte die Zügel der führerlosen Nation ergriffen.

Achtzehntes Kapitel

Die Hochseeflotte im Kriege

1

Ich stehe vor dem schmerzlichsten Teil meiner Aufgabe, nämlich mich darüber auszusprechen, weshalb unsere Flotte, nachdem unsere Politik den Ausbruch des Krieges nicht hatte vermeiden können, uns keinen gerechten Frieden hat erstreiten dürfen, sondern selbst das schmachvollste Ende gefunden hat. Es liegt nicht in meiner Absicht, eine seekriegsgeschichtliche Darstellung zu geben. Es kommt mir, dem Zweck des ganzen Buches entsprechend, nur darauf an, die wesentlichsten Gesichtspunkte für die Beurteilung unserer Flotte hervorzuheben. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß auch unsere Armee, die bei Kriegsbeginn in hoher Vollendung dastand, der ungeheuren Übermacht schließlich unterlegen ist. Den Einwand, daß wir ohne Flotte den Weltkrieg nicht bekommen hätten, habe ich früher zurückgewiesen, denn es war für England seit Jahrzehnten zum Staatsgrundsatz geworden, ein Niederwerfen Frankreichs nicht zu dulden.

Unsere Seemacht war im Jahr 1914 zwar schon sehr beträchtlich, aber zur sicheren Erfüllung des für Krieg und Frieden geltenden Risikoprinzips noch nicht reif; sie war noch in voller Entwicklung begriffen, als sie den fünf größten Seemächten gegenübergestellt wurde, zu denen 1917 noch Amerika hinzutrat.

Trotz allem bin ich auch heute noch der Überzeugung, und das ist das Tragische an dem Endergebnis: die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht wäre. Die Flotte war gut, das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungsstand, das Material dem englischen überlegen. Das sichtbarste Zeichen für den militärischen Wert unserer Flotte und die hohe Einschätzung ihrer Leistungsfähigkeit durch den Gegner lag wohl in der Tatsache, daß die Engländer, je länger der

Krieg dauerte, desto bestimmter einen Zusammenstoß mit ihr vermieden. Sie haben trotz immer wachsender Überlegenheit unsere Streitkraft niemals mit Vorbedacht angegriffen. Kein Zusammenstoß ist von ihrer Seite gesucht. Unsere Flotte ist schließlich von derselben Krankheit erfaßt worden, von der ganz Deutschland verseucht wurde. Wenn sie auf den großen Schiffen einige Tage früher als in der Armee und offensichtlicher in die Erscheinung getreten ist, so liegt ein wesentlicher Grund hierfür in den engen Beziehungen, die sich auf den Werften zwischen den verhetzten Arbeitermassen und dem Schiffspersonal, namentlich den Heizern, herausbilden konnten. Diese parteipolitische Bewegung, deren Leitung in Berlin saß, wurde von der damaligen Reichsleitung geduldet.

Wie im ganzen Volk, so herrschte bei Beginn des Krieges auch in der Marine das sichere Gefühl, daß es in Deutschland niemand gab, der den Krieg erstrebt hätte. So geschickt es England auch angefangen hatte, als es die ihm 1914 sich bietende Gelegenheit ausnutzte: sein lang vorbereiteter Plan, Deutschlands Zukunft zu vernichten, war doch zu offenkundig gewesen. Demzufolge war der Geist unserer Flotte zu Beginn des Krieges hoch gestimmt und ließ das Beste erwarten. Alte Reservisten stellten bei den Musterungen das Gesuch an ihre Offiziere, an den Geschützen verwendet zu werden und nicht in Sicherheit unter Deck beim Munitionsmannen. Unsere Torpedobootskommandanten hofften auf den Befehl „Flagge Z vor"[1]. Die Seekadetten und Fähnriche der geschlossenen Marineschule und der außer Dienst gestellten Schulschiffe begehrten stürmisch an Bord zu kommen, sei es auch nur, um als Läufer des Kommandanten Verwendung zu finden. Die üblichen Belohnungen bei Rekordleistungen im Kohlen wurden von den kohlenden Heizern und Matrosen abgelehnt: „Wir arbeiten ohne Belohnung." Seeoffiziere und Ingenieure wetteiferten, das Schiff auf höchste Gefechtsbereitschaft zu bekommen.

Jeder Angehörige der Marine war sich bei Kriegsbeginn darüber klar, einem Feind entgegenzutreten, der über eine starke Übermacht gebot und dessen Unbesiegbarkeit auf See fast zum Dogma geworden war. Franzosen, Russen, Italiener wurden als Gegner sozusagen gar nicht gerechnet. Schon im Frieden hatte sich die deutsche und die eng-

[1]) Signal zum Angriff.

lische Marine gegenseitig in besonderer Weise geachtet. Es ist freilich eine reine Erfindung, daß damals in den deutschen Seeoffiziersmessen auf den „Tag" (der Schlacht mit Englands Flotte) angestoßen wurde. Diese Lüge gehört in das große Kapitel der uns angedichteten Angriffsabsichten, mit denen die Weltpresse überschwemmt worden ist. Dazu war doch die Sympathie mit dem englischen Seeoffizierskorps vor dem Kriege noch zu stark, und unsere vornehme Gesinnung hätte Derartiges völlig unmöglich gemacht, ganz abgesehen von der Torheit eines Wunsches, mit einem doppelt so starken, tüchtigen Gegner kämpfen zu wollen.

Bevor ich auf die beiden Hauptursachen eingehe, weshalb unsere Flotte den Enderfolg ihres Daseins nicht hat erreichen können, will ich ein kurzes Bild geben von den tatsächlichen Wirkungen, welche sie auf die Gestaltung des Kriegsverlaufes ausgeübt hat.

2

In unserer Heimat hielt die Flotte unsere langgestreckte Küste von Memel bis zur Ems ganz allein von jedem feindlichen Angriff frei; kein Kanonenschuß ist auf unsere Küste gefeuert worden. Durch praktisch unbedingte Beherrschung der Ostsee sicherte die Flotte die freie Zufuhr von Waren, namentlich von Erzen, die ein dringendes Erfordernis für unsere Kriegsindustrie waren, sie deckte den linken Flügel unseres Heeres im Osten gegen rückwärtige Überfälle, die von den Russen geplant waren und die in der zwischen Rußland und England 1914 abgeschlossenen Marinekonvention wohl ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Die Flotte ermöglichte später den Nachschub unseres Heeresflügels über See. Durch die erfolgreiche Unternehmung gegen Ösel und den Moonsund trug die Flotte unter den Admiralen Schmidt und Behncke im glücklichsten Zusammenarbeiten mit der Armee dazu bei, den letzten Widerstand der Russen zu brechen.

Da unsere Flotte nicht geschlagen war und die Engländer infolgedessen nicht zur engen Blockade unserer Küsten übergehen konnten, ermöglichte sie es den nordischen Mächten und auch Holland, gegenüber den Drohungen Englands in einer neutralen Haltung zu verbleiben. Als unsere Flotte im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts noch schwach war, hatte England eine Landung in Jütland vorbereitet, also eine Vergewaltigung Dänemarks nach der Art, wie später Griechen-

land behandelt wurde, vorgesehen. Angesichts der deutschen Flotte war das unausführbar.

Man stelle sich vor, unsere Flotte wäre vollständig geschlagen worden oder wäre überhaupt nicht vorhanden gewesen; welche Folgen hätte das alsbald für unsere wirtschaftliche und militärische Lage gehabt. Mit eingedrückter, ja auch nur stark bedrohter Nordfront hätten wir unsere Ost- und Westfront nicht halten können. Aber Weiteres kommt hinzu. Unsere Flotte zwang die Engländer zu einer riesigen Vergrößerung der eigenen Seemacht. Allein das Personal ihrer eigenen Flotte wurde mehr als verdreifacht. Von englischer Seite wird der personelle Gesamtaufwand für die Kriegsführung auf dem Wasser mit $1^1/_2$ bis 2 Millionen Menschen wohl nicht zu hoch berechnet, eine Zahl, die doch eine sehr große Entlastung unserer eigenen Westfront bedeutete.

Ich habe schon im vorigen Kapitel davon gesprochen, welchen Schlag für England die Einnahme der französischen Kanalhäfen durch die Armee bedeutet hätte. Diese Besetzung durch uns wurde aber erst dann zu einer wirklichen, vielleicht entscheidenden Gefahr für England, wenn wir eine Flotte hatten, um diese Häfen als Stützpunkte ausnützen zu können. In dieser Hoffnung wurde das Marinekorps gebildet, die einzige unmittelbare Kriegsleistung, die ich im Rahmen des Reichsmarineamts selbst für den Kampf gegen England ins Werk setzen konnte.

Unsere Armee hat die Nordhäfen Frankreichs nicht erreichen können, sondern nur die flandrischen Häfen, welche nach ihrer geographischen Lage eine erheblich geringere Bedeutung hatten, da sie keine unmittelbare Bedrohung des Kanals darstellten. Dazu kam, daß bei ihrer Art hier nur Uboote und Torpedoboote zur Verwendung gebracht werden konnten. Immerhin gewährten sie den großen Vorteil, daß die Entfernung von dort nach der englischen Küste nur den vierten Teil des Abstandes von den deutschen Flußmündungen betrug. Aus diesem Grunde wurden kleine Uboote hierfür verwendbar, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit beschaffen ließen. Angriffe der englischen Seestreitkräfte auf Zeebrügge und Ostende waren zu gewärtigen. Da mir nun zweifelhaft war, ob die Armee geneigt wäre, die erforderliche Einrichtung der Küstenverteidigung zu übernehmen, und da andrerseits die Landfronten unserer Reichskriegshäfen nicht mehr eigentlich bedroht waren, so erschien zweckmäßig, aus dem hierdurch verfügbar gewordenen Personal ein Marinekorps zur Verteidigung der flandrischen Küste zu bilden.

Die Heeresleitung willigte nur unter der Bedingung ein, daß es unter den Befehl der Armee käme. Um überhaupt etwas zu erreichen, stimmte ich dieser Bedingung zu, obwohl nach allen Erfahrungen die Marine bei gemeinsamen Operationen mit der Armee leicht in die Gefahr gerät, für ihre eigenen Zwecke zu kurz zu kommen. Der Kaiser ging auf den Plan mit großem Verständnis ein und gab mir für diese Aufgabe außerordentliche Vollmachten. Die Marineinfanterie, welche aus zwei Bataillonen drei Regimenter bildete, stellte trotz dieser starken Verdünnung dank ihrer dreijährigen Dienstzeit vom ersten Tag ab eine Kerntruppe dar. Die aus den verschiedenen Forts und Plätzen zusammengeholte Matrosenartillerie sollte ihre Infanterieausbildung in der Nähe von Brüssel nachholen, mußte aber infolge der kriegerischen Ereignisse im September teilweise sofort aus der Bahn gegen die aus Antwerpen vorstoßende belgische Armee ins Feuer geschickt werden. Die Truppe stand schon dabei ihren Mann, wie später bei der Eroberung Antwerpens und in vierjährigem Stellungskampf. Das Marinekorps unter Admiral v. Schröder machte die Seeflanke unserer Westfront mit der Zeit unangreifbar und baute die flandrischen Häfen mit Behelfsmitteln zu brauchbaren Stützpunkten für den Torpedoboots- und Ubootskrieg aus. Unsere dortigen Seestreitkräfte, obwohl ich leider nicht die Macht hatte, sie durch vermehrte Zuteilung aus der Heimat so stark zu machen, wie Admiral Schroeder und ich gewünscht hätten, blieben ein empfindlicher Pfahl im Fleische Englands bis an den Herbst 1918 heran.

In den ersten Monaten des Krieges entwickelte sich ferner der östliche Teil des Mittelmeeres zu einem Kriegstheater von steigender Bedeutung.

Bereits am 3. August hatte ich, da Nachricht über den Abschluß eines Bündnisses mit der Türkei eintraf, trotz Bedenken des Admiralstabschefs für „Goeben" und „Breslau", unsere Mittelmeerdivision die Anweisung erlangt, den Durchbruch nach Konstantinopel zu versuchen. Am 5. August wurde dieser Befehl noch einmal zurückgenommen, weil der Botschaft in Konstantinopel bei der dortigen Lage die Ankunft der Schiffe im Augenblick noch nicht erwünscht schien. Die Schiffe erhielten Anweisung, nach Pola zu gehen oder nach dem Atlantik durchzubrechen.

Zwischen Österreich, Italien und uns bestand vom Frieden her ein Marineabkommen, nach welchem im Fall eines Krieges unsere gesamten Seestreitkräfte in der Straße von Messina gegen den Zweibund ver-

einigt werden sollten. Den Oberbefehl über die Dreibundflotte sollte der österreichische Admiral Haus führen auf italienischen Vorschlag; ich lasse es dahingestellt, ob er je ernsthaft gemeint war. Der Kaiser war besonders stolz auf unser Mittelmeergeschwader, während ich das Fehlen besonders der „Goeben" in der Nordsee bedauerte. Als „Goeben" und „Breslau" nach erfolgreicher Beschießung algerischer Küstenplätze in Messina eintrafen, blieben sowohl die Italiener wie die Österreicher aus, und Italien, das strenge Neutralität erklärt hatte, gewährte den Schiffen in Messina kaum einmalige Kohleneinnahme. An beiden Ausgängen der Meerenge kreuzten feindliche Schiffe. Da Österreich noch an keine der uns feindlichen Mächte den Krieg erklärt hatte, standen der Hilfeleistung seitens der österreichischen Flotte Formschwierigkeiten entgegen. Auf Verlangen des Reichsmarineamts erhielten wir am Nachmittag des 5. August vom Auswärtigen Amt die Antwort, unser Botschafter in Wien wäre angewiesen, die Kriegserklärung dringend zu verlangen. Am Abend kam die Nachricht, daß der österreichische Seebefehlshaber nach Lage, Entfernung und Bereitschaftsgrad der österreichischen Flotte nicht imstande wäre, zu helfen — ein Abbild unserer politischen Kriegsvorbereitung überhaupt. Unter diesen Umständen wurde dem Admiral Souchon telegraphisch überlassen, wohin er durchbrechen wollte. Er hat daraufhin, dem ersten Befehl entsprechend, die Richtung nach Konstantinopel gewählt.

Die ganze türkische Frage erhielt durch das Gelingen dieses Durchbruchs die entscheidende Wendung. Wenn mir auch vor Ausbruch des Krieges unsere Orientpolitik schief erschienen war, weil eine Befreiung von der politischen Einkreisung Deutschlands nur auf dem Wege über Rußland Aussichten hatte, so fiel jedes Bedenken in dieser Richtung fort, seitdem wir uns tatsächlich mit Rußland im Kriegszustand befanden. Dementsprechend habe ich die Türkei so weit mir möglich war, unterstützt. Ihre Schwäche ließ eine wirkliche Neutralität auf die Länge nicht zu. Die Ankunft unserer Schiffe ermöglichte es, daß die Türkei für, statt gegen uns ausgespielt wurde. Die nun folgende Unterstützung der Türkei durch die deutsche Marine unter schwierigen Umständen ist ein Kapitel für sich. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß unsere Marine wesentlich an der ruhmvollen Verteidigung der Dardanellen beteiligt ist und damit zur Rettung von Konstantinopel beigetragen hat. Von dieser Rettung hing Sieg oder Niederlage auf der für

die Mittelmächte so wichtigen Balkanfront ab. Der Zufahrweg nach Rußland vom Mittelmeer aus blieb geschlossen. Das Offenbleiben der Verkehrswege nach Vorderasien ermöglichte die schwere Bedrohung Englands in Ägypten und Mesopotamien und zog starke englische Heere und Seetransportmittel dorthin ab. Es wird bei unserer kontinentalen Denkungsweise leicht übersehen, daß der von England unternommene Versuch, die Dardanellen mit seiner Flotte zu forcieren, nur deshalb mit unzureichenden Mitteln vor sich ging und daher scheiterte, weil unsere eigene Flotte England zwang, den größten Teil seiner Flotte in der Nordsee konzentriert zu halten. Die Fernwirkung unserer Flotte schützte die Türkei. Auch Österreich haben wir durch Entsendung von Ubooten unterstützt und in Pola und Cattaro Stützpunkte errichtet.

Der Eintritt Japans warf den Plan eines Krieges unseres Kreuzergeschwaders gegen den feindlichen Handel und gegen die dortigen britischen Streitkräfte über den Haufen und ließ ihm nur den Versuch übrig, sich nach der Heimat durchzuschlagen. Auf der Heimreise vernichtete das Geschwader unter dem tapferen Grafen Spee ohne nennenswerte eigene Verluste das an Chiles Küste stationierte englische Geschwader, dessen Chef noch kurz vor dem Kriegsverhängnis freundschaftlich mit Spee verkehrt hatte. Nur ein kleiner englischer Kreuzer entkam aus dieser Schlacht bei Coronel.

Der dem Grafen Spee nach dem starken Verbrauch verbleibende Rest an Munition schien mir für eine zweite Schlacht nicht mehr hinreichend. Anderseits hatten wir Nachricht von der Zusammenziehung starker englischer Kräfte an der Ostküste Südamerikas. Ich schlug deshalb vor, Spee, mit dem wir nach Valparaiso drahtlose Verbindung hatten, freizustellen, die Ostküste Südamerikas zu meiden, um in der Mitte des Atlantik oder auf der afrikanischen Seite nach Norden zu gehen. Meine Absicht dabei war, dem Grafen Spee bemerklich zu machen, daß weitere Kriegshandlungen mit Rücksicht auf den Munitionsmangel von ihm nicht mehr erwartet würden und daß der Schwerpunkt seiner Aufgabe nunmehr in der Rückkehr nach der Heimat läge. Spee konnte dann, mit einzeln fahrenden Schiffen die unendliche Weite des Atlantik ausnutzend, in ähnlicher Weise wie später die „Möwe" usw. heimkehren. Dann wäre das Prestige von Coronel in der ganzen Welt gewahrt geblieben.

Da Graf Spee über die Kriegslage nicht unterrichtet war, schien

mir ein solcher Hinweis von Hause wünschenswert. Der Admiralstabschef hielt indes die Benachrichtigung Spees nicht für zweckmäßig. Es kam über diese Frage zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und mir. Der Admiralstabschef wollte dem Grafen Spee nicht vorgreifen, weil derselbe nach seiner Meinung besser über den Stand der englischen Streitkräfte unterrichtet sein müsse, als wir selbst. Leider war dies nicht der Fall. Unser Kreuzergeschwader ist bei den Falklandsinseln durch eine von Spee nicht vermutete große Übermacht, bei der sich zwei Dreadnoughtkreuzer befanden, vernichtet worden.

Man fragt sich, was den ausgezeichneten Admiral bewogen haben mag, die Falklandsinseln anzulaufen. Die dortige englische Funkenstation zu zerstören, hatte nicht viel Zweck, denn sobald sie die Meldung abgegeben hatte: „Hier steht das deutsche Geschwader", war ihr Bestes getan. Vielleicht erklärt sich das Unternehmen aus der Sorge, welche die Tapferen bei ihrer Unkenntnis der Lage bewegte, der Krieg nähere sich seinem Ende, ohne daß sie noch zur Leistung kämen. Nachdem der Sieg bei Coronel bei unseren Landsleuten in aller Welt den Stolz auf ihr Deutschtum erhöht hatte, senkte der Untergang der Besatzungen, die, Graf Spee mit seinen Söhnen an der Spitze, die Unterwerfung ablehnten, Achtung und Wehmut in jedes Herz.

Auch die in verschiedenen Erdteilen stationierten einzelnen Kreuzer haben ihre Schuldigkeit voll getan. Dieser Kreuzerkrieg, der beim Mangel an Stützpunkten keine lange Dauer haben konnte, war vom Admiralstab sehr gut vorbereitet. Agenten, Kohlen- und Proviantversorgung klappten, solange das Prestige Deutschlands in der Welt nicht im Niedergehen war. Die Taten Kapitän z. S. v. Müllers auf der „Emden" und die der „Karlsruhe" waren ruhmreich und wirksam. Der Kommandant der „Karlsruhe", Kapitän z. S. Köhler, dachte nicht daran, die Erlaubnis zur Heimfahrt zu befolgen; mit vier Hilfsschiffen im Atlantik arbeitend, umschwärmt von englischen Kreuzern, aber bauend auf seine überlegene Schnelligkeit, strebte er nach neuen Erfolgen, bis ihn selbst und sein Schiff eine Explosion vernichtete, die wahrscheinlich von einem im Ausland gekauften unsicheren Sprengstoff herrührte. Die „Königsberg" unter Kapitän z. S. Loof ist nach scharfen Kämpfen gegen große Übermacht erlegen. Der Kommandant und ein erheblicher Teil der Besatzung haben dann den Feldzug in Ostafrika unter General v. Lettow-Vorbeck mitgemacht. Viel Ehre haben gute treue Deutsche

auch von späteren Kreuzerfahrten heimgebracht. Kühnster Unternehmungsgeist führte die Hilfskreuzer „Meteor", „Greif", „Möwe", „Seeadler", „Wolf" durch die englischen Gewässer hindurch nach dem Ozean. Der Geist, den sie zeigten, war aber der Geist der Hochseeflotte, denn sie waren von deren Offizieren und Mannschaften besetzt. Nachhaltige Wirkung auf den Verlauf des Krieges konnten unsere Auslandsschiffe nicht bringen, da sie ohne jede Hilfe durch eigene Stützpunkte in abgemessener Zeit erliegen mußten. Immerhin ist das, was wir an Verlusten dem Feind beigebracht haben, mindestens dreimal so groß als das, was wir selbst dabei eingesetzt haben. Merkwürdig dabei ist die Erscheinung, daß das Erliegen unserer Schiffe nie auf offener See, sondern stets dann eintrat, wenn die Kreuzer notgedrungen mit dem Lande in Berührung kamen.

Wenn man sich diese Wirkungen unserer Flotte auf die Gestaltung des Krieges vor Augen hält, so wird man anerkennen müssen, daß ihre Taten groß und ruhmreich waren. Mir ist außer dem letzten Zusammensturz kein Fall bekannt, in dem das Personal sich nicht mit größter Tapferkeit und Hingabe geschlagen und bei dem unsere personelle und qualitative Überlegenheit sich nicht dargetan hätte. Man wäre nicht unberechtigt zu sagen, gegen eine fünffache Übermacht ohne Stützpunkte draußen, in ungünstigster seestrategischer Lage daheim, sei nicht mehr zu verlangen gewesen. Und dennoch, unsere Marine war so gut, daß von ihr das Höchste hätte erreicht werden können, wenn es gefordert und nicht gehemmt worden wäre.

Damit komme ich auf die beiden wesentlichsten Ursachen, weshalb das höchste Ziel für die Marine, das Erstreiten eines gerechten Friedens, nicht hat erreicht werden können. Die Hemmungen, welche der militärischen Leistung der Marine aus politischen Gründen während des ganzen Krieges auferlegt wurden, sind die eine schon früher besprochene Ursache ihres erschütternden Loses. Die andere Ursache ist der Mangel einer einheitlichen verantwortlichen Leitung der gesamten deutschen Seemacht.

3

Die Operationspläne, welche ich in den neunziger Jahren niedergelegt und damals auch dem Einverständnis des Chefs des Generalstabes unterbreitet hatte, waren sämtlich von der wohlwollenden Neu-

tralität Englands ausgegangen. Nachdem sich diese politische Voraussetzung seit Mitte der neunziger Jahre geändert hatte, war ich als Staatssekretär bei der Bearbeitung der Operationspläne ressortmäßig nicht mehr beteiligt. Doch habe ich je nach der Persönlichkeit des Admiralstabschefs die Ansichten mit ihm darüber ausgetauscht. Als Graf Baudissin 1908 Admiralstabschef war, hatte er den sofortigen rücksichtslosen Einsatz der aktiven Flotte zur Schlacht in den Vordergrund der Operation gestellt und dabei mein volles Einverständnis gefunden. In den letzten Jahren vor dem Krieg wurde aber der Operationsplan vom Admiralstab auch mir gegenüber als Geheimnis behandelt.

Der Operationsplan, den mir nun gemäß dem später zu besprechenden Kabinettsbefehl vom 30. Juli 1914 der Admiralstabschef v. Pohl für den Fall einer englischen Kriegserklärung vorlegte, bestand zu meiner Überraschung aus einer kurzen Anweisung für den Chef der Nordseeflotte, vorläufig gegen England den Kleinkrieg zu führen, bis eine solche Schwächung des Gegners erzielt sei, daß man zum Einsetzen der Flotte übergehen könne; sollte sich vorher eine gute Aussicht auf Erfolg bieten, so könne auch dann schon geschlagen werden.

Für den sogenannten Kleinkrieg war in jener Zeit in der Presse, unter anderem auch von verabschiedeten Seeoffizieren stark geworben worden. Man übersah, daß dessen ganze Aussichten von dem durchaus unwahrscheinlichen guten Willen des Gegners abhingen, uns solche zu gewähren. Nur wenn die Engländer sich nach Ausbruch des Krieges sofort zu einer engen Blockade unserer Küsten entschlossen hätten, kam der Kleinkrieg in Betracht; ob er selbst in diesem Falle richtig gewesen wäre, sei dahingestellt. Die Nachrichten aus England, insbesondere die Anlage der britischen strategischen Manöver machten aber jene papierne Annahme einer engen Blockade der deutschen Bucht von vornherein unwahrscheinlich.

Der Admiralstabschef persönlich glaubte den Drang der Engländer, zum Schlagen zu kommen, höher einschätzen zu sollen und erwartete, daß es demgemäß zu einer Schlacht bei Helgoland kommen müsse, was, wenn es eintrat, natürlich für uns am günstigsten gewesen wäre. Wie ich später erfahren habe, gingen die Sonderbearbeiter im Admiralstab bei dieser Frage von dem Gedanken aus, daß das strategische Verhalten der Engländer in den ersten Wochen des Krieges

sich klar herausstellen müsse und dementsprechend neue Direktiven gegeben werden könnten; sie waren auch der Ansicht, daß das Hinzutreten einiger Großkampfschiffe der Kaiserklasse und die mobilgemachten, aber zunächst noch nicht kriegsbereiten Reservegeschwader die Aussichten einer Schlacht vom Oktober ab noch günstiger gestalten würden, als in den ersten Wochen. An Hemmungen aus politischen Gründen wurde an keiner Stelle der Marine gedacht. Rein zahlenmäßig betrachtet, war jene Auffassung nicht unrichtig. Es lag nur das Bedenken vor, daß eine erste Direktive, welche Zurückhaltung empfahl, leicht dahin führen konnte, bei der Unberechenbarkeit der feindlichen Handlungen unwiederbringliche günstige Gelegenheiten zu versäumen und dem Feinde Vorteile zu bringen, die wir nicht zu übersehen imstande waren. Ich erhob deshalb Einwendungen gegen diesen Operationsplan, die vom Admiralstabschef nur insoweit anerkannt wurden, als eine Änderung vorgenommen wurde, dahingehend, daß, sobald sich eine Gelegenheit böte, nicht geschlagen werden könne, sondern müsse. Ich glaubte, daß hiermit der Chef der Nordseeflotte noch genügende Freiheit zum Handeln behielte.

Für die sofortige Betätigung unserer Flotte sprach, abgesehen von den politischen Momenten der Umstand, daß wahrscheinlich nicht unerhebliche britische Schlachtkräfte für die Truppenüberschiffung über den Kanal festgehalten wurden, ferner, daß die Engländer für den modernen Seekrieg nicht wesentlich mehr Erfahrung besaßen als wir, endlich, daß sie bei Beginn des Kriegs die Überlegenheit unserer Schiffswaffen und unseres Materials noch nicht kannten. Auf die furchtbare, als Überraschungsmoment doppelt wirksame Kraft unserer Panzersprenggranaten sind sie wohl noch nicht einmal durch ihre Niederlage bei Coronel, sondern erst durch das Kreuzergefecht vom 24. Januar 1915 aufmerksam geworden. Für rasches Schlagen sprach endlich der heilige Kampfeseifer des gesamten Personals, das mit den Großtaten der Armee wettzueifern sehnlichst wünschte.

Ungünstig wirkte für eine sofortige Schlacht der Umstand, daß die gesamte englische Flotte bei Kriegsausbruch infolge der Probemobilmachung schon kampfbereit war, während dies bei uns nur auf die aktiven Geschwader zutraf. Ferner hatte Pohl zum Bedauern seiner Offiziere dem Drängen des Auswärtigen Amts nachgegeben, welches die Flotte bei ihrer Rückkehr von Norwegen der harmloseren Er-

scheinung willen zwischen dem Nord- und dem Ostseehafen zu teilen wünschte. Infolge dieses Schrittes, der zwar unsere Friedensliebe wiederum beurkundete, aber die Kriegsbereitschaft schädigte, mußte die nach Kiel geleitete Flottenhälfte erst nach Auffüllung der Kohlen usw. den noch nicht einwandfreien Nordostseekanal durchlaufen, um sich mit dem Rest zu vereinigen[1]). Der Flottenchef v. Ingenohl wurde durch diese Umstände gegen die Erwartung vieler Offiziere bestärkt zu einer streng defensiven Auffassung des Operationsbefehls bezüglich der Schlachtflotte. Einige kühne Minenunternehmungen an der englischen Küste veränderten die Lage nicht. Ingenohl erwartete die Engländer in der Helgoländer Bucht in defensiver Form, welche der Feind nach einiger Zeit herausfinden mußte. So kam der 28. August heran und mit ihm ein in seinen Nach- und Nebenwirkungen für die Leistung der Marine verhängnisvoller Tag.

Englische kleine Kreuzer und Torpedoboote neuester Art hatten gegen unsere zwischen Helgoland und der Küste stehenden Vorpostenlinien am frühen Morgen in diesigem Wetter einen Vorstoß gemacht und hierbei ein älteres Torpedoboot versenkt. Als die englischen Fahrzeuge sich darauf seewärts zurückzogen, wurde unseren in den Flußmündungen liegenden kleinen Kreuzern der Befehl gegeben, die Verfolgung aufzunehmen. Diese, über die Gesamtlage nicht unterrichtet, gingen von ihren Ankerplätzen allein und unter Zurücklassung der ihnen zugeteilten Torpedobootsflottillen mit dem ganzen Ungestüm des ersten Kampfes los und trafen etwa sechzig Meilen von Helgoland auf eine große Zahl feindlicher Aufklärungsstreitkräfte, darunter auch vier Schlachtkreuzer. Ob schwere Geschwader dahinterstanden, blieb zweifelhaft. „Köln" und „Mainz" wurden hier im Feuer der weit überlegenen Macht tapfer kämpfend zusammengeschossen, bis sie wegsanken.

Entscheidend scheint mir, daß beim Anmarsch der Engländer nicht sofort befohlen worden war: die ganze Flotte mit allem, was sie

---

[1]) Der Kanal war bei Ausbruch des Krieges noch nicht vollkommen fertig, die Tiefe stellenweise unzureichend. Verletzungen, besonders der Schiffsschrauben, traten ein, welche bei den späteren Offensivunternehmungen nachteilig wirkten, da sie zum Teil erst auf See in die Erscheinung traten, durch Verringerung der Geschwindigkeit, übergroßen Kohlenverbrauch usw.

hat, heraus! Waren größere Kräfte der britischen Flotte in der Bucht, so konnte es Glücklicheres für uns gar nicht geben als hier in der Nähe unserer Häfen zum Schlagen zu kommen. Hatte der Engländer aber nur geringere Stärke und wich aus, so bekam die Flotte wenigstens die Möglichkeit einer einzigartigen Schulung im Entwickeln der gesamten Seestreitkräfte aus den Flußmündungen und im Vereinigen mit dem Ausblick auf einen Kampf. Das geschah leider nicht und auch ein Nachschieben von Streitkräften fand nicht statt. Es wurde nur der Befehl für eines der Geschwader erteilt, sich in höhere Fahrbereitschaft zu setzen. Da ich im Hauptquartier den ganzen Vorgang zunächst nicht verstand, erbat ich mir schriftliche Aufklärung von einem Bekannten, der an ihm beteiligt gewesen war, und wies zugleich auf die Folgen hin, die entständen, wenn die Flotte nicht zum Schlagen käme. In der Antwort, die ich erhielt, wurde der Gedanke der Flottenleitung, die Engländer in der Helgoländer Bucht in Anlehnung an unsere dortigen Minensperren zu erwarten, als richtig anerkannt; der Verlust der Kreuzer wäre nur durch ihr Draufgängertum verschuldet. Im Gegensatz zu dieser Ansicht stand die Kritik der meisten Offiziere. Auch die Mannschaften waren enttäuscht, daß sie nicht zum Schlagen kämen, und ihr herbes Urteil machte sich stellenweise in bedenklicher Form Luft. Bemerkungen wurden mit Kreide an die Wand geschrieben, aus denen der Wunsch sprach, an den Feind zu kommen.

Daß im Anfang eines solchen Krieges Fehler gemacht werden, ist natürlich. In diesem Falle waren offenbar Wirkungen der in defensivem Geiste gehaltenen Operationspläne zutage getreten. Es war nun Sache der Obersten Kriegsleitung hier einzugreifen und auf die zweifellos begangenen Fehler hinzuweisen. Dann war der eingetretene Schaden leicht ausgebessert.

Aber das Gegenteil trat ein. Der Kaiser wollte derartige Verluste nicht haben, und der Reichskanzler erhielt vermehrte Handhaben für die im vorigen Kapitel geschilderte grundsätzliche Zurückhaltung der Flotte. Ausdruck dafür, daß Bethmanns Auffassung Geltung gewann, waren die Anordnungen, welche der Kaiser nach Vortrag Pohls, zu dem ich wie stets nicht zugezogen wurde, erließ, um die Initiative des Chefs der Hochseeflotte noch weiter einzuschränken: Schiffsverluste müßten vermieden werden, Auslaufen der Flotte und überhaupt

größere Unternehmungen müßten vorher die Zustimmung des Kaisers erhalten u. A.

Nachdem ich hiervon mündlich Kenntnis erhalten hatte, nahm ich die erste Gelegenheit wahr, um dem Kaiser das grundsätzlich Fehlerhafte einer solchen Knebelung darzulegen. Einen Erfolg hatte dieser Schritt nicht, im Gegenteil entstand von diesem Tage ab eine wachsende und von verschiedenen Seiten geförderte Entfremdung zwischen dem Kaiser und mir. Wenig später lief in Berlin die Nachricht um, ich triebe aus parlamentarischen Rücksichten die Flotte in die Schlacht.

4

Als Beispiel meines damaligen Strebens veröffentliche ich im folgenden einige Gutachten, die ich an den Chef des Admiralstabs gerichtet habe. Ihr Ziel war, die Schlacht herbeizuführen. Im Ausdruck habe ich mich stellenweise den vorherrschenden Anschauungen bis zu einem gewissen Grade angepaßt, um überhaupt etwas erreichen zu können. So habe ich z. B. die an sich richtige, aber vom Admiralstabschef und Kabinettschef einseitig in den Vordergrund gestellte Auffassung anerkannt, daß es für uns erstrebenswert wäre, die Schlacht nicht allzu fern von Helgoland zu schlagen. Die Hauptsache war für mich freilich nicht dieser Ort, sondern daß überhaupt geschlagen wurde. Damals wurde ferner im Hauptquartier der Gedanke einer künftigen Verdoppelung der Flotte hin und her gewälzt. Gegen diese falsche Zukunftsmusik habe ich stets angekämpft, und darauf bezieht sich Absatz 7 in meiner Äußerung vom 16. September, woraus in kaum glaublicher Verdrehung von den Gegnern der Seeschlacht jener Verdacht konstruiert wurde, es käme mir vor allem auf künftige parlamentarische Erfolge an.

Luxemburg, den 16. September 1914.

Eurer Exzellenz stelle ich, bezugnehmend auf unsere heutige Besprechung, die nachstehenden Ausführungen ergebenst zur Verfügung:

1. Der Bericht des Admirals von Ingenohl vom 12. d. M. — Gg. 1738 A 1 — bestätigt meine von vornherein vertretene Ansicht, daß wir durch den sogenannten Kleinkrieg einen Kräfteausgleich nicht erlangen werden.
2. Das Ziel unseres gesamten militärischen und administrativen Vorgehens seit etwa 20 Jahren ist die Schlacht gewesen. Deshalb haben wir in

der Schlacht relativ stets die besten Chancen. Mit Rücksicht auf unsere numerische Unterlegenheit müssen wir indes anstreben, sie nicht zu weit von Helgoland zu schlagen, höchstens 100 Seemeilen entfernt davon.

3. Unsere beste Chance für eine erfolgreiche Schlacht war in den ersten 2 bis 3 Wochen nach der Kriegserklärung.

4. Die Chancen dafür werden in der weiteren Zukunft für uns nicht besser, sondern schlechter, weil die englische Flotte einen erheblich größeren Zuwachs an Neubauten erhält als wir und in voller Übung bleibt.

5. Dazu kommt, daß der anfangs glänzende Geist unserer Flotte heruntergehen muß durch die Aussichtslosigkeit, zum Schlagen zu kommen.

6. Es kommt darauf an, daß man das Vertrauen zu unserer Flotte hat, daß die englische Flotte in einer Schlacht mit der unsrigen mehr oder wenigstens ebensoviel Einbuße erleiden wird, als wir. Ich persönlich habe dies Vertrauen. Die letzte Entscheidung kann meines Erachtens freilich nur derjenige Mann treffen, der die Verantwortung dafür hat, das ist der Hochseechef. Er muß auch das Vertrauen zu sich selbst dafür haben, den Genius des Sieges in seinem Herzen tragen. Fast immer in der Weltgeschichte haben kleinere Flotten größere geschlagen.

7. Den Nutzen eines Intakthaltens unserer Flotte bis zum Friedensschluß vermag ich nicht einzusehen.

   Wenn wir nach einem so furchtbaren Kriege, wie der von 1914, zum Friedensschluß kommen, ohne daß die Flotte geblutet und geleistet hat, so werden wir nichts mehr für die Flotte bekommen. Alles überhaupt vorhandene recht spärliche Geld wird in die Armee gehen, und der große Versuch Seiner Majestät des Kaisers, Deutschland zur Seemacht zu erheben, wird vergebens gemacht sein.

8. In der nächsten Zeit muß indessen mit der Schlacht noch gewartet werden, bis die Türkei definitiv losgeschlagen hat und bis die Hauptentscheidung im Westen gefallen ist.

9. Das Herausschicken unserer drei disponiblen großen Schlachtkreuzer ohne andere Streitkräfte und ohne Soutien gegen die angenommene feindliche Blockadelinie bei Lindesnaes halte ich deshalb nicht für richtig, weil der Einsatz an dieser Stelle mir zu hoch erscheint gegen den möglichen Gewinn.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

Charleville, den 1. Oktober 1914.

Euerer Exzellenz beehre ich mich folgende Bemerkungen zu dem mir zur Kenntnis gegebenen Schreiben des Kommandos der Hochseestreitkräfte vom 25. IX. 1914 zur Verfügung zu stellen:

Ich bin der Ansicht, daß die Ubootsgefahr früher wohl zu gering, jetzt nach dem Erfolg von U 9 aber zu hoch geschätzt wird[1]).

Das Treffen vom Uboot aus ist außerordentlich schwierig, wenn das Schiff höhere Fahrt macht und in Ubootsnähe öfter Kurs wechselt. Vor dem Angriff von U 9 hatten alle drei Kreuzer mit zehn Knoten Fahrt gebummelt. Hogue und Cressy lagen bei den Torpedoschüssen gestoppt.

Trotzdem ist unsere Helgolandecke durch die häufige Anwesenheit feindlicher Uboote zum Ausgangspunkt von Offensivbewegungen schlechter geeignet, als wir nach Friedenserfahrungen bisher annahmen. Hierzu trägt aber vielleicht noch mehr als das feindliche Uboot die gewaltige Größe unserer Flotte bei, die aus den engen Flußschläuchen herausdefilieren muß. Unsere Friedensübungen haben uns diese Tatsache nicht genügend vor Augen geführt.

Die Flotte befindet sich nun in der Gefahr, entweder fast nutzlos hinter unseren Strombarrikaden den Krieg über zu verbringen, während Deutschland den Kampf um seine Existenz als größere Macht auf der Erde führt, oder aber, um der Ehre willen gezwungen zu werden, zur Schlacht herauszugehen, wenn die Aussicht auf Erfolg äußerst gering ist.

Die jetzige Wirkung unserer Flotte (20 Großkampfschiffe, zirka 25 Vordreadnoughts, 100 Torpedoboote usw.) hätte auch erreicht werden können mit sehr viel geringeren Streitkräften, wenn man sich auf die Verteidigung der Ostsee beschränkt hätte.

Die volle Wirkung einer „Fleet in being" füllt dagegen die englische Flotte aus, außerordentlicher immer stärker werdender Druck auf die Neutralen, vollste Vernichtung des deutschen Seehandels, praktisch vollste Wirkung der Blockade, beständiges Überschiffen von Truppen nach Frankreich. Damit hängt zusammen Nachrichten-Isolierung Deutschlands, Aufhetzung der ganzen Welt gegen uns.

Die englische Flotte und damit England ist Deutschlands gefährlichster Feind.

Dem Stärkeverhältnis beider Flotten entspricht die Nutzbarmachung unserer doch sehr starken Seemacht in keiner Weise. Ich will mich auf die weiteren Gründe hierfür nicht weiter einlassen, sondern nur eine Tatsache konstatieren, der man ins Auge sehen muß.

---

[1]) Es handelt sich hier um die taktische Ubootsgefahr für Kriegsschiffe.

Ich sehe aus diesem Grunde auch nicht ein, weshalb die volle Intaktheit der Flotte für den Friedensschluß irgendwelchen politischen Einfluß haben kann.

Was nun den zweiten Punkt anbetrifft, daß wir gezwungen werden können, um der bloßen Waffenehre wegen, unter ungünstigen Verhältnissen zur Schlacht herauszugehen, so brauchen die Engländer nur eines Morgens Helgoland von Norden aus zu bombardieren. Ein Geschwader mit hoher Geschwindigkeit, großen Abständen der Schiffe und Zickzackkursen genügt hierzu. Weiter dahinter steht in diesem Falle die ganze englische Flotte, d. h. Alles, was sie an Hochseestreitkräften haben, eingeschlossen die Torpedoboote. In der deutschen Bucht vor unseren Flußmündungen stehen in diesem vorbereiteten Falle nicht ein bis zwei Uboote — mehr können die Engländer für die dauernde Stationierung in der Helgoländer Bucht wohl kaum aufbringen —, sondern alles, was England an Ubooten von weiterem Aktionsradius besitzt.

In dieser Notwendigkeit, um der Ehre willen in ungünstiger Lage und nicht vollkommen vorbereitet schlagen zu müssen, sehe ich zurzeit die größte Gefahr für unsere Flotte.

Verharrt unsere Flotte auch weiterhin in ihren bisherigen zurückhaltenden Stellungen, so wird ihre moralische Stärke und Leistung mit nicht absehbaren Folgen herabgehen.

Ich bin aus diesen Gründen der Ansicht, daß die Initiative des Admirals von Ingenohl in keiner Weise eingeengt werden darf und daß es ihm völlig überlassen bleiben muß, was er unter den vorliegenden Verhältnissen zu tun für möglich und richtig hält. Er darf auch nicht gehalten sein, fragen zu müssen, denn auch darin liegt eine Lähmung seiner Initiative. Er allein muß entscheiden. Nach meiner persönlichen Ansicht besitzt unsere Flotte erheblich mehr Schlachtkraft, als es unserer jetzigen Kriegführung entspricht. Das gilt besonders von unseren gänzlich unverbrauchten Torpedobootsstreitkräften. Daß die englischen Torpedoboote schlecht angreifen können, haben sie am 28. 8. bewiesen.

Ich bin aus diesen Gründen der Ansicht, daß weitere Vorstöße unserer gesamten Schlachtflotte unbedingt erforderlich geworden sind. Wenn ich mich auf den Fall vom 22. September beziehe, in dem der bereits angeordnete Ausfall unserer drei großen Kreuzer unterblieb, weil in der Nähe von Lindesnaes je 12 und 16 Schiffe gemeldet wurden, weshalb konnte unsere gesamte Flotte nicht herausgehen? Es ist unwahrscheinlich, daß die gesamte englische Flotte solche Fahrten macht, und selbst wenn wir erkannt hätten, daß wir nicht nur die I., sondern die gesamte englische Flotte vor uns hatten, so konnten wir durch entsprechende Dispositionen die Schlacht

wohl erheblich zurücklegen, z. B. dadurch, daß die langsameren Schiffe auf gleichem Kurse in 50 Seemeilen Abstand folgten. (Staffeln.)

Nun wird eingewendet, daß bei solchen Vorstößen, die zur Schlacht führen, unsere havarierten Schiffe auf dem Rückzuge verloren sind. Woher weiß man, daß viel havarierte Schiffe überhaupt vorhanden sind? Heißt es nicht vielleicht: Entweder oder? wird in einer großen Schlacht nicht die Mehrzahl der havarierten Schiffe torpediert werden, solange der Ausfall noch zweifelhaft erscheint? Sind die Engländer nicht in einer ähnlichen Lage? Die langen Nächte beginnen jetzt, und da sollten unsere ungleich höher geschulten Torpedoboote der englischen Flotte gegenüber versagen?

Ferner wird eingewendet, der Rückzug nach unseren Flußmündungen würde uns verlegt werden durch die aus dem südlichen England kommenden Flottenteile. Ist denn die Distanz soviel größer von Lindesnaes nach Helgoland als von England ebendahin? Sind denn, wenn wir die Initiative ergreifen, alle englischen Flottenteile zum sofortigen Auslaufen und Zusammenschließen bereit? Das Zusammenschließen ist dort ebenso schwer, wie bei uns. Bei Hoek van Holland oder in ähnlicher Reichweite werden in Zukunft nicht viel englische Schiffe mehr stehen. Nur der Initiative ist das Glück hold. (Emden, U 9, Königsberg, U 21.) Tritt aber dennoch die Situation ein, daß wir nicht nach Helgoland, sondern ins Kattegatt zurückgehen müssen, so sind wir dort zu Hause und die Engländer nicht.

Admiral von Ingenohl verlangt nun, daß die Belte geöffnet werden sollen. Auf eine solche Forderung können die Dänen nach den Vorgängen nicht eingehen. Sie sollte schon aus dem Grunde unter keinen Umständen gestellt werden, weil sie in England sofort bekannt würde.

Das Zurückgehen durch Kattegatt und Belte muß im Notfalle ohne zu fragen geschehen. Übrigens hat Dänemark im Anfang des Krieges uns zu verstehen gegeben, daß es den kleinen Belt in zwei Teile teile, in den dänischen Teil bei Baagö, den es sperrte, und in den deutschen Teil, den Aroesund, den wir zu versorgen hätten. Hinter diesen Vorwand, daß wir den deutschen Teil des kleinen Beltes benutzt hätten, könnte sich Dänemark zurückziehen, im übrigen handelt es sich auf deutscher Seite nicht um eine Offensive von den Belten aus, sondern formell um die Rettung havarierter Schiffe. Es wäre ein Akt der Notwehr. Dänemark würde uns deshalb nicht den Krieg erklären, höchstens würde England die Passage durch die Belte auch für sich verlangen. Das tut es jetzt nur deshalb nicht, weil es noch nicht seinem Vorteil entspricht. Anerkannt hat es die Berechtigung Dänemarks, die Belte zu sperren, nicht (cf. Sir E. Grey und Antwort des R.K.). Die Dänen haben nach den bisherigen Regeln der Neutralität tatsächlich auch gar nicht das internationale Recht, dies zu tun.

Also die Passage durch den kleinen Belt ist für uns frei. Der bisherige Nutzen der Beltsperrung durch die Dänen ist allerdings ins Gegenteil umgeschlagen.

Ein für uns günstiger Ausgleich der Kräfte durch den Kleinkrieg ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu erwarten, eher kann das Gegenteil eintreten, was das Urteil über unsere Flotte nur ungünstig beeinflussen kann. Einen ähnlichen Eindruck wird an und für sich schon die bevorstehende Erstürmung Tsingtaus und die langsam aber sicher zu erwartende Vernichtung unserer Auslandskreuzer hervorrufen.

Nichts spricht dagegen, Admiral v. Ingenohl vollste Freiheit des Handelns zu geben. Meiner Ansicht nach erfordert es der Verlauf des Krieges im Ganzen. Operationen und Streitkräfte in der Ostsee sind danach einzurichten.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

Großes Hauptquartier, den 11. Oktober 1914.

Das von Euerer Exzellenz auf Grund Ihres Immediatvortrages an den Hochseechef gerichtete Schreiben vom 6. X. d. J. — 168 — gibt mir Veranlassung, Euerer Exzellenz folgende Bemerkungen zur Verfügung zu stellen:

1. Die Direktive, daß die Flotte sich zurückhalten und Aktionen vermeiden soll, die zu größeren Verlusten führen können, wird meinem Erachten nach zur Folge haben, daß sich für die Flotte die Gelegenheit einer Schlachtentscheidung überhaupt nicht bieten wird. Sie wird vielmehr nur dann unter günstigen Umständen zum Schlagen kommen, wenn sie versucht, durch Vorstöße, wie sie auch der Hochseechef in seinem Schreiben vom 25. IX. 1914 — Gg. 2030 O — vorgeschlagen hat, den Gegner in Situationen zu bringen, die gestatten, gegen Teile der feindlichen Flotte vorzugehen oder nächtliche Torpedobootsangriffe gegen ihn anzusetzen. Das Erscheinen unserer Flotte außerhalb der Helgoländer Bucht muß in den Dispositionen der feindlichen Flottenleitung Unsicherheit hervorrufen und Gegenmaßregeln veranlassen, die die feindliche Flotte oder wesentliche Teile von ihr in die Nähe unserer Küste bringen werden. Nur so, d. h. durch Initiative unsererseits, kann sich die Flotte die Gelegenheit zur Schlacht oder doch wenigstens zur erfolgreichen Torpedobootsverwendung schaffen. Überläßt sie die Initiative dem Gegner und wartet in den Flußmündungen ab, bis dieser die Schlacht gewissermaßen anbietet, so wird sie stets stark überlegene und vorbereitete Streitkräfte vor sich haben, gegen welche

sie sich aus den Flußmündungen kaum noch mit Aussicht auf Erfolg entwickeln kann.

2. Die energische Verwendung von Torpedobooten ist meines Erachtens nur möglich, wenn diese mit starken Streitkräften, am Besten mit der ganzen Flotte als Rückhalt, zum Ansatz gebracht werden. Andernfalls treffen sie bald auf überlegene gemischte Streitkräfte, so daß sie nichts erreichen werden. Dagegen bin ich der Ansicht, daß, wenn es uns gelingt, unsere Torpedobootsflottille entweder in der Tagschlacht oder in nächtlichem Angriff gegen wesentliche Teile der englischen Flotte zum Ansatz zu bringen, wir große Erfolge erzielen werden. Dafür bürgt mir ihre auf jahrzehntelanger Schulung beruhende gute Durchbildung.

3. Das dauernde Liegen unserer Geschwader in den Flußmündungen kann auf die Gefechtsbereitschaft unserer Flotte nicht ohne nachteilige Folgen bleiben. Es fehlt nicht nur dem Flottenverband die Möglichkeit der Aufrechterhaltung seiner taktischen Durchbildung, sondern, ohne daß dem Personal der geringste Vorwurf zu machen ist, muß auch mit Naturnotwendigkeit der glänzende Geist unseres Personals dadurch beeinflußt werden, daß ihm immer mehr die Aussicht auf eine kriegerische Betätigung entrückt wird

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

5

Ich meinte nicht, daß die Schlacht in jedem Fall und an jedem Ort gesucht werden dürfte. Ich wünschte vielmehr, daß die Nordseeflotte durch ständige Tätigkeit eine Lage herbeiführte, welche die Engländer näher an uns heranzöge. Entwickelte sich so eine Schlacht aus unserer Initiative, nicht allzu fern von unseren Gewässern, so war auch, namentlich im ersten Teil des Krieges, die Möglichkeit gegeben, daß die Engländer nicht ihre gesamten Streitkräfte vereinigt in die Schlacht setzten. Die Geschichte dieses Krieges, die zu schreiben ich hier nicht beabsichtige, wird zeigen, daß solche Gelegenheiten sich geboten haben. Im Anfang des Krieges hatte sich noch nicht so klar wie später die Lage herausgearbeitet, daß die britische Flotte ihren Daseinszweck schon dadurch erfüllte, daß sie still bei Scapa Flow ruhte. Die öffentliche Meinung der feindlichen Länder hätte es da-

mals den Engländern nicht so leicht gemacht, eine Schlacht zu vermeiden. Schon kleinere Erfolge unsererseits hätten den Feind an uns herangetrieben.

Dazu kam das verhältnismäßig günstige Zahlenverhältnis unserer Schlachtflotte zu der englischen im ersten Kriegsjahr[1]. Ferner mußte der fehlerhafte, zwecklos aufreibende Kleinkrieg die Kampffreudigkeit der Flotte herunterdrücken. Wenn auch die moralische Spannkraft unseres Personals bis in das Jahr 1918 hinein aushielt und unsere Seemacht zu jeder Aktion fähig machte, wie vor Ösel Ende 1917 bewiesen wurde, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die planmäßige Unterwühlung durch die unabhängigen Sozialdemokraten, welche das Ende der deutschen Seemacht wie des ganzen Reichs allein möglich gemacht hat, infolge der Untätigkeit der Marine eine gewisse Aufnahmefähigkeit vorfand.

Die Schlachtschiffe waren in oder vor den Flußmündungen, hinter den Sperren liegend, ohne anschaulichen Zweck und scheinbar endlos angenagelt; der schwere aber eintönig wiederholte Dienst wurde nach fünf- bis siebenjährigem ununterbrochenen Bordleben fast unerträglich. Alle ohnehin kargen Friedensbequemlichkeiten waren aus den eisernen Käften ausgeräumt. Dabei jederzeit auf dem Anstand, darum wenig Urlaub und kaum je Ausspannung. So wurde mit der Zeit ein Leben, das nur Naturen mit Fischblut nicht niederschlagend fanden, eine Schule der Kritik und ein Nährboden für umstürzlerische Krankheitsträger.

Während aber, einem fundamentalen Grundsatz der Disziplin entsprechend, namentlich bei großen Aufgeboten die Strafen für die schlechten und schwachen Elemente im Kriege verschärft werden müssen, gaben wir gemäß dem ganzen Verfahren unserer Reichsleitung dem Wunsch unserer Volksvertreter nach, milderten die Strafen und untergruben weiter die Autorität der Vorgesetzten durch ein Übermaß von Amnestieerlassen. Unsere Feinde handelten im entgegengesetzten

[1] Unser bis 1914 infolge des Viererbautempos von 1908/11 stattlicher Zuwachs sank von 1915 ab infolge des 1912 einsetzenden Zweiertempos. Vgl. oben S. 199. Gleichzeitig kam der Riesenzuwachs der Engländer aus den Baujahren 1910/13 herein, den wir bei der Kürze der englischen Bauzeiten schon vom Frühjahr 1915 ab erwarteten, während er tatsächlich erst im Herbst 1915 den Umschwung zu unseren Ungunsten gebracht hat.

Sinn, ebenso wie wir im Jahre 1813 es taten. Als damals eine innere Auflösung unserer schlesischen Landwehren drohte, gingen wir sogar so weit, mit Blüchers Zustimmung die für die Stimmung der Freiheitskriege an sich anstößige Prügelstrafe wieder anzuwenden. In den von uns erlebten schwersten Tagen Deutschlands aber betätigte sich das zersetzende System unserer Regierung, im Krieg die Zügel zu lockern, auch innerhalb des militärischen Dienstes. Das Vorgesetztenpersonal erkannte wohl den Schaden, hatte sich aber den von oben kommenden Anordnungen zu fügen. Die Flottenleitung hat nach den Sabotageerscheinungen im Sommer 1917 vergeblich die Reichsleitung auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Berliner Krankheitsherd für Landesverrat auszubrennen. Den Ernst dieser Bewegung für die Marine hatte sie wohl auch noch nicht voll erkannt. Ich selbst, mit den Erfahrungen einer 51jährigen Dienstzeit in der Marine, habe eine solche Meuterei, wie sie im Herbst 1918 tatsächlich eintrat, für völlig unmöglich gehalten.

Als 1917 die Führer der unabhängigen Sozialisten, statt, wie die Marine erwartet hatte, wegen Landesverrats angeklagt zu werden, durch Reichstag und Reichsregierung geschützt wurden und ihre teuflische Betätigung fortsetzen durften, war im Grunde das Ende der deutschen Macht zur See besiegelt.

Überall da, wo die Zentralstelle des Umsturzes keine Verbindung mit den Schiffsbesatzungen hatte, wie auf Schiffen in dem östlichen Teil der Ostsee, oder dort, wo diese gar unter Gefahren und schweren Verlusten in beständiger Fühlung mit dem Feind blieben, war die Moral ungebrochen. Große Schiffe in verhältnismäßiger Untätigkeit sind, wie die Seekriegsgeschichte aller Völker zeigt, schwer in Ordnung zu halten. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts verfiel die englische Flotte vor der Themse und im Kanal der Meuterei, so daß das Parlament mit den Meuterern verhandeln mußte. Während aber für jene Zeit schlechte Kost (zweifelhaftes Salzfleisch und Schiffszwieback, grausame und ziemlich willkürliche Prügelstrafen, zahlreiche Hinrichtungen usw.) eine gewisse Unterlage für den Aufruhr gaben, fehlte unseren Leuten jeder ernstliche Anlaß zur Beschwerde. Die Mehrzahl von ihnen wußte wohl nicht, was sie tat, während die Leiter der Bewegung die seelische Erschlaffung der Leute ausnutzten, um die Meuterei auf den großen Schiffen zum Ausbruch zu bringen.

Für die Aussichten des Kleinkriegs muß man, abgesehen von seiner grundsätzlichen Unrichtigkeit, auch stets berücksichtigen, daß wir gerade in den für den Kleinkrieg erforderlichen Streitkräften mit England niemals in Wettbewerb treten konnten. Die großen kolonialen Bedürfnisse Englands schließen dies aus. Unsere Flottenentwicklung war auch aus diesem Grunde auf die Schlacht konzentriert. Ferner war die Möglichkeit, daß eine Schlacht sich aus der englischen Initiative statt aus der unserigen heraus entwickelte, für uns gefährlich. Die Engländer brauchten nur einen Scheinangriff auf unsere Küsten zu unternehmen. Mit einem Angriff z. B. auf Borkum oder Sylt konnten sie uns leicht zur Schlacht zwingen. Für einen solchen Fall konnten sie ihre ganze Flotte einschließlich eines Teiles der Küstenstreitkräfte zur Stelle holen. Wir schlugen dann zwar in der Nähe unserer Häfen, aber gegen eine überwältigende Übermacht und an einem Ort, welcher durch Minen und Uboote für uns noch ganz besonders unsicher und daher ungünstig hätte gemacht werden können. Freilich haben die Engländer, wie sich gezeigt hat, die qualitative Überlegenheit unserer Flotte so richtig eingeschätzt, daß sie eine Schlacht nicht einmal unter so günstigen Umständen aufgesucht haben.

Die englischen Geschwader aber gewannen während der Kriegsjahre in dem großen Seeraum, der ihnen zu Gebote stand, an Seegewohnheit und Kriegserfahrung und glichen damit die anfängliche Überlegenheit unserer Schulung, die Frucht unseres Friedensfleißes aus, und erfüllten sich mehr und mehr mit dem Gefühl, die unbezwingliche englische Seegewalt der napoleonischen Kriege fortzusetzen.

Organisation, Ausbildung, Anschauungsweise und Geist unserer Flotte waren auf rasches Handeln und offensives Zupacken erzogen, wie das deutsche Landheer auf den Bewegungskrieg. Die Schlacht war unsere beste Chance. Die Engländer hofften, je länger je mehr, auch ohne Schlacht ihren Zweck zu erreichen. Uns lag es daher ob, sie zur Schlacht zu zwingen. Nur dann handelten wir politisch und strategisch richtig, wenn wir die Initiative an uns rissen. Durch ihre Nichtausnutzung verlor die Schlachtflotte die Rechtfertigung ihres Daseins. Sie büßte die Kraft, die sie in sich enthielt, ein, und enttäuschte die Hoffnungen der Nation wie ihre eigenen Erwartungen. Wären die Armee und die Diplomatie imstande gewesen, einen günstigen Ausgang zu erzielen, so war die Verkümmerung der Seewaffe gewiß zu ertragen. Aber, wie im vorigen Kapitel

auseinandergesetzt wurde, war es eine verhängnisvolle Einbildung, welche die Wurzel des Kriegsverlustes wurde, daß die leitenden Persönlichkeiten wähnten, ohne scharfe militärische und politische Front gegen England heil aus dem Krieg herauskommen zu können.

Die Aussichten einer modernen Seeschlacht sind schwierig zu beurteilen. Beim Abwägen der beiderseitigen Chancen wird leicht zu schematisch verfahren. Man vergleicht oft nur die Stärken nach den Schiffslisten, glaubt für beide Teile einen gleichen Abzug für reparaturbedürftige Schiffe machen zu müssen und bedenkt dabei nicht, daß der Teil, aus dessen Initiative heraus sich die Schlacht entwickelt, einen für sich günstigen, für den Gegner ungünstigen Moment wählen kann. Die zahlenmäßige Überlegenheit bleibt natürlich stets von Bedeutung, aber, wenn sie nicht übermächtig ist, kommen neben ihr in Betracht: Güte des Personals und Materials, Höhe der taktischen Ausbildung und Wert der Führer. Die meisten Seesiege der Welt sind von der Minderzahl erkämpft worden. Wenn die Flotten eine gewisse Größe übersteigen, wird es schwer, die Überlegenheit auf der Wasserfläche taktisch zur Geltung zu bringen, denn in der Hauptsache kämpft in der Seeschlacht doch Schiff gegen Schiff. Da es auf See kein Gelände gibt, Umflügelungen u. a. eine viel geringere Bedeutung haben als zu Land, spielt auch die zahlenmäßige Übermacht nicht dieselbe Rolle, wie die „größten Bataillone" an Land. Das gleichzeitige Feuern mehrere Schiffe auf ein Ziel ist bei den heute möglichen großen Entfernungen von recht zweifelhaftem Nutzen, da es die artilleristische Beobachtung erschwert, und bedingt jedenfalls eine Vergeudung der spärlichen und während des Gefechtes nicht ersetzbaren Munition. Ferner hat sich bei allen Seegefechten des letzten Jahrhunderts die Erfahrung der Nelsonschen Zeit bestätigt[1]), daß im Gefecht gewöhnlich eine Krisis eintritt: von dem Augenblick ab, da ein Schiff einmal die Feuerüberlegenheit erlangt hat, sinkt die Kampfkraft seines Gegners jäh zum völligen Ende ab, während der Sieger, sofern er nur Überwasserverletzungen erlitten hat, ziemlich ungebrochen für neue Verwendung dasteht. So hat in den wenigen durchgeschlagenen Seeschlachten der modernen Zeit der Unterlegene alles verloren, der Sieger erstaunlich wenig gelitten, wie bei Vernichtung der spanischen Flotte vor St. Jago, der Schlacht von Tschusima, der Schlacht von Coronel.

[1]) Der englische General Archibald Douglas A treatise on Naval Gunnery 1829.

Auf diese Weise braucht die kleinere Flotte, wenn nur ihre einzelnen Schiffe einen höheren inneren Wert haben, in gewissen Grenzen auch dem an Zahl stärkeren Feind gegenüber nicht zu verzagen. Das Bewußtsein der Überlegenheit im einzelnen Schiff ist deshalb die Grundlage für den Geist der ganzen Flotte. Wer will beurteilen, wie das Ende der Schlacht von Skagerrak verlaufen wäre, wenn die Nacht nicht dazwischen kam. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß bei den großen Entfernungen, auf welche die Engländer das Gefecht zu führen vorzogen, ihre Geschütze nur etwa siebzig Schuß, die unserigen dagegen sehr viel mehr aushielten, ohne ihre Treffähigkeit stark einzubüßen. Nach der Schlacht ging durch unsere Flotte das klare Gefühl der Überlegenheit.

Was unsere Seekriegsführung in der ersten aussichtsreichen Zeit lähmte, war nächst den bekannten politischen Hemmungen das Prestige Englands zur See, das auch auf unsere Marine wirkte, wenigstens bei manchen älteren Offizieren, die sich und unsere junge Marine nicht richtig einschätzten. Das schon im Frieden beliebte und teilweise von oben begünstigte Nörgeln am Material unserer Flotte wirkte nicht günstig auf eine Tatkraft, die über die erhaltenen Direktiven hätte hinausgehen müssen. Man sei in diesem Punkte gerecht und vergleiche die Lage der Marine vom Jahr 1914 nicht mit derjenigen der Armee von 1870, welche durch die 1864 und 1866 als vorangegangene Prüfung das volle Bewußtsein ihrer Kraft und die Kenntnis, den richtigen Führer zu besitzen, hatte.

Wie außerordentlich schwierig war auch die Lage für den Flottenchef. Er sollte nur unter günstigen Bedingungen eine Schlacht wagen. Unsere ungünstige seestrategische Lage erschwerte aber sehr, sie zu erkennen, während wir aus den Funkmeldungen der Engländer entnehmen konnten, daß der Feind stets unterrichtet war, sobald größere Streitkräfte von uns auch nur die Flußmündungen verließen. Die Möglichkeit, auf eine ungünstige Gelegenheit zu stoßen, war somit gegeben. Auf eine erhebliche numerische Überlegenheit des Feindes mußte man stets gefaßt sein. Dabei konnte der Flottenchef von seiner lokal begrenzten Stelle die politisch-militärische Lage und damit die Notwendigkeit, in gegebener Zeit zur Schlacht zu kommen, nicht übersehen. Ebensowenig wie die allgemeinen Folgen einer Niederlage, mit deren Möglichkeit er doch zweifelsohne auch rechnen mußte. Von dieser Verant-

wortung hätte er daher grundsätzlich entlastet werden müssen. Auf diese Frage werde ich noch zurückkommen.

So wie politisch der Kanzler, der Kabinettschef und der Admiralstabschef die Lage auffaßten, waren sie Gegner einer offensiven Tätigkeit unserer Flotte gegen England. Sie konnten sich erhöhte Geltung verschaffen durch die Rücksicht, die man auf die russische Flotte nehmen zu müssen glaubte. Mein Grundgedanke drang nicht durch, daß man die Kräfte jederzeit zu einem Hauptschlag, sei es gegen den Hauptfeind oder einmal dazwischen gegen einen Nebenfeind, möglichst geschlossen zusammenhalten mußte. Es sind in der ganzen ersten Zeit ohne wirklichen Nutzerfolg erhebliche Kräfte der Flotte für die Ostsee abgesplittert worden, jedoch kaum jemals so große, daß sie dort einen entscheidenden Schlag hätten führen können. Aus dem Gefühl heraus, daß doch etwas geschehen müßte, wurden verschiedene Unternehmungen bis in die Nähe des Finnischen Meerbusens angesetzt, die sich aber stets als Luftstöße erwiesen und die Versammlung unserer Kräfte in der Nordsee verzögerten oder unterbrachen. Die Beschäftigung mit Ostseefragen ging bei den Gegnern einer gegen England zu suchenden Seeschlacht soweit, daß die Auffassung an mehreren Stellen Platz griff, den Schwerpunkt der Flotte überhaupt in die Ostsee zu verlegen. Sie fand u. a. den Beifall des Kabinettschefs. Für mich wäre dies nur dann in Frage gekommen, wenn wir in der Nordsee keine Aussicht mehr hatten, die Engländer zum Schlagen zu bringen. Dann konnte der alte Stoschsche Operationsplan in der Weise aufleben, daß wir durch einen ganz großen Schlag gegen Rußland in Gemeinschaft mit der Armee dieses zum Sonderfrieden geneigter machten bzw. die Engländer verlockten, ihm mit ihrer maritimen Hauptmacht zu Hilfe zu eilen[1]).

[1]) Ich erwähne hier, daß wir bei Kriegsausbruch eine Abmachung mit Dänemark getroffen hatten, wonach der große Belt unter dänischer Gewähr für alle Kriegsführenden geschlossen werden sollte. England erkannte aber das Recht Dänemarks hierzu garnicht an und die schwachen dänischen Beltsperren wären, wenn die Engländer in die Ostsee dringen wollten, unschwer überrannt worden. Diese in den ersten Kriegstagen leider auch von mir gebilligte Abmachung wurde für uns zum Nachteil, weil wir glaubten, die Rücksicht auf Dänemark auch im weiteren Kriegsverlauf einhalten zu sollen, während sie uns hemmte, unsere unglückliche seestrategische Lage in der deutschen Bucht durch Ausnutzung des Kattegats und Skagerraks zu verbessern.

Ich habe in der ganzen ersten Kriegszeit gegen die Entfremdung der Flotte von ihrem großen Ziel und Zweck angekämpft. Das brave Personal der Flotte wußte nicht, wie häufig ich mich einsetzte, um der strategischen Offensive Geltung zu verschaffen. Der größte Teil des Offizierskorps spürte das Verhängnis wohl. Der Kaiser sah sich veranlaßt, den Zweifel der Flotte, ob die Seekriegführung auf dem richtigen Wege sei, verschiedentlich auch durch Ansprachen zu beschwichtigen. Am 7. September 1915 erging eine Kabinettsorder gegen die „unrichtige und Verstimmung erweckende Auffassung der ganzen Lage der Marine“[1]). Der Kaiser mahnte, „den Geist freudiger Pflichterfüllung hochzuhalten auch dort, wo bisher keine Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung vor dem Feinde war oder sie nach menschlichem Ermessen nach der ganzen Kriegsgestaltung überhaupt nicht eintreten wird... Gerade bei den äußerst verwickelten Verhältnissen dieses Krieges muß von den Offizieren Vertrauen in die Oberste Kriegsleitung verlangt werden, die in Abwägung aller militärischen und politischen, sich dem Blick der Allgemeinheit mehr oder weniger entziehenden Faktoren entscheidet, wo vorgegangen wird und wo zurückgehalten werden muß...“ Die Order bezeichnet es dann weiter als „schweren politischen Fehler“, die Flotte angesichts der strategischen Verhältnisse in der Nordsee unter von vornherein ungünstigen Verhältnissen einzusetzen, und schließt nach einem Verbot an die Offiziere, sich über den Ubootskrieg ein Urteil anzumaßen, mit den Worten: „Ich verlange damit in letzter Linie die pflichtmäßige Unterordnung unter Meinen Willen als Oberster Kriegsherr, der Ich die schwere Verantwortung für die Zukunft des Reiches trage und von dem gerade die Marine überzeugt sein sollte, daß er glücklich sein würde, sie hemmungslos dem Feind entgegenwerfen zu können.“ Die Tragik im Verhalten des Kaisers bricht mit den letzten Worten hervor. Wer, um den englischen Löwen nicht zu reizen, dem Kaiser das dem Geist dieses Weltkrieges widersprechende Inbannschlagen der Flotte angeraten hatte, übersah wohl, daß dieser Standpunkt das eigene Werk

[1]) Ich führe den wesentlichen Inhalt dieser Kabinettsorder im Wortlaut hier an, weil sie, tendenziös abgekürzt, von gewissenlosen Zeitungsschreibern als Beweis für den schlechten Geist in der Flotte benutzt worden ist. Das Gegenteil ist der Fall; die Order ist veranlaßt worden, weil die Berater des Kaisers glaubten, den überschäumenden Kampfgeist der Flotte zügeln zu müssen.

des Kaisers zerstören mußte. Wie konnte man eine Flotte bauen, ohne sie im Lebenskampf des Volkes einzusetzen! Wie konnte man anderseits jene Politik machen, die Bethmann im Juli 1914 betrieb, außer im Vertrauen auf ein seemächtiges Deutsches Reich!

Bei jedem sich bietenden Anlaß habe ich meine dem Geist dieser Kabinettsorder widersprechende Auffassung mündlich oder schriftlich dem Chef des Admiralstabes mitgeteilt. Ähnliche Dokumente dem Kaiser unmittelbar einzureichen, erschien mir aussichtslos und hätte als Überschreitung meines Ressorts die Spannung nur verschärft. Ich vereinsamte mehr und mehr. Schon im Spätherbst 1914 wagten mir wohlgesinnte Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung des Kaisers mich nur noch nach eingetretenem Abenddunkel in meinem Quartier aufzusuchen, um sich keinen Mißdeutungen auszusetzen.

Die Empfindlichkeit des Admiralstabschefs hatte mich davon abgehalten, mit dem Chef der Hochseeflotte Ingenohl, einem persönlich tapferen und ritterlichen Manne, unmittelbare Fühlung zu nehmen. Erst der Eindruck, den ich am 25. Oktober in Wilhelmshaven von der Arbeitsweise des Flottenkommandos empfing, verstärkte meine Bedenken darüber, ob das bisherige untätige Verhalten der Flotte lediglich auf die vom Hauptquartier erhaltenen Weisungen zurückzuführen wäre. Nach der Besprechung mit mir erwirkte sich Ingenohl die Erlaubnis des Kaisers zu einem Vorstoß auf Yarmouth, den er am 3. November ausführte. Dies und ein hoffnungsvoller Brief Ingenohls vom 9. November, worin er mir sein Vertrauen auf die Flotte im Fall eines Zusammenstoßes mit den Engländern, das er von solchen Vorstößen erwartete, kundgab, gab mir die nächste Aufgabe, ihm tunlichste Freiheit des Handelns zu verschaffen. Das Kabinett stand damals wohl mit Recht noch auf dem Standpunkt, daß ein Wechsel in der Person des Flottenchefs mindestens verfrüht wäre. Erst der Verlauf der späteren Vorstöße vom 12. Dezember und besonders vom 24. Januar 1915 veranlaßten die Ablösung Ingenohls, an dessen Stelle Pohl trat. Dieser Personenwechsel, bei welchem der Kabinettschef ein Benehmen mit mir geflissentlich vermied, löste innerhalb der Marine eine Bewegung aus, welche darin gipfelte, die verschiedenen anordnenden Stellen der Marine vereinigt in eine Hand mit entsprechender Machtbefugnis zu legen.

6

Überblickt man die verwickelte Art der Seekriegsführung auf den getrennten Schauplätzen sowie die Begrenzung unserer Leistungsfähigkeit hinsichtlich des personellen und materiellen Zuwachses, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, daß zur Zusammenfassung und wirksamen Verwendung unserer Kriegsmittel eine einheitliche Leitung das dringendste war. Wie die im Frieden selbständig nebeneinander laufenden Behörden der Landarmee unter eine Oberste Heeresleitung gestellt wurden, so hätte auch die Marine im Krieg eine einheitliche Spitze bekommen müssen. Die Tragödie unseres Seekrieges ist in der einen Tatsache ausgedrückt, daß die Marine erst im September 1918 eine Oberste Seekriegsleitung erhalten hat.

Auch den landmilitärischen und politischen Behörden gegenüber konnte nur eine einheitliche Seekriegsleitung diejenige Autorität gegenüberstellen, die nötig gewesen wäre, um den Krieg gegen England mit Erfolg zu führen.

Daß der Kaiser sich persönlich die Führung seiner Lieblingswaffe vorbehielt, war kein Ersatz. Denn abgesehen von den sonstigen Pflichten, die den Herrscher in Anspruch nahmen, konnte eine so ungeheure fachmännische Verantwortung wie z. B. der Befehl bald zur Schlacht zu kommen, auch nicht ihm persönlich aufgebürdet werden. Das Kabinett hat den Monarchen übel beraten, als es ihm, d. h. damit auch sich selbst, die unmittelbare Bestimmung über die Hochseeflotte vorbehielt. Die Folge war, daß das vom Kaiser selbst geschaffene Machtmittel zur See gewissermaßen im Kabinett vermoderte. Der Entschluß, die Flotte einzusetzen, konnte dort nicht gefaßt werden. Man suchte nach Entschuldigung für die eigene Schwäche und verfiel so darauf, das Material der Flotte schlecht zu machen. Als es nach Skagerrak den Zweifelnden wie Schuppen von den Augen fiel und sie erkannten, wie sehr unsere Schiffe den britischen überlegen waren, ist es für die Reue geschichtlich schon zu spät gewesen.

Ob der Admiralstabschef, der Staatssekretär oder eine andere Marinestelle den Oberbefehl erhielt, war an sich gleichgültig und eine reine Personenfrage. Es mußte die Persönlichkeit sein, welche in der Marine das höchste Ansehen und Vertrauen genoß. War dies der Admiralstabschef, so durfte er dann freilich nicht, wie es infolge der Behördenspaltung im Kriege eintrat, sich einen hastig improvisierten

Apparat für organisatorische, politische, völkerrechtliche und wirtschaftliche Angelegenheiten neu schaffen, sondern mußte die hierfür längst im Frieden ausgebauten Einrichtungen des Reichsmarineamts benützen. Der Dualismus im Krieg zeitigte eine allmähliche Entgliederung der altbewährten Behörden und ein ungleichmäßiges und vielfach unerprobtes Arbeiten der neu hervorgerufenen Stellen und bei deren naturgemäß entstehender Eifersucht eine unheilbare Minderung der Autorität der Marine im Rat des Kaisers und bei der Nation. Der Kanzler und das Auswärtige Amt aber haben in Fragen, für welche bisher das Reichsmarineamt allein zuständig war und langjährige Erfahrungen gesammelt hatte, sich an den Admiralstabschef gewandt, der aus der Friedenstätigkeit wohl nicht übersah, daß eine unzulängliche Erledigung der so an ihn herangetragenen, seiner Behörde bisher fremden Fragen das Ansehen der Marine mindern mußte.

Wenn ich auch das ganze Unglück, welches die unzusammenhängende Behandlung der Marinefragen im Krieg über die Nation verhängt hat, nicht ahnen konnte, so trieb mich doch schon am 29. Juli 1914 ein sicheres Gefühl dazu an, den Kaiser durch den Kabinettschef bitten zu lassen, die Leitung der Marine in eine Hand zu legen.

Wäre der Admiralstabschef eine geeignete Persönlichkeit gewesen, so hätte ich ihn vorgeschlagen, so wie ich später, an einer anderen Lösung verzweifelnd, im Hauptquartier dem Admiral v. Pohl in Gegenwart der anderen Offiziere angeboten habe, mich ganz unter ihn zu stellen, wenn er nur seine Entschlüsse vorher mit mir besprechen wollte. Zum Oberleiter vorschlagen aber konnte ich Pohl dem Kaiser nach dem einstimmigen Urteil des Seeoffizierskorps nicht. Er war ein guter Seemann und vortrefflicher Navigateur. Er hatte auch ein Geschwader sehr gut geführt, darüber hinaus gingen aber seine Fähigkeiten nicht. Ich sagte dem Kabinettschef demzufolge am 29. Juli, daß unter den obwaltenden Personalverhältnissen die genannte Aufgabe wohl mir übertragen werden müßte.

Nach Vortrag bei Seiner Majestät teilte Admiral v. Müller mir mit, daß sich der Kaiser hierzu nicht hätte entschließen können, daß er aber meine Mitwirkung in der Weise sichern wollte, daß ich in allen die Seekriegsführung betreffenden Fragen vom Chef des Admiralstabs gefragt und meine abweichenden Ansichten Seiner Majestät mitgeteilt werden sollten. Ein Kabinettsschreiben, welches diese un=

glückselige Halbheit festlegte, wurde am 30. Juli dem Admiralstabschef und mir zugestellt, blieb aber im weiteren Verlauf ein Stück Papier.

Die Marine hat später die Meinung laut werden lassen, ich hätte damals, als mein Einfluß noch etwas galt, eine geschichtliche Stunde versäumt, indem ich auf der Forderung einer einheitlichen Seekriegsleitung nicht bis in die letzten Folgerungen beharrte. Indes nur wer die Wesensart des Kaisers nicht kennt, kann sich einen günstigeren Erfolg davon versprechen, wenn ich mit meinem Ersuchen unmittelbar an den Kaiser herangetreten wäre oder den Abschied erbeten hätte. Ersteres hätte der Kaiser doch erst nach Beratung mit dem Kabinettschef entschieden. Letzteres wäre mir sicherlich verweigert worden. Dann aber auf dem Abschiedsgesuch zu beharren, weil eine von mir selbst erbetene Erhöhung meiner Stellung abgeschlagen worden war, verbot sich für mich als Offizier. Ich hätte nur schwere Mißhelligkeit ohne Nutzen erzeugt. Auch die Armee hat zwei Jahre lang auf die von ihr ersehnte Führung warten müssen, und der im Winter 1914/15 vom ersten Vertrauensmann der Armee in dieser Hinsicht geäußerte Wink hat nichts gebessert, sondern nur ihm selbst die Möglichkeit weiteren Wirkens erschwert.

Ich habe getan, was ich konnte; das weitere mußten andere versuchen. Wie sie es taten und mit welchem Erfolg, das kann ich, da ich selbst bei diesen Erörterungen ausgeschaltet blieb, am Besten durch einen mir zur Verfügung gestellten Auszug des Tagebuches des Admirals Bachmann erläutern.

„2. Februar 1915. . . . Der Kabinettschef teilte mir mit, daß ich an die Stelle des Admirals v. Pohl treten sollte. Ich bat, mich, wenn es noch möglich wäre, nicht für diese Stelle in Betracht zu ziehen, weil ich den Posten des Admiralstabschefs im Großen Hauptquartier für ein Unding hielte. Die Seekriegsführung ließe sich nach meiner festen Überzeugung nicht von dem weit im Binnenlande befindlichen Großen Hauptquartier aus leiten und dürfte nicht abhängig sein von jedesmal einzuholenden Allerhöchsten Entscheidungen. Sie müsse vielmehr einheitlich für alle Kriegsschauplätze durch einen . . . . mit den Seestreitkräften in engster Fühlung stehenden Oberbefehlshaber geleitet werden, der mit den weitesten Vollmachten ausgestattet sei und . . . jeden Augenblick selbständig entscheiden . . . könne. S. M. müsse sich de facto des Oberbefehls über die Flotte begeben und sich auf die Erteilung ganz allgemeiner Richtlinien für die

Kriegsführung beschränken. Ich hatte nach den früheren Mobilmachungsbestimmungen überhaupt nie anders gedacht, als daß ein solcher Oberbefehlshaber sofort nach Ausbruch des Krieges ernannt werden würde. Der jetzt bestehende Zustand: Hochseechef, Oberbefehlshaber der Ostseestreitkräfte und Marinekorps auf je einem Kriegsschauplatz befehligend, dazu der Chef des Admiralstabes im Großen Hauptquartier als sogenannter Leiter . . ., aber ohne jede eigene Befehlsgewalt sei meiner Ansicht nach verderblich und müsse so schnell wie möglich beseitigt werden . . .

Auf die Frage des Kabinettschefs, wer denn nach meiner Ansicht als Oberbefehlshaber in Frage käme, erwiderte ich: . . . . Meines Erachtens käme jetzt nur noch der Großadmiral von Tirpitz dafür in Betracht, der Mann, der die deutsche Flotte geschaffen habe und dessen Name unauflöslich mit ihr verbunden sei. Er genösse in der Marine und beim Volke die größte Autorität und besitze die nötigen persönlichen Eigenschaften für diesen wichtigsten Posten der Marine.

Admiral von Müller meinte, Großadmiral von Tirpitz sei 18 Jahre aus dem praktischen Marinedienst heraus und könne daher so große Seestreitkräfte, wie sie jetzt mobil gemacht seien, nicht mehr führen.

Hierauf erwiderte ich: Für die praktische Führung kämen doch in erster Linie der Flottenchef und die Verbandschefs in Frage, außerdem ließe sich das rein Technische der Gesamtführung leicht durch Beigabe eines erfahrenen Stabes bewältigen. Ich sei jederzeit bereit, unter Verzicht auf meine immediate Stellung Stabschef zu werden, wenn man mich dafür geeignet erachte.

Der Kabinettschef erklärte, Großadmiral von Tirpitz als Oberbefehlshaber einzusetzen, sei dennoch ausgeschlossen; er unterstände als Staatssekretär dem Reichskanzler, auch habe er sich während des Krieges mit den Stellen, mit denen er zu tun gehabt hätte, so vielfach überworfen, daß aus seiner Einsetzung als Oberbefehlshaber auch weiterhin Konflikte zu erwarten seien. Außerdem habe er im Seeoffizierkorps viel an Vertrauen eingebüßt, da das Material[1]) unserer Flotte nicht allen Anforderungen entsprochen hätte.

Ich wandte ein, daß Großadmiral von Tirpitz doch leicht für die Dauer des Krieges von der Stellung als Staatssekretär enthoben und Admiral von Capelle an seiner Stelle zum Staatssekretär gemacht werden könne, daß meines Erachtens die bisherigen Konflikte des Großadmirals von Tirpitz, deren Ursache mir übrigens unbekannt wäre, im Hinblick auf die Ausschaltung des hochverdienten Mannes aus der Leitung der Marine milder zu beurteilen seien und daß das Urteil der Front über das Material wenigstens in vielen Punkten voreilig und ungerecht sei.

---

[1]) Bezüglich des Materials siehe Seite 113ff. und Anhang.

Admiral von Müller erklärte schließlich noch, eine solche Neuorganisation ließe sich im Kriege nicht improvisieren, sie hätte, wenn man sie haben wollte, schon im Frieden vorbereitet werden müssen.

Hierauf konnte ich nur sagen, daß sich nach meinem Dafürhalten die Einsetzung des Oberbefehlshabers durch eine Kabinettsorder von wenigen Zeilen machen lassen würde.

Der Kabinettschef brach die Diskussion damit ab, daß er sagte, jetzt sei nichts mehr an der Tatsache zu ändern, daß ich zum Chef des Admiralstabes ernannt worden sei. . . ."

Mehrere andere hochgestellte Offiziere haben mir von ähnlichen Anläufen berichtet, welche sie mit demselben Ergebnis unternommen hätten. Der tiefere Grund meiner Ausschaltung war der Unterschied der strategischen Grundauffassung zwischen dem Kabinett und mir. Als die Schlacht am Skagerrak endlich der Verdächtigung des Materials, die als Vorwand gegen mich in das Land hinausgetragen wurde, den Boden entzogen hatte, war ich schon verabschiedet und die Gesamtlage zu unseren Ungunsten verwandelt.

Die eigenartige, nicht leicht zu verstehende Persönlichkeit des Kabinettschefs v. Müller hat an den Schicksalen Deutschlands einen unverhältnismäßigen Anteil. Der in Schweden großgewordene und durch eine lange höfische Laufbahn gegangene liebenswürdige, künstlerisch veranlagte, bei den Damen des Hofes und in der Gesellschaft wohlgelittene Mann besaß dabei etwas vom Fanatiker; er war Abstinenzler, Pazifist, Freund von Stead. Er war nicht in erster Linie Seeoffizier. Er hatte im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Senden das Wesen des Preußentums gerade in seinen edlen und wertvollen Äußerungen nicht in seine Auffassungsweise aufgenommen. Er ist in gewissem Sinn den Versuchungen seiner Stellung erlegen, weil er zu weich war und ein unsicheres Urteil über Personen und militärische Dinge besaß. Bei Rücksprachen ließ er sich leicht überzeugen, aber ebenso leicht von einem Dritten wieder umstimmen. Schöne Redeformen, wie sie Bethmann-Hollweg anwenden konnte, bestachen den selbst sprachgewandten Mann, der, von seiner Macht durchdrungen und im Kabinettswesen lebend, „zwar nicht alles durchsetzen, aber alles verhindern konnte". Auch er wollte nur das Beste. Es war aber ein Unglück, daß zwei so kongeniale Naturen wie Bethmann und Müller zu so enger Arbeitsgemeinschaft kamen.

Der Kaiser hat den summierten Einfluß der Auffassung beider Herren auf seine eigene an sich meist treffendere Urteilsbildung leider nicht beizeiten erkannt. Er sah vielmehr in Müller gerade einen vorzüglichen Vermittler zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen wie Bethmann und ich es waren. Aber ein Vermittler war Müller gerade nicht, das hatte sich schon in den Friedensjahren gezeigt, denn er trat fast ausnahmslos auf die Seite Bethmanns; er mußte, wie er sich dann auszudrücken pflegte, zu seinem Bedauern gegen seine Couleur stimmen.

Es ist das Wort gefallen: „Ich werde nicht zwischen Mich und Meine Marine einen andern setzen.“ Für die Illusion, daß der Oberste Kriegsherr selber mit der Flotte operierte, waren Naturen am Platze, welche den Kaiser auch gern bei kleineren Unternehmungen bis in die Einzelheiten hinein um seine Weisungen befragten. Der Reichskanzler und der Kabinettschef, welche Pohl fest in der Hand hatten, benützten seine Eigenart, um in ihm die Ressorteifersucht mir gegenüber ins Krankhafte anschwellen zu lassen. Ich möchte annehmen, daß hierbei das schwere innere Leiden schon beigetragen hat, dem er ein Jahr später erlag. Als ich kurz vor seiner letzten Erkrankung mit ihm zusammen traf, sprach er mir gegenüber sein Bedauern aus, nicht mit mir zusammen gegangen zu sein.

Ich war ins Hauptquartier mit übergesiedelt und blieb daselbst, solange ich noch hoffen konnte, meinen Einfluß auf den Kaiser nicht ganz zu verlieren. Ich habe mich aber dort unter der mir fremden Wesensart der ausschlaggebenden Persönlichkeiten mehr und mehr zerrieben. Jetzt glaube ich, daß die Stellung des Staatssekretärs, die von allen Seiten gedrückt und möglichst ausgehöhlt wurde, eine stärkere geblieben wäre, wenn ich meinen Sitz in Berlin beibehalten hätte. Ein Oberbefehlshaber oder richtiger ein Chef der Admiralität dagegen hätte nicht an einen bestimmten Ort gebunden sein dürfen, sondern je nach den Aufgaben im Hauptquartier, in Berlin, in Wilhelmshaven oder in besonderen Fällen an Bord sich frei bewegen müssen. Daß er etwa immer auf dem Flaggschiff säße, wo er den Überblick über die Zusammenhänge hätte verlieren müssen, wäre ebenso veraltet gewesen, wie wenn ein moderner Armeeführer ständig zu Pferd auf dem Feldherrnhügel hielte.

Ich muß es mir hier versagen zu berichten, welche Schäden der Mangel an Oberleitung und die Selbständigkeit der einzelnen Marine=

stellen und Kriegsschauplätze im einzelnen bewirkt hat. Der tiefste Schmerz blieb für die meisten Offiziere das Ausbleiben der Schlacht, das sie mit schweren Ahnungen für Deutschlands und der Marine Zukunft erfüllt hat. 1806 war die Zeit zu kurz, als daß viele die Katastrophe hätten kommen sehen; hier aber erkannten sie viele.

7

Bei der von der Marine mit Verwunderung aufgenommenen Ernennung Pohls zum Flottenchef hatte der Kabinettschef Bedacht darauf genommen, ihm im Hauptquartier einen Nachfolger zu geben, der sich der Marinepolitik Bethmanns gefügig erwiese. Doch täuschte die Menschenkenntnis des Kabinettschefs ihn wie so oft, wenn er jetzt Admiral Bachmann hierfür geeignet erachtete. Bachmann vertrat vielmehr die in der Marine vorherrschenden Ansichten mit solcher Geradheit, daß ihm seine Stellung als Admiralstabschef bald erschwert wurde und er schon im September 1915 in Admiral v. Holtzendorff einen Nachfolger erhielt.

Während seiner Amtsführung hatte es Bachmann erreicht, dem Flottenchef völlige Handlungsfreiheit zu erwirken. Pohl war freilich auf seinem Standpunkt des Ostseekrieges stehen geblieben und glaubte sich an mündliche Direktiven, die ihm der Kaiser mitgegeben hatte, halten zu sollen. Zugleich schienen tatsächlich die Aussichten einer Schlacht sich zu unseren Ungunsten zu verschieben durch den Zuwachs englischer Neubauten und das stärker bemerkbare Zusammenhalten der gegnerischen Gesamtmacht. Der Ubootskrieg trat in den Vordergrund der Operationen, der nach meiner und Bachmanns Auffassung 1915 in der Form nicht zweckmäßig ohne meine Zustimmung durch Pohl und Bethmann eröffnet worden war.

Als Admiral Scheer Anfang Januar 1916 den erkrankten Admiral v. Pohl als Flottenchef ablöste, übernahm er mit dem von ihm erwählten Stabschef v. Trotha das Kommando in dem festen Willen, trotz der ungünstiger gewordenen Kriegslage die Flotte stärker zum Tragen zu bringen. Demgemäß trat er auch der durch die vorangegangene Untätigkeit der Flotte eingetretenen Ermüdung der Geister mit Erfolg entgegen. Die Absicht, zum Schlagen zu kommen, wurde 1916 schon erheblich erschwert durch den von England unter gewaltigen Anstrengungen unternommenen Versuch, unsere Nordseeecke von Borkum

bis nach Jütland durch weite Minenfelder gegen unsere Hochseestreitkräfte und Uboote abzuschließen. Um diesen Zweck des Feindes zu vereiteln, mußten wir eine große Organisation schaffen aus Fahrzeugen, welche nach einem bestimmten System Fahrstraßen durch diese Minenfelder offen und gefahrlos halten mußten. Mit der Zeit entwickelte sich hieraus ein äußerst anstrengender, gefahrvoller Dienst, der manches Opfer gekostet, aber bis zum Kriegsende seinen Zweck im Wesentlichen erfüllt hat. Durch diese Fahrstraßen mußte die Flotte hindurch, um in die freie Nordsee zu gelangen und auf gleichem Wege den Rückmarsch bewerkstelligen. Man sieht, wie erschwert die Operationen der Flotte im Verhältnis zu den Vorjahren geworden waren.

Bei einem der weit ausholenden Vorstöße, der ursprünglich in der Richtung auf England geplant war, trafen unsere Kreuzerkräfte, die in ziemlicher Entfernung von unserem Gros standen, vor dem Skagerrak auf die an Zahl überlegenen Kreuzerkräfte der Engländer und griffen sofort an. Schon nach kurzer Zeit stellte sich in dem so entstehenden Kampf eine erhebliche Überlegenheit unserer Schiffe heraus. Es standen anfänglich sechs englische Schlachtkreuzer unseren fünf Schlachtkreuzern gegenüber. Die Luft war zu diesem Zeitpunkt kristallklar, die Gefechtsentfernung zu Beginn etwa 15000 Meter. Achtzehn Minuten nach Feuereröffnen flog der Schlachtkreuzer „Indefatigable", zwanzig Minuten später die „Queen Mary" in die Luft[1]). Im weiteren Verlauf des Gefechtes erhielten die Engländer eine wesentliche Verstärkung durch fünf neueste, erst im Kriege fertig gewordene Linienschiffe der Queen-Elisabethklasse, deren Heizmaterial, gänzlich aus Heizöl bestehend, diesen Schiffen eine so hohe Geschwindigkeit gegeben hatte, daß sie sich an dem Kreuzergefecht beteiligen konnten. Sie hängten sich an die englischen Kreuzer an und griffen auf hohe Entfernung in den Kampf ein. Bis zu dem Augenblick, wo der englische Admiral Beatty, unsere Schlachtflotte sichtend, eine Kehrtschwenkung machte und auf nördlichen Kurs ging, hatte sich die Kampfkraft unseres Geschwaders so gut wie nicht verändert. Das meistbeschädigte Schiff, die „Seydlitz", hatte drei schwere Treffer erhalten, davon einen 38 Zentimeter, wie sich später aus den Geschoßsprengstücken feststellen ließ. Auch ein Torpedotreffer, den dieses Schiff

[1]) Man gedenke hierbei der verbrecherischen Ausstreuungen über die angebliche Minderwertigkeit unserer großen Kaliber.

später von einem englischen Zerstörer erhielt, hatte so gut wie keinen Einfluß, da seine Wirkung durch das Torpedolängsschott aufgefangen wurde. In den kommenden Phasen der Schlacht konnte die „Seydlitz" einen zweimaligen Stoß auf das englische Gros mit Höchstgeschwindigkeit mitmachen, wobei sie noch weitere zwanzig schwere Geschoßtreffer erhielt. Trotzdem ist sie mit eigener Maschinenkraft in den Hafen eingelaufen. Aus dem frischen Gefühl der überstandenen Gefahr heraus schickte mir der tapfere Kommandant, Kapitän v. Egidy, zu meiner Freude im Namen der Offiziere und Mannschaften ein warmes Danktelegramm für das ausgezeichnete Schiffsmaterial[1]).

Admiral Scheer und sein Stabschef v. Trotha entnahmen aus den Funkenmeldungen, daß das Kreuzergefecht zu einem Zusammenstoß mit der Grand Fleet führen mußte, deren numerische Überlegenheit und in diesem Stadium einheitliche Zusammensetzung aus Linienschiffen der Großkampfklasse sie voll übersahen. Es bleibt ihr großes historisches Verdienst, daß sie mit äußerster Kraft der Maschinen zur Schlacht drängten. Sie schätzten die personellen und materiellen Eigenschaften unserer Flotte richtiger ein, als es bisher geschehen war.

Als demgemäß unsere Schlachtflotte die nach Norden ablaufenden englischen Schlachtkreuzer und Linienschiffe unter Feuer nahm, konnten infolge der „vorlichen" Position des Gegners außer den Schlachtkreuzern, die sich der Flotte vorgesetzt hatten, nur die Spitzenschiffe der „König"klasse unter Admiral Behncke zu Schuß kommen. Der englische Admiral zwang, allmählich von nördlichem Kurse auf östlichen gehend, unsere Spitze gleichfalls zum Abbiegen. Nachdem diese noch vorher in wenigen Minuten den neu hinzugekommenen Schlachtkreuzer „Invincible" und zwei Panzerkreuzer der „Warrior"klasse niedergekämpft hatte, stieß sie plötzlich auf das in Qualm und Dunst liegende, in langer Linie entwickelte Gros der englischen Flotte, die sofort mit sämtlichen Schiffen ein schweres Feuer eröffnen konnte. Die Lage war durch Zufall für unsere Flotte taktisch sehr ungünstig geworden. Nicht nur hätten unsere Schiffe unter dem Feuer der ganzen feindlichen Flotte aufmarschieren müssen, wenn sie in gute taktische Position hätten gelangen wollen, sondern die Beleuchtung war jetzt auch derartig, daß die deutschen Schiffe sich gegen den west-

[1]) Dankeskundgebungen von der ganzen Flotte zeigten mir, daß die Erkenntnis vom Wert unserer Schiffe sich in der Feuerprobe durchgesetzt hatte.

lichen Abendhimmel als Silhouetten abhoben, also in den vorübergehenden Augenblicken guter Sichtigkeit ausgezeichnet für die artilleristische Beobachtung dastanden, während umgekehrt der Dunst, der im Osten lag, die Schiffsrümpfe der Engländer so verbarg, daß ihre Stellung fast nur aus dem Aufblitzen der Geschütze erkennbar wurde. Admiral Scheer entzog sich seiner auf diese Weise gefährlich gewordenen Lage, indem er durch gleichzeitige Kehrtwendung mit unserer ganzen Flotte zunächst zurückging, ein Manöver, das im tobenden Geschützfeuer wohl nur wenige Flotten der Welt auszuführen imstande gewesen wären. Er wurde bei diesem Manöver unterstützt durch zwei unserer Torpedobootsflottillen unter Kapitän z. S. Heinrich, welche die gefährliche Lage unserer Flotte erkannten, das Gros der englischen Flotte angriffen und das gesamte Feuer des Feindes auf sich lenkten. Als Admiral Scheer die erforderliche neue Gefechtsformation mit seiner Flotte gebildet hatte, drehte er nochmals auf den Feind zurück, um den Angriffsstoß zu wiederholen. Die eintretende Nacht machte überlegte Kampfformationen alsdann unmöglich. Wenn die englische Flotte in dieser Phase ein Gefühl der Überlegenheit gehabt hätte, so würde sie unserer Flotte unter allen Umständen an der Klinge geblieben sein, denn da wir noch ein älteres Geschwader der Vordreadnoughtperiode bei uns hatten, die englische Flotte aber ausschließlich aus neuen Großkampfschiffen bestand, so waren sie der unserigen auch an Gesamtflottengeschwindigkeit überlegen und verfügten außerdem auch noch über eine Gruppe von Schlachtschiffen mit besonders hoher Geschwindigkeit.

Admiral Scheer, wie auch die ganze Flotte erwarteten unter diesen Verhältnissen mit Bestimmtheit eine Erneuerung des Kampfes am nächsten Morgen. Sie zogen es aber vor, diesen Kampf in größerer Nähe der von Minen freien Fahrstraße zu bestehen, und beschlossen deshalb, in der Nacht sich dorthin in die Nähe von Hornsriff zu begeben. Als der Tag anbrach, war weit und breit die See leer, bis ein Luftschiff meldete, daß ein neuerer größerer Flottenteil weit westwärts im Anmarsch sei. Es hat sich später herausgestellt, daß es sich in Wirklichkeit um das Gros der englischen Flotte handelte, welches aber bald nach Norden abdampfte. Für die Bewegung der englischen Flotte ist wahrscheinlich, daß sie nach Eintreten der Dunkelheit beim Abdampfen nach Westen den Stand unserer Flotte südlich

passierte und daß in etwas weiterem Abstand die Nachhut, bestehend aus Kreuzern und einem großen Teil der englischen Torpedobootsstreitkräfte folgte. Durch die zwischen Gros und Nachhut so entstehende Lücke muß dann unsere Flotte bei ihrem Abmarsch nach Süden durchgestoßen sein. Dadurch entstand aber für die Massen der englischen Torpedoboote unterstützt durch Kreuzer das Glück einer unvergleichlich günstigen Angriffsmöglichkeit auf unsere in langer Linie geschlosse.. dampfende Flotte. Der Angriff erfolgte mit Tapferkeit, aber wenig Geschick. Unsere „Pommern", ein Vordreadnoughtschiff, ging dabei verloren. Aber mehrere englische Kreuzer und mindestens sechs Torpedoboote gingen unter dem Feuer unserer Schiffe in hellen Flammen auf, die hoch über die Masten der Schiffe gen Himmel schlugen. Es war, so schrieb mir ein hoher Offizier des Flottenstabes, als ob wir durch eine brennende Allee fuhren. Dazu leuchteten die Scheinwerfer und spielte die Funkentelegraphie. Es ist daher nicht möglich, daß das noch nicht weit abstehende englische Gros im Unklaren über das Verbleiben unserer Flotte war.

Unseren eigenen Torpedobooten wurde eine ähnliche Angriffsmöglichkeit vom Schicksal nicht gewährt, sie fanden in der Nacht die englische Flotte nicht. Ihre große Schulung für solche Lage kam nicht zum Tragen.

Am 1. Juni nachmittags traf unsere Flotte in den Flußmündungen ein, das Personal gehoben und in gewisser Weise überrascht von dem Erfolg und von der bewiesenen personellen und materiellen Überlegenheit. Die meisten hatten gar nicht gewußt, wie gut unsere Flotte war. Sie dachten nach dieser Schlacht, wo die Gunst der Verhältnisse nicht einmal auf unserer Seite war, und wo von der ganzen Flotte nur die Panzerkreuzer und die Spitzenschiffe eines Geschwaders voll zum Tragen gekommen sind, nun an den Erfolg, den wir hätten erwarten können, wenn wir im Anfang des Krieges eine gute Stunde suchten und dann die Flotte einsetzten. Trotz Minderzahl und taktischer Ungunst der Umstände betrug unser Verlust nur ein Drittel des britischen.

Admiral Scheer hat im Laufe des Jahres 1916 noch mehrmals ernstlich versucht, die englische Flotte zum Schlagen zu bekommen. Sie vermied aber ganz offensichtlich eine „costly und precipitated action", und um bei Scapa Flow oder vor Dover eine Schlacht zu

schlagen, dazu waren die zahlenmäßige Unterlegenheit unserer Hochseeflotte zu groß und die Verhältnisse für uns zu ungünstig.

Besonders bemerkenswert ist ein Vorstoß, der unsere Flotte bis auf dreißig Seemeilen ab von Sunderland heranführte und in Fühlung mit der englischen Flotte brachte; sie ging unsererseits durch eine schwere Regenböe verloren. Als es darauf aufklarte, war von der englischen Flotte nichts mehr zu sehen.

8

Mit Einsetzen des scharfen Ubootskrieges am 1. Februar 1917 wurde die Bedrängung unserer Nordseegebiete durch Minenfelder immer stärker, die Schwierigkeit, die Ausgangsstraßen freizuhalten, immer größer. Die dauernde Anwesenheit unserer schweren Streitkräfte zur Deckung der Minensuchverbände wurde mehr und mehr unerläßlich.

Eine Möglichkeit blieb, die bis zuletzt unsere Lage noch hätte umwerfen können. Man konnte den Ubootskrieg völlig unterbrechen, die Uboote zurückziehen und den Versuch machen, sie beim Kampf der Flotten mitzuverwenden. Aber der einmal unternommene Ubootskrieg, der nach allen unseren Nachrichten England stark bedrängte, verlor seine Wirkung, wenn man eine viele Wochen umfassende Pause eintreten ließ und dem Feind für längere Zeit völlig freie Schiffahrt gewährte; man hätte gewissermaßen von neuem anfangen müssen. Dazu war der Nutzen der Uboote in der Schlacht selbst bei den großen Geschwindigkeiten der Hochseeschiffe fast völlig dem Zufall ausgesetzt. Er beruhte mehr im Unsichermachen von Meeresteilen, vergleichbar etwa mit einem beweglichen Minenfelde, und in der Gefahr, welche die Uboote für bewegungsunfähig gewordene Schiffe des Feindes bildeten.

Ob es nicht möglich gewesen wäre, dem Ubootskrieg überraschende wechselnde Wendungen zu geben und dadurch, sowie durch Hinaussenden von Kreuzern das Verteidigungssystem der Gegner zu beeinträchtigen, zeitweise oder teilweise sogar unwirksam zu machen, will ich unerörtert lassen.

Als wir aber die einzige Waffe, welche die Engländer im Oktober 1918 noch stark bedrängte, den Ubootskrieg, dem Verlangen Wilsons opferten, und als Folge davon jeder, der nur etwas Urteil über unsere Feinde und den Sinn des ganzen Krieges besaß, die erbarmungs-

losesten, schmachvollsten Waffenstillstandsbedingungen erwartete, da entschloß sich Admiral Scheer jene jetzt allein übriggebliebene Möglichkeit einer Verwendung der Uboote für die Flotte auszunutzen. Es war ihm erst vor kurzem unter dem Druck der Verhältnisse und mit Zustimmung des Feldmarschalls Hindenburg endlich gelungen, den Kaiser und den Kabinettschef zu bestimmen, daß die Leitung der Gesamtmarine in seiner Hand vereinigt würde. Eine größere Zahl von Ubooten der Flotte vorausgeschickt und für eine bestimmte Gegend angesetzt, konnte immerhin einen gewissen Ausgleich unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit bringen und vor allem nach der Schlacht den Rückzug unserer Flotte decken, wenn sie etwa geschlagen werden sollte. Es sollte, um dem allgemeinen Zurückfluten der Armee in Flandern durch eine offensive Handlung verstärkte Haltung zu geben, ein Vorstoß unserer schnellen Seestreitkräfte nach dem Ostausgange des Kanals unternommen werden, zu deren Deckung die Schlachtflotte selbst, unterstützt durch Uboote und Minenfelder eine Aufnahmestellung an der holländischen Küste einnehmen sollte. Die Möglichkeit einer Schlacht mußte dabei natürlich vorgesehen werden. Kam es wirklich dazu, so konnte bei dieser Anlage die Schlacht mit guten Aussichten angenommen werden, und war das Schlachtenglück uns günstig, so konnte diese besonders gut vorbereitete Unternehmung das Schicksal unseres Volkes noch einmal wenden. Wie aber das Gift der Revolution von den schwachen Lenkern des alten Staates vier Jahre hindurch fast befördert, jedenfalls nicht bekämpft, von der Heimat über die Etappe bis in die Fronttruppen eingedrungen war, so hatte es auch in die Marine Eingang gefunden, ohne daß es äußerlich erkennbar gewesen wäre. Die Revolution brach über die Flotte herein, die Demokratie schlug Deutschland die letzte Rettungsmöglichkeit aus der Hand und rühmte sich ihrer Tat.

Wie falsch mußte ein tapferes Volk geführt worden sein, damit sich seine Sinne so verwirren konnten! Dem Gehorsam, welche der alte Staat seinen Angehörigen zum Guten anerzogen hatte, auch für eine schlechte Sache treu, lieferten jetzt Deutsche die ausgezeichneten Schiffe an den Feind aus. Die Welt möge gerecht urteilen und bedenken, daß dieselben Männer, welche sich unter einer Revolutionsregierung dem Befehle zur Schiffsübergabe fügten, früher Heldentaten vollbracht hatten, wo immer sie es durften.

Das Verschwinden der deutschen Marine hat auch den anderen kleineren Marinen in der Welt die Lebenskraft geraubt. Ihre Bedeutung und ihre Selbständigkeit beruhte auf der Bündnisfähigkeit gegen das englische Monopol. Wir haben dieses weltpolitische Gesetz nie ganz begriffen. Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zur See beruht jetzt einzig auf der amerikanischen Marine. Ich glaube aber nicht an die Ernsthaftigkeit der Gegensätze zwischen den beiden angelsächsischen Mächten. Ihr Kapitalismus unterjocht gemeinsam alle übrigen Völker. Und diese haben, um ihre Freiheit zu behaupten, seit dem Zusammenbruch der deutschen Flotte keinen Rückhalt mehr.

Neunzehntes Kapitel

Der Unterseeboots-Krieg

1

Je mehr England nach den Vorgängen der ersten Kriegswochen seine Seestreitkräfte zurückhielt, um uns die Gelegenheit zur schnellen militärischen Entscheidung zu entziehen und mit allen Mitteln wirtschaftlich zu erdrosseln, um so mehr erwuchs unserer Marine die Notwendigkeit, den Gegner mit gleichen Waffen zu bedrängen. Das wirksamste Kampfmittel, das wir gegen den englischen Handel besaßen, war das Unterseeboot. Bei seiner Verwendung gegen den feindlichen Frachtraum war von vornherein klar, daß die bisherigen Seerechtsbestimmungen, die im wesentlichen aus der alten Seglerzeit stammten, nicht genau für die neuen Verhältnisse paßten. Am ehesten konnten die Regeln der alten Blockade zur Anwendung gebracht werden. Im amerikanischen Sezessionskriege waren die Blockadebrecher von den Schiffen der Nordstaaten auch einfach niedergeschossen worden, freilich mit Kanonen, weil man Torpedos damals noch nicht hatte. Ebenso wie die Engländer von ihrer Kriegsgebietserklärung sagten, sie wäre „in effect a blockade adapted to the conditions of modern warfare and commerce", konnten auch wir für eine Uboots-Blockade ohne Zweifel ein formales Recht in Anspruch nehmen. Allerdings mußte in der Aufnahme seitens der Neutralen mit einem Unterschied zwischen Handlungen Englands und solchen Deutschlands gerechnet werden. Infolge der Seemacht, Überlieferung und diplomatischen Geschicklichkeit der englischen Machthaber wird von den Neutralen nahezu alles hingenommen, was England auf See tut; wenn Deutschland aber entsprechend vorging, mußte mit ganz anderem Widerstande der nicht kriegführenden Staaten gerechnet werden. Bei einem Krieg mit England waren wir von vornherein stärker „gehandicapt", als den meisten Deutschen klar war.

Die Hauptschwierigkeit war aus den Beziehungen zu Amerika zu erwarten, besonders nachdem dieses Land, entgegen dem Wesen der

Neutralität, sich bald nach Ausbruch des Krieges zu einem Arsenal für unsere Feinde entwickelt hatte. Da im Nordatlantik der Frachtverkehr meist unter englischer Flagge geht, so mußte jeder Kampf gegen englischen Frachtraum die amerikanischen Kriegslieferanten schädigen. Wir hatten schon bei unseren Auslandskreuzern, die auf das Gewissenhafteste nach den Regeln des alten Seerechts verfuhren, beobachten können, eine wie wenig unparteiische Haltung die Vereinigten Staaten uns gegenüber einnahmen.

Aus dieser Erwägung heraus habe ich, um die Stimmung drüben zu sondieren und vorzubereiten, im November 1914 den amerikanischen Journalisten v. Wiegand empfangen und ihn gefragt, was wohl Amerika, nachdem es die skrupellose englische Durchbrechung des bisherigen Seerechts geduldet hätte, sagen würde, wenn wir mit einer Unterseeboots-Blockade antworteten, wozu wir doch zweifellos berechtigt wären. Die Unterredung wurde mit Genehmigung des Auswärtigen Amts veröffentlicht. Später ist die Behauptung aufgestellt worden, der Gedanke des Unterseebootskrieges sei dadurch verraten, die Engländer unnötig gereizt worden. Beides ist unzutreffend und bedeutungslos. Die Verwendung der Unterseeboote gegen englischen Frachtraum war in der Presse schon während der ersten Zeit des Krieges, ja bereits vor dem Krieg erörtert, und wenn überhaupt noch eine Aussicht vorhanden war, die britische Regierung dahin zu bringen, daß sie sich in der Außerachtlassung des Seerechts Schranken auflegte, so war dies nur dadurch möglich, daß man ihr eine geladene Flinte vor Augen hielt. Politische Folgen konnten nur dann entstehen, wenn man losschoß.

Schon vom Beginn des November ab hatten bei den leitenden Marinebehörden Erörterungen über einen etwaigen Unterseebootskrieg eingesetzt. Am 7. November 1914 stellte der Chef des Admiralstabes den Entwurf einer Unterseeboots-Blockadeerklärung der ganzen Küsten Großbritanniens und Irlands zur Erörterung. Ich machte darauf aufmerksam, daß bei der Neuheit der Waffe die Ubootsblockade völkerrechtlich bisher nicht behandelt wäre. Den Zeitpunkt für die Blockadeerklärung dürfte man nicht früher wählen, als bis eine einigermaßen hinreichende Anzahl von Ubooten zur Stelle wäre [1]). Es schien mir fraglich, ob nicht besser der kommandierende Admiral des Marinekorps in Flan-

[1]) Bezüglich der Frage, ob wir im Frieden mehr Uboote hätten bauen können, vgl. den Anhang.

dern die Blockadeerklärung ausspräche, damit nicht Kaiser und Regierung in dieser Angelegenheit festgelegt würden. „Die Blockade von ganz England", so schloß ich mein kurzes Votum, „klingt zu sehr nach Bluff, Blockade zunächst der Themse scheint mir besser." Ich hielt es für richtiger, erst einmal im Kleinen anzufangen und zu sehen, wie die Dinge militärisch und politisch laufen würden. Eine solche Beschränkung hätte unseren Mitteln besser entsprochen und die Welt allmählich an den neuen Sperrgedanken gewöhnt. Wir hätten Amerika geschont, insbesondere die stets auf Liverpool fahrenden atlantischen Passagierdampfer nicht berührt und so die Gefahr verringert.

Admiral v. Pohl machte sich meinen Standpunkt nicht zu eigen. Am 15. Dezember legte er mir den Entwurf eines Schreibens an das Auswärtige Amt vor, in dem er Zustimmung zur Eröffnung des Unterseebootskriegs Ende Januar erbat, und zwar sollte der englische Kanal und die sämtlichen das Vereinigte Königreich umgebenden Gewässer als Kriegsgebiet erklärt werden. Das Schreiben erwähnte noch eine Äußerung des amerikanischen Bootschafters Gerard, aus welchem der Chef des Admiralstabs schließen zu können glaubte, daß von seiten Amerikas kein allzu großer Widerspruch zu erwarten wäre.

Am 16. Dezember 1914 erwiderte ich auf diesen Vorschlag folgendes:

„Euer Exzellenz beehre ich mich auf das Schreiben vom 15. Dezember zu erwidern, daß ich die Absendung des ihm beiliegenden Ersuchens an das Auswärtige Amt für verfrüht halte.

Man kann meines Erachtens von diesem nicht gut jetzt schon eine Äußerung darüber verlangen, ob im Februar nächsten Jahres gegen eine so folgenschwere Maßnahme, wie sie die beabsichtigte Ubootsunternehmung darstellt, politische Bedenken bestehen.

Ich habe aber auch Bedenken gegen die von Euer Exzellenz beabsichtigte Methode der Kriegsführung. Der Unterseebootskrieg ohne Blockadeerklärung, wie er von Euer Exzellenz vorgeschlagen wird, geht meines Erachtens in seiner Wirkung auf die Neutralen sehr viel weiter als eine regelrechte Blockade und ist deswegen politisch erheblich gefährlicher.

Die bisherigen Kriegserfahrungen haben leider gezeigt, daß Deutschland auf die Handelsinteressen der Neutralen mehr Rücksicht nehmen muß als England. Auch die Bezugnahme auf die Maßnahmen der Engländer, die das Befahren der nördlichen Nordsee als gefährlich bezeichnet haben, scheint mir nicht ganz zutreffend. Die Engländer haben einmal das Gebiet nicht von sich aus für gefährdet erklärt, sondern auf Grund der (freilich

falschen) Behauptung, daß wir Minen gelegt hätten, und zweitens, daß neutrale Schiffe sich der Gefahr aussetzten, für deutsche Minenleger gehalten und entsprechend behandelt zu werden.

Ich darf Euer Exzellenz auch zur Erwägung anheimstellen, ob es wirklich angebracht ist, das Privatgespräch des Botschafters Gerard mit dem Vorsitzenden der Bremer Handelskammer als Beweismittel für ein so rigoroses Vorgehen ins Feld zu führen, wie es der geplante Ubootskrieg bedeutet. Schließlich könnte ich glauben, daß amtliche Stellen bei uns, die völkerrechtliche und moralische Bedenken schon gegen eine Unterseebootsblockade hegen, solche Bedenken in noch ungleich höherem Maße gegen diese Art des Vorgehens geltend machen werden. Der von Euer Exzellenz aufgestellte Entwurf dürfte diesen Protest eher steigern als beseitigen.

Abgesehen von Vorstehendem bin ich aber durchaus der Ansicht, daß ein planmäßiges Vorgehen in großem Stil gegen den englischen Handel mit Unterseebooten innerhalb der Marine auf das energischste und mit allen Mitteln vorbereitet werden muß. In meinem Geschäftsbereich geschieht dies."

Admiral v. Pohl antwortete mir hierauf, er könnte meiner Ansicht, daß es für den geplanten Schritt noch zu früh wäre, nicht beitreten. Nach eingehenden Erörterungen mit dem Auswärtigen Amt und auf Grund einer Denkschrift des dortigen Ministerialdirektors Kriege habe man sich auch entschlossen, an der Form der Kriegsgebietserklärung festzuhalten und nicht diejenige der Blockade zu wählen. Das Auswärtige Amt wäre durchaus bereit, diese neue Form zu vertreten. Juristisch-doktrinäre Erwägungen gaben also den Ausschlag.

Im weiteren Verlauf empfahl ich dem Chef des Admiralstabes noch, sich wegen des Unterseebootskrieges vor Unterredung mit dem Reichskanzler das Einverständnis des Generalstabschefs v. Falkenhayn womöglich schriftlich zu sichern. Soweit mir bekannt, blieb auch dieser Rat unbeachtet.

Am 27. Januar 1915 wurde ich vom Reichskanzler zu einer Unterredung über diese Frage aufgefordert. Ich legte dar, daß wir England gegenüber nur vorwärts kämen, wenn wir ihm selbst den Krieg fühlbar machten; die Uboots-Blockade würden wir in irgendeiner Form m. E. nicht vermeiden können. Über die juristische und politische Seite der Angelegenheit sei ich nicht hinreichend unterrichtet, um die Zweckmäßigkeit der Form ohne weiteres abschließend beurteilen zu können. Der Reichskanzler lehnte in diesem Gespräch die Möglichkeit und Not-

wendigkeit eines Unterseeboots-Handelskrieges nicht grundsätzlich ab. Politische Verhältnisse erlaubten jedoch nach seiner Ansicht nicht, vor Frühjahr oder Sommer 1915 eine Entscheidung zu fällen. Ich war mit einem solchen Aufschub der noch nicht genügend durchgearbeiteten Ubootsfrage unbedingt einverstanden. Unter anderem hielt ich es für richtig, die Fertigstellung der Unterseeflotte für Flandern und der dortigen Werfteinrichtungen abzuwarten.

Im übrigen sagte ich bei dieser Gelegenheit Herrn von Bethmann auf eine dahingehende Frage, daß bei der Neuheit des Kampfmittels vom militärischen Standpunkt aus eine unbedingte Zusicherung seiner Wirksamkeit natürlich nicht gegeben werden könnte. Ich war jedoch überzeugt, daß unsere Maßnahme einen gewaltigen Eindruck machen und daß sehr viele Handelsschiffe durch die ihnen drohende Gefahr abgeschreckt werden würden.

Nach diesen Vorgängen wird man begreifen, wie außerordentlich verblüfft ich war, als bereits wenige Tage nach diesem Gespräch, nämlich am 4. Februar 1915 in Wilhelmshaven Admiral v. Pohl im Einverständnis mit dem Reichskanzler dem Kaiser die Kriegsgebiets- und Ubootserklärung vorlegte. In dieser Erklärung wurden die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des Kanals als Kriegsgebiet erklärt und gesagt, daß jedes in diesem Gebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört würde, ohne daß es immer möglich sein würde, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauches neutraler Flaggen nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen. Für letztere wurde die Fahrt nördlich der Shetlandsinseln und ein Streifen an der holländischen Küste freigelassen. Man wird den Unterschied dieser Erklärung von meinem eigenen Vorschlag ohne weiteres erkennen. Ich wünschte zunächst nur eine Ubootsblockade der Themse. Eine Blockade ist effektiv, wenn jedes Schiff, das die Zone passiert, in erheblicher Gefahr der Wegnahme oder Vernichtung steht. Wenn wir alles auf die Themse zusammenzogen, um eine absolute Sperrung des Verkehrs, auch für neutrale Schiffe, herbeizuführen, so blieb doch die übrige Küste frei, und so konnten bei dieser Art der Ausführung wirksame Beschwerden

der Neutralen zunächst nicht vorkommen. Im Admiralstab war man mit der Ausarbeitung meines Gedankens der Themsesperre beschäftigt, als Pohl unter dem 31. Januar auf einmal unter Berufung auf den Reichskanzler die Sache umwarf. Durch die Ausdehnung des Sperrgedankens auf die ganze Küste wurde er weniger wirksam, rechtlich unklar und mehr herausfordernd. Es mangelte dieser Erklärung die Effektivität, die Substanz, und dadurch regte sie den Widerspruch an. Sie minderte den Kredit unserer eigenen Erklärungen und damit in gewissem Sinne auch das Prestige der deutschen Marine herab. Sie sah etwas nach Bluff aus und durch die in der Erklärung liegende Unklarheit, nämlich das sichtbare Bestreben, die Neutralen zu schonen, aber zugleich die Drohung, es nicht zu tun, erregten wir Zweifel an unserem Recht auf diese Kriegsführung. Jedenfalls war diese Kriegsgebietserklärung, wenn ich von der juristischen Seite absehe, politisch und militärisch unzweckmäßig. Welche Gründe vorgelegen haben, unter Übergehung meines Votums den Ubootskrieg in Szene zu setzen, ist mir nicht bekannt geworden. Jedenfalls war ich wieder einmal, diesmal wohl in einer der wichtigsten Fragen meines Ressorts, ungehört geblieben, der Ubootskrieg über meinen Kopf hinweg und gegen meinen Willen eröffnet, in einer Form, die nicht Glück verhieß [1]).

[1]) Unterm Datum des 2. Februar, eingegangen am 3. Februar, teilte der Admiralstab dem Reichsmarineamt mit, daß der Reichskanzler der Kriegsgebietserklärung zugestimmt hätte, deren beabsichtigter Wortlaut übermittelt wurde. Hiervon habe ich nichts erfahren; denn meine Abreise von Berlin nach Wilhelmshaven erfolgte am 3. früh. Da nach dem Kabinettsbefehl vom 30. Juli 1914 derartige Entschlüsse ohne mein Votum gar nicht erfolgen konnten, so besteht der begangene Fehler darin, daß eine Entscheidung von dieser Tragweite getroffen wurde, ohne meine Äußerung abzuwarten. Ein solcher Schritt mußte doch durchgearbeitet werden, bevor man zu einem Entschlusse kam. Admiral Bachmann schreibt mir über seinen Anteil an den Ereignissen: „Ich habe meine Bedenken gegen eine so frühzeitige Aufnahme des Uboots-Krieges dem Admiral von Pohl gegenüber am 2. Februar 1915, als ich nach Berlin berufen war, um zu erfahren, daß ich Chef des Admiralstabes werden sollte, unverhohlen zum Ausdruck gebracht. Dieser wies meine Bedenken: geringe Zahl von Ubooten, keine Stützpunkte in Flandern und anderswo, Unerfahrenheit im Uboots-Handelskriege usw. zurück und erklärte, die Frage sei schon entschieden; Reichskanzler, Auswärtiges Amt, Generalstab hätten zugestimmt und die kaiserliche Genehmigung stände unmittelbar bevor. Als ich am 6. Februar mein neues Amt antrat, war die Kriegsgebietserklärung mit der Unterschrift von Bethmann und Pohl erlassen."

Der Kaiser stimmte zu. Ich stand zufällig dabei, konnte aber aus der ganzen Situation heraus nur noch die Änderung erreichen, daß man in der Erklärung auf den englischen Flaggenmißbrauch Bezug nehmen möchte.

Der weltgeschichtliche Entschluß war, wie ich später erfuhr, am 2. Februar in einer Sitzung beim Reichskanzler mit Zustimmung des Auswärtigen Amts, im Beisein des Reichsamts des Innern und scheinbar ohne Widerspruch des Großen Generalstabs gefaßt worden. Nach der Sitzung hat am Spätabend desselben Tages kurz vor Pohls Abfahrt nach Wilhelmshaven die juristische Autorität des Auswärtigen Amts, Ministerialdirektor Kriege, im Auftrag des Reichskanzlers beim Admiralstabschef gegen dessen Bedenken noch eine Änderung in der Fassung der Kriegsgebietserklärung durchgesetzt. Ich erwähne dies nur, um das enge Zusammenarbeiten der hinzugezogenen Dienststellen und das völlige Einverständnis des Reichskanzlers mit dem Vorgehen des Admiralstabes zu zeigen. Admiral v. Müller hat am 8. März 1915 sich brieflich darüber wie folgt geäußert: „Ich habe ebenso wie der Staatssekretär die Art der Inszenierung des Ubootshandelskrieges nicht gebilligt. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, die Mittel nicht genügend bereitgestellt, und die Redaktion der Ankündigung war äußerst ungeschickt. Pohl hat die Zustimmung des noch sehr fachunkundigen Reichskanzlers gefunden und hat dann den Kaiser am 4. Februar auf der Bootsfahrt durch den Wilhelmshavener Hafen nach der „Seydlitz" mit der verabredeten Fassung der Bekanntmachung überrumpelt. Es war illoyal von Pohl, nicht vorher mit dem Staatssekretär über die Fassung der Ankündigung zu sprechen. Er war aber auch illoyal gegen mich, dessen Rat er sonst immer gesucht hat, wenn es sich um wichtige Entschließungen handelte. Er wollte durchaus die Veröffentlichung unter seinem Namen losschießen, und da war allerdings der 4. Februar der äußerste Zeitpunkt, denn an diesem Tage hatte er das Kommando der Hochseestreitkräfte schon übernommen und war damals schon strenggenommen nicht mehr Chef des Admiralstabes."

Der Stein war ins Rollen gebracht. Am 18. Februar 1915 sollte der Unterseebootskrieg beginnen, der nach Bethmanns gegen meinen Rat gefaßten Entschluß jedem auf England oder Irland fahrenden Schiff den Untergang androhte.

2

Nachdem vor der ganzen Welt feierlich und mit einer gewissen Fanfare die meines Erachtens verfrühte und unglückliche Erklärung einmal abgegeben war, galt es festzubleiben, sollte die Würde und damit die Macht des Reichs nicht einen schweren Stoß und die Zuversicht der Feinde eine verhängnisvolle Stärkung erfahren.

Am 12. Februar erging die erste Note Amerikas gegen den Unterseebootskrieg, die den verantwortlichen Stellen doch kaum unerwartet kommen konnte. Trotzdem schlug von diesem Tage an zum Erstaunen Pohls die Stimmung des Auswärtigen Amts in der Ubootsfrage um. Dessen Vertreter im Hauptquartier, Treutler, hat später geäußert, der Kanzler wäre von Pohl mißverstanden worden, während Pohl die Möglichkeit eines Mißverständnisses auf das bestimmteste bestritt, da er dem Reichskanzler die Bedeutung genau auseinandergesetzt hätte. Noch ehe also der am 4. Februar geborene Ubootskrieg den ersten Atemzug getan hatte, eilten seine eigenen Väter erschreckt, ihn zu ersticken.

Nach meiner Auffassung konnte ein Verzicht auf den Ubootskrieg durch uns allenfalls dann in Betracht kommen, wenn England auf dem Gebiet des Seekriegsrechts entsprechende Zugeständnisse machte. Dazu genügte nach Ansicht der Zivilstellen, daß England sich auf den Boden der Londoner Deklaration stellte. Ich hielt es wohl für möglich, daß England in solcher Weise einlenkte, wenn es die Gefahren des Ubootskrieges für noch größer hielt als den Nutzen, der ihm aus der Nichtbeachtung der Londoner Deklaration erwuchs. Damit hätten wir uns abfinden können, denn obwohl die Londoner Deklaration nicht gerade entscheidende Lockerungen unserer Abschnürung zur See bot, so hätten die Engländer doch wenigstens durch ihre Annahme einen starken Prestigeverlust erlitten und wir, wenn der scharfe Ubootskrieg nun einmal vorläufig aufgehoben werden sollte, damit wenigstens etwas erreicht.

Für die Beantwortung der Note wartete der Reichskanzler die Zustimmung weder des Admiralstabschefs noch die meinige ab, verhinderte vielmehr mit Hilfe des Marinekabinetts unsere von Falkenhayn geforderte Hinzuziehung und schickte den beabsichtigten Entwurf unmittelbar dem Kaiser zu, der sich damals in Lötzen befand. Gegen dieses Geschäftsverfahren legte der neuernannte Chef des Admiralstabes,

Admiral Bachmann, am 14. Februar beim Kaiser Verwahrung ein, ebenso gegen den Inhalt des Entwurfes selbst, der das Hin- und Herfallen unserer Politik den Feinden in gefährlicher Weise enthüllen mußte.

Am Abend des 15. Februar erhielt der Chef des Admiralstabes unvermutet vom Kaiser den Befehl, den uneingeschränkten Ubootskrieg nicht wie angekündigt, am 18. Februar, sondern erst auf besonderen Ausführungsbefehl zu beginnen. Zugleich wurden am 15. Februar die Ubootskommandanten angewiesen, neutrale Schiffe im Sperrgebiet zu schonen. Ferner traf ein Telegramm des Kabinettschefs ein folgenden Inhalts: Der Kaiser wollte eine umgehende telegraphische Meldung darüber haben, ob und in welchem Maße eine Gewähr dafür übernommen werden könnte, daß innerhalb 6 Wochen nach Beginn des neuen Handelskrieges England zum Einlenken gezwungen sein würde. Meine Stellungnahme sei in der Antwort mitzutelegraphieren.

Bei dem übergroßen Entgegenkommen, welches unsere später (am 17. Februar) abgesandte Antwortnote Amerika bewies, lag der Schwerpunkt in der Aufforderung, die amerikanische Regierung möchte einen Weg finden, um die Beachtung der Londoner Deklaration auch von seiten Englands zu erlangen; dann würde die deutsche Regierung aus der so geschaffenen neuen Sachlage gern die Folgerungen ziehen. Das hieß mit anderen Worten, wir würden dann sogar die Verwendung von Ubooten nicht nur gegen den neutralen Frachtraum im Sperrgebiet, sondern auch gegen den feindlichen Frachtraum selbst aufgeben. Dieser Auffassung, daß es unser Ziel sein müßte, England auf den Boden der Londoner Deklaration zu bringen, stand ich, wie schon gesagt, nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber, und so erging folgendes Telegramm nach Lötzen: „Staatssekretär und Admiralstabschef sind überzeugt, daß England 6 Wochen nach Beginn des neuen Handelskrieges einlenken wird, wenn es gelingt, von Anfang an alle für diese Kriegführung verwendbaren Machtmittel energisch einzusetzen.“ Wir hatten uns über das Telegramm des Kabinettschefs und die zu erteilende Antwort des längeren den Kopf zerbrochen. Wir gewannen die Überzeugung, man wollte uns durch die Anfrage wegen der 6 Wochen zu einer verneinenden Antwort zwingen und dann den Rückzug vor Amerika ausschließlich durch unser Votum rechtfertigen. Ich entsinne mich noch der Worte des Admirals v. Capelle: „Auf eine dumme Frage gehört eine dumme Antwort.“ In der Tat war es eine unbillige

und allen militärischen Grundsätzen widersprechende Forderung, daß man uns auf eine solche zeitlich begrenzte Frist festlegen wollte; andererseits konnte in der Tat doch angenommen werden, daß bei der großen, damals noch durch keinerlei Gegenmittel gehemmten Wirkung einer wenn auch verhältnismäßig kleinen Zahl von Unterseebooten England veranlaßt würde, nachzugeben und auf den Boden der Londoner Deklaration zu treten. Wir sahen hier zum ersten Male jenes unselige Terminsetzen für kriegerische Operationen, das später noch so oft eine bedenkliche Rolle gespielt hat. Ich habe ein solches Verfahren stets für falsch gehalten, aber ebenso wie später wurde schon jetzt die Marine geradezu gewaltsam dazu gedrängt.

Natürlich war es nicht ausgeschlossen, daß England in hochmütiger Unterschätzung des Unterseebootskrieges vielleicht doch hartnäckig bleiben würde. In diesem Falle hätten wir den scharfen Ubootskrieg fortführen müssen; unserem eigenen Interesse wäre diese Lösung am dienlichsten gewesen. Der Ubootskrieg aber, wie er am 18. Februar begonnen wurde, namentlich mit der Einschränkung, daß dabei keine neutralen Schiffe zur Versenkung kommen dürften, mußte von vornherein ohne wirkliche Kraft bleiben, da die englischen Schiffe, was sie nach unserer sicheren Kenntnis vorher schon großenteils getan hatten, nun erst recht unter neutraler Flagge fuhren. Der von der britischen Admiralität ihren Kauffahrern empfohlene Flaggenmißbrauch war damit sehr wirksam geworden. Viele tapfere Ubootsbesatzungen sind diesen Anordnungen zum Opfer gefallen. Man möge sich nur des Baralongmordes erinnern.

Wir ließen die Kriegsgebietserklärung bestehen, behielten also die Amerika verstimmende Schale des Ubootskrieges bei, um der öffentlichen Meinung Deutschlands den Anschein von Haltung zu zeigen, höhlten aber durch die auf Veranlassung der politischen Leitung geänderten Befehle an die Ubootskommandanten den militärischen Kern heraus, handelten also stark mit dem Wort und schüchtern mit der Tat. Die Kriegsführung der Uboote war jetzt gemäß Bachmanns Vorhersage wirkungslos für den Endsieg des deutschen Volkes, bot aber noch Stoff genug für Zwischenfälle und Verärgerung mit Amerika.

Wie schon gesagt, waren Admiral Bachmann und ich, wenn wir auch die erlassene Ubootserklärung für verfrüht und der Form nach nicht für glücklich angesehen hatten, der Ansicht, daß, nachdem sie einmal

in die Welt herausgegangen war, Deutschland auf jede Gefahr hin festbleiben mußte.

Wenn wir auf die erste amerikanische Note höflich aber bestimmt ablehnend geantwortet hätten, so wäre nach meiner Überzeugung damals und später eine Kriegserklärung nicht erfolgt, ebenso kein Abbruch der Beziehungen. Amerika war noch nicht so verärgert und einseitig geworden, hatte noch Respekt vor uns und war noch nicht so sehr in seine Entente-Darlehen verwickelt. Der für Seerecht empfängliche Sinn der Amerikaner empfand selbst die unneutrale Haltung seines Landes als unbehaglich. Staatssekretär des Auswärtigen war noch der Pazifist Bryan. Es wäre Wilson damals unmöglich gewesen, sein Land feindlich gegen uns festzulegen. Darin lag für uns noch eine große Chance[1]. Auch für die damals vom Fürsten Bülow geführten Neutralitätsverhandlungen mit Italien wünschte unsere römische Botschaft telegraphisch „das unabänderliche Festhalten an unserem Standpunkt und die Aufrechterhaltung des Respekts vor der Kraft Deutschlands und seiner Flotte". Es war unerläßlich, von vornherein gegen Amerika eine offensive Notenpolitik hinsichtlich dessen unneutraler Haltung zu führen; gegen die Waffen- und Munitionslieferungen, die Handhabung der drahtlosen Telegraphie zuungunsten Deutschlands, die stillschweigende Anerkennung der völkerrechtswidrigen Blockade Englands, das Verfahren gegen unsere Auslandskreuzer oder gegen die neutrale Post usw. mußte Beschwerde über Beschwerde erhoben werden. Eine solche Politik Amerika gegenüber war ungefährlich, denn wir brauchten ja kein Ultimatum an den Schluß eines scharfen Protestes zu setzen. Wenn wir auch die im Krieg wachsende englisch-amerikanische Gemeinbürgschaft vielleicht nicht verhindert hätten, so wäre sie doch wahrscheinlich weniger gefährlich geworden. Wir hätten allen Elementen in den Vereinigten Staaten, welche der Richtung Wilsons widerstrebten, den Deutschen, Irländern, Quäkern, Baumwoll-Interessenten ein klares Stichwort gegeben, um welches sie sich hätten sammeln können. Die Methode, mit welcher wir die Amerikaner behandelten, schlug nie die richtigen Saiten an. Wenn wir sagten: „Ihr Amerikaner habt ja formell ganz recht, wenn ihr Munition usw. liefert, aber schön ist es nicht von euch," so bewirkten wir gerade das Gegenteil von dem, was wir

---

[1]) Vgl. auch unten S. 379 f.

wollten, wie die Folgezeit bewiesen hat, ganz abgesehen davon, daß tatsächlich die Umgestaltung Amerikas in ein Arsenal für unsere Feinde der Sache nach der unerhörteste Neutralitätsbruch war, den es gab. Zwischen Amerika und Deutschland lag sogar in dieser Hinsicht ein Sonderfall bereits vor. Im spanisch-amerikanischen Kriege hatten wir auf Vorstellung des amerikanischen Botschafters Andrew White ein mit Waffen für Kuba bestimmtes Schiff in Kuxhaven zurückgehalten.

Behandelten wir die Ubootsfrage mit kühler Folgerichtigkeit, so bereiteten wir den Boden für die Auffassung, daß es sich bei unserem Ubootskrieg nicht um eine Frage der Vergeltung für den Hungerkrieg handelte, wie leider von uns stets allein betont wurde, sondern um eine Berechtigung, die sich klar und unwiderleglich aus dem von England selbst zu Beginn des Krieges geschaffenen Völkerrecht zur See ergibt. Die neue Waffe konnte nicht in Auffassungen aus der Zeit der Segelschiffe vor hundert Jahren gepreßt werden, sondern hatte das Recht auf neue Normen. Glaubt jemand ernstlich, daß in einem zukünftigen Kriege andere Völker, die um ihr Dasein kämpfen, nicht in gleicher Weise wie wir sich der Ubootswaffe bedienen werden, selbst wenn neue völkerrechtliche Bestimmungen dies verbieten sollten?

Wir mußten spätestens im Februar 1915 erkennen, daß die Politik Wilsons erpresserische Züge aufwies. Wir hatten in dem ernsthaften Bestreben, neutrale Schiffe zu schonen, den Amerikanern angeboten, ihre Schiffe das Sperrgebiet passieren zu lassen, wenn sie einwandfrei als neutrale erkennbar würden (durch Geleitzüge). Amerika bezeugte nicht so viel guten Willen, hierauf einzugehen. Wenn englische Uboote in der Ostsee, sogar in schwedischen Territorialgewässern oder in der Adria unsere Handelsschiffe torpedierten, also genau dasselbe und Schlimmeres als wir taten, so regte das niemand in der Welt auf. Das ungeheure Buch der unbekümmertsten englischen Völkerrechtsbrüche blieb in Amerika zugeschlagen und ungelesen. Man starrte immer auf die Seite, worauf der deutsche Ubootskrieg stand. An dieser Ungerechtigkeit der Welt hatte die Schwächlichkeit unserer Politik, die den Eindruck des bösen Gewissens hervorrufen mußte, wesentlichen Anteil. Vergebens habe ich wiederholt beim Reichskanzler auf den Charakter der Wilsonschen Politik hingewiesen und dringend befürwortet, mit dieser Tatsache sich abzufinden. Dadurch aber, daß wir eine gerechte und grundsätzliche Stellung nach der anderen räumten, haben wir nur

erreicht, daß Wilson in seinen Ansprüchen und in seiner Taktik des Drohens immer weiter ging. Forderungen, die wir noch in den ersten Kriegsjahren bei ruhiger Festigkeit ohne Gefahr eines Bruches hätten ablehnen können, haben sich mehr und mehr zu Prestigefragen verhärtet. Während unser Ansehen bei allen seefahrenden Nationen unermeßlichen Schaden erlitt, weil ihnen unser eigner Glaube an den Sieg erschüttert schien, haben wir Wilson immer mehr auf einen Standpunkt heraufgeschraubt, dessen Behauptung ihm schließlich zur Ehrensache geworden ist. Von den praktischen Vorteilen, die uns bei einer nachgiebigen Haltung von Bethmann, Helfferich, Graf Bernstorff u. a. eifrig in Aussicht gestellt wurden, ist uns nicht ein einziger zugefallen. Amerika hat uns auch nie wirklich greifbare Konzessionen gemacht. Bei der deutschen Illusionsfähigkeit kam es ohne solche aus. Mit dem Sinken unseres eigenen Prestiges und des Glaubens der Neutralen an unsern Sieg wurde auch der für uns allein richtige Weg einer politischen Neuwendung zu Japan und Rußland, je länger der Krieg dauerte, um so mehr erschwert.

3

Am 7. Mai 1915 wurde die „Lusitania" torpediert, ein englischer Personendampfer, der zugleich als Hilfskreuzer in der britischen Marineschiffsliste stand. In frevelhaftem Leichtsinn hatten sich trotz der Warnung unseres Botschafters auf diesem bewaffneten und schwer mit Munition beladenen Kreuzer amerikanische Bürger eingeschifft, die bei der Versenkung ums Leben kamen. Der Kommandant des Ubootes, welches die „Lusitania" torpedierte, hat übrigens den angegriffenen Dampfer erst als „Lusitania" erkannt, als das Schiff unterging und sich zur Seite legte. Da er das Schiff von vorn angriff, konnte er die Zahl der Masten und Schornsteine vorher nicht erkennen. Nachdem der Torpedo getroffen hatte, erfolgte eine zweite Explosion im Innern des Schiffes durch die an Bord befindlichen Munitionsmassen. Durch diesen Umstand allein trat das sofortige Sinken der „Lusitania" und der große Verlust an Menschenleben ein. Ich war zu der Zeit in Berlin und telegraphierte am 9. Mai ins Hauptquartier, es wäre jetzt dringende Staatsnotwendigkeit, den Rechtsstandpunkt zu wahren; Entgegenkommen gefährde unsere Stellung mehr als Festigkeit. Man konnte die Menschenleben bedauern, mußte aber zu unserem guten Recht stehen. Dann erhöhte sich unser Prestige in Amerika, und die

Kriegsgefahr wurde dadurch am stärksten vermindert. Am 12. Mai antwortete mir der Kabinettschef, daß der Kaiser mit meinem Standpunkt einverstanden wäre. Am 15. Mai erhielten wir die erste amerikanische „Lusitania“-Note, welche die Mißbilligung der Torpedierung durch uns und entsprechenden Schadenersatz verlangte. Wir antworteten hinzögernd. Es begann erneut ein wochenlanges Hin- und Herberaten zwischen den verschiedenen Reichsstellen. Am 31. Mai fand in Pleß eine allgemeine Besprechung darüber unter dem Vorsitz des Kaisers statt. Admiral v. Müller teilte Admiral Bachmann und mir gleich bei der Ankunft mit, der Reichskanzler lehnte die Verantwortung für die Führung des Ubootskrieges in der bisherigen Form ab. Der Gesandte v. Treutler und General v. Falkenhayn wären derselben Ansicht wie der Kanzler. Der Chef des Admiralstabs und ich vertraten dagegen den Standpunkt, daß das Verlangen des Reichskanzlers, den Ubootskrieg so zu führen, daß keine politischen Konflikte entständen, militärisch nicht durchführbar wäre. Seine Majestät müßten daher entscheiden, ob der Ubootskrieg überhaupt geführt werden sollte oder nicht. Der Kaiser stimmte unserer Auffassung zu und sagte, wenn der Kanzler nicht die Verantwortung übernehmen wollte, den Ubootskrieg überhaupt aufzugeben, so bliebe es bei den bisherigen Befehlen. Das Ergebnis der Beratung war also ein Befehl an die Ubootskommandanten, der einen erneuten zusammenfassenden Hinweis auf die bereits früher angeordnete Schonung der Neutralen enthielt, die Versenkung englischer Schiffe dagegen ohne Ausnahme bestehen ließ.

Schon am 2. Juni aber übersandte der Reichskanzler ein Ersuchen an den Chef des Admiralstabes, auch die Schonung „feindlicher“ großer Passagierdampfer anzuerkennen. Davon war in der Besprechung vom 31. Mai nicht die Rede gewesen. Admiral Bachmann trug seine Gegengründe vor, die vom Reichskanzler aber nicht anerkannt wurden. Herr v. Bethmann rief daraufhin eine neue Entscheidung des Kaisers über die militärische Führung des Ubootskrieges an, ohne uns heranzuziehen. Am 5. Juni erging demgemäß vom Kaiser der Befehl, Passagierdampfer, auch solche des Feindes, nicht zu versenken. Ein Telegramm mit kurzer Darlegung der Gegengründe, in letzter Stunde vom Chef des Admiralstabes und mir an den Kaiser abgesandt, blieb unberücksichtigt.

Der Kanzler hatte nicht die Entschlußkraft, den Ubootskrieg ganz

aufzugeben. Aber er wollte ihn doch scheinbar führen, um der deutschen öffentlichen Meinung gegenüber das Gesicht zu wahren. In Wirklichkeit aber konnten nach diesem Befehl große Dampfer überhaupt nicht mehr angegriffen werden, denn für die Uboots-Kommandanten war die Unterscheidung zwischen Passagier- und Frachtdampfer in den allermeisten Fällen unmöglich. Sowohl Admiral Bachmann wie ich reichten wegen des Geschäftsverfahrens des Reichskanzlers unseren Abschied ein, der aber, und zwar bei mir in ungnädigster Form, abgelehnt wurde.

Am 2. Juni berichtete unser Botschafter aus Washington über eine Audienz bei Wilson, der ihm gesagt hätte, daß sein Bestreben auf gänzliche Aufhebung des Ubootskrieges ginge. Wir sollten durch seine Preisgabe einen Appell an die öffentliche politische Sittlichkeit richten, da nur durch eine Verständigung hierüber, nicht mehr durch die Waffen, der Krieg endgültig entschieden werden könnte. Graf Bernstorff empfahl dringend, darauf einzugehen, dann wäre Aussicht auf ein Waffenausfuhrverbot vorhanden, andernfalls würde möglicherweise ein Abbruch der diplomatischen Beziehungen erfolgen und eine Steigerung der Waffenausfuhr ins Ungemessene. M. E. übersah der Botschafter hierbei, daß die amerikanische Kriegsindustrie sich, soviel überhaupt in ihrem Vermögen stand, trotzdem steigern würde und daß es eine utopische Hoffnung war, von Amerika ein Sonderverbot für Waffenausfuhr zu erlangen.

Anfang Juni ging endlich die Antwort des Auswärtigen Amts auf die amerikanischen Lusitania-Forderungen ab. Diese veranlaßte eine neue amerikanische Note, welche zwar unfreundlich und ablehnend, aber doch so gehalten war, daß eine Beantwortung nicht formell erforderlich war. Damit war die Angelegenheit vorläufig erledigt. Wir führten den Ubootskrieg nach einer Methode weiter, bei der er nicht leben und nicht sterben konnte.

Eine große Zahl mir bekannter Herren, die mit amerikanischen Verhältnissen eingehend vertraut waren, äußerten die bestimmte Ansicht, daß unsere Notenpolitik Wilson und seinen Hintermännern gegenüber grundsätzlich falsch wäre. Selbst solche, die im übrigen ihren ganzen Einfluß aufboten, um mit England und Amerika zu baldiger Verständigung zu kommen, stimmten mit dem bureaukratisch-juristischen Wege, den das Auswärtige Amt immer wieder einschlug, nicht überein.

So schrieb Herr Ballin am 1. August 1915 in bezug auf unsere Antwortnote wegen des Lusitaniafalles:

„Ich befinde mich auch jetzt noch in bezug auf die weitere Behandlung dieser amerikanischen Angelegenheit im vollsten Gegensatz zu der Auffassung der Wilhelmstraße. Die letzte Note hätte sofort, d. h. also innerhalb 24 Stunden beantwortet werden müssen, und die Beantwortung war so leicht. Man hätte einfach zu sagen gehabt: „Die Kaiserliche Regierung bedauert lebhaft, aus der Note, welche Euer Exzellenz im Auftrage Ihrer Regierung mir zu übermitteln die Güte hatten, zu ersehen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht gewillt ist, das weitgehende Entgegenkommen anzuerkennen, welches die Kaiserlich deutsche Regierung in ihrer letzten Antwortnote bekundet hat. Die Kaiserlich deutsche Regierung kann unter diesen Umständen nur den Wunsch aussprechen, daß die Bürger der Vereinigten Staaten in entsprechender Form von ihrer Regierung gewarnt werden, sich auf Schiffe zu begeben, welche zur Flagge feindlicher Mächte gehören und die von der deutschen Regierung bezeichnete Kriegszone zu passieren beabsichtigen."

Meines Erachtens hätte, wie gesagt, innerhalb 24 Stunden eine derartige kurze Antwort dem Mr. Gerard zugestellt werden müssen. Daß wir wieder vierzehn Tage brüten, bringt die Amerikaner zu dem Eindruck, als hätten die deutschen verantwortlichen Männer wieder die Hosen voll. Daß die Leute in Washington Hemdsärmelpolitiker sind, weiß man doch, und die Behandlung solcher amerikanischer Angelegenheiten müßte sich auf die Psyche dieser Nation einstellen."

Soweit Ballin, doch möchte ich auch einen Vertreter der gegenteiligen Auffassung zum Wort kommen lassen. Staatssekretär Helfferich schrieb am 5. August 1915 an den Reichskanzler, um anzuregen, daß der Ubootskrieg während einiger Wochen, unter Umständen auch drei Monate lang noch weiter eingeschränkt werden sollte. Er glaubte, daß die amerikanische Regierung uns positiv eingeladen hätte, an der Freiheit der Meere mitzuarbeiten. Darum hoffte er, daß ein Rückzug unserseits vor der amerikanischen Note eine gemeinsame Front Amerikas und Deutschlands gegen England herstellen würde. Die Baumwollpflanzer würden einen so starken Druck auf Wilson ausüben, daß die deutsche Webindustrie vor Stillegung und Hunger bewahrt werden könnte. Wenn wir Wilson diese „good chance" böten, für seine Ideale einzutreten, so müßte er sie benutzen. Deutschland aber sollte, so

meinte Helfferich, seine Gegner einzeln erledigen, wie der Horatier der Sage die drei ihn verfolgenden Kuriatier, indem er nämlich einen geschickten Rückzug antrat und sie so teilte. Der Vorwurf der Schlappheit könnte der deutschen Regierung bei einem solchen Rückzug so wenig gemacht werden, wie dem Horatier. Helfferich nahm also an, daß der Prestigeverlust nicht zählte und daß die Weltmächte so töricht sein würden, wie die drei Kuriatier der Fabel.

Ich vermute, daß Ballin die Amerikaner besser zu behandeln verstanden hat, als Bethmann oder Helfferich. Jedenfalls haben wir nach dem Arabicfall noch sehr viel mehr zugegeben, als Helfferich vorschlug, aber nicht einen Baumwollballen bekommen. Überdies hatten wir Wilson schon beim ersten Notenwechsel im Februar 1915 Gelegenheit gegeben, eine derartige Interessengemeinschaft zu schließen, auf welche die unverwüstliche deutsche Illusionsfähigkeit Jahr um Jahr wartete, obwohl uns auch im besten Fall die Londoner Deklaration, dieses A und O der Juristen im Auswärtigen Amt, keine kriegsentscheidenden Vorteile gebracht hätte.

Im Ausschuß des Reichstages erklärte Staatssekretär v. Jagow am 15. August, daß wir uns durch Amerika im Ubootskrieg nicht beeinflussen lassen würden. Sobald aber der Reichstag im Wesentlichen erledigt war — geschlossen wurde er am 27. August — ging der Reichskanzler, unterstützt von Falkenhayn und Admiral v. Müller mit aller Macht darauf aus, die Einstellung des Ubootskrieges zu erwirken. Die Versenkung des englischen Dampfers „Arabic" wurde als Anlaß genommen, obwohl eine Ubootsmeldung über den Vorgang überhaupt noch nicht vorlag und ebensowenig eine amerikanische Beschwerde darüber. Wie Gesandter v. Treutler beim späteren Vortrag bei Seiner Majestät ausgeführt hat, kam es auf den Arabic-Fall selbst gar nicht an, sondern auf eine endgültige Verständigung mit Amerika.

Entgegen seiner mir am 7. August gemachten Zusage überrumpelte der Reichskanzler den Admiral Bachmann und mich mit der Entscheidung. Die Marine sollte vor eine abgemachte Tatsache gestellt werden. Ich wurde kurz vor Abgang des Nachtzuges am 25. August telegraphisch nach Pleß gerufen zum Vortrag am nächsten Morgen. Nur auf der kurzen Fahrt von Kattowitz nach Pleß konnte ich mich mit Admiral Bachmann in Verbindung setzen. In Pleß am 26. August

angelangt, hatten wir sofort kurze Besprechung beim Reichskanzler. Er bezeichnete auf Grund einer Meldung unseres Marineattachés in Washington und einer Äußerung des Botschafters Gerard die Lage als sehr ernst. Er, der Reichskanzler, könnte nicht dauernd auf Vulkanen wandeln. Es sollte an den Botschafter nach Washington telegraphiert werden, die Ubootskommandanten hätten bestimmten Befehl, keinerlei Passagierdampfer ohne Warnung und ohne daß den Passagieren und Besatzungen Gelegenheit zur Rettung gegeben sei, zu torpedieren. Die Frage des Schadensersatzes für „Lusitania" sollte einem Schiedsgericht unterbreitet werden. Wir müßten ferner die Vereinigten Staaten bitten, England zu veranlassen, sich auf den Boden der Londoner Deklaration zu stellen. Ich wies darauf hin, daß der Kanzler die Bedeutung der Londoner Deklaration offenbar überschätzte und daß ferner ein Schiedsgericht über den Lusitania-Fall mit aller Sicherheit zu unseren Ungunsten ausfallen würde, da internationale Festsetzungen über Uboote noch nicht beständen.

Bei der Besprechung wurde keine Einigung erzielt, und so folgte alsbald beim Kaiser der Vortrag, der durch die im geöffneten Nebenzimmer wartende Frühstückstafel abgekürzt war. Ich hob hervor, daß wir unter allen Umständen doch eine Meldung des Ubootskommandanten über die Versenkung des „Arabic" abwarten müßten, ehe Entscheidungen getroffen würden. Wenn Mißhelligkeiten mit Amerika zurzeit durchaus vermieden werden müßten, so könnten wir die Uboote für einen gewissen Zeitraum aus den englischen Gewässern überhaupt zurückziehen und nach dem Mittelmeer schicken, wie ich das dem Reichskanzler gegenüber schon in einer Besprechung vom 7. August erwähnt hatte. Im übrigen ließe sich meines Erachtens eine ausreichende Note für Amerika entwerfen, welche doch den Grundsatz des Ubootskrieges nicht aufgäbe. Bachmann, der über die Stimmung in Amerika günstige Nachrichten hatte, wies in dem gemeinschaftlichem Vortrage vor dem Kaiser darauf hin, daß eine öffentliche Erklärung, wie sie der Reichskanzler haben wollte, nicht nötig sei, da eine Anweisung der Uboote, Passagierdampfer zu schonen, tatsächlich bereits seit Anfang Juni bestände und nur geheimgehalten worden sei, da sie nicht im Einklang mit den Erklärungen in unseren Antwortnoten an Amerika stände. Gäbe man jetzt diese Erklärung öffentlich, so erklärte man damit die feindliche Behauptung der Unzulässigkeit des

Ubootskrieges für zutreffend. Man brauchte, wenn überhaupt etwas gesagt werden müßte, nur zu erklären, daß für die nötige Sicherung der Passagierdampfer im Ubootskriege gesorgt würde, das „Wie" wäre unsere Sache. Ein voreiliges Aufgeben des Ubootskrieges — und darauf liefe die vom Kanzler gewünschte Erklärung hinaus — müßte als ein Zeichen der Schwäche aufgefaßt werden und könnte nur ungünstig auf die Stimmung im Reiche und bei den Neutralen wirken. Trotz Widerspruch des Reichskanzlers und des Vertreters des Auswärtigen Amts, v. Treutler, entschied der Kaiser im Sinne des Vorschlages der Marinevertreter, wonach die Depesche an den Botschafter in Washington nicht abgehen sollte. Er befahl, daß zunächst vom Reichskanzler, dem Chef des Admiralstabes und mir eine nötigenfalls an die Vereinigten Staaten abzugebende Erklärung vorbereitet und ihm vorgelegt werden sollte.

Am nächsten Tage, 27. August, führte der Reichskanzler trotz dieser klaren Entscheidung einen neuen Entschluß des Kaisers in seinem Sinne herbei, ohne mich und den Chef des Admiralstabes irgendwie heranzuziehen. Diese letzte Entscheidung wurde uns am Nachmittag desselben Tages mündlich durch den Gesandten v. Treutler mitgeteilt mit dem Hinzufügen, daß eine entsprechende Depesche an den Botschafter in Washington schon abgegangen sei. Um diese Entscheidung zu befördern, war angeblich gerade im rechten Augenblick auch noch eine Depesche des Papstes eingetroffen, die uns in dieser Richtung drängte. „Jetzt fressen sie uns aus der Hand", erklärte Gerard am 27. August; er schätzte offenbar unsere Diplomaten gering ein und wußte, daß Amerika mit ihnen alles machen könnte. Zu Amerikanern hatte er, nach Mitteilung eines Amerikaners, schon am 24. August auf Grund eines Anerbietens v. Jagows gesagt: „Amerika wird es gut aufnehmen; ich bin nur neugierig, wie es Deutschland aufnehmen wird. Jetzt muß entweder Tirpitz den Abschied nehmen oder Jagow." Bereits am 27. August erschienen in englischen und amerikanischen Zeitungen Artikel in dem Sinne „Tirpitz exit". Diese Nachrichten waren also von der deutschen Zensur, mit anderen Worten vom Auswärtigen Amt durchgelassen worden, noch ehe die kaiserliche Entscheidung vorlag. Damit war der Ubootskrieg zunächst erledigt, ein schallendes Triumphgeschrei Amerikas und unserer Feinde die Folge. Deutschland hatte in ungewöhnlichem Maß an Prestige eingebüßt. Die neutrale Welt war erfüllt

von dem Zurückweichen Deutschlands, während die Stellung Wilsons überall und namentlich in Amerika in die Höhe schnellte.

Auf Grund dieses Überrumplungsverfahrens des Reichskanzlers habe ich am 27. August Seine Majestät um Ablösung von meinem Posten als Staatssekretär gebeten, wobei ich mich zu jeder anderen Verwendung als Soldat zur Verfügung stellte. Am 30. August wurde mein Gesuch abschlägig beschieden. „Andererseits", so hieß es in der Kabinettsorder, „ist Mir bei diesen wie bei vielen vorangegangenen Fällen die Überzeugung geworden, daß ein Zusammenarbeiten des Reichskanzlers mit Ihnen in den Marinefragen, welche das Gebiet der Auswärtigen Politik berühren — und das sind so ziemlich alle Fragen der Seekriegsführung — ausgeschlossen ist". Auf meine regelmäßige beratende Mitwirkung auf diesem Gebiet müßte daher verzichtet werden. „Sie von der Stellung als Staatssekretär des Reichsmarineamts zu entbinden, lehne ich aber auf das allerbestimmteste ab. Sie können nicht im Zweifel darüber sein, daß ein Wechsel in dieser Stellung während des Krieges — ganz besonders bei den augenblicklichen Personalverhältnissen im Reichsmarineamt — nicht nur empfindliche Nachteile für das Arbeiten der ganzen Marine haben muß, sondern daß das Ausscheiden Ihrer Person aus dem Amte im gegenwärtigen Augenblick die bedenklichsten Folgen im In- und Auslande zeitigen würde, die zu vermeiden Meine wie Ihre heilige Pflicht ist. Zudem kann ich einem Offizier im Kriege nicht gestatten, auf Grund von Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Verwendung der Seestreitkräfte, über die Ich als oberster Kriegsherr in letzter Linie und mit vollem Bewußtsein meiner Verantwortung entscheide, seinen Abschied zu erbitten."

Nachdem ich erklärt hatte, daß der Inhalt dieser Kabinettsorder mein Verbleiben im Amt unmöglich machte, wurde mir vom Kaiser eine kurze Privataudienz bewilligt und zugleich eine Remedurorder zugesichert. Ich erhielt also am 19. September 1915 die kaiserliche Zusage, daß es durchaus in der Absicht des Kaisers läge, meine „Ansichten über alle wichtigen marinepolitischen Fragen einzuholen". Daraufhin habe ich mich entschlossen, nicht auf meiner Enthebung zu bestehen. Eine große Zahl von Politikern und sehr hohe Personen hatten mich in der gleichen Richtung bestürmt.

Admiral Bachmann jedoch, der gegen die Überrumpelung des Kaisers

durch den Reichskanzler protestiert hatte, wurde abgelöst und durch Admiral z. D. von Holtzendorff ersetzt. Admiral von Holtzendorff war nach dem Kaisermanöver von 1912 in den Ruhestand getreten. Er hatte sich vor seiner Ernennung bei mehrfachen Gelegenheiten für den Standpunkt des Herrn von Bethmann ausgesprochen. Er erhielt die Anweisung, seinen Aufenthalt regelmäßig nicht im Hauptquartier, sondern in Berlin zu nehmen, wie sich dasselbe in jener Zeit auch für mich aus den Verhältnissen ergab.

4

Es wird von Wert sein, zu sehen, wie sich der Ubootskrieg vom Standpunkt der Flottenleitung entwickelte, welche, abgesehen von dem Mittelmeer, von Flandern und von der Ostsee, mit seiner Führung betraut war. Der damalige Chef des Stabes beim Flottenkommando hat mir hierüber folgende tabellarische Mitteilungen gemacht.

4. II. 15. Erklärung des Kriegsgebiets.

14. II. 15. Ersuchen aus zwingenden politischen Gründen, den entsandten Ubooten funkentelegraphischen Befehl zu geben, vorläufig Schiffe mit neutralen Flaggen nicht anzugreifen. (Befehl war nach damaligem Stand der Uboots-Funkentelegraphie nicht ausführbar, da Boote schon weit weg waren. Im übrigen fuhr damals jedes Schiff unter neutraler Flagge.)

15. II. 15. Befehl aus dem Hauptquartier, U- und Handelskrieg gegen Neutrale nicht 18. Februar, sondern erst auf besonderen Ausführungsbefehl beginnen. Infolge dieses Befehls mußten die Boote der nächsten Ablösung zurückgehalten werden, also eine Pause eintreten.

18. II. 15. Für die dänische und schwedische Schiffahrt wird ein Streifen zwischen Lindesnäs und Tyne freigegeben, in dem nicht verseucht und versenkt werden darf.

20. II. 15. Ausführungsbefehl für Nordsee und englischen Kanal. Amerikanische und italienische Flagge soll auch in diesen Gebieten geschont werden. Ein freier, gesicherter Streifen für die Skandinavier nach England wird vorgesehen.

22. II. 15. Ausführungsbefehl für Westküste. Vorsicht gegen amerikanische und italienische Flagge besonders empfohlen.

7. III. 15. Der freie Streifen für Skandinavier wird aufgehoben, derselbe soll aber nicht durch Minen verseucht werden; er bleibt sachlich also fast ungefährdet.

30. III. 15. Der freie Streifen wird ganz aufgehoben.

2. IV. 15. Nach Verlust einiger Uboote durch Ubootsfallen: Sicherheit der Fahrt der eigenen Boote geht allen anderen Rücksichten voran. Auftauchen der Boote nicht mehr erforderlich.

18. IV. 15. Neue Warnung zur Schonung der Neutralen.

24. IV. 15. Desgleichen.

7. V. 15. „Lusitania"-Fall. In der Flotte als großer Erfolg angesehen. Englischer, also feindlicher Dampfer, dem keine der bisherigen Einschränkungen zustand, außerdem armiert. Kommandant ins Hauptquartier gerufen, vom Kabinettschef sehr ungnädig behandelt.

6. VI. 15. Befehl, keine großen Passagierdampfer anzugreifen, auch nicht feindliche.

26. VI. 15. Flottenchef schreibt an Admiralstab:

„Meiner Ansicht nach, die von der ganzen Flotte geteilt wird, dürfen wir im Ubootskrieg keine Nachgiebigkeit zeigen. Gründe:

1. Jedes Zurückweichen von der Kriegsgebietserklärung muß als politische Niederlage angesehen werden.
2. Absicht der Kriegsgebietserklärung war, Englands Import und Export zu treffen, nicht Vernichtung bestimmter Schiffe. Schonung und Entschädigung der Neutralen für Versenkungen zieht Handel unter neutraler Flagge nach England geradezu groß.
3. Nachgeben gibt der feindlichen Behauptung Nahrung, daß die beabsichtigte Kriegsführung barbarisch wäre.
4. Nur energische Durchführung des Ubootskrieges verwandelt Vorzüge der insularen Lage Englands ins Gegenteil. Auch für Deutschlands künftige Entwicklung von ungeheurer Bedeutung. Zurückweichen gibt die Wirkung der Uwaffe gegen England aus der Hand."

Flottenchef bittet, seine Gründe persönlich gegenüber der politischen Leitung vertreten zu dürfen, da er Verantwortung für die Führung des Ukrieges von vornherein übernommen. Die persönliche Vertretung des Flottenchefs wird abgelehnt, dafür der Führer der Uboote und ein Ubootskommandant zur Auskunfterteilung zum Reichskanzler befohlen.

19. VIII. 15. „Arabic"-Fall. Graf Bernstorff erklärt in Amerika, Kommandant würde bestraft. (Ubootskommandanten werden erneut auf Innehaltung der befohlenen Beschränkungen hingewiesen.)

27. VIII. 15. Befehl, bis Lage klargestellt, keine weiteren Uboote zum Handelskrieg auszusenden.

30\. VIII. 15. Befehl, bis auf weiteres auch keine kleinen Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der Besatzung zu versenken.

1\. IX. 15. Flottenchef telegraphiert an Kabinettschef für den Kaiser, daß dieser Befehl nur mit äußerster Gefährdung der Uboote durchzuführen sei, die er nicht vertreten könne; stellt daher seine Stellung zur Verfügung. Antwort vom Kabinettschef, nach der Seine Majestät sich Einsprüche des Flottenchefs gegen Allerhöchsten Befehl verbitten müßte.

18\. IX. 15. Gesamtlage erfordert, daß für nächste Wochen jede Möglichkeit für Verstöße gegen die Ausführungsvorschriften des Ubootskrieges vermieden würden. Daher Befehl, jede Art Ubootskrieg an Westküste und Kanal einzustellen, in der Nordsee nur Ubootskrieg nach Prisenordnung zu führen. Praktisch gänzliches Aufhören jeder Ubootsverwendung.

So weit die Eindrücke von der Flotte aus. Ordre, Kontreordre, Desordre!

Wenn man diese Befehle und Gegenbefehle mustert, die zum Teil unausführbar waren, und ferner den Umstand bedenkt, daß sie erst durch die verschiedenen Kommandos an die einzelnen Ubootskommandanten gelangten, so wird man verstehen können, welche Verwirrung und Erbitterung sich bei diesen herausbilden mußte durch das unaufhörliche und sich oft widersprechende Eingreifen der politischen Leitung und des Kabinetts. Eigene Tatkraft, Auffassung der Kameraden und wohl auch diejenige der unmittelbaren Vorgesetzten drängten zur Leistung. Bestrafung und Kriegsgericht drohten den tapferen Ubootskommandanten, wenn sie die unklaren Befehle mißverstanden oder irgendwelche politischen Schwierigkeiten sich zeigten.

Wie anders hat England in ähnlichen Fragen der Seemacht verfahren! Seit Jahrhunderten gilt dort der Grundsatz, daß alle Handlungen der britischen Seeoffiziere nach außen gedeckt wurden, wenn sie nur energisch waren.

5

Im Dezember 1915 wurde zwar die österreichische Regierung, die im „Ancona"-Fall einen bemerkenswerten und wohlbegründeten Achtungserfolg über Wilson davongetragen hatte, durch das deutsche Auswärtige Amt zum Pater peccavi veranlaßt. Ungefähr gleichzeitig aber war in der Auffassung der deutschen Heeresleitung bezüglich des Ubootskrieges eine Änderung eingetreten. Die Armeefronten waren

erstarrt und eine Entscheidung des Krieges immer schwieriger geworden. Wohl unter diesem Eindruck fanden auf Ersuchen der Heeresleitung am 30. Dezember 1915 und am 5. Januar 1916 Sitzungen über den Ubootskrieg im Kriegsministerium statt. General v. Falkenhayn teilte mit, daß, nachdem Bulgarien jetzt auf unsere Seite getreten wäre, er den unbeschränkten Ubootskrieg annehmen wollte, wenn die Marine Erfolg gewährleiste. Falkenhayn hatte — nach seiner Angabe — im Herbst 1915 den Reichskanzler in der Bekämpfung des Ubootskrieges unterstützt, weil er auf Grund der Angaben des Auswärtigen Amts gefürchtet hatte, daß Bulgarien sich dadurch abhalten lassen könnte, uns beizutreten. Mitteilungen von Enver, Äußerungen von Radoslawow und vom Botschafter v. Wangenheim bestreiten übrigens diese Annahme aufs entschiedenste[1]).

Bei der Sitzung im Kriegsministerium führte ich die Möglichkeit und Ausführbarkeit des Ubootskrieges aus. Ich empfahl anstatt der früheren Kriegsgebietserklärung eine Art Sperrung des Handelsverkehrs mit England. Admiral v. Holtzendorff bezeichnete die Eröffnung des Ubootskrieges als eine Erlösung für die Marine, empfahl aber, ihn erst am 1. März zu beginnen. Über den Entschluß zum Ubootskrieg und den Anfangstermin wurde zwischen Falkenhayn, Holtzendorff, dem Kriegsminister Wild v. Hohenborn und mir völlige Einigung erzielt.

Die mündliche Stellungnahme Holtzendorffs für die Verwendung des Ubootskrieges wurde bestätigt durch eine Denkschrift des Admiralstabs vom 7. Januar. Wenn wir die Einschränkung beim Ubootskrieg fallen ließen, so hieß es da, könnte auf Grund der früheren Erfahrungen in sichere Aussicht gestellt werden, daß der englische Widerstand in längstens einem halben Jahre gebrochen würde. Die amerikanische Gefahr wurde anerkannt, aber ausgeführt, daß, wenn nicht bis Herbst 1916 eine für Deutschland günstige Entscheidung erzwungen werde, dann die Hoffnung auf einen Friedensschluß schwinde, der Deutschland für die nächsten Jahrzehnte ein gesichertes, wirtschaftlich entwicklungsfähiges Dasein bringen könnte. Eine weitere Denkschrift des Admiralstabs ähnlichen Inhalts vom 12. Fe-

[1]) Eine holländische Pressemeldung aus der zweiten Hälfte August 1915 besagte, daß Bulgarien gezögert hätte, das Bündnis mit uns zu schließen, als es sah, wie wir nach dem Arabic-Falle vor Amerika und England Kotau machten.

bruar 1916 ging an eine größere Zahl wirtschaftlicher Sachverständiger, die sich sämtlich zustimmend äußerten und im Allgemeinen in der **sofortigen** Aufnahme des unbeschränkten Ubootskrieges die einzige und letzte Chance für Deutschland erblickten.

Meinerseits wurde im Februar 1916 eine Denkschrift über die Notwendigkeit und Ausführbarkeit des Ubootskrieges an den Chef des Generalstabes übersandt[1]). Über diese Denkschrift sowie über die ganze Ubootsfrage hatte Kapitän Widenmann in meinem Auftrage mit General v. Falkenhayn am 11. und 12. Februar eine eingehende Unterredung im Hauptquartier. Falkenhayn sagte etwa: „Wir sind alle darüber einig, daß England bis zur Entscheidung kämpfen will. Die Entscheidung liegt im Besitz Belgiens. Geben wir Belgien heraus, so sind wir verloren. Ich habe mich für den Ubootskrieg entschieden und rechne bestimmt auf seine Ausführung. Ich werde mich voll für ihn einsetzen und ihn durchsetzen."

In schroffem Gegensatz zu der Anschauung des Kanzlers war ich mir schon damals darüber klar, daß eine weitere Verzögerung des Ubootskrieges die höchste Gefahr mit sich brächte, und habe die erwähnte Denkschrift mit folgenden Sätzen geschlossen, die sich zum Unglück Deutschlands später als richtig erwiesen haben: „Unbedingt notwendig ist die alsbaldige und rücksichtslose Einsetzung der Ubootswaffe. Ein längeres Hinausschieben des ungehemmten Ubootskrieges würde England Zeit zu weiteren militärischen und wirtschaftlichen Abwehrmaßregeln lassen, würde unsere Verluste später nur erhöhen und den baldigen Erfolg in Frage stellen. Je eher die Ubootswaffe eingesetzt wird, desto eher wird der Erfolg eintreten, desto rascher und energischer wird Englands Hoffnung, uns durch einen Erschöpfungskrieg niederzuringen, vereitelt werden. Mit England ist aber auch der Koalition unserer Gegner das Rückgrat gebrochen."

Eine große Zahl von Korporationen und Persönlichkeiten war in dieser Zeit an den Reichskanzler zwecks Befürwortung des Ubootskrieges herangetreten. Unter diesen möchte ich ein Schreiben Hugo Stinnes' an den Kanzler anführen, das nach eingehender Information in Schweden zu fast gleicher Zahlenrechnung kommt, wie meine Denkschrift. Diese Eingaben von Politikern und anderen Persönlichkeiten

---

[1]) Eine ähnliche Denkschrift war vorher an den Reichskanzler gegangen.

in beachtenswerten Stellungen waren in keiner Weise von mir veranlaßt worden.

Am 23. Februar hatte ich in Wilhelmshaven zufällig Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, wie ich mit Freuden vernommen hätte, daß ein ernstlicher Krieg gegen den englischen Frachtraum in Aussicht genommen würde. Die Frachtraumfrage wäre zur Entscheidungsfrage des ganzen Krieges geworden, und es dürfte nicht gezögert werden. Es handelte sich für das Deutschtum um einen Daseinskampf. Die kleinen neutralen Staaten ergäben keine wesentliche Gefahr. Der Kaiser müßte zu einem Entschluß kommen.

Der entscheidende Vortrag beim Kaiser fand am 6. März 1916 statt, und zwar, trotz der obenerwähnten Remedurorder, ohne meine Hinzuziehung. Ich habe, als ich nichtamtlich Nachricht von einer bevorstehenden Sitzung erhielt, bei Admiral v. Müller anfragen lassen, ob der Kaiser mich zu den Besprechungen erwartete. Admiral v. Müller gab hierauf die Antwort: „Nein, Seine Majestät hat die Anwesenheit des Herrn Staatssekretärs nicht befohlen.“ Der Reichskanzler, Falkenhayn, Holtzendorff waren anwesend. Der Ubootskrieg wurde gegen Falkenhayns Votum auf unbestimmte Zeit vertagt. Am 8. März habe ich mich erkrankt gemeldet und erhielt mit wendender Post telegraphisch angekündigt die Aufforderung, meinen Abschied einzureichen. Ich sandte darauf folgendes Gesuch ab:

Berlin, den 12. März 1916.

„Euerer Majestät habe ich mit vollen Kräften gedient, um das Lebenswerk Euerer Majestät zu fördern, dem deutschen Volk den Weg über die See und in die Welt zu weisen.

In dem Entscheidungskampf gegen die Feinde, die uns diesen Weg der nationalen Entwicklung mit dem Schwert vertreten wollen, haben Euere Majestät meinem Rate nicht folgen können.

Den Einfluß, den Euere Majestät mir wiederholt allergnädigst zugesichert hatten, habe ich bei den letzten großen Entscheidungen über die Anwendung unserer Seemacht nicht mehr ausüben können.

Mein Amt, Euerer Majestät Regierung vor dem Volk in den Fragen der Seegeltung zu vertreten, vermag ich nicht mehr pflichtmäßig zu versehen. Die schwere Sorge, das Lebenswerk Euerer Majestät und die nationale Zukunft Deutschlands auf dem betretenen Wege

zusammenbrechen zu sehen, macht es mir klar, daß meine Dienste Euerer Majestät Regierung nicht mehr von Nutzen sein konnten.

Meine frühere Bitte, mich von meinen Pflichten zu entheben, haben Euere Majestät nicht zu genehmigen geruht.

Die Zermürbung meiner seelischen Kräfte durch die in letzter Zeit gesteigerten inneren Kämpfe, unter denen ich gestanden habe, machte es für mich jedoch unabweislich, Euerer Majestät zu melden, daß ich die Geschäfte des Staatssekretärs des Reichsmarineamts nicht mehr zu führen vermag.

Nach Euerer Majestät allergnädigsten Entschließung darf ich nunmehr alleruntertänigst bitten, mir den Abschied aus meinem Amt als Staatssekretär in Gnaden zu bewilligen."

Am 17. März erhielt ich den Abschied. Admiral v. Capelle wurde mein Nachfolger. Er war im Sommer 1915 entschiedener Anhänger des Ubootskrieges. Vor Übernahme seines Amtes hatte er sich jetzt aber verpflichten müssen, in allen maritim-politischen Fragen sich dem Reichskanzler anzuschließen. Dazu wurde der Ubootskrieg gerechnet.

Meine Stellung beim Kaiser und Kanzler war im März 1916 so verbraucht, daß ich damit rechnen mußte, nächstens durch irgendeine beliebige Veranlassung zum Gehen gezwungen zu werden. Schwere Kränkungen hatte ich schon vorher über mich ergehen lassen müssen. Ich erbat den Abschied, nachdem meine nächsten Berater zur Überzeugung gekommen waren, er wäre jetzt nicht mehr aufzuschieben, da meine Ausschaltung entgegen allen Zusicherungen mir die Möglichkeit ersprießlichen Wirkens endgültig abschnitte. Ebenso hatte ich aus der Umgebung des Kaisers gehört, daß mein Verhältnis zu ihm als unwiederherstellbar betrachtet würde. Ich sah uns zum Abgrund rollen und konnte die Vertretung vor dem Reichstag und die Verantwortung vor der Nation für das Wagnis einer weiter hinzögernden Kriegsführung nicht mehr tragen. Trotzdem nahm ich meinen Rücktritt nicht leicht, da ich die Gewißheit besaß, daß er die Siegeszuversicht der Feinde beleben würde. Ich hatte dem Kaiser angeboten, meinen Abgang durch Krankheitsgründe unauffälliger zu gestalten; doch wurde diese Handhabe nicht ergriffen, und ich konnte den Eindruck des Ereignisses nur dadurch mildern, daß ich

die mir von weitesten Kreisen zugedachten Ehrungen ohne Rücksicht auf die Gefühle der Demonstranten im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Marken unterdrückte.

Hätte ich vorausgesehen, daß die Schlacht am Skagerrak meine Stellung wieder stärken und daß Hindenburg und Ludendorff an die Spitze kommen sollten, so würde ich wohl allen Demütigungen zum Trotz versucht haben, auszuharren; und dann würde bei Bethmanns im Herbst 1916 so erschütterter Stellung möglicherweise die Polenproklamation unterblieben, der Friede mit dem Zaren kräftiger angestrebt und der Ubootskrieg noch rechtzeitig begonnen worden sein. Aber wer will der Vorsehung in die Karten blicken?

6

Am 24. März 1916 wurde der französische Dampfer „Sussex" torpediert. Auf eine entsprechende Anfrage der Vereinigten Staaten wurde vom Admiralstab am 10. April vor Eintreffen der Meldung des betreffenden Ubootskommandanten geantwortet, daß die deutsche Regierung annehmen müßte, daß die Beschädigung des „Sussex" auf eine andere Ursache als den Angriff eines deutschen Ubootes zurückzuführen sei. Nachher traf aber die Meldung ein, daß die „Sussex" doch von einem unserer Uboote torpediert worden war. Der Dampfer war nach Meldung des besonders erfahrenen und umsichtigen Ubootskommandanten wie ein Kriegsschiff gestrichen, und auf seinem Deck befand sich eine große Anzahl englischer Truppen in Uniform. Der Kommandant des Ubootes glaubte daher auch formell im Recht zu sein.

Auf unsere Note vom 10. April, deren tatsächliche Unrichtigkeit von Amerika nachgewiesen wurde, erfolgte die bekannte amerikanische Niederboxungsnote vom 20. April, die ein unverzügliches Aufgeben der bisherigen deutschen Methode des Ubootskrieges verlangte und mit Abbruch der Beziehungen zur deutschen Regierung drohte. Nach Bekanntwerden dieser Note habe ich am 24. April noch einmal eine Denkschrift an den Kaiser geschickt mit der dringenden Bitte, Wilson nicht nachzugeben. Eine Antwort auf diese Denkschrift ist mir nicht zuteil geworden; dagegen hat die Regierung am 4. Mai eine Note an Amerika gerichtet, welche den amerikanischen Forderungen wich, aber die amerikanische Regierung aufforderte, bei der großbritannischen Regierung diejenigen völkerrechtlichen Normen durchzusetzen, die vor

dem Kriege anerkannt waren. Falls diese Schritte der Vereinigten Staaten nicht zum Erfolg führten, würde sich die deutsche Regierung einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich volle Freiheit der Entschließung vorbehalten müßte.

Wilson hatte die Bestrafung des Ubootskommandanten verlangt, welcher die „Sussex" torpediert hatte. Der Kommandierende Admiral des Marinekorps in Flandern ließ keine Bestrafung eintreten, da der Ubootskommandant im Recht gewesen wäre; daraufhin wurde der Kommandant vom Kaiser selbst bestraft. Der schwache Rest von Unterseebotskrieg, den wir noch gehabt hatten, erlosch praktisch, ausgenommen im Mittelmeer.

Bezeichnend für die Kräfte, welche gegen den Ubootskrieg arbeiteten, ist die Mitteilung eines Augenzeugen über die Vorgänge, welche sich nach Eingang meiner obenerwähnten Denkschrift im Hauptquartier abspielten. Sie sei den Ubootsgegnern sehr unerwünscht gekommen, der Kaiser habe aber von ihr einen nachhaltigen Eindruck erhalten, wohl weil ihr Inhalt ihn in der eigenen Beurteilung bestärkte, so daß er sich entschlossen habe, die Note Wilsons abzulehnen und den Ubootskrieg nunmehr ohne Einschränkung zu führen. Diesen Entschluß habe der Kaiser dem Kanzler und der Heeresleitung mitgeteilt. Einwände des ersteren blieben zuerst ohne Erfolg. Der Kaiser sei aber nachher von dem Kabinettschef v. Müller stark bedrängt worden, dem Kanzler nachzugeben, was schließlich auch geschah. Bei diesem Vorgang habe der Umstand eine Rolle gespielt, daß der Chef des Admiralstabes im Gegensatz zu seinen früheren Denkschriften dem Kabinettschef gegenüber sich zu dem Standpunkt des Kanzlers bekehrt hätte. Bei diesem letzten Entschluß des Kaisers scheint die Heeresleitung nicht mehr gehört zu sein. Jedenfalls reichte der General v. Falkenhayn umgehend seinen Abschied ein, der aber nicht bewilligt wurde.

Die Sussex-Note war ein entscheidender Wendepunkt des Kriegs, der Beginn unserer Kapitulation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen. Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. Die sittliche Entrüstung über den Ubootskrieg in England und in Amerika war anfangs nur ein Bluff gewesen, um uns abzuschrecken. Allmählich war es mehr geworden. Diejenigen in Deutschland, die ein feines Gefühl hatten für die ideale und im Grund doch höchst reale Macht des Prestiges, wurden durch die Annahme der Nieder-

borungsnote Wilsons tief erschüttert. England wurde durch die Entscheidungen vom März und Mai 1916 von der stärksten materiellen Lebensgefahr befreit, welche es je im Lauf seiner Geschichte bedroht hatte. Indem das deutsche Volk das Gnadengeschenk des Ubootskriegs, das ihm als letzte Chance in den Schoß gefallen war, verschmähte, entschied es nicht nur seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker, sondern verstärkte auch den Willen Englands, nunmehr durchzuhalten bis zur völligen Vernichtung des deutschen Volkes.

Der Ubootskrieg, im Frühjahr 1916 schrankenlos aufgenommen, enthielt unsichere Faktoren wie jede strategisch-politisch-wirtschaftliche Berechnung. Aber es läßt sich heute gewisser als je sagen, daß er die Engländer zu einer versöhnlichen Stimmung gebracht hätte, die sich zwar wohl nie so kläglich und unverständig geäußert hätte, wie die Friedensresolution unserer Reichstagsdemokratie von 1917 — dazu sind die Engländer ein zu politisches Volk —, aber materiell für uns zu einem annehmbaren Friedensschluß ausgereicht hätte. Im Frühjahr 1916 war freilich kein Monat mehr zu verlieren, — nicht nur wegen des Wachstums der feindlichen Abwehrmaßnahmen, sondern auch wegen des Rückgangs unserer eigenen Widerstandskraft. Wenn dann nach längstens einjährigem Frachtraumkrieg in England die Not gefühlt worden wäre, würden die Moral unseres eigenen Volkes und seine Kraftreserven noch so hoch gestanden haben, daß wir die Wirkung abwarten konnten. Für die durchschlagende Kraft eines damals unternommenen Ubootskriegs und für die Lebensgefahr, die damit über England schwebte, kann ich jetzt eine lange Reihe englischer Bekenntnisse anführen, welche unsere Demokratie und andere Interessenten vergeblich in Vergessenheit sinken lassen möchten. Noch 1917, ein Jahr zu spät, waren wir dicht vor dem Ziel, so daß man erkennen konnte, daß der Ubootskrieg, auch nur ein halbes Jahr früher begonnen, noch durchgeschlagen haben würde.

So schreibt z. B. der „Economist" vom 7. September 1918:

„Wenn auch wenige damals die drohende Gefahr erkannten, sind wir dem Verlust des Krieges sehr nahe gekommen, weil wir vergaßen, daß eine Kampfbeherrschung der Meere ohne Wert ist, wenn man nicht die Mittel besitzt, die beherrschten Meere zu nutzen . . . Einmal während der letzten vier Jahre kamen die Deutschen dem Gewinn des Krieges meßbar nahe. Das war nicht im Frühjahr 1918, als die Armeen Englands und Frank-

reichs unter den deutschen Sturmangriffen wankten. Es war im Frühjahr 1917, als die Aussichten zu Lande günstig erschienen. Die Deutschen, an der Somme geschlagen, waren auf die Hindenburglinie zurückgegangen und hatten im Westen die Verteidigung aufgenommen. Rußland war noch ein Faktor im Kriege. Und doch war dies Frühjahr von 1917 tatsächlich die kritischste und tödlichste Zeit, die wir seit Kriegsbeginn durchlebt haben. Kurze Zeit schien es, als ob die Flotte versagt hätte, und unsere Verbindungen, von denen alles abhing, durchbrochen werden sollten. Wenn die Verluste Englands und des Verbandes an Handelsschiffen in dem Maßstabe des April, Mai und Juni 1917 angedauert hätten, so hätten die Deutschen den Krieg gewonnen, bevor das Jahr zu Ende gewesen wäre. Aber die Flotte ... wurde der Ubootsgefahr Herr und verringerte deren Wirksamkeit sehr."

Die „Morning Post" vom 3. Oktober 1918 schreibt:

„Hätte Deutschland eine Woche vor Ausbruch des Krieges seine große Streitmacht von Kreuzern auf die fernen Seestraßen verteilt, so würde es vielleicht Verderben über uns gebracht, sicherlich uns sehr schwere Verluste zugefügt haben. Dann verzögerte die deutsche Seekriegsführung die große Seeschlacht zur Verkrüppelung der englischen Flotte so lange, bis es zu spät war. . . . Später suchte Deutschland dann das durch eine Seeschlacht nicht gewonnene Ziel durch den Unterseehandelskrieg zu erreichen. Er war die größte Gefahr, der dieses Land jemals gegenüberstand. Aber kraft unserer Entschlossenheit, Erfindungsgabe und unbezähmbar harten Arbeit wurde Deutschland wiederum der Siegespreis entrissen, gerade als es ihn fast mit Händen greifen konnte."

Ein sachverständiger Staatsmann, Chiozza Money, erklärte im November 1918 im Unterhaus:

„Im April 1917 waren die deutschen Uboote so erfolgreich, daß England in 9 Monaten ruiniert gewesen wäre, wenn die Zerstörungen in demselben Tempo fortgedauert hätten."

Diese Reutermeldung vom 15. November 1918 könnte den deutschen Patrioten wahnsinnig machen, wenn er sich vergegenwärtigt, welche Verständnislosigkeit für das Wesen des Seekriegs bei uns herrschen und unsere noch einmal zu rettende Zukunft erdrosseln durfte.

Die eigentümlichste Erscheinung bei dieser deutschen Krisis war mir, daß diejenigen Nichtmilitärs, die ihre Hoffnung eines erträglichen Kriegsausgangs nicht auf unsere Waffen, sondern auf Wilsons

Kampf für die Freiheit der Meere und Englands freiwillige Verständigungsneigung setzten, sich nicht auf diese politische Überzeugung beschränkten, sondern sie durch eigene Urteile über rein maritim-technische Fragen glaubten unterbauen zu sollen. Sie maßten sich, allen fachmännischen Autoritäten widersprechend, an, festzustellen, daß wir im geschichtlichen Augenblick des Frühjahrs 1916 noch „zu wenig Uboote besaßen". Diese Männer in der Wilhelmstraße oder auch in der Redaktion der „Frankfurter Zeitung" erklärten im Februar 1917 mit anmaßender Sicherheit: „Wir beginnen den Ubootskrieg zu richtiger Stunde, weil wir jetzt genug Boote haben." Als dann der durch ihre Schuld verzögerte Unterseebootskrieg nicht mehr so rasch durchschlug, wie er nach den fachmännischen Feststellungen ein Jahr früher gewirkt haben würde, da verließ jene Männer ihre Keckheit nicht: statt sich zu schämen, daß die Ubootswirkung durch ihr Versäumnis um das entscheidende Stück verkleinert worden ist[1]), verurteilten sie hinterher wieder — ihr eignes Verhalten Anfang 1917 verleugnend — den ganzen Ubootskrieg! Um zu ermessen, wie in Deutschlands Schicksalsstunde mit dem Seekrieg gespielt worden ist, stelle man sich vor, daß im Landkrieg Diplomaten, Journalisten und Parlamentarier entscheidende strategische Urteile abgeben wollten. Aber in der Lebensfrage des Seekriegs war unter Deutschen alles möglich. Statt sich auf die amerikanische Frage zu beschränken, deren politischer Ernst auch von mir niemals verkannt worden ist, beruhigte sich der Deutsche mit seinem Instinkt für Selbstvernichtung durch die Formel „wir hätten 1916 nicht genug Uboote gehabt". Wie ich für die hintangehaltene Seeschlacht der Sündenbock sein sollte, weil angeblich das Material der Flotte zu schlecht wäre, so schoben jetzt die, welche Wilsons wegen den Mut zum Ubootskrieg nicht fanden, vor sich selbst und vor der Welt die Schuld auf die „zu geringe Anzahl" der Boote[2]). Dieses überall ausgesprengte Gerücht war es, womit hauptsächlich die diplomatischen und demokratischen Helfer der Reichsleitung den rechtzeitigen Ubootskrieg verhindert und an Stelle eines raschen und wuchtigen, darum auch der Menschlichkeit am meisten entsprechenden Schlages

[1]) Wenn Chiozza Money sagt, daß neun Monatserfolge, wie der des April 1917 England ruiniert hätten, so wäre es also noch im August 1916 Zeit gewesen, einzusetzen, aber nicht mehr im Februar 1917.

[2]) Über den Ubootsbau vor dem Krieg vgl. den Technischen Anhang.

ein Schwäche und schlechtes Gewissen verratendes, unser Unglück besiegelndes Dahinsiechen gesetzt haben[1]).

Denn in Wahrheit konnte unser Ubootsbestand 1916 weit mehr leisten als 1917, wie ich im Februar 1916 vorausgesagt habe. Es kommt für den Ubootskrieg nicht auf die Zahl der Uboote, sondern lediglich auf die Versenkungsziffer an. Für diese einfache Wahrheit waren die hinzögernden Politiker zu klug. Die Erträgnisse des Uboots sanken im Verhältnis, wie die Abwehrmaßnahmen der Gegner stiegen. Diese Maßnahmen erforderten Jahre; die Jahre haben wir den Feinden gelassen. Unser Ubootssieg war nur in einer bestimmten Zeitspanne zu gewinnen; diese Zeitspanne haben wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt. Die erschütternden Zahlen, welche das belegen, konnten der Öffentlichkeit während des Kriegs nicht übergeben werden, woraus die Gegner des Ubootskriegs Nutzen für ihre Entstellungen zogen. Ich greife aus der Summe der Beweise nur eine einzige Tatsache heraus. Im Frühjahr 1916 betrug beim eingeschränkten, d. h. ungenügenden Ubootskrieg die Versenkungsziffer für Boot und Reise 17 000 Tonnen. Beim unbeschränkten Ubootskrieg beträgt die Versenkungsziffer nach den Erfahrungen des Jahres 1916 mindestens das Dreifache des eingeschränkten. Man hätte also damals 51 000 Tonnen für Boot und Reise mit Sicherheit erzielt. Im Sommer 1917 betrug dasselbe Ergebnis 14 000, im Herbst 1917 nur noch 9000 Tonnen! Wir hatten im Frühjahr 1916 für das bevorstehende Etatsjahr mit zweihundertfünf Ubooten zu rechnen, die im Dienst, im Bau oder in der Erprobung standen, davon einhundertsiebenundvierzig im Bau befindliche, die noch während des Etatsjahres zur Ablieferung kommen sollten[2]).

Hiernach berechne man das Ergebnis, welches ein wirklicher Ubootskrieg im Jahr 1916 gehabt haben müßte. Man wird den Engländern rechtgeben müssen, daß sie damals den Krieg verloren haben würden,

[1]) Die linken Parteien des Reichstags haben an der Verzögerung des Ubootskrieges eine so schwere Mitschuld, daß es für mich ein Gebot der Gerechtigkeit ist, zu erwähnen, daß einzelne kernhafte Männer in der Sozialdemokratie Anfang 1916 meinen Standpunkt voll geteilt haben, ohne damit durchzudringen.

[2]) Auf das merkwürdige, aber für unsere damaligen Verhältnisse recht bezeichnende Gerücht, ich hätte im Budgetausschuß des Bundesrats falsche Zahlen nennen lassen, gehe ich nicht mehr ein, nachdem es amtliche und gerichtliche Klarstellung gefunden, allerdings vorher seinen politischen Dienst gegen mich getan hat.

wenn wir den Mut gefunden hätten, ihn zu gewinnen. Wenn man die Ubootstagebücher des Jahres 1916 durchblättert, findet man, mit welchem Schmerz die Kommandanten damals reichste, sichere Beute vor ihren Augen passieren lassen mußten. Man macht sich anschaulich, daß sie auf jeder einzelnen Reise damals das Fünf- bis Sechsfache hätten leisten können wie ein Jahr später.

Im Nachstehenden berichtet beispielsweise Kapitänleutnant Steinbrink, ein besonders tüchtiger Ubootskommandant, welcher ausprobieren sollte, ob an Hand der für den Ubootskrieg 1916 erlassenen Bestimmungen überhaupt ein Erfolg, ohne diese Bestimmungen zu verletzen, möglich sei.

Tagebuch des Kommandanten, Juli/August 1916.

„Wegen des zum Torpedoangriff sehr ungünstigen Wetters konnte der Aufenthalt vor der Seine-Mündung nur vier Tage lang, solange Wind und See ein Ungesehenbleiben erleichterten, durchgeführt werden. Während dieser Zeit wurde drei bis acht Seemeilen (ein bis zwei deutsche Meilen) vom Hauptansteuerungspunkt entfernt bei Tag und Nacht der einlaufende Dampferverkehr überwacht, auf jeden einzelnen, erreichbaren Dampfer ein Anlauf gefahren und so aus möglichster Nähe ein Urteil über seinen Charakter genommen. Im ganzen wurden 41 Taganläufe (d. h. Anläufe mit dem Uboot zum Torpedoschuß ohne jedoch zu schießen) gefahren; keiner dieser Dampfer wies die als Kennzeichen für Transporte gegebenen Merkmale auf; auch nach ihrem sonstigen Aussehen machten sie nicht den Eindruck ausgesprochener Transportdampfer. In der Morgendämmerung dagegen wurden im ganzen sechs abgeblendete 1500—3000-Tonnen-Dampfer (drei vom Bolliertyp, drei Frachtdampfer) gesehen; die Fahrzeuge waren schwarz gemalt mit grauen oder braunen Aufbauten und führten keine Flagge. Jedes einzelne Schiff wurde von einem abgeblendeten Zerstörer, oder einem oder zwei bewaffneten Fischdampfern geleitet. Meiner festen Überzeugung nach waren diese Schiffe Truppen- oder wichtige Materialtransporte; da ich diese Ansicht durch die befohlenen Merkmale (Truppen in großer Zahl, Geschütz- oder Fuhrparks, Stellungen an Deck) aber nicht bestätigt fand, durfte ich sie ebenfalls nicht angreifen.

Unter den augenblicklichen Bedingungen, unter denen ein Uboot einen Transporter bekämpfen müßte, ist überhaupt nichts zu machen und lohnt die immerhin bei der Stärke der Gegenwirkung nicht ungefährliche Unternehmung kaum die Anstrengungen der Besatzung."

Stellungnahme der Flottille zu vorstehendem Kriegstagebuchauszug:

„Die Absicht der Unternehmung war, festzustellen, ob mit den zurzeit gültigen Bestimmungen, d. h. nur nach der Prisenordnung Handelskrieg zu

führen und den Torpedoschuß ohne Warnung nur gegen einwandfrei festgestellte Transporter anzuwenden, die Schädigung der Transporte für die englische Armee in Frankreich, die ich für die wichtigste Aufgabe für die Marine zurzeit halte, durchzuführen ist.

Das Ergebnis ist einwandfrei folgendes:

Es ist aussichtslos, mit diesen Einschränkungen die Uboote auf den Transportwegen anzusetzen ... Die Schädigung der Transportwege wird daher vorläufig aufgegeben, solange die Bestimmungen für die Führung des Ubootskrieges nicht den Torpedoschuß ohne Warnung gegen die zwischen England und Frankreich verkehrenden Schiffe mit Ausnahme der Lazarettschiffe gestatten.

Der Handelskrieg nach Prisenordnung wird im westlichen Teil des Ärmelkanals versucht werden trotz der Gefahr, die die Uboote beim Auftauchen laufen. Dieser Entschluß ist zwingend, weil dies zurzeit das einzige Mittel ist, den Gegner zu schädigen.

Dieses Ergebnis der Unternehmung war vorauszusehen, ich hielt es aber doch für wertvoll, den tatsächlichen Nachweis zu führen."

Es liegt auf der Hand, in wie hohem Maße unsere Uboote den Verlauf der Somme-Schlacht hätten beeinflussen können. Wer sich über solche Einzelfragen hinaus klar dessen bewußt war, daß dieser Krieg über das Dasein des deutschen Volkes entschied, konnte solche Berichte über die Verkrüppelung unserer besten Waffe nicht ohne innerste Erschütterung lesen.

Unser Verhalten im Frühjahr 1916 sagte der ganzen Welt mit Ausnahme einiger deutschen Diplomaten und Demokraten: Deutschland geht unter.

7

Die Vorgänge, welche zur Aufnahme des uneingeschränkten Ubootskriegs am 1. Februar 1917 geführt haben, kann ich als daran Unbeteiligter nur kurz berühren. Soweit ich unterrichtet bin, sind sie bezeichnend für die Desorganisation der Bethmannschen Regierungsweise. Wenn es wahr ist, daß gerade um die Jahreswende 1916/17 Verhandlungen zwischen Bethmann und Wilson schwebten, die uns einen brauchbaren Frieden verhießen oder die wenigstens Bethmann selbst für aussichtsreich hielt, so ist es unverständlich, daß er gerade dann den

Ubootskrieg hineinplatzen ließ. Ich kann mir nicht denken, daß die militärischen Autoritäten, wenn ihnen die politische Leitung von diesen Verhandlungen genügende Mitteilung gemacht hätte, sich einem Aufschub bis zur Klärung der diplomatischen Aussichten widersetzt haben würden. Herbst 1916 hatte die Oberste Heeresleitung angesichts des rumänischen Angriffs geglaubt, die durch den Kanzler und den Gesandten v. Kühlmann unrichtig dargestellte holländische Kriegsgefahr ernst nehmen zu müssen, und hatte deshalb einer gewissen Verzögerung des Ubootskrieges zugestimmt. Nach der Niederwerfung Rumäniens veränderte sich das Bild. Die Oberste Heeresleitung bezweifelte wohl, daß wir einen weiteren Kriegswinter (1917/18) aushalten könnten. Da nun der Admiralstabschef v. Holtzendorff glaubte versprechen zu können, daß England nach einem halbjährigen Ubootskrieg friedensreif würde, so ergab sich aus dem Wunsch, bis August 1917 zu einer Friedensmöglichkeit zu gelangen, der Ansatz, daß der Ubootskrieg im Februar 1917 beginnen müßte. Diese Berechnung hatte aber nur einen begrenzten Wert und durfte nicht dogmatisiert werden. Ich glaube wie gesagt auch, daß, wenn den Einzelressorts ausreichende Fühlung mit der Gesamtpolitik eingeräumt worden wäre, keines von ihnen starr an seiner Sonderrechnung festgehalten haben würde. Der alte Fehler unserer Regierungsweise, die Einzelressorts von der Gesamtverantwortung auszuschließen und ihnen für die Urteilsbildung unerläßliche Tatsachen vorzuenthalten, scheint also, wenn meine Eindrücke zutreffend sind, auch hier den Fehler bewirkt zu haben, daß der Ubootskrieg schwebende diplomatische Verhandlungen durchschnitt.

Wenn es ferner richtig ist, daß Wilson sich durch diese brüske Wendung auch in seinem Vertrauen zur deutschen Politik beleidigt fühlen konnte, so läge hier wieder ein Parallelfall zu der Überrumplungsmethode vom Juli 1914 und zu der polnischen „Ohrfeige ins Gesicht des Zaren" vor. Eine Wiederholung derartiger Methoden kam aber in diesem Stadium des Kriegs fast dem endgültigen Verlust unserer internationalen Verhandlungsfähigkeit gleich. Den Schaden bezahlte dann nicht sowohl unsere Diplomatie als das deutsche Volk im Ganzen und die hohenzollernsche Monarchie im besonderen.

Die Erstaunlichkeit des Vorgangs würde noch größer erscheinen, wenn die Nachricht zutrifft, daß der Kanzler den Entschluß zum Ubootskrieg auch damals selbst mißbilligt und sich von anderen habe

überstimmen lassen. Es bleibt unverständlich, weshalb dann Bethmann nicht die Folgerung aus seiner Überzeugung gezogen hat, und weshalb der Kaiser ihn nicht gehen ließ und durch einen Kanzler ersetzte, der an den Ubootskrieg glaubte.

Das letzte Rätsel einer bei aller Gewandtheit gefährlichen Zerfahrenheit würde darin liegen, daß Bethmann seiner inneren Überzeugung zuwider im Reichstag die Meinung verbreitete, nunmehr wäre marinetechnisch und politisch der erfolgverheißende Augenblick für den uneingeschränkten Ubootskrieg gekommen. Nur nebenbei sei hier daran erinnert, welche Überhebung darin lag, eine solche Auffassung gegen jene Gutachten von Reichsmarineamt, Admiralstab, Hochseeflotte, Marinekorps und Oberster Heeresleitung vom Frühjahr 1916 zu vertreten, selbst wenn der Admiralstabschef um die Jahreswende 1916/17 sich dem Bethmannschen Standpunkt etwas angepaßt haben sollte.

Wie dem auch sei, es war ein Unglück, daß der Ubootskrieg nun von einem Staatsmann geleitet wurde, der ihm mit ablehnenden Grundgefühlen gegenüberstand und ihn deshalb, so wie er ihn bisher verhindert hatte, nunmehr auch in diesem letzten Stadium noch lähmte. Im Jahr 1916 konnten wir es vielleicht noch verantworten, die Wirkung des Ubootskriegs durch Ausnahmen zugunsten einzelner Neutraler und anderes zu durchlöchern. Im Jahr 1917 war es dazu zu spät. Wenn wir alles auf diese eine Karte setzten, war erstes Erfordernis, daß alle militärischen, politischen, personellen und technischen Mittel in den Dienst dieser Sache gestellt wurden. Die Marine hatte jede andere Aufgabe zurückzustellen, alle irgend verfügbaren Menschen und Einrichtungen dem Ubootsbau der Werften und dem Motorbau zuzuweisen. Die Armee mußte jetzt die Arbeiter stellen, die Politik die Kriegsführung ergänzen, die Diplomatie nicht abwartend beiseite stehen, sondern sich mit ganzem Herzen dafür einsetzen. Statt dessen wurden Ausnahmen zugunsten europäischer Neutraler zugelassen, die die Wirkung des Ubootskrieges abschwächten, und auch technisch und militärisch dem Ubootskrieg nicht diejenige äußerste Konzentrierung gegeben, welche allein in diesem vorgerückten Stadium ihm noch die erforderliche Durchschlagskraft gewährte. Der Urfehler unserer ganzen Kriegsführung, der Mangel einer dem englischen Kriegswillen ebenbürtigen Einigkeit und Festigkeit bestand fort, solange das Bethmannsche System am Ruder blieb.

Wenn sich die Reichsleitung damit belud, einen Ubootskrieg zu

verantworten, an den sie nicht recht glaubte, und sodann seine Ausführung zu schädigen, so hatten sich in Wirklichkeit die Aussichten des Ubootskriegs gegen 1916 in gewaltigem Umfang verschlechtert. Bis zu meinem Rücktritt hat das Reichsmarineamt soviel Uboote gebaut, wie überhaupt möglich waren. Ich bin dreimal auf allen Werften herumgereist und habe jede Helling persönlich untersucht und festgestellt, ob eine Mehrleistung zu erzielen wäre[1]).

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob nach meinem Rücktritt der Ubootsbau mit derjenigen Kraft weitergefördert worden, die erforderlich gewesen wäre. Entscheidend war aber die alle Befürchtungen noch übertreffende Zunahme der feindlichen Abwehrmaßregeln. England war gegen die Ubootsgefahr unvorbereitet in den Krieg getreten. Sowie es die Tötlichkeit dieser Gefahr erkannte, hat es sich mit Unterstützung des hilfreichen Amerikas auf die Schaffung von Schutzmaßnahmen geworfen, die zwar noch nicht 1916, wohl aber 1917 mit Macht zu wirken begannen. Denn an Masse war uns die Entente industriell überlegen, und somit wuchs die Abwehr weit stärker, als sich die Zahl der Uboote vermehren ließ. Wir verloren im Frühjahr 1918 zeitweise mehr Uboote als neu hinzutraten.

Im allgemeinen freilich hatte sich dies schon 1916 vorhersehen lassen. Ich nenne einige der wichtigsten dieser Abwehrmaßregeln: die Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe durch 15000 Geschütze nebst ausgebildeten Bedienungsmannschaften, die systematische Bewachung der Gewässer durch Flieger, Luftschiffe und Fahrzeuge, ausgedehnte Verwendung von Unterwasser-Schallapparaten, Beschaffung von Ubootsjägern, Ubootsfallen, Wasserbomben; von Hindernissen

[1]) Nebenbei erwähne ich nur, daß der Ubootskrieg, wenn er 1916 geführt worden wäre, der britischen Hochseeflotte voraussichtlich nicht erlaubt hätte, sich nach der Schlacht am Skagerrak so folgerichtig in Scapa Flow versteckt zu halten. Ich möchte hier noch erwähnen, daß ich bei einer Beratung Anfang 1916 dafür eingetreten bin, man sollte den Kapitänen der in Amerika usw. liegenden deutschen Handelsschiffe den Befehl geben, hinauszufahren und draußen ihre Schiffe zu versenken, oder sie sonst unbrauchbar zu machen. Das hätte man ihnen nicht verbieten können, da sie ja keine Kriegsschiffe waren. Ballin sprach dagegen: die Kapitäne würden von den Amerikanern gehängt (was unmöglich war), die schönen Schiffe gingen uns für immer verloren. Das Ergebnis war, daß uns gerade diese schnellfahrenden Schiffe 1917/18 durch den Transport amerikanischer Truppen usw. größten Schaden getan haben.

defensiver Art wie Netze, Minen; ferner indirekte Maßregeln, wie die Verdreifachung der amerikanischen Werften, der fieberhafte Bau von Frachtschiffen, die möglichste Anhäufung von Vorräten, die Ausbildung des Nachrichtendienstes, die Monopolisierung und Rationierung der Frachträume, die Einrichtung und Ausbildung von Geleitzügen, deren Aufbau aber Jahre erforderte, eine gewaltige organisatorische Leistung der Engländer, endlich der beständig wachsende Druck auf die Neutralen, der schließlich mit dem Raub ihres Schiffsraums endete.

Infolge dieser Maßregeln trat jene Verminderung des Ubootswertes ein, die, wie oben erläutert, für das einzelne Uboot nur ein Fünftel der alten Wirkungskraft übrig ließ. Man vergegenwärtige sich allein, daß später viele tausend allmählich gebaute Ubootsjäger gegen uns in Tätigkeit standen.

Unsere Uboote konnten im Februar 1916 noch unter den feindlichen Handelsschiffen hausen, wie Wölfe in Schafsherden; später war es ein regelrechtes Gefecht, das sie führen mußten. Aus einer Zerstörungsarbeit war eine gefahren- und verlustreiche Kampfhandlung geworden.

Es erhebt sich nun die Frage, ob der Ubootskrieg, im Frühjahr 1916 statt 1917 begonnen, nicht eben auch ein Jahr früher jene Scharen amerikanischer Krieger auf das Festland geführt hätte, welche 1918 die Lage an der Westfront zu unsern Ungunsten bestimmt haben?

Ich sehe davon ab, daß, wie wir alle, so auch die Heeresleitung von diesem gewaltigen amerikanischen Truppenaufgebot überrascht worden ist und so mit einer nicht unbedenklichen Verdünnung unserer Heereskraft eine Million Krieger im Osten festgelegt hat für wirtschaftliche Zwecke, die gegenüber dem Hauptziel des Krieges doch als nebensächlich bezeichnet werden müssen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß im Frühjahr 1916 die Wahrscheinlichkeit, daß Amerika Truppen herüberbrachte, viel geringer war als ein Jahr später. Einmal hätte die stärkere Wirkung des Ubootskrieges auf den feindlichen Frachtraum im Jahr 1916 auch die Entfaltungsmöglichkeiten für amerikanische Heereskraft von vornherein beschränkt. Sodann aber war Amerika damals zum Eintritt in den Krieg gegen uns innerlich noch nicht reif.

Im Februar/März 1916 hatte sich die überwältigende Mehrheit der amerikanischen Volksvertretung im Gegensatz zu Wilson für eine Warnung gegen Reisen von Amerikanern auf bewaffneten Schiffen Kriegführender ausgesprochen, soweit sie es nur ohne förmliche Des-

avouierung des Präsidenten vermochte. Dasselbe geschah im Washingtoner Senat. Auch die Bewaffnung von Handelsdampfern und deren Verwendung zum Angriff auf Kriegsfahrzeuge gegen das bestehende Seerecht wurde damals noch nicht als rechtmäßig angesehen. Da die Reichsleitung mir das politische Material nicht zur Kenntnis gab, erkenne ich jetzt mit noch viel größerer Deutlichkeit als im Frühjahr 1916, daß Wilson damals, zumal vor seiner Wiederwahl, gar nicht in der Lage gewesen wäre, uns den Krieg zu erklären. Indem wir aus bloßer Angst vor diesem Schreckgespenst und unter Heranholung von Ausflüchten, wie der rumänischen Ernte, der Rücksicht auf das amerikanische Hilfskomitee für Belgien u. dgl. damals vor Wilson einknickten, haben wir erst selbst das Schreckgespenst für 1917 in Wirklichkeit umgewandelt. Die großen Kongreß- und Senatsdebatten vom Februar/März 1916 waren nach Hales Ausdruck eine Mahnung an Wilson zum Frieden, wie sie ernster noch nie von einem Kongreß einem amerikanischen Präsidenten erteilt worden ist. Der Erfolg seiner Niederboxungsnote aber hob Wilson zu einer Höhe, wie sie selten vor ihm ein Präsident erreicht hatte, und verwandelte naturgemäß die Stellung des amerikanischen Volkes zur Ubootsfrage von Grund aus.

Nach Ansicht unseres Gesandten v. Hintze, der damals von Peking kommend Amerika durchreiste, hat die bekannte Mexikodepesche Zimmermanns Wilson eine entscheidende Hilfe bei seinem Wunsch, uns entgegenzutreten, geleistet. Ballin, der meine Ansichten kannte und mir am 19. Juli 1917 schrieb, er hätte mannigfache Anfragen in der letzten Zeit immer dahin beantwortet, daß der Ubootskrieg, wie er heute geführt wird, „nicht den Tirpitzgedanken verwirkliche", fügte daran die Sätze:

„Ich habe schon im letzten Winter brieflich und mündlich die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn Euere Exzellenz am Steuer geblieben wären, Sie den uneingeschränkten Ubootkrieg jetzt überhaupt nicht begonnen hätten. Und ich möchte bei der Ansicht bleiben, daß, wenn Sie es in Ihrem Amte miterlebt hätten, wie man den Wilson an der Nase herumgeführt hat, wie man seine ehrgeizigen Friedensbestrebungen durchkreuzte und wie man ihn schließlich durch die Mexiko-Depesche in eine unmögliche Situation versetzte, so würden Sie es sich gewiß sehr überlegt haben, ob es politisch und militärisch richtig sein könnte, den unbegrenzten Ubootkrieg zu verkünden und einzuführen, ohne Wilson die Gelegenheit zu geben, sich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen.

Wilson hätte meines Erachtens — und diese Ansicht wird nicht nur vom Grafen Bernstorff, vom Prinzen Hatzfeld, von Geheimrat Albert, sondern auch von allen anderen Leuten geteilt, die bis zum Ausbruch des Krieges drüben gewesen sind — niemals uns den Krieg erklären können, wenn nicht durch die Mexiko-Depesche und durch eine große Reihe anderer Fehler wir die Bevölkerung des Westens und Südens der Vereinigten Staaten, die ganz deutschfreundlich waren, gegen uns aufgebracht hätten.

Was aber der Eintritt Amerikas in den Krieg gegen uns für die Entente bedeutet, brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

Meine Antwort vom 23. Juli 1917 wird durch folgende Sätze gekennzeichnet:

„In meinem Telegramm an Herrn Bassermann und Exzellenz Spahn habe ich die Überzeugung vertreten wollen, daß die beabsichtigte Reichstagserklärung innen- und außenpolitisch mir nicht richtig erscheint. Selbst wenn man sich auf den Standpunkt stellen wollte, unter Aufgabe des Ubootskrieges so bald wie möglich mit Wilson zu einer Einigung zu kommen, so würde es mir von reinem Geschäftsstandpunkt aus nicht richtig erscheinen, zur gleichen Zeit die Wirkung des Ubootskrieges vor der ganzen Welt herabzusetzen und um einen Frieden zu winseln.

Wie Sie wissen, bin ich am 4. Februar 1915 durch die Erklärung des Ubootskriegs nach Art und Zeit überrascht worden, dies um so mehr, als ich noch am 27. Januar mit dem damaligen Reichskanzler über eine vorläufige Zurückstellung des Ubootskrieges einig gewesen war. Nachdem wir diesen militärischen Entschluß, obendrein mit einer gewissen Fanfare in die Welt gesetzt hatten, mußten wir aber daran festhalten. Durch unser beständiges, zum Teil würdeloses Zurückweichen vor den Anrempelungen Wilsons haben wir letzteren eigentlich erst kreiert. Eine offensive Notenpolitik gegen die unerhörten Unneutralitäten Wilsons wäre für uns das Gegebene und gänzlich gefahrlos gewesen. Die Niederboxungsnote Wilsons durften wir niemals annehmen, und zwar aus ganz realen Gründen nicht. Ich sehe hierbei ab von der wenig geschickten und wenig glücklichen Art, wie wir den Sussex-Fall selbst diplomatisch behandelt haben. Im Frühjahr 1916 hätten uns die Vereinigten Staaten den Krieg nicht erklärt, Beweis genug dafür sind ja die damaligen Verhandlungen im Senat und Kongreß in Washington. Damals war der gegebene Zeitpunkt, den Ubootskrieg in scharfer Form zu führen; wir sowohl wie unsere Bundesgenossen hatten noch einen erheblichen Grad wirtschaftlicher Kraft einzusetzen. Da Wilsons Wahl noch bevorstand, war er auch zu einer Kriegserklärung außerstande. Der Ubootskrieg braucht Zeit, um seine volle Wirkung aus-

zuüben; die hatten wir damals noch zur Verfügung und wären daher auch imstande gewesen, der neutralen Schiffahrt größere Konzessionen zu machen, als es später wohl den entschließenden Personen möglich erschien. In der Tat waren wir am 1. Februar d. J. doch schon recht hart an den Abgrund gedrängt. Dazu kommt noch ein weiterer Gesichtspunkt, der sich aus den Gegenmaßregeln der Engländer gegen den Ubootskrieg ergibt. Sie erwähnen ja selbst in Ihrem Brief die Geleitzüge; die Geleitzüge werden aber erst wirksam nach einer großen Beschaffung von Ubootsjägern. Zu dieser Beschaffung haben wir England die erforderliche Zeit gelassen, ebenso zur wirksamen Armierung ihrer gesamten Kauffahrteiflotte und zur Ergreifung einer anderen Reihe Gegenmaßregeln. Quantitativ konnte die Entente darin mehr leisten, als wir in der Vermehrung von Ubooten. Den genauen Grad zu bestimmen, wie diese Gegenmaßregeln die Vermehrung unserer Uboote kompensierten, war ja natürlich vorher nicht möglich; wer in solchen technischen Fragen aber gearbeitet hat, wird wissen, daß solche Kompensierung stets erreichbar ist. Wirtschaftlich, politisch und militärisch war es somit ein Fehler, die energische Verwendung der Ubootswaffe hinauszuschieben. Diese Überzeugung habe ich gehabt gerade aus dem Grunde, weil, wie Sie richtig voraussetzten, ich das Eingreifen Amerikas in den Krieg niemals unterschätzt habe. Ich weiß ja, daß Sie die Ansicht vertreten haben, ich hätte das Unterseebootswesen zugunsten des Dreadnoughtbaus vernachlässigt. Ich bin mir sicher, daß Sie hierin irren; wir standen beim Ausbruch des Krieges an der Spitze des gesamten Unterseebootswesens. Wir haben freilich damit nicht renommiert. Im übrigen war das Unterseeboot für Fernverwendung nicht schneller zu entwickeln, als der Motor es gestattete; Automotoren genügten hierfür nicht.

Was nun die Wirkung des Ubootskriegs in seiner jetzigen Form und die Frage seiner Fortführung angeht, so kann mich die Tatsache, daß ich seinerzeit eine andere Form gewählt hätte und daß ich seine Chancen infolge der verspäteten Eröffnung für erheblich verschlechtert halten muß, nicht davon abhalten, der festen Überzeugung zu sein, daß uns jetzt, nachdem wir im Februar den Ubootskrieg erklärt haben, gar nichts anderes übrig bleibt, als ihn mit zähester Energie fortzusetzen, bis England gezwungen ist, einen Frieden zu machen, der uns die Grundlagen für die Wiederherstellung unserer Wirtschaft und für eine gesicherte Weltstellung gibt.

Ich glaube auch, daß wir einen solchen Erfolg durch den Kampf gegen den feindlichen Frachtraum immer noch, wenn auch schwerer und langsamer als früher, erreichen können. Hierzu gehört freilich die durch nichts abgelenkte oder abgeschwächte Energie der Regierung und der Nation und eine die Kriegsführung richtig ergänzende Politik."

Indes, selbst wenn Amerika 1916 geradeso gehandelt hätte wie 1917, wäre es immer besser ein Jahr früher gekommen, so lange wir und unsere Verbündeten noch in stärkerer Kraft standen. Gewiß hätte Amerika stets eine absolute Niederlage Englands abwenden wollen. Was aber der Ubootskrieg im Jahr 1916 hätte leisten können, war: eine absolute Niederlage Deutschlands zu verhindern. Nach den gesamten Erfahrungen damaliger und späterer Zeit hätte der Ubootskrieg im Jahr 1916 anfangs ein Monatsergebnis von allermindestens 700 000, später wahrscheinlich aber 1 000 000 Tonnen gehabt; von höheren Schätzungen durch erfahrene Kommandanten sehe ich hier ab. Über die Wirkung läßt sich so viel sagen, daß die dadurch eingetretene Zermürbung der englischen Weltwirtschaft und Wehrkraft, abgesehen von den allgemeinen politischen Folgen, unsere Westfront wesentlich und dauernd entlastet[1]) und die Aufbietung so großer amerikanischer Anstrengungen für den Landkrieg stark unterbunden hätte. Auch hätte der Zuwachs an Frachtraum, den das Jahr 1917 der Entente brachte, ein Jahr früher nicht eintreten können, da die neu angelegten Werften noch nicht funktionierten. Es wäre töricht, zu leugnen, daß auch meine im Frühjahr 1916 gebildete Ansicht über den Ubootskrieg unsichere Faktoren enthalten konnte, die das Endergebnis zu verschieben geeignet waren. Aber wir hatten damals schon genügend Erfahrung, um zu sehen, daß Amerika, je länger der Krieg dauerte, um so bedrohlicher für uns wurde. Es war 1916 schon gefährlicher geworden als 1915. Das war eine laufende Kette, und dieser Entwicklung mußten wir ins Gesicht sehen.

8

Das Ubootskapitel ist lang und peinvoll. Bei der Art unseres politischen Systems in diesen letzten Jahren entsteht unvermeidlich ein trübseliger Strom verworrener Akten.

Der Anfang des Ubootskriegs, die Sperrgebietserklärung, war verfrüht, unreif, in ungeeigneter Form und mit unnötiger Fanfare in die Welt gesetzt. Dann wurde nicht durchgehalten und dabei fortwährend Schwäche und Furcht gezeigt. Es wurde vor Wilson eingeknickt und ihm zu einer steigenden Macht in Amerika verholfen. Es wurde durch

[1]) Siehe S. 373f.

unser scheinbar böses Gewissen der englischen Lesart Vorschub geleistet, daß der Ubootskrieg etwas Unsittliches wäre. So haben wir uns durch unangebrachtes Verhalten die Wiederaufnahme des Ubootskrieges erschwert und gefährlicher gemacht. Denn er schien nun, nachdem wir so lange auf unser gutes Recht verzichtet hatten, auch nach unserer eigenen Auffassung gegen die Menschlichkeit zu verstoßen, während kein Hahn danach krähte, wenn England viel Schlimmeres tat. Es übertrifft an Entschlossenheit, Grausamkeit und zynischem Herunterziehen des Gegners unsre deutsche Art um das Vielfache, freilich auch an Geschick, den eigenen Standpunkt sogar dem Ohr des Gegners annehmbar zu machen. So wurde das deutsche Volk in seiner unbegrenzten Fremdgläubigkeit durch unser Schwanken irre, sah in dem englischen Hungerkrieg, welcher den Bankrott und den Umsturz, Schwindsucht und Todesjammer in dies bis dahin so blühende Volk trug, geduldig ein Stück göttlicher Weltordnung. Demgegenüber sollte der Ubootskrieg grausam und unsittlich sein, er, der feindliche Schiffsladungen traf und den Feind kaum Menschenleben kostete — in all den Jahren noch nicht soviele Leben, wie an einem Tag Deutsche an der Westfront fielen oder wie nach erfolgter Waffenstreckung durch die unmenschlich beibehaltene Hungerblockade täglich an deutscher Bevölkerung zugrunde ging! Denn die angelsächsische Scheinheiligkeit und die deutsche Urteilslosigkeit kennen keine Grenzen.

Die Befehle an die Unterseeboots-Kommandanten sind eine Kette von Ansätzen, Hemmungen und Widersprüchen, und haben uns bestes deutsches Blut gekostet, dafür den Enderfolg geraubt. Der Unterseebootskrieg ist verloren gegangen, weil Deutschland nicht folgerichtig an dem Gedanken festgehalten hat, jedes berechtigte Mittel, das im Seekrieg zur Verfügung stand, rücksichtslos bis zum Ende anzuwenden.

Wollte man aber diese Folgerichtigkeit nicht, dann mußte man im Frühjahr 1916 die Niederlage klaren Blicks annehmen. Sie wäre damals milder ausgefallen als später. Heer und Diplomatie wußten kein Mittel, die Niederlage abzuwenden. Dann war es ein Verbrechen, den Krieg gegen England nicht zu beendigen. Die Zeit arbeitete gegen uns. N o c h, aber nicht lange, wußte die Marine ein Mittel, um England ins Mark zu treffen. Die Frage war nur: wollte man es auf die amerikanische Gefahr hin wagen? Wenn nicht, dann wurden wir schwächer und schwächer bis zum Zusammenbruch. Wenn ja, dann war kein Monat zu verlieren. Dies war die einfache Entscheidung. Über sie

durfte man nicht hinwegtänzeln wollen. Auf Amerikas Vermittlung gegen England warten, war reiner Zeitverlust. So sah ich die Dinge damals, und so lagen sie in der Tat, wie die Folgezeit erwiesen hat.

Die Erklärung vom 8. Februar 1916, daß wir bewaffnete Handelsschiffe nun doch angreifen wollten, war eine Spielerei, eine Täuschung für unser Volk. Nachher wurde im Sussexfall eine an sich rechtmäßige Torpedierung erst abgeleugnet, dann gemißbilligt. Statt nach diesem abermaligen Gehorsam gegen Wilson nun klar Deck zu machen, wurde im Herbst 1916 über Hindenburgs und Scheers Köpfe hinweg die neue Halbheit des Ubootskreuzerkriegs probiert. Darauf folgte das Durcheinander des uneingeschränkten Ubootskriegs mit der Friedensaktion um die Jahreswende 1917. Endlich wurde der rücksichtslose Ubootskrieg, der ein Jahr früher noch als der Ausdruck einer siegesbewußten starken Nation erschienen wäre, als Verzweiflungsschritt mit halbem Herzen und schon gebrochenem Prestige unternommen. Nun aber folgte die neue Krankheitsgeschichte seiner politischen Durchlöcherung, baupolitischen Vernachlässigung und strategischen Schwächung unter einem politischen Führer, der selbst an den Erfolg nicht recht glaubte.

Hätte man in Deutschland die russische Revolution vorhersehen können, so hätten wir den Ubootskrieg 1917 vielleicht nicht als letztes Mittel anzusehen brauchen. Von der russischen Revolution aber war im Januar 1917 noch kein Vorzeichen äußerlich bemerkbar. Auf der andern Seite übersahen offenbar auch die amtlichen Stellen in Deutschland nicht völlig die verheerende Wirkung unserer diplomatischen Fehler in der Behandlung Wilsons, insbesondere von der Sussexnote bis zur Mexikodepesche, welche allein die erstaunliche Vehemenz möglich machten, mit der das amerikanische Volk sich in diesem seinen eigenen Interessen so fremden Krieg mitreißen ließ.

Es ist schwer zu sagen, ob ich als verantwortlicher Staatsmann, bei Kenntnis aller damals erreichbaren Einzelheiten, Anfang 1917 den Ubootskrieg noch gemacht hätte. Unsere verfahrene Lage ließ uns freilich kaum noch einen andern Ausweg, um zu versuchen, dem vollkommenen Ruin zu entgehen. Der Wert des Ubootskrieges war schon gemindert, die mit ihm verknüpfte Gefahr vergrößert. Ich hatte als nicht eingeweihter Privatmann damals das innerste Gefühl, daß es gefährlich spät wäre, hielt mich aber durch die Auffassung der im Amt befindlichen Männer überzeugt, daß es gewagt werden mußte und

könnte[1]). Und in der Tat, hätten wir damals alle Kräfte ohne Zersplitterung auf dies Ziel als letzte Chance zusammengefaßt, so wie sich England seinerseits auf die Verhinderung des Ubootskrieges eingestellt hatte; würden wir die innere Durchhaltekraft unsres Volkes belebt haben, statt sie niederzudrücken: dann wäre zwar vielleicht nicht mehr der Sieg, wie bei einem rechtzeitig (1916) unternommenen Ubootskrieg, jedoch ein erträglicher Frieden wohl noch immer erreicht worden. Die Oberste Seekriegsleitung war im Spätsommer 1918 der Überzeugung, daß trotz aller Erschwerungen die Uboote England noch immer so empfindlichen Schaden zufügten, daß im Frühjahr 1919 eine erheblich gesteigerte Friedensbereitschaft zu erwarten wäre. Der Ubootskrieg ist im Oktober 1918 im ungünstigsten Augenblick geopfert worden, als er gerade durch eine erhebliche Vermehrung der Uboote wieder in vollen Gang gesetzt war. Die Marine vertraute in allen ihren Gliedern so fest auf die Früchte dieser schweren und opferreichen Arbeit, welche ihre besten Kräfte an sich gezogen hatte, daß das plötzliche Abstoppen des Ubootskrieges noch vor Abschluß eines auf den Präliminarfrieden basierten Waffenstillstandes eine vernichtende moralische Wirkung auf das gesamte Personal ausübte. Die Mannschaften fühlten sich betrogen, als plötzlich auf Wilsons Verlangen die zurzeit wichtigste Kriegsführung von der Reichsregierung desavouiert wurde. Dieses Gefühl der Enttäuschung und Entmutigung ist einer der Gründe für die Erschütterung des Vertrauens der Mannschaften zu ihren Vorgesetzten.

[1]) Da mir amtliches Material nicht zu Gebote stand, so war ich nicht unterrichtet genug, um meiner eigenen instinktmäßigen Befürchtung, daß es 1917 für den Ubootskrieg gefährlich spät wäre, irgendwelchen autoritativen Wert beizulegen. Da die Reichsleitung den Ubootskrieg mindestens als letztes Verzweiflungsmittel für nötig hielt, und auch dessen bisherige Gegner jetzt unter gänzlichem Meinungsumschwung die größten Erwartungen vom Ubootskrieg bei der Öffentlichkeit erweckten, so war mein Verhalten gegeben. Im vertrauten Kreise vermochte ich freilich meine Befürchtungen hinsichtlich dieses letzten vielleicht noch wirksamen Rettungsmittels nicht zu unterdrücken. Ich entsinne mich, wie ein bekannter Reichstagsabgeordneter beim Spaziergang im Tiergarten im Februar 1917 auf mich zueilte, um mich zum Ubootskrieg zu beglückwünschen, jedoch auf meine sorgenvolle Antwort betroffen verstummte. Die Erfahrung, daß im Mai 1917 sogar in den „Times" eine Angabe darüber zu finden war, ich hätte mich über den zu spät begonnenen Ubootskrieg pessimistisch ausgesprochen, veranlaßte mich zu immer peinlicherer Zurückhaltung meiner Befürchtungen.

Es hat nicht viel gefehlt zu einem guten Frieden. An der Wehrmacht lag es nicht, wenn wir ihn nicht fanden. Als Hindenburg und Ludendorff endlich zur Führung berufen wurden, konnte die Armee ihn freilich nicht mehr schaffen. Die Marine konnte einen brauchbaren Frieden wohl zweimal greifbar nahe bringen, im Herbst 1914 mit der Flotte, im Frühjahr 1916 mit noch größerer Wahrscheinlichkeit durch das Uboot. Das Furchtbarste zu wissen ist, daß unsere heutige Lage nicht nur politisch, sondern auch militärisch vermeidbar war.

Schlußwort

1

Das deutsche Volk hat die See nicht verstanden. In seiner Schicksalsstunde hat es die Flotte nicht ausgenutzt. Ich kann ihr heute nur noch das Totendenkmal setzen. Eine Tragödie ohnegleichen hat das deutsche Volk in seinem raschen Aufstieg zum Weltvolk und seinem noch rascheren Absinken durch zeitweilige Kleinheit seiner Politik und durch Mangel an Nationalsinn erlebt.

Überblickt man das tragische Schicksal unserer Flotte, das von dem unseres Volkes nicht zu trennen ist, so könnte man zu der Ansicht kommen, daß jedweder Versuch eines europäischen Staates, sich gleichberechtigte Seegeltung neben England zu verschaffen, von vornherein ein vergebliches Bemühen war. Ich glaube, daß eine eingehende und gerechte Geschichte zu diesem Endurteil nicht kommen wird.

Spanien war im Besitz der damaligen Welt, als England aus einem Ackerbauvolk sich im Kampfe gegen die spanische Silberflotte — Westward ho! — zu einem Piratenstaat entwickelte und schließlich die große Armada vernichtete. Spanien konnte wohl militärisch erobern und überseeische Kolonien eine Zeitlang halten, doch ihm fehlten Handel und Wandel, die zweite Grundbedingung dauernder Seegeltung.

Holland hatte reichsten Handel und lockte damit die Begierde Englands. Es besaß auch eine gute Kriegsflotte, die einst unter de Ruyter mit ihren auf London gerichteten Geschützen ihm einen gerechten Frieden erstritt. Holland war aber klein und hatte kein eigenes Hinterland. Deutschland lag zerrissen durch den Dreißigjährigen Krieg, während Ludwig XIV. den großen geschichtlichen Fehler beging, seinem natürlichen Bundesgenossen Holland in den Rücken zu fallen. Aber vielleicht hätten sich die Niederlande länger halten und die Zeit überbrücken können, bis ihnen aus Deutschland ein neuer Bundesgenosse erwuchs, wenn nicht die Mynheers von Amsterdam zu sehr auf Jahres-

verdienst gesehen und auf ihren Pfeffersäcken gesessen hätten. Trotz dringender Vorstellungen ihres großen Admirals ließen sie ihre Seemacht im Frieden verfallen und brachten Holland den Niedergang.

Frankreichs Aufstieg zur Seegeltung hatte seinen inneren Verhältnissen entsprechend geschwankt; der Weg, den Richelieu und Colbert gingen, wurde mehrfach unterbrochen. Trotzdem stand vor Ausbruch der Revolution Frankreichs Seegeltung ebenbürtig neben der englischen. Wesentlich durch sie war es Washington gelungen, die Freiheit Amerikas zu erkämpfen. Suffren hatte in Indien den Engländern die Wage gehalten, und das Mittelmeer war in der Hauptsache französisch. Die Revolution vernichtete das Offizierskorps der Flotte und ließ Schiffe und Personal verkommen. Napoleon hat dann erfahren, daß es selbst seiner Energie und seinem Genie nicht gelingen konnte, eine Seemacht aus dem Boden zu stampfen, und so erlag die zahlenmäßig überlegene französisch-spanische Flotte der höheren Qualität Nelsons und seiner „band of brothers".

Englands Seeprestige hat dann das 19. Jahrhundert überdauert. Um die Wende des 20. Jahrhunderts besaß Deutschland alle Grundbedingungen für Seegeltung. Weltbedeutenden Handel und Gewerbefleiß, deren Riesenaufschwung fast zu schnell ging, militärischen Sinn, organisatorische Befähigung und Arbeitsfreudigkeit, Staatskraft und Vaterlandsliebe. Die Zeit war knapp, um Langversäumtes nachzuholen. Aber wir waren nahe vor unserem friedlichen Ziel, als uns eine unheilvolle Politik den vier stärksten Seemächten Europas im Krieg gegenüberstellte, von denen England allein um das Doppelte uns überlegen war. Auf einen vollen Sieg, auf ein Niederringen Englands konnten wir von vornherein nicht rechnen, wohl aber kann ich die Überzeugung aussprechen, daß unsere Seemacht — nehmt alles nur in allem — gut und schon stark genug war, um England so zu bedrängen, daß wir zu einem Frieden kommen konnten, der uns die Möglichkeit gab, unsere schweren Verluste wieder auszuheilen. Um dies zu erreichen, mußten wir das Wesen des gegen Deutschland geführten Vernichtungskrieges erkennen, militärisch und politisch dementsprechend verfahren und vor allem unsere Seemacht, einheitlich geleitet, beizeiten rücksichtslos einsetzen. Verpassen der Gelegenheiten erlaubte uns die Gesamtlage nicht.

Schrecklicher als jener Verkauf der alten deutschen Flotte durch

Hannibal Fischer ist das Ende der Kaiserlichen Marine. Jener Anlauf unserer Väter war verfrüht mit untauglichen Mitteln, der unserige spät unternommen, aber nicht zu spät; auf Preußen-Deutschland gegründet, hätte er gelingen müssen. Ob unsere Enkel ihn noch einmal aufnehmen können, bleibt im Dunkel der Zukunft verborgen. Wenn sie es aber tun sollten, so mögen sie aus unserem Versuch Glauben schöpfen, und lernen.

2

Wenn man den Aufstieg Preußen-Deutschlands mit einigem Wirklichkeitssinn betrachtet, von der vollständigen Zerrüttung, welche der Dreißigjährige Krieg hinterließ, bis zu unserer höchsten Blüte im Juli 1914, so scheint es wie ein Wunder, daß das Werk soweit gelang. Mitten in Europa, ungünstig zum Weltmeer liegend, mit mäßigen Naturschätzen bedacht, nach allen Seiten ungeschützt durch natürliche Grenzen, dabei umlauert von Völkern, die seit Jahrhunderten so wie heute immer bereit waren, über uns herzufallen, so steht Deutschland da. Vielleicht sind diese Lebensbedingungen, vielleicht aber in gleichem Maße die Charaktereigenschaften unseres Volkes der Grund, wenn Deutschlands Entwicklung zur Macht und Blüte nicht aus dem Volk selbst herausgewachsen ist, sondern fast wie ein Kunstwerk sich darstellt, aufgerichtet von einer Reihe von Staatsbildnern, die das Schicksal uns in den letzten drei Jahrhunderten geschenkt hat. Kann jemand glauben, der „Ewige" Reichstag, welcher Friedrich den Großen in Acht und Bann getan hat, das Frankfurter Parlament oder sonstige Volksbeschlüsse würden uns vorwärts gebracht haben? Preußen-Deutschland war vielmehr das Werk einzelner Männer, welche Pflichterfüllung und Unterordnung unter das Interesse des Staates verlangten und durchsetzten und die Fähigkeit besaßen, die Zielrichtung zu geben.

Um die Wende dieses Jahrhunderts waren wir eingetreten in eine neue Zeit mit veränderten Lebensbedingungen. Unser Volk mit blühender Industrie war gezwungen, sich an der Weltwirtschaft im Großen zu beteiligen, wenn es nicht verkümmern wollte. Die Staaten werden erhalten durch die Kräfte, welche sie geschaffen haben. Diese Kräfte waren für Preußen-Deutschland die reale Macht und die Hingabe

an das Staatsganze, nicht die in den Wolken schwebende Phrase der Völkerverbrüderung, die von den Angelsachsen so meisterhaft zur Knebelung des deutschen Volkes verwertet wird.

Meine Überzeugung war, daß die Sendung Deutschlands zum Besten Europas und der ganzen Welt noch nicht erfüllt war. Es war uns beinahe gelungen, Deutschland in die neue Zeit herüberzuführen. Eine schon beträchtliche Seemacht ergänzte im hohen Maße die Mittel, uns einen Frieden in Ehren zu erhalten oder, wenn unvermeidlich, einen Krieg doch leidlich zu bestehen. Sie bildete außerdem ein großes und notwendiges Organ, um unser Volk mehr an das Getriebe und den Geist der Welt heranzubringen. Wenn unsere zukünftige Ohnmacht zur See unseren Niedergang weiter verschärft haben wird und einen Wiederaufbau unmöglich macht, werden kommende Geschlechter sich dieser Gedanken vielleicht erinnern.

Nachdem Frieden und Krieg, Macht und Ehre verloren, stehen nun die Schuldigen auf den Trümmern und fälschen die Geschichte, sie treiben unserem armen und politisch unbegabten Volk den Glauben an sich selbst und die Folgerichtigkeit seiner Geschichte aus, sie verlästern den alten Staat, seine Blüte und seine Leistungen, darunter vor allem jetzt seine Flotte, die in Wirklichkeit unser größter neuer politischer Trumpf war. Sie geben sich alle Mühe, den Faden zu zerreißen, der uns mit der vergangenen Entwicklung verbindet. Der alte Staat war gewiß in mancher Beziehung verbesserungsbedürftig, er besaß aber volle Entwicklungsfähigkeit für die neue Zeit und die Bedürfnisse unserer Kinder und Kindeskinder. Die Revolution warf aber alles über Bord, was uns groß gemacht hatte, sie war das größte Verbrechen an der Zukunft unseres Volkes.

Der Zusammenbruch ist nicht unserem alten Staatssystem an sich, sondern seiner unzureichenden persönlichen Vertretung zuzuschreiben. Unsere Gesellschaft war zum Teil in ein schwaches Epigonentum versunken; materialistische Gesinnung hatte sich ausgebreitet; der Einfluß des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, welches immer dazu neigt, die Macht in Demagogenhände zu legen, war nicht mehr genügend ausgeglichen durch eine starke Regierung oder eine charakterfeste Oberschicht. So waren die Männer, die den Staat im Krieg vertraten, in der Regierung, im Bundesrat und im Reichstag nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben. Hätte nur einer der gesetzgebenden

Faktoren richtig funktioniert, so wäre das Unheil niemals in diesem Umfang eingetreten.

Der Feind stellte Diktatoren an die Spitze, die, wo erforderlich, mit eisernen Mitteln den Sieges- und Vernichtungswillen ihrer Völker hochhielten. Bei uns ließ die derzeitige Staatsleitung mit offenen Augen den inneren Zermürbungsprozeß zu in der gefährlichsten Stunde Deutschlands, wo alle Gedanken und alle Herzen gegen den äußeren Feind hätten gerichtet sein müssen. Verschärft wurden die schlechten Triebe unseres Volkes durch jenen zersetzenden undeutschen Geist, der allmählich in unserem Volk die Herrschaft erlangt hat und jetzt alles durchdringt und dem sich entgegenzusetzen das Deutschtum noch zu träge scheint. Unsere Demokratie hatte den Sinn für das Ganze, für den Gesamtstaat bisher ungenügend in sich entwickelt.

Die neue Ära hat ihre Herrschaft damit begonnen, daß sie unserem Volk zu seinem sonstigen Unglück noch die Ehre raubte und es der Verachtung der Welt preisgab; auf diese Weise es aber unseren Feinden erst ermöglichte, uns erbarmungslos zu vernichten, denn sie konnten jetzt auch den edleren Teilen ihrer eigenen Bevölkerung sowie der übrigen Welt den Glauben beibringen, daß wir Verbrecher und keiner anderen Behandlung wert seien. Ein schmerzliches Sinnbild dieser Entwicklung gibt mir Admiral Beatty. Am 28. August 1914 richtete er an die geretteten Offiziere und Mannschaften der untergegangenen „Mainz" das Signal: Ich bin stolz, so tapfere Männer an Bord meines Geschwaders zu begrüßen. Im November 1918 dagegen befahl er seinen eigenen Besatzungen vor deren Begegnung mit den ihre Schiffe ausliefernden deutschen Mannschaften: Vergeßt nie, daß der Feind ein verächtliches Biest (despiceable beast) ist.

Wenn ich auch fürchten muß, daß Deutschland die letzte Stunde verloren hat, um zu einem Weltvolk aufzusteigen, so wird es doch wenigstens aus der jetzt eingetretenen Versumpfung und Zuchtlosigkeit sich nur dann zu einem neuen Leben in Ehren erheben, wenn es beizeiten zur Besinnung kommt und gemäß seinen alten Überlieferungen die Kräfte erkennt, die es groß gemacht hatten. Ich persönlich glaube heute nicht, daß dies dem Wesen nach in einer republikanischen Staatsform geschehen kann; hierzu fehlen uns zu viele von den Eigenschaften, die den Männern auf dem Rütli zugesprochen wurden; dazu kommt unsere schwierige geographische Lage, auch der beständige Einstrom un-

deutscher Elemente und die Spaltung der Konfessionen. Alles dies scheint für einen deutschen Staat den Regulator einer monarchischen Macht unentbehrlich zu machen. Das Zerreißen unserer geschichtlichen Entwicklung war daher, welche Stellung zur Verfassungsfrage man auch grundsätzlich einnehmen will, ein Methodenfehler. Die großen Taten der Hohenzollern, die nicht ausgelöscht werden können durch begangene Fehler, bestimmen notwendig auch die zukünftigen Schicksalslinien unseres Volkes.

So wie bei uns der republikanische Gedanke entwickelt worden ist, beruht er auf Versprechungen für die Massen, die unerfüllbar sind. Die Demokratie bleibt daher, um die Massen in der Hand zu behalten, stets gezwungen „Rechte" voran, „Pflichten" aber in zweite Linie zu stellen. Dieser Weg kann nie zum Aufstieg führen. Auch wenn die republikanische Staatsform für Deutschland ein höheres Maß von staatenbildender Fähigkeit in sich tragen sollte, als ich heute zu erkennen vermag, so werden wir trotzdem zurückkehren müssen zu dem Grundprinzip unseres alten Staates, daß nur die Arbeit für das Ganze in ihrer Endwirkung auch das Wohl des Einzelnen bedeutet, die schrankenlose Betonung der Parteiinteressen oder des individuellen Lebens aber zur staatlichen Vernichtung führt.

Heute bleibt es vornehmste Pflicht aller staatsbewußten Deutschen, sich auf den einen Gedanken zusammenzuschließen, die Vernichtung aller materiellen und moralischen Güter zu hemmen und dem weiteren Niedergang Einhalt zu gebieten. Vom Deutschtum zu retten, was von ihm noch zu retten ist, bleibt des Schweißes der Edlen wert.

Unsere Hoffnung aber sei das kommende Geschlecht. Ein Sklavenvolk sind wir noch nie gewesen. Seit zweitausend Jahren hat unser Volk nach jähem Sturz stets wieder sich emporgehoben.

Sollten die von mir niedergeschriebenen Erinnerungen diesem Ziel dienen und für den Glauben an uns selbst eine Unterstützung abgeben, so wäre der letzte Dienst getan, den ich meinem Vaterlande erweisen kann.

Anhang

I. Aus meinen Kriegsbriefen

Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, aus denen nachstehend ein Auszug gegeben wird, sind regelmäßig spät abends oder kurz vor Abgang der Kuriermappe flüchtig hingeworfen. Man darf mich daher auf gelegentliche Unstimmigkeiten oder Schroffheiten in der Ausdrucksweise nicht festnageln wollen; an eine Veröffentlichung derselben habe ich nicht gedacht. Wenn ich nach erfolgtem Zusammenbruch unseres Vaterlandes mich dennoch zu einer teilweisen Veröffentlichung entschließe, so geschieht dies, weil diese vergangenen Stimmungsbilder eine nicht unwichtige Ergänzung zu meinen „Erinnerungen" bilden und vor allem weil sie zeigen, daß die in ihnen niedergelegten Ansichten nicht nach beendetem Krieg entstanden sind, sondern sich in allen wesentlichen Punkten mit meiner Beurteilung während des Kriegsverlaufs deckten.

1914

Coblenz, 18. VIII.

Eine Welt ist gegen uns mobil gemacht. Wir müssen durchhalten bis zum äußersten, das ist die einzige Möglichkeit, unsere Stellung in der Welt zu behaupten. Bis jetzt habe ich das Gefühl, daß ich in dieser Beziehung hier nützlicher bin als in Berlin. Ob es so bleibt, chi lo sa? Pohl, losgelöst von seiner Behörde, ist zugänglicher. Ich lasse ihm alle Ehre und habe bisher den Hauptausschlag gegeben.

Coblenz, 19. VIII.

Das Ultimatum von Japan vernichtet eine 20jährige erfolgreiche Tätigkeit; aber wir müssen durch, solange als irgend möglich. Heute eine stundenlange Unterredung mit Bethmann und Jagow. Pohl war auch dabei. Ich habe alles versucht, sie fest zu machen. Zum Frühstück bei S. M. S. M. war ziemlich befriedigt von den Nachrichten aus

den Kriegsschauplätzen. Nach Tisch mußte ich über zwei Stunden mit ihm im Garten spazieren gehen. Glücklicherweise gingen wir langsam, und es war warm. Ich habe alles versucht, ihn fest zu machen. Zurzeit war es aber nicht erforderlich. Er übersah die Situation vollständig und hatte ganz klare Ansichten. Wenn er nur nicht Bethmann gehabt hätte in den letzten Jahren, so wäre alles besser geworden. Er war stolz, daß seine sechs Söhne vor dem Feinde ständen. Ich gratulierte ihm dazu. Es wäre dies auch notwendig für die Dynastie der Hohenzollern. Er war m. E. etwas zu optimistisch betreffs der Niederzwingung Englands, hielt sich sehr stark an die Gerechtigkeit Gottes. Ich bestätigte dies, fügte aber hinzu, wir müßten auch unsererseits diese verdienen. Männer seien notwendig an allen Stellen. Ich konnte doch nicht den Finger in die Wunde legen, besonders da ich die Überzeugung habe, daß er Bethmanns Unzulänglichkeit vollständig erkennt.

Coblenz, 20. VIII.

Heute vormittag wieder langes Palaver mit dem sehr hilflosen Bethmann und mit Jagow. Bethmann hat nur Kontinentauffassung. Er sieht nicht, daß wir als rein europäischer Kontinentalstaat nicht mehr existieren können. Mach dich trotzdem gefaßt auf die große Möglichkeit, daß auf mich später das Anathema fällt.

Coblenz, 21. VIII.

Wie hätte ich persönlich gewünscht, diesen Krieg nicht zu erleben. Ich kann es immer noch nicht begreifen, daß wir mit Rußland nicht auf einen modus vivendi kommen konnten. Die Balkanstaaten scheinen nach den heutigen Nachrichten wieder flau zu machen. Werden wir das Weltnetz zerreißen, welches das perfide Albion um uns gesponnen hat? Wie furchtbar recht habe ich leider gehabt.

Coblenz, 22. VIII.

Es ist hart, hier verhältnismäßig untätig zu sitzen in einem Zeitpunkt, wo die Welt in Flammen steht. Der Sieg des Kronprinzen von Bayern hat hier großen Jubel erregt, um so mehr als noch weitere Folgen desselben erwartet werden. Wir, die Marine, können z. B. so wenig dazu tun, und das macht unsere Lage so scheußlich. Die englische Flotte bleibt in ihren Häfen und wirkt als fleet in being. Das

wird so selten bei uns verstanden. Die Engländer wollen wirken durch Aushungerung und Lähmung unseres Wirtschaftslebens. Hoffentlich hilft der Himmel, sie auch mal leiden zu lassen, weil sie seelenlos Europa in Flammen gesetzt haben. Es ist eine merkwürdige Situation: Ost- und Nordsee frei, und wir geschäftlich doch geknebelt. Vorläufig beherrscht der Landkrieg alles. Wie wird es aber später?

Coblenz, 23. VIII.

Nein, trotz der bisher einlaufenden Siegesnachrichten, jubeln kann man nicht, und hoffentlich hält sich unsere Presse damit zurück. Noch sind keine wesentlichen Entscheidungen gefallen (freilich sind im Kampf südlich von Metz 150 Kanonen genommen) und verstanden wird nicht, daß die größte Gefahr gegen die Polo spielenden Engländer immer bestehen bleibt. Wenn wir gar keine Flotte gehabt hätten, England war immer gegen uns seit Sedan. Wenn wir weiter mit der Flotte gewesen wären, so hätte es England nicht riskiert. Wenn wir nicht gänzlich geschlagen werden, müssen wir erst recht Flotte bauen; das ist der einzige Weg, durch den wir wieder Luft bekommen können für Export und Industrie. Ich zittere in erster Linie für unser Deutschland, dem ich die Wucht und grimmige Entschlossenheit nicht in dem Maß zugetraut hätte; aber zuviel Jämmerlichkeit da droben!

Coblenz, 24. VIII.

Unsere Kriegshäfen sind nicht mehr bedroht. Ich bereite weitere Nutzbarmachung des dortigen Personals vor. Die Armee hat bisher ungeheure Erfolge und die Marine nichts. Das macht hier meine Lage so schrecklich nach all der zwanzigjährigen Anstrengung. Man wird es doch nicht verstehen. Es ist immerhin möglich, daß es in der Nordsee nicht zum Schlagen kommt, und ferner möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß es früher zum Ende kommt, als wir dachten. Nur England steht dazwischen. Die Kraft der französischen Armee ist jetzt schon fast gebrochen. Es kommt nun auf die Kämpfe im Norden an. Seit heute morgen stehen unsere Truppen (hoffentlich Brandenburger) im Kampf mit zwei englischen Divisionen. Wolle Gott die Erzschurken vernichten, die unser Kultureuropa in Flammen gesetzt haben, kalten Blutes, aus schnöder Herrsch- und Geldsucht. Ich kann wenig tun, und trotz der glorreichen Siege liegt es wie ein Alp auf

mir. Du wirst mir tragen helfen, wenn eine Zeit kommt, in der man mit dem Finger auf mich zeigt. Innerlich bin ich mir freilich absolut sicher, in der Flottenfrage den einzigen Weg für Deutschland eingeschlagen zu haben, den es gab, wenn unser Volk nicht herabsinken sollte.

Coblenz, 25. VIII.

Laß dich durch die Mißerfolge im Osten nicht schrecken. Das war vorauszusehen. Freilich war vielleicht unsere dortige Führung nicht Ia im Anfang. Die Kämpfe von Basel bis über Namur sind riesig und noch nicht dagewesen. Der Kronprinz hat es sehr schwer, und die Franzosen schlagen sich gut. Wir sollen nicht zu früh krähen.

Coblenz, 27. VIII.

Den Untergang der „Magdeburg" wirst Du gehört haben, schade um das schöne Schiff! Die „Mainz" und andere Kreuzer haben einen verwegenen Streich ausgeführt. Fast unbegreiflich, daß sie so durchgekommen sind. Hier ist alles guter Hoffnung, obwohl der von der französischen Heeresleitung allgemein befohlene Rückzug die Hoffnung wohl vereitelt haben wird, große Heeresteile abzuschneiden. Die Engländer sind auch schon abgezogen, obgleich ihnen unsere Kavallerie auf den Hacken sitzt. Letztere soll aber sehr hungern. Die Gewaltmärsche der Pommern und Brandenburger sind ungeheuer gewesen. Es scheint, daß meine Brandenburger gegen die Engländer gefochten haben. Gestern abend traf ich auf der Rheinpromenade König Ludwig, der mich mit beiden Händen empfing. Abends beim Kaiser, letzterer sehr vergnügt, besonders über die Söhne. Heute müssen die Entscheidungen in Preußen fallen. Man ist etwas besorgt wegen der gewaltigen Übermacht dort. Zur Freude über unseren Sieg kann ich noch garnicht kommen.

Es haben so viele Vertrauen zu mir und ich kann so wenig machen. Ich muß mich auch zurückhalten, solange die Armee lediglich den Sieg über die Franzosen im Auge hat und man das Ende garnicht abzusehen vermag.

Coblenz, 28. VIII.

Ich bin in großer Sorge wegen der Affäre bei Helgoland. Mir scheint, man hat sich überraschen lassen. Unsere leichten Streitkräfte sind nicht ausreichend für solche Scharmützel. Wenn das so fortgeht,

werden sie bald zerrieben sein. Die Engländer werden im großen Bogen uns mit Minen einkesseln; dann sitzt unsere Flotte gefesselt drin (bottled). Es ist furchtbar für mich! Ich bin immer gegen eine zu große Fesselung der Flotte gewesen, aber gegen die Ansicht von Pohl, Müller, des Kaisers und Bethmanns war nichts zu machen. Freilich liegt die Entscheidung bei Ingenohl, dem man das einzelne nicht vorschreiben kann. Bei der akuten Angelegenheit übersehe ich natürlich nicht die Lage. Die Armee schreitet von Sieg zu Sieg. Die Lage ist allerdings auch für sie schwieriger geworden. Meines Erachtens unterschätzt man die Hartnäckigkeit der Engländer auch für den Ausgang des Landkrieges trotz unserer Siege über die englische Armee erheblich.

Coblenz, 29. VIII.

Ich kann auch nicht hoffen, daß Wolf[1]) unter den wenigen von der „Mainz" Geretteten sein wird, dazu waren die Umstände für ihn zu ungünstig. Die kleinen Kreuzer sind zu toll darauf losgegangen; aber abgesehen davon, empfinde ich so bitter, daß sie meines Erachtens nicht richtig verwendet zu sein scheinen. Man schickt sie nicht vorwärts in den Kampf mit geschützten Streitkräften, wenn man nicht große Schiffe und Torpedoboote dicht dahinter hat! Aber ich will darüber nicht rechten, denn man übersieht die Vorgänge nicht. Soviel scheint mir sicher, daß unsere Flotte nicht Vorteil hat, wenn sie die Schlacht herausschiebt. Die Überlegenheit der Engländer an leichten Streitkräften ist zu ungeheuer groß, als daß ihnen ein Verlust an diesen Teilen etwas ausmacht.

Coblenz, 30. VIII.

Worte fehlen mir über die Nachricht von Wolfs Rettung. Opfern müssen wir ja alle für unser Land. Es war aber so besonders bitter für mich, daß diese Opferung unserer kleinen Kreuzer unnötig erscheint infolge falscher taktischer Auffassung. Es ist ja wohl zu früh zum Urteilen, aber hat Ingenohl den Genius des Siegers? Pohl hat ihn sicher nicht. Ich kann aber an den Kaiser garnicht heran in diesen Dingen, was die Analogie mit dem Generalstab, unterstützt von Müller, bewirkt hat. Offenbar ist der Kaiser gegen mich scharf ge-

[1]) Der Sohn, Wach-Offizier auf der „Mainz".

macht. Dabei habe ich die Empfindung, gerade in diesen Fragen mehr in der Nase zu haben, als Pohl im ganzen Schädel. Bethmann bearbeitet Pohl fortwährend, die Flotte nicht einzusetzen. Das wäre der Tod unserer Flotte nach dem Kriege. Er und die ganze Bande von Diplomaten will die Flotte verkaufen beim Friedensschluß mit England, das ist das ganze Geheimnis.

Luxemburg, 2. IX.

Die große Offensivwelle, die wie eine Walze über Frankreich und Belgien fuhr, rollt doch schon langsamer, und das Ende ist schwer abzusehen. Soeben höre ich, daß die Hauptarmee der Österreicher sich nicht glücklich geschlagen haben soll (ganz entre nous). Das ist sehr schlimm wegen der Rückwirkung auf den Balkan. Im Großen Hauptquartier ist man außer sich. Die Engländer machen Riesenanstrengungen und sind meines Erachtens die gefährlichsten Gegner. Ich glaube, Provinz Preußen ist vorläufig sicher. Wir haben dort jetzt ausgezeichnete Führer, nachdem die anfänglichen kurzer Hand abgeschoben sind. Ich habe mir aus Longwy Pakete mit Dum-Dumgeschossen (geschlossen) mitgenommen als Beweis, daß das französische Kriegsministerium dies angeordnet hat.

Luxemburg, 3. IX.

Es ist der Kaiser, der Ingenohl bremst. Er will nichts mit der Flotte riskieren. Er will zurückhalten bis Winter, wenn nicht überhaupt. Drängen ist jetzt sehr schwierig, man weiß nicht wie lange Frankreich durchhält, und dann haben wir doch nicht das doppelte bzw. vierfache gegen uns. Dazu kommt der Winter. Im übrigen habe ich doch einiges hier genutzt, während das Reichsmarineamt vorzüglich arbeitet. Die ganze Expedition von Usedom und Schröder in die Wege geleitet, und jetzt versuche ich ein Drittes. Bei der bitteren Not, die nach dem Kriege eintritt, ist die Marine meines Erachtens doch verloren, wenn wir nicht einigermaßen Taten aufzuweisen haben. Die Kleinigkeiten sind nichts und werden durch Mißerfolge ausgeglichen. Wir sind hier im Hauptquartier abgeschlossener als man glauben sollte, erhalten nur sehr dürftige Nachrichten von der ganzen Armee. Unsere Stellung wird durch die Verhältnisse bedingt, höchst unerfreulich. An mich kommt keiner von selbst, da sie mich zu sehr fürchten. Audienz

ist hier nicht angängig, Pohl kann ich nicht verklagen. Die Analogie mit Moltke wirkt zu stark. Es würde als Vordrängerei abgewiesen werden. Ich muß mir das aufsparen für ganz große Entschlüsse.

Luxemburg, 4. IX.

Ich fürchte den Kanzler und seine Leute; ich bin durchdrungen, daß sie der großen Zeit nicht gewachsen sind, und wie sie den Krieg nicht verhindert haben durch ihre Politik, so werden sie auch einen jämmerlichen Frieden zustande bringen. Die Engländer niederträchtig, brutal als Nation — als einzelne Persönlichkeit sind sie zu achten. Sie haben sich in hundert Jahren eine Moral zurecht gemacht, an die sie glauben. Alles ist gut, gerecht und religiös sogar, was ihnen Nutzen bringt. Alle Völker sind ihre Auspreßobjekte nach Gottes Ratschluß.

Luxemburg, 5. IX.

In Berlin scheint man etwas siegestoll geworden zu sein, wie ich aus verschiedenen Briefen entnehme. Noch haben wir keineswegs gesiegt, den Krieg als Ganzes betrachtet. Wir müßten schon deshalb bescheiden sein, weil nur dadurch die Zähigkeit zum endgültigen Siege uns erhalten bleiben kann. Die schwersten Tage werden noch kommen. England hetzt die ganze Welt auf uns, und die unerhörte Lügenfabrik verbreitet unsere sogenannten Niederlagen und unsere Niederträchtigkeit durch alle Länder. Wir haben dem nichts entgegenzusetzen.

Luxemburg, 6. IX.

Ich komme zu nichts, so viel gibt es doch zu tun. Dabei habe ich wenig Einfluß. Auch die Einwirkung auf Müller ist reine Wassersuppe. Im übrigen ist er wieder eingewickelt von Bethmann, und Pohl gehört dazu. Das gibt für mich eine höchst traurige Lage. Für die Armee wird die Lage schwierig. Da uns nicht geglückt ist, große Truppenmassen einzukesseln und gefangen zu nehmen, kann die französische Armee durch ihr Eisenbahnnetz immer andere Positionen einnehmen. Die Engländer machen ungeheure Anstrengungen und haben wieder 40—60000 Mann im Norden gelandet. Es ist zu hoffen, daß Maubeuge bald fällt und wir das dort zernierende Armeekorps frei bekommen, was sehr not tut. Ein Armeekorps wird jetzt schon von Bedeutung. Trotz aller Versprechungen schlagen die Türken nicht los. Die Stimmung in Skandinavien ist immer ungünstiger geworden.

Italien brennt darauf, gegen uns loszuschlagen. Die diplomatische Leitung läßt die Zügel schleifen wie vorher. Bleibt Bethmann, so wird sicher alles verbrudbelt werden!

Ich will jetzt gleich zum Reichskanzler und versuchen, ein neues Unternehmen zu instradieren.

Luxemburg, 7. IX.

Ich bin immer in Sorge über unsere Diplomaten, die einerseits gleichgültig sind gegen den gewaltigen historischen Vorgang und die durch ihre Flaumacherei die Engländer immer stärken und auf die englischen Bluffs hereinfallen. Bei den Österreichern steht es recht kritisch. Hier im Westen wird auf der ganzen Linie geschlagen. Da es geglückt ist, den französischen Angriffsbefehl für heute gestern abend in die Hand zu bekommen und dementsprechend Gegenmaßregeln zu treffen, so hoffe ich, werden wir siegen. Wir müssen aber mehr als siegen, denn Italien ist gegen Österreich kaum zu halten. Es ist jetzt sicher, daß England große Truppenmassen von Asien heranholt. Aber es ginge alles gut, wenn wir einen eisernen Kanzler und einen „alten Kaiser" hätten.

Luxemburg, 8. IX.

Die Waffe der Lüge und Bestechung, die England gegen uns anwendet, ist eine furchtbare. Die ganze Welt ist gegen uns aufgehetzt. Ich esse heute bei Seiner Majestät. Unterhaltung wohl über die Paascheangelegenheit[1]). Ich halte sie für etwas verfrüht, aber vielleicht als Stimmungsmache zu begrüßen. Auf der anderen Seite wird es die Armee verstimmen. Gestern auch mit Oldenburg lange gesprochen über die Friedensfrage, desgleichen heute mit dem Ziviladjutanten des Kronprinzen (Maltzahn) im Auftrage des letzteren. Durchhalten, durchhalten ist die einzige Losung für uns; sie ist aber schwer zu erfüllen.

Luxemburg, 9. IX.

Bei den Österreichern soll es gar nicht so gut stehen, und das hält alle Balkanvölker zurück. Auch wir im Westen stehen vor großer Krisis. Die Truppen, die wir jetzt nach dem äußersten rechten Flügel schicken, kommen sicher zu spät. Wir haben den Erfolg unserer ersten

[1]) Vgl. unten zum 10. IX.

Siege überschätzt. Die Franzosen sind planmäßig zurückgegangen und gehen jetzt mit ungeheuren Massen und großer Bravour vor, während unsere Truppen durch Marschieren ausgepumpt sind. Sie werden es aber doch durchhalten, bis die Nachschübe herankommen, während die Franzosen sich auf ihre Nachschübe zurückgezogen haben. In der Marine haben wir keine Erfolge gehabt. Wenn die Flotte nur erst zum Tragen kommt und keine Dummheiten gemacht werden, so wird sie sich glänzend schlagen. Die Flaumacherei für Frieden ist maßlos töricht. Gerade wenn wir Frieden mit England wünschen, müßten wir das Maul soweit aufreißen wie nur möglich. Diesen Bluff verstehen wir nicht. Lies den Bericht von Goschen über die letzte Unterredung mit Bethmann und Jagow.

Luxemburg, 10. IX.

Der Kanzler hat mich natürlich im Verdacht, die Paasche-Affäre (Einbringung eines sofortigen Antrages zur Verstärkung der Flotte) mindestens suggeriert zu haben. Über den Artikel von Reventlow ist er besonders wild und wittert auch hier das Reichsmarineamt dahinter.

In der Türkei will die Sache nicht vorwärts gehen. Ein Teil der Schuld fällt auf solche, die den Türken Angst machen wegen der Dardanellen, was mir unverständlich ist. Auf dem Balkan herrscht die Ansicht einer großen Niederlage der Österreicher. Trifft das zu, dann können wir alle Hoffnung, die wir auf diese Ecke und den Islam gesetzt haben, fallen lassen. Die Engländer schicken starken Nachschub, und der Anlauf unserer Armee ist zunächst zum Stehen gekommen. Dennoch hoffe ich hier auf endlichen Sieg. Wir haben etwas spät die Absichten der Franzosen erfahren. Unsere Truppenverschiebungen werden nicht mehr ganz rechtzeitig eintreffen. Die Franzosen haben ein dichtes Eisenbahnnetz hinter sich. Unsere braven Truppen müssen meist zu Fuß marschieren. Die Franzosen haben alle Nachrichten durch ihren Eiffelturm, wir dagegen fast nichts in dieser Richtung.

Luxemburg, 11. IX.

Der Krieg wird nicht so kurze Zeit dauern, wie manche denken. England, welches die Ursache von allem Bösen ist, merkt auch, daß es für seine Weltstellung kämpft. Im Monat August haben sie 49 % ihres Handels und Geschäfts eingebüßt, das wirkt einigermaßen. Die Frauen

in England sollen besonders wild sein auf uns und reiten mit Herrensitz durch die Straßen, um für die Armee zu werben. Ich bin heute mit Hopman per Auto nach einem Walde gefahren und habe dort einen schönen Spaziergang gemacht, schöne Natur, tiefe Täler. Die forstmännisch schlecht behandelten Wälder wirken wohl gerade darum recht malerisch. Im ganzen erscheint mir Luxemburg als ein höchst vertrodbeltes Land. Die stete Anspannung aller Kräfte und der Militärdienst in Deutschland haben doch glänzende Früchte gezeitigt. Dabei muß man an das liberale Gezänke über Militarismus, Zabern-Affäre usw. denken. Wie töricht war das doch alles. Ein großes Verdienst wird man dem Kaiser lassen müssen. Er hat die Wehrmacht nicht einschlafen lassen, trotz dem Reichskanzler.

Luxemburg, 12. IX.

Das ist es ja eben, daß wir Englands Zustimmung zu einem Frieden nicht bekommen werden, in dem wir uns schadlos halten dürften. Dieser Separatfrieden ist eben unmöglich. Wenn wir also nicht unterliegen wollen und ausgelöscht sein wollen als großes Weltvolk, so bleibt uns keine Wahl, als durchhalten. Deshalb dürfen wir uns auch gar nicht verleiten lassen, daß wir zu einem Frieden à la Bethmann, Harnack usw. kommen wollen und uns öffentlich danach sehnen, denn diese Flaumacherei stärkt z. Zt. nur England in der Hoffnung: Germaniam esse delendam.

Meine Konzentrationsauffassung in der Nordsee habe ich gar nicht aufgegeben. Ich war nur der Ansicht, daß durch das damals geplante und jetzt ausgeführte Vorgehen des Prinzen Heinrich und durch die Reparaturnotwendigkeit von „Moltke“ und „Tann“ sowieso eine Schlacht in der Nordsee mit einigem Erfolg kaum möglich sei; dann sollten wir diese Absicht aber planmäßig auf zehn Tage ganz einstecken und in dieser Zeit nach Osten mit noch viel größeren Kräften und Trara als geschehen vorgehen, um eine nachhaltigere Wirkung hervorzubringen. Wären wir nach dem ausgeführten Plan mit der russischen mindestens gleich starken Flotte tatsächlich zusammengestoßen, so hätten wir auch bei siegreichem Kampf Verluste haben müssen. Es wäre schade um jeden Verlust gegen Rußland, eben weil ich der Ansicht bin, daß wir alles gegen England einsetzen müssen. Darum: wenn überhaupt, so nur mit großer Übermacht gegen Rußland. Ich will ja noch nicht reden.

Luxemburg, 13. IX.

Die Schlacht ist auf unserem rechten Flügel nicht glücklich gewesen, während die Garde auf dem linken Flügel von Bülow siegreich vorwärts kam. Der französische Generalissimus soll ein ganzer Kerl sein. Es wäre besser gewesen, nach hiesiger Ansicht, wir hätten die Truppen erst etwas verschnaufen lassen, ehe wir weitergingen. Inzwischen soll trotz dem Zurückziehen unserer Truppen heute schon ein erneuter Angriff, namentlich seitens der Engländer, erfolgt sein, und man ist in Sorge, ob die Nachschübe noch zur Zeit ankommen können. Wir waren zu siegesgewiß und sahen die geplanten Rückzüge der Franzosen und Engländer stets als Niederlagen an. Jetzt ist die Stimmung sehr gedämpft bez. der hiesigen Lage, besonders weil die Österreicher bei Lemberg nicht standhalten und nach Hilfe schreien. Das auszugleichen, reicht der neue Sieg in Ostpreußen von Hindenburg doch nicht aus. Auf die polnische Hilfe gebe ich nicht viel. Obwohl die Garde siegreich auf ihrem Flügel war, mußten sie doch am letzten Schlachttage die Verwundeten liegen lassen.

Das Reichsmarineamt hat glänzend gearbeitet, aber diese Art der Leistung wird nicht beachtet und geschätzt. Der Kaiser sucht seine eigene Aufregung zu unterdrücken, aber er ist ausgeschaltet in militärischer Hinsicht. Wenn man an 1870 denkt, diese Würde, dieser Ernst, dann der kristallklare Mann, der wägen konnte und wagen konnte, und schließlich „der Eiserne". Angst und bange kann einem werden, dazu das siegestolle Berlin zu einer Zeit, wo noch alles auf dem Spiel steht. Nur auf den ungeheuren moralischen Schwung, mit dem unsere ganze Nation den perfiden, brutalen Fehdehandschuh aufgenommen hat, kann man wahrhaft stolz sein und daher hoffen, zu einem guten Frieden zu kommen. Es ist aber viel zu früh, über die Art desselben zu sprechen.

Luxemburg, 14. IX.

Hier ist man immer noch in erheblicher Sorge (entre nous). Man sagt, die I. Armee wollte ihren eigenen Sieg haben und hat an das Ganze nicht genügend gedacht; so entstand die Lücke, in die die Engländer mit großer Geschicklichkeit hereinstießen, und bisher war es nicht gelungen, diese Lücke zu schließen. Dabei sollen sich große Truppenmassen nordwestlich hinter der I. Armee bilden. Die Franzosen haben ihr ganzes Eisenbahnnetz zur Verfügung und scheinen alles nach ihrem linken Flügel

zu schieben. Unsere Truppen müssen laufen, daß die Schwarte knackt, die armen Kerls! Ob wir das damit gutmachen können, ist jetzt die große Frage. Jetzt merken auch die Spitzen der Armee, daß die Bedeutung Englands als Gegner unterschätzt worden ist. Pohl ist fürchterlich, keine Spur von Ader ist in dem Menschen. Wenn der liebe Herrgott der Marine nicht hilft, so sieht es schlimm aus.

Luxemburg, 15. IX.

Hier ist die Krisis noch gar nicht vorüber; sie wird sich euch auch noch in hohen Personalveränderungen kenntlich machen, über die ich nicht schreiben mag. Ich kann mich ja täuschen, aber ich würde Falkenhayn nicht gewählt haben, obendrein mit sehr großen Befugnissen. Bei der I. Armee wird heftig gekämpft, und die von allen Seiten veranlaßten Verstärkungen werden nicht mehr zur richtigen Zeit ankommen. Das ist alles sehr fatal und die Siegestollheit der Berliner Zeitungen, die mir schon stets unangenehm war, stößt mich jetzt noch mehr ab. Plettenberg hat wirklich dem Kaiser gemeldet, daß bei vielen Garderegimentern die Kompagnien nur 50 Mann stark sind von 300 Ausgerückten. Pohl tut auch mir gegenüber geheimnisvoll, bremst fortwährend Ingenohl, was wirklich nicht nötig wäre. Er ist mit Müller liiert, mit dem Kaiser und Bethmann, so daß ich eigentlich ganz ausgeschaltet bin.

Luxemburg, 16. IX.

Heut ist jedenfalls ein Krisistag erster Ordnung. Aber selbst wenn wir siegen sollten, ist unsere Lage trotzdem recht schlimm geworden. Wir mußten eben mehr als bloß in Schlachten siegen, wenn wir aus diesem Krieg so herauskommen wollen, daß wir Aussicht haben, Deutschland neu aufzubauen. Ich habe mich schon seit Jahren gefragt: kann das gut gehen bei solcher Geschäftsleitung von oben? Gestern hatte ich Besuch vom Generaldirektor der Dillinger Hütte, Herrn Weinlig, der damals die Entscheidung für das Eisenwerk in Tsingtau herbeiführte. Ein energischer Mann, aus der Kraft des Volkes hervorgegangen! Dagegen halte man die grünen Kerls[1]), die einen langen Tisch einnehmen. Diese Leute haben ja den Krieg der Österreicher gegen Serbien im Juli

[1]) Feld-Uniform der Diplomaten.

nicht gestoppt. Die Geste: „Serbien geht uns nichts an", war zu töricht. Die Österreicher schreien dauernd um Hilfe.

Luxemburg, 18. IX.

Als ich den Brief an Dich schreiben wollte, erschien plötzlich Hintze, da war es mit dem Schreiben vorbei. Ich sehe in ihm die einzige Hilfe gegen eine gewisse Sippe. Ob der Kaiser in der außerordentlich gefährlichen Lage unseres Vaterlands sich aufschwingt, ihn zu nehmen, ist eine andere Frage.

Eine Entscheidung ist hier noch nicht gefallen, aber Niederlage ist wohl abgewendet. Es steht wesentlich besser als vor einigen Tagen. Wenn wir auch wohl siegen werden, so ist doch die Zerschmetterung der französischen Armee nicht gelungen, und die brauchten wir. Italien steht auf dem Sprunge, gegen uns zu gehen, und Rumänien ist ebenfalls sehr zweifelhaft geworden. Wollte Gott uns helfen! England rüstet gewaltig; seine Elitearmee freilich, die sitzt jetzt in dem großen Schlamassel. Man sagt, daß sie sich so aufgestellt hat, daß sie sicher ist beim Zurückgehen.

Luxemburg, 19. IX.

Meine Hoffnung auf Hintze ist leider zu Wasser geworden. Es ist „ihnen" geglückt, den gefährlichen Mann abzuschieben. Vielleicht mag es richtig sein vom Kaiser. Eine große Umwälzung wäre nötig gewesen, welche auffallen mußte, und das ist besser zu vermeiden. Hintze war der Ansicht, daß der Mangel an Führung der Zügel die herrschende Klasse, Sieg oder Niederlage gleichviel, um ihre Stellung bringen müßte und daß sofortiges großes Entgegenkommen (Sozialdemokraten auf hohen Posten, Wahlrechtsreform in Preußen) das einzige Mittel wäre, den ungeheuren Schwung der Nation in einigermaßen gnädige Kanäle zu leiten! Über den Start des ganzen Krieges und den gesamten Zusammenbruch seiner Kollegen war er außer sich. Er ist sehr klug. — Die Schlacht steht noch immer. In 2—3 Tagen ist Hoffnung auf Besserung. Die Österreicher haben schauderhaft versagt, und wir müssen die Sache jetzt in die Hand nehmen.

Luxemburg, 20. IX.

Durch den Zusammenbruch hier, den ich angedeutet habe und der in Berlin schon überall bekannt ist, sind allein die furchtbaren Opfer

ohne Erfolg gebracht worden und ist Deutschland in eine überaus gefährliche Lage gekommen. Alles ist letzten Endes der Spielerei zu verdanken. Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie.

Luxemburg, 21. IX.

Wie ist dieser Krieg schwer und vor allem die große, große Gefahr, daß alles Blut umsonst geflossen sein sollte. Die Stellungnahme von Rumänien muß sich jetzt entscheiden; schlägt sie gegen uns aus, so weiß ich kaum was werden soll. Amerika steht mit seinem Herzen auf Seite Englands und liefert Patronen und Kriegsmaterial für Frankreich. Gerade in dem Patronenmangel liegt aber für uns eine Gefahr. Die Franzosen werden vorzüglich geführt, während das bei uns leider nicht der Fall gewesen ist. Körperlich ist Moltke zusammengebrochen. Laß keinen Ton darüber verlauten, aber äußerst gefährlich ist unsere Lage geworden, weil Österreich so völlig versagt hat. Sie sollen noch 500 000 Mann in Galizien haben von 800 000 Ausgerückten. Hier im Westen ist die Lage für uns auch schon sehr schwer geworden. Ich würde darüber selbst Dir nichts schreiben, wenn ich nicht gestern einen Berliner Herrn (Automobilfahrer) gesprochen hätte, der alles wußte und mir sagte, alles wäre auch in Berlin bekannt. Die Engländer schicken tatsächlich große Massen von Truppen herüber; die Qualität der letztern muß allerdings immer schlechter werden. Es ist nicht, daß ich denke, wir werden hier geradezu geschlagen, obgleich man auch das nicht für absolut unmöglich halten darf. Unsere Truppen sind den Franzosen an sich überlegen, aber die Franzosen haben die Eisenbahnen im Rücken und können fortwährend Verschiebungen machen, dazu bei uns der ungeheure Offiziersverlust. Augusta-Regiment 53 Offiziere von 60, I. Garderegiment nur Geringes weniger usf. Neben der obern Führung ist es der viel karikierte Leutnant, der es macht; der ist aber nicht zu ersetzen.

Luxemburg, 22. IX.

Meine Lage hier ist dauernd scheußlich, denn eigentlich bin ich überflüssig. Inzwischen ist dieser furchtbare Krieg etwas zum Stehen gekommen; aber im ganzen steht unsere Sache nicht gut. Nachdem unser

Hauptplan offenbar mißglückt ist, stehen wir frontal einer Übermacht gegenüber, die alle lokalen Vorteile auf ihrer Seite hat und zweifellos ausgezeichnet geführt wird. Amerika steht in Wirklichkeit auch gegen uns. Soeben bekomme ich die Nachricht, daß 100000 Japaner in Schantung gelandet, das zeigt große Absichten seitens der Japaner, und unsere Kolonie ist ohne jede Chance jetzt. Das ist besonders furchtbar für mich. Wenn wir hier sogleich große Siege erlangt hätten, so wäre unsere Lage anders. Darauf hatte ich gehofft, als ich in Coblenz den Standpunkt vertrat, wir dürften Tsingtau nicht ohne Kampf aufgeben. Soweit ich voraussehen kann, wird unsere Flotte nicht zum Schlagen kommen.

Luxemburg, 23. IX.

Die Hoffnung auf den Balkan ist fast geschwunden. Wir sind schon froh, daß Rumänien noch 14 Tage warten will, ehe es uns den Krieg erklärt. Es wird alles davon abhängen, ob die großen Schlachten, wie sie in wenigen Tagen bevorstehen, uns wirklichen Erfolg bringen. Die Russen bringen ungeheure Massen auf. Ob das arme Ostpreußen noch einmal Einquartierung von den Moskowitern erhält? Heute werden die Forts südlich Verdun beschossen; es würde nach ihrem Fall ein Loch frei; das ist von größter Bedeutung. Es ist so schwer zu beurteilen, ob England wirtschaftlich mehr leidet als wir. So weit man das beurteilen kann, ist das bisher tatsächlich und entgegengesetzt der bisherigen Annahme der Fall.

Luxemburg, 24. IX.

Unmittelbar nach dem Krieg nehme ich den Abschied. Den Neuaufbau der Marine, wenn es dazu überhaupt kommt, muß ein anderer machen. Pohl, Müller, der Reichskanzler und der Kaiser haben die Flotte zurückgehalten. Ich glaube jetzt, daß sie keinen Schuß abgeben wird, und mein Lebenswerk endet mit einem Minus.

Luxemburg, 25. IX.

Alles ist der Ansicht, daß das System der Wilhelmstraße aufhören wird bzw. muß. Vor Frühjahr ist m. E. der Krieg sicher nicht beendet. Es steht uns also ein harter Winterfeldzug bevor. Das große Ringen hier steht unmittelbar bevor, die militärische Entscheidung wird wahrscheinlich dabei fallen.

Auf ein Sedan und Metz dürfen wir aber nicht rechnen, nachdem der glänzende Anlauf durch Fehler auf unserer Seite nicht den gewünschten Erfolg gehabt hat. In Galizien rechnet man mit dem erneuten Ringen etwa zum 1. Oktober. Vor Hindenburg sollen die Russen jetzt eine fast abergläubische Angst haben. Wolle ihm da unten weiter Erfolg und Glück winken. Der Kriegsminister behauptete gestern, daß die Gefahr für das östliche Ostpreußen vor neuem Einbruch der Horden deshalb geschwunden sei, weil 70 000 Russenkadaver dermaßen die Gegend verpesteten, daß man nicht atmen könne. Wir hatten gestern eine recht aufregende Nacht. Es kam die Nachricht, daß die Engländer durch den großen Belt gebrochen wären. Damit wären Prinz Heinrich und zwei Geschwader mit Zubehör abgefangen worden. Ich hatte Pohl und seine Aiden dringend gebeten, anders zu disponieren, aber vergebens. Ich war außer mir und habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Heute früh stellte sich die Nachricht als falsch heraus, aber die Engländer planen irgend etwas und wir wissen nichts davon, dazu die Passivität unserer Flotte, die je länger je mehr zum Zwang wird. Der Ubootserfolg wirkt auf vieles zurück. Gott sei Dank, daß wir zu offensiven Zwecken mehr Uboote haben als England; hoffentlich haben sie noch mehr Erfolg.

Luxemburg, 26. IX.

Wir, d. h. Hof und Marine sind noch hier geblieben. Man ist doch des Ausgangs der großen bevorstehenden Kämpfe nicht sicher genug, und eine Rückverlegung des Großen Hauptquartiers ist doch nicht angängig, und Fortschritte von unserer Seite sind nur mäßig gemacht bisher, und doch haben wir sie nötig, denn die Zeit arbeitet nicht sehr für uns. Es ist sehr merkwürdig, in welchem Maße wir das unbeliebteste Volk der Erde geworden sind. Alles wünscht, daß wir unterliegen. Soeben hat mich der Kronprinz antelephoniert und mir gratuliert zu U. 9 und ist dann auf unsere Verhältnisse zu sprechen gekommen. Über Bethmann, Jagow, den Start des Krieges usw. Ich habe mich zurückgehalten, ihm aber doch gesagt, daß wir die Kraft hätten durchzuhalten, und es müßten, wenn nicht das Aufstehen unserer Nation gegen die Regierung gehen sollte. Der Krieg ist letzten Endes ein Kampf mit England um Leben oder Tod. Ich hörte soeben von einem Herrn, der von der Front kommt, daß in der Armee doch der Gedanke durch-

gesickert ist, daß die Führung versagt hätte. Man ist sehr ernst geworden, schätzt die Gegner sehr hoch ein, und unser gewaltiger erster Elan ist ohne Erfolg geblieben. In der Nation ist davon ja noch nicht viel bekannt. Das ist ein Glück. Die Luxemburger sind stutzig geworden über unser Bleiben; sie meinen, es stehe wohl schlecht in der Front. Es scheint, daß die Schakale, Rumänien und Italien, doch abwarten wollen, wie hier die Entscheidung fällt. Unsere Hoffnung auf die Türkei scheint nach einem Brief von Usedom vollkommen in ein Nichts zu versinken, dann die faulen Österreicher, um die wir bluten. Es ist nicht schön. Aber das Ganze ist doch wohl unvermeidlich gewesen. Ein aufsteigendes Deutschland paßte niemand.

Luxemburg, 27. IX.

Was nun die Rohrbachsache anbetrifft (Rohrbach und Jäckh hatten angefragt wegen eines Besuches, um eine bessere Orientierung der neutralen Pressevertreter über öffentliche Einrichtungen usw. zu bewirken), so habe ich den Herren zunächst abgeraten zu kommen. Ein Besuch bei mir erregt das Mißtrauen der ganzen Sippe und wird entsprechend ausgeschlachtet. Ich habe die Sache aber hier in die Hand genommen und soll Änderung bewirkt werden. Es kann ja aber nicht besser werden unter Bethmann. Wenn das deutsche Volk einmal dahinter kommt, gibt es ein Unglück. Wie soll dieser Krieg enden, darin liegt das Rätsel der Zukunft. Mit denselben Leuten, die ihn so töricht eingeleitet haben oder sich haben treiben lassen, die auf der ganzen Welt nichts gemerkt und vorbereitet haben, mit diesen Leuten soll ein brauchbarer Frieden zustande kommen? Das scheint mir wahrhaftig eine Quadratur des Zirkels. Wir essen zwar in demselben Saal, sprechen aber kein Wort miteinander.

Charleville, 28. IX.

Der Kaiser hatte schon vor zwei Tagen in Luxemburg Abschied genommen, und die Verschiebung der Abreise des Hauptquartiers erweckte in Luxemburg Mutmaßungen. Deshalb ging es heute 1 Uhr los. Drei Stunden Fahrt durch Sedan hierher. Überall wo gekämpft war, lagen die Dörfer als Ruinen da, mitunter kein Mensch zu sehen. Sedan, das mich sonst so interessiert hätte, beachtete ich kaum, so überwältigend

ist die Gegenwart. Die Marine ist hier einquartiert Place Carnot Nr. 1 in dem Hause eines reichen Industriellen oder vielmehr dessen Witwe. Der Mann war alt und sie war jung. Wie alles lag und stand, wurde das Haus von der Familie verlassen. Nur der Portier und die Wirtschafterin waren hier geblieben. Ihre „unique peur“ wäre vor den Leuten. Als Meuchelmörder und Weiberschänder sind wir natürlich angesehen. Wir haben sie denn gründlich beruhigt und ihr versichert, wir wären keine Russen. Es ist doch ein merkwürdiges Gefühl, so von einer fremden, übrigens recht wohlhabenden Häuslichkeit zeitweise Besitz zu nehmen. Unten sind die Salons, salle à manger, Billard usw. In der zweiten Etage merkwürdigerweise lauter Schlafzimmer, ich glaube für die Kinder erster Ehe, die erwachsen sind. Ich war zuerst in der chambre à coucher de Madame einquartiert; da das Zimmer nach Norden lag, habe ich mit einem mehr abseits gelegenen Zimmer gewechselt, das zuweilen etwas Sonne hat. Das Zimmer von Madame war in Renaissancemöbeln, gute Bilder, Kommode voll Sachen. Ein Ankleide- und Waschraum daneben, aber nirgends ein Bad, sehr merkwürdig. Jetzt muß ich ein Zimmer haben, in dem eine Tochter gewohnt hatte. Neben dem Hauptmöbel, einem französischen Bett aus Polisander, steht ein Betstuhl, der übrigens der Annehmlichkeit wegen gepolstert ist.

Das ganze Hauptquartier ist jetzt auseinandergerissen. Generalstab, Kriegsminister, Reichskanzler mit Auswärtigem Amt, alle wohnen für sich und essen, glaube ich, auch für sich. Ich habe die Empfindung, man will uns nirgends haben. Darin liegt das Schreckliche meiner Lage. Ein Leben lang habe ich gearbeitet wie ein Pferd für die Marine, und jetzt, wo es zum Bruch gekommen ist, habe ich nicht einmal Einfluß auf die Verwendung. Ich will gern zugeben, daß die Lage der Flotte schwierig ist, aber weder Pohl noch Ingenohl hat den Genius. Der erste Anlauf unserer Armee hat ungeheuer viel Blut gekostet und verhältnismäßig wenig eingebracht. „The silent pressure of seapower“ wird größer werden mit der Zeit. Die kleinen Erfolge unserer Flotte täuschen mich nicht. Die Kreuzer draußen müssen schließlich einer nach dem andern sterben aus Mangel an Kohlen und Nahrung und Werkstätten. England hat sogar die Schweiz dazu gebracht, Ausfuhrverbote gegen uns zu erlassen. Mit Holland ist es ebenso. Dazu kommt in Holland noch Abneigung gegen uns. Schweden und Norwegen werden in vielen Dingen drangsaliert; so dürfen norwegische Zeitungen nicht

mehr nach England. Wenn wir nicht noch Extraglück haben, so wird die Lage sehr ernst. Dieses Extraglück hatten wir in der Hand. Es scheint, daß Moltke falsch inspiriert war.

Charleville, 29. IX.

Hier ist es nicht schön. Wenn ich einen Vergleich anstelle mit irgendeiner deutschen Stadt gleicher Größe, so fällt er ganz zugunsten der unserigen aus. Häuser, Straßen, Plätze etwas verloddert. Place Carnot, obwohl sicher umwohnt von wohlhabenden Bourgeoisfamilien, sieht aus wie ein sehr schlecht gehaltener Exerzierplatz. Nirgends ein Rasenplatz oder sonstige Stadtverschönerung. Der Hauptplatz, Place Ducale, macht sich auf dem Bilde sehr viel hübscher als er in Wirklichkeit ist. Ich lasse mich nach Möglichkeit nicht niederdrücken, nur das ganze Gebaren von Bethmann usw. tut es, und zwar unter den jetzigen Verhältnissen stärker als zuvor. Ingenohl fragt, um von Pohl und dem Kaiser natürlich eine ablehnende Antwort zu bekommen. In dieser Lage hilft nur Handeln auf Gefahr des Kopfes, wenn man glaubt richtig zu handeln. Das Fragen gefällt mir schon gar nicht.

Charleville, 1. X.

Hier steht die Sache ohne vorwärts oder rückwärts zu gehen. Dabei arbeitet die Zeit nicht für uns. Auch im Osten kommen wir nicht vom Fleck. Die Welt steht gegen uns, auch die Neutralen. Die Riesenhoffnungen des August sind verflogen. Der Kaiser und Bethmann halten nicht durch. Ersterer scheint sogar die Erlaubnis gegeben zu haben, daß Bethmann betteln geht. Italien lauert! Ich bin hier völlig unnütz, habe den Kaiser hier überhaupt noch nicht gesehen. Wie kann der Finish gut werden bei dem Start! Ein schier unermeßliches Kapital ist in den letzten Jahrzehnten verschleudert, irgendwo und irgendwie mußte der Krug zu Bruch gehen. Unser Volk ist gut, das hat es sicher gezeigt. Große Änderungen werden nach dem Krieg vor sich gehen. Man wird sich wundern. Das Verbot des „Vorwärts" ist eine große Dummheit; durch Vermittlung verständiger Sozen wäre etwas Besseres erreicht; so wird der Gottesfrieden, den wir so brennend brauchen, zerrissen.

Die Franzosen werden einsehen, wie töricht ihr Revanchegedanke gewesen ist: „travailler pour l'Angleterre". Die bulldoggenhafte Energie, mit der England jetzt verfährt, imponiert mir trotz allem.

Charleville, 2. X.

Ich habe heute einen recht verzweifelten Brief an Capelle geschrieben. Heute ist Pohl zu Ingenohl abgereist mit dem Auftrage, er soll ja nicht herausgehen und etwas tun. Ingenohl ist kein Führer, sonst würde er nicht fragen; jetzt hat er die Antwort. Pohl deckt sich durch den Kaiser; Müller ist weich und unsicher. Meine Lage ist scheußlich, ich bin ganz isoliert. Ein solches Ende, wie es mir bevorsteht, hat meine Arbeit nicht verdient.

Nur die ganz niederen Klassen sind hier geblieben. Alles andere ist vor den „Barbaren" geflohen. Ich mache täglich zweimal einen einstündigen Spaziergang, freilich meist durch die Straßen, denn die Stadt ist sehr ausgedehnt. Heute früh sah ich die gewaltigen Wiederherstellungsarbeiten an der hiesigen Maasbrücke und dem Tunnel. Die Leistung unseres Volkes ist großartig. Darin besteht unsere einzige Hoffnung, die Zügelführung schrecklich!

Von Mann zu Mann ist der Franzose nicht mit unseren Leuten zu vergleichen; aber sie werden ausgezeichnet geführt. Sie haben bessere Feldgeschütze als wir und verstehen sie erheblich besser zu verwenden, sind auch sonst sehr geschickt in der Benutzung des Geländes. Es läßt sich gar nicht vorher sagen, wie und wann die jetzige Situation hier enden wird. Große Führer sind hier auch nicht entstanden, abgesehen vom Osten, wo nach Beseitigung der ersten, Hindenburg und sein Stabschef Ludendorff Glänzendes geleistet haben. Wolle Gott, daß es in den nächsten Tagen ihnen wieder gelingen möge. Mit der Flotte bin ich auch gar nicht zufrieden, aber ich bin völlig machtlos, denn obwohl ich gefragt werden muß, trage ich nicht vor, und „Der Abwesende hat immer unrecht."

Charleville, 3. X.

Soeben war Admiral v. Müller hier bei mir. Er war gar nicht einig mit mir über unsere Seekriegsführung. Bei dieser Frage steht auch das Auswärtige Amt dahinter. Müller ist offenbar jetzt vollständig in deren Händen. Das geht so weit, daß er sich sogar bezüglich Hintzes hat gänzlich herumbekommen lassen. „Er hätte sich doch von den Herren überzeugen lassen, daß Hintze große Fehler und Schroffheiten begangen hätte, kurz, er müsse weit fort." Wie ich dann näher

fragte, kamen unglaubliche, ganz verdrehte Bagatellen heraus — der ganze Müller aus dem Herbst 1911.

Heute nachmittag fuhr ich per Auto nach einem hier in der Nähe gelegenen Sperrfort, das von unsern Granaten furchtbar zugerichtet war. Die Besatzung des Forts konnte es sehr bald nicht aushalten. Es muß wirklich über menschliche Kraft gegangen sein. Die Granaten schlugen durch alles durch und machten eine Hölle aus dem Fort. Bald rückte die Besatzung von dannen. Der Kommandant des Forts konnte seine Leute nicht festhalten, und aus Gram darüber erschoß er sich selbst. Eine Landwehrkompagnie hat ihn in dem nicht ganz abrasierten Glacisgehölz beerdigt und ein nettes Kreuz darauf errichtet. Auf demselben steht: „Hier ruht der Kommandant des Forts ..., weil er die ihm anvertraute Feste nicht verlassen wollte", und dann etwa folgender Spruch: „In diesem Kreuz aus Holze schlicht, ehrt der deutsche Soldat den Feind als Ritter seiner Pflicht."

Charleville, 4. X.

Dieser Krieg ist wirklich der größte Wahnsinn, den die weiße Rasse je begangen hat. Wir schlagen uns auf dem Kontinent gegenseitig tot, damit England den Profit hat. Dabei bekommt es das perfide Albion fertig, auf der ganzen Welt uns als die Schuldigen hinzustellen. Man könnte allen Glauben an das Gute verlieren. Freilich sind wir nicht ohne Schuld. Das trifft am meisten die Leitenden; aber das Bramarbasieren war auch sonst üblich und mir von jeher widerwärtig. Dabei ist die Tragikomik, daß, wie Capelle ganz richtig mir neulich schrieb, ich nun einmal unter die Chauvinisten und Hetzer gerechnet würde. Antwerpen wird sich wohl nicht zu lange mehr halten. Im übrigen aber stehen zwei Festungslinien quer durch Frankreich sich gegenüber, partie remise bis jetzt. Ob die neue Führung wirklich gut ist, das kann man nicht beurteilen. Vorher war es sehr schlimm und es sickert doch langsam durch. Am meisten Ruf hat der Chef des Stabes von Hindenburg, General Ludendorff. Er hat aber jetzt eine sehr schwierige Aufgabe vor sich, da die Bundesbrüder in Galizien äußerst mäßig sind. Napoleon III. hatte recht: „on ne s'allie pas avec un cadavre."

Charleville, 6. X.

Soeben ist Pohl von Wilhelmshaven zurückgekommen und hat sich die Zustimmung von Ingenohl geholt, daß nichts gemacht wird. Die

Ubootsgefahr und überhaupt der Gedanke, die Flotte zu erhalten, überwiegt alles. Pohl hat die geradezu kindliche Idee, daß die Flotte nach dem Kriege verdoppelt werden müßte, und Bethmann sei auch dieser Ansicht, während die hohe Wahrscheinlichkeit umgekehrt liegt, politisch, finanziell und aus Rücksichten des Ubootsruhms. Es kann auch das Flottengesetz nicht erhalten bleiben. An die wilden Hoffnungen, Aufstand der Inder und der gesamten Muselmänner zu unsern Gunsten glaube ich auch nicht recht. Harnacks Antwort an die englischen Gelehrten finde ich auch gut; aber wir verstehen uns nicht mehr mit den Engländern, haben es wohl nie getan, seit wir nicht mehr anerkennen wollen, das sie allein das auserwählte Volk Israel sind und alle andern Völker nur Zitronen für sie sein dürfen. Heute bekam ich einen langen Brief von Ballin als Antwort auf einen Brief von mir. Er arbeitet stark in Verständigung mit England und fordert mich darin u. a. auf, zu einem Flottenagrement zu kommen mit Churchill, d. h. mit anderen Worten, Aufgabe unserer selbständigen Stellung gegen England und Vasallenstaat nach französischem Muster. Wenn nicht der liebe Herrgott ganz besonders eingreift, wird es auch dazu kommen. Der Boden wird nach dieser Richtung präpariert, und ich bin das Karnickel des Krieges. Ich werde mich darein zu finden wissen.

Charleville, 7. X.

Ein Sturm in Tsingtau ist abgeschlagen. Die Japaner wollen jetzt noch mehr Truppen heranholen. Daß die Engländer sich mit 1000 rangers an der Eroberung von Tsingtau beteiligen, ist bezeichnend. Sie haben jedes Gefühl der Blutsverwandtschaft verloren uns gegenüber. Japaner, Inder, Nigger, alles wird gegen uns gehetzt. Jetzt sollen auch die Portugiesen herangeholt werden. Büchsels Urteil über unsere Führung bei dem Kreuzergefecht am 28. 8. teile ich auch. Ich darf es aber kaum andeuten; nach Müller ist alles vorzüglich gewesen. Soeben war Kapitän Mann bei mir mit Grüßen von Admiral v. Schröder. Unsere Marinemannschaften machten sich sehr gut vor Antwerpen. Pohl ist zurückgekommen, kleiner und auch größer als je zuvor. Die Resignation und der Mangel an Initiative bei der Flotte haben mir gar nicht gefallen. Man hat sich schon eingelullt in das Nichtstun; für mich ein schrecklicher Gedanke, und ich bin machtlos.

Charleville, 8. X.

Vom Kaiser ging ich vorgestern ganz niedergedrückt nach Hause. Fast eine Stunde Vortrag über ein politisches Gespräch mit einem Bourgeois, bei dem er in St. Quentin einlogiert war und dem er seine ganze politische Auffassung dargelegt hatte. Stelle Dir des Kaisers Großvater vor in seiner Lage! Dann Einzelheiten aus dem Felde. Was wird aber, wenn er nervös zusammenbricht? Davon ist in der Verfassung nichts vorgesehen.

Was mir meine Lage so schwer macht, läßt sich in einem Brief gar nicht wiedergeben. Ich bin dafür eingetreten, daß Deutschland in der Welt eine Stellung bekäme. Dazu mußte es u. a. eine Flotte haben. Diese Flotte zu bauen, kostet lange Zeit; sie ist aber jetzt schon in erheblichem Maße vorhanden, so daß sie in einem Weltkrieg zum Tragen kommen müßte. In den letzten zwei Jahren ist nun von uns und den Engländern erkannt, daß für die Nordsee das Unterseeboot eine stärkere Rolle spielen müßte als bisher. Das hängt mit der technischen Entwicklung zusammen. Mir war auch im letzten Winter schon klar, daß wir voraussichtlich die Basis des Flottengesetzes dementsprechend ändern müßten. Dazu wären aber Jahre erforderlich. (Nebenbei sind wir in Ubooten stärker als die Engländer.) Nach den Ereignissen wird die heutige Bedeutung der Uboote[1]) noch überschätzt. Es ist richtig, daß die englische Flotte nicht herankommt. Ich will auch zurzeit nicht, daß unsere Flotte nach England geht und wir dort schlagen. Aber ich halte für absolut falsch, daß man Ingenohl den Befehl gegeben „nichts zu riskieren", gegen keine Übermacht zu schlagen. Das heißt mit andern Worten, unsere Flotte einbalsamieren, und dann stelle Dir den Frieden vor. Es gehörte ein Mann von großer Entschlußkraft dazu, mit unserer Flotte etwas zu machen, und bei allen guten Qualitäten, das ist Ingenohl doch nicht.

Dazu kommt dann die politische Seite. Wie Du wohl von Tarasp her weißt, sind wir diplomatisch in unverantwortlicher Weise „drifted" in den Krieg. Wir haben m. E. jahrelang und noch länger eine Schaukelpolitik getrieben, die uns schließlich mit der ganzen Welt verfeindet hat, und Bethmann schwebte über den Wolken. Deshalb fiel er auch heraus aus denselben, als Englands Botschafter aus Berlin abreiste. Man

[1]) Gemeint ist: gegen Kriegsschiffe.

wird später alle Federn in Bewegung setzen, um zu sagen, der Bruch mit England wäre eben nicht erfolgt, wenn „the dangerous man“ nicht dagewesen wäre, und nun liegt obendrein sein Werk tatenlos still. Aber auf mich käme es dabei ja nicht an, sondern auf unser Volk. Ich kann mir kaum vorstellen, nachdem die furchtbaren Fehler von der Heeresleitung im August gemacht worden sind, wie wir aus diesem Kriege mit Ehren herauskommen sollen. Die einzige Hoffnung bleibt das Durchhalten und Durchhaltenkönnen; dazu gehören aber eiserne Männer, und wenn man die Leute um den Kaiser und Bethmann sieht, so wird man arm an Hoffnung. Nach dem Kriege freilich kommen gewaltige Umänderungen im Innern. Du weißt ja, wie oft ich gesagt habe, es muß eine Katastrophe kommen, man weiß nur nicht wie und wann. Man sah es daherkriechen und konnte doch nichts ändern und wird zum Schluß als der Schuldige genannt werden. Deshalb wird mir meine Anwesenheit hier so schwer. Viele haben auf mich gerechnet, und ich kann gar nichts ändern und das Wenige, was ich tun könnte auf maritimem Gebiet, wird mir auch verschlossen, weil man das Spielzeug nicht verlieren will. Wie alles, war auch dieses nur Spielzeug. Japaner kommen nicht, das ist Unsinn, aber 20 000 Inder sind in Marseille angekommen und unter Jubel der Bevölkerung die Rue Cannebière heraufgezogen, 20 000 Kanadier in Le Havre. Portugiesen kommen vielleicht auch. Das ist nicht schlimm, aber der allgemeine Zusatz britischer Kaltblütigkeit zum heißen Franzosenblut wirkt auch im Felde sehr stark.

Charleville, 9. X.

S. M. ließ mich eben zu einer Unterredung rufen. Ich traf ihn auf der Straße mit seinem Gefolge. Die Unterredung bestand in der Mitteilung, daß Antwerpen gefallen sei. Nachher soll ich zum Essen kommen. Der Kaiser war natürlich in rosigster Laune — General von Beseler Pour le mérite! „Die Vettern jenseits des Kanals würden sich ärgern, jetzt ginge es weiter los.“ Der Kernpunkt, daß nämlich die Besatzung sich hat nördlich drücken können, schien ihn weniger zu kümmern. Prinz Eitel war auch dabei. Er war gestürzt und sollte sich ein paar Tage verschnaufen, einfach und brav wie immer. Im ganzen sah er die Lage aber doch ernst an, wie sie es denn auch ist. Es ist recht peinlich, daß, wie es scheint, die Russen nun noch einmal nach Ost-

preußen kommen. Dieser sichtbare Erfolg mit Antwerpen tat uns allen sehr not, auch nach außen hin. Ich vergaß Dir zu erzählen, daß ich gestern vormittag in Sedan war und das damalige Schlachtfeld ziemlich abgefahren bin. Wir waren auf der berühmten Höhe, von der der alte Kaiser das Schlachtpanorama beobachtete, ich glaube bei Frénois, dann das Haus bei Donchéry, wo Bismarck mit Napoleon zusammentraf. Das Haus wird noch von derselben Frau bewohnt, die damals jeune femme von 27 Jahren war; sie macht gewissermaßen ein Geschäft daraus, das Zimmer zu zeigen, in dem Bismarck mit Napoleon verhandelte. Vier Napoleondors, die „l'empereur" ihr gab, sind eingerahmt. Es ist eine winzige Stube dürftig möbliert; eine enge Treppe führt herauf. Weiter nach Bazeille, dort in dem Haus „de la dernière cartouche" ist ein kleines Lokalmuseum. Ein französischer Schlachtenmaler hat aus dem Vorgang das Motiv zu einem großen Bilde genommen, das auch in Berlin ausgestellt war (obwohl es die Deutschen als Scheusäler darstellt). Durch Sedan selbst und von dort nach dem Standbild für General Marguerite und seine Reiter. Ein großer Marmorblock, auf demselben „la France" mit gesenkter Fahne, an der Vorderseite der Moment, wo die Kavallerie plötzlich vor einem Steinbruch steht und herunterstürzt — etwas Pose, aber doch ein Stück Kunst. Es war ein wundervoller Oktobertag. Wie hätte ich das früher genossen; jetzt hat die harte Realität der Gegenwart und die Sorge um unser Land mit einem Ruck das Interesse für diese große Zeit weggewischt. Damals war ich junger Leutnant; wir lagen 6 Monate auf Schillig Reede, bis das Eis uns hereintrieb. Wir hatten nur drei Schiffe und draußen waren acht; trotzdem haben wir doch zweimal versucht, etwas zu machen. Jetzt bin ich ein Mann von 65; ich sitze hier, und unsere große Flotte liegt wieder im Hafen. Es ist hart für mich.

Charleville, 10. X.

Es waren zum Abendessen geladen so viele, als Platz vorhanden war. Vor der Suppe wurde diesmal Sekt eingeschenkt. Der Kaiser hielt eine Rede, in der er zunächst den Herrn der Heerscharen pries und dann Moltke, der den Plan erdacht, und Beseler, der ihn ausgeführt, dann drei Hurras! Es wirkte eigentümlich auf die Anwesenden, die Hervorhebung Moltkes neben dem andern bei dieser Gelegenheit. Es ist so ver-

kehrt, ihn nicht als Herz- und Nierenkranken nach Hause zu schicken, was er in Wirklichkeit ist; so greift das Gift der Gerüchte auch in der Armee um sich, und man fragt, wer führt uns? Von den ernsten Herren wurde der Abzug der belgischen Armee in seiner Bedeutung voll gewürdigt. Ein Uboot von uns hat ihn gesehen, die Leute aber für bloße Flüchtlinge gehalten und nicht geschossen. Man fragt sich, ob die 80 000 Belgier und Engländer nicht besser im Mauseloch von Antwerpen steckten, als jetzt für freie Feldverwendung benutzt zu werden. Trotzdem erleichtert der Fall von Antwerpen doch unsere hiesige Lage. Auch aus Ostpreußen, wo man gestern recht besorgt war, sind heute ganz gute Nachrichten eingetroffen. Aber immer wieder drängt sich mir der Gedanke auf, wie kommen wir mit Ehren und ohne zu große bzw. unersetzliche Einbuße aus diesem Kriege heraus? Ein unverdächtiger Zeuge, mein Oberstabsarzt, sagte neulich, alle drei Kabinettchefs täten blindlings, was der Kaiser sagte. Die ganze Umgebung ist schließlich darauf eingestellt. (Der Kaiser sagte übrigens zu Bethmann und Jagow, daß sie, die Diplomatie, nicht wieder das verlieren sollte, was das deutsche Schwert erworben. Verlegenes Lächeln der beiden.) Admiral v. Müller bedauert nun auch den Befehl, den Pohl im Auftrag vom Kaiser an Ingenohl geschickt hat und der eigentlich den Befehl des völligen Einkapselns der Flotte enthält, dabei obendrein mit Löchern, deren Verwendung aussichtslos und gefährlich ist. Dies ist ein geschichtliches Dokument, und ich muß dabeisitzen und kann nichts tun, um die Marine vor einer Blâme ohnegleichen zu retten. Wenn nur der Kriegsminister ein Mann wäre, mit dem ich mich verständigen könnte; so habe ich niemand außer Hopman, der ebenso denkt wie ich und der mir erzählt, daß endlich die andern Herren unter Pohl auch zur Erkenntnis gekommen wären.

Charleville, 11. X.

Der Brief vom 9. d. M. kam soeben mit der Abschrift des Zahlmeisters von der „Mainz". Mein armer Junge, der sicher so stark gefühlt hat, wie wenig geschickt unsere Führung am 28. August war. Aber ob er jetzt minder litte, wenn er sähe, daß das Werk seines Vaters so schlecht benutzt wird, ist mir fast zweifelhaft. Von Capelle hatte ich gestern einen Brief, mit dem ich in sehr vielen Punkten nicht einverstanden war. Auch er hat mich nicht verstanden. Diese großen

schwebenden Fragen sind zu schwer in Briefen, also ohne Rede und Gegenrede zu behandeln. Er kommt ja freilich darauf heraus, daß ich noch ausharren müßte. Das will ich denn vorläufig auch tun, besonders da es für mich in Berlin geistig kaum besser ist. Capelle meint, ich wäre hier gewissermaßen fleet in being.

Der Fall und die Art der Eroberung von Antwerpen hat doch Eindruck im Auslande gemacht. Man kann ja wohl auch sagen, daß die Kraft des deutschen Volkes sich sehr gewaltig zeigt — hier im Westen gegen drei Nationen, im Osten gegen die Slawenwelle, und das schlampige Österreich müssen wir auch noch herausreißen. Heute ist wieder einmal die Nachricht gekommen, daß die Türkei jetzt losgehen wollte. Ich glaube es aber nicht, bevor die Schüsse knallen, wir sind zu lange getäuscht worden.

Man gönnt den armen Truppen in den Laufgräben das gute Wetter; freilich, die Franzosen würden Regen noch schlechter ertragen. Ein merkwürdiger Krieg: von den Vogesen über Paris bis an den Kanal ein langer provisorischer Festungsgürtel von beiden Seiten, der nur mit schwersten Blutopfern zu stürmen wäre. Auf der anderen Seite eine mit Hunderten von Millionen erbaute Festung in zwölf Tagen ohne sehr große Verluste genommen. Flieger, Auto spielen eine ungeahnte Rolle, wie überhaupt die Technik. Brücken und Tunnels, deren Bau sonst Jahre gedauert hat, werden in vierzehn Tagen hergestellt. Wenn man diese ungeheure Emsigkeit unseres Volkes sieht, so muß man zu dem Glauben kommen, daß es nicht besiegt werden kann. Nur „the silent pressure of seapower“ ist das Bedenkliche. Wie Herr v. Heydebrand 1911 im Reichstage sagte: „England ist der Feind.“ Es ist auch empörend, wie die Kerls ihren Sport weitertreiben, während auf ihr Hetzen hin Europa sich zerfleischt.

Charleville, 13. X.

Nur ein paar Zeilen. Ich will heute nach Brüssel und Antwerpen per Auto und beabsichtige, morgen abend oder übermorgen mittag hierher zu kommen. Man ist hier im Hauptquartier wieder etwas gehobener Stimmung durch den Fall von Antwerpen und das Zurückwerfen der Russen in Ostpreußen trotz deren großer Übermacht. Capelle sagt, Bethmann, der die Geschichte eingebrockt habe, müsse auch die Suppe aussessen. Ich bin doch anderer Meinung. Nur ein jüngerer eisenharter

Mann kann den Finish machen. Mit Bethmann wird es die reine Wassersuppe, und dann wollen wir einmal sehen, wohin die Welle geht.

Brüssel, 13. X.

Die Fahrt hierher war sehr anstrengend, unmittelbar nach dem Lunch, kein Ausruhen und ca. fünf Stunden Fahrt mit Hindernissen. Ich werde von Brüssel nichts zu sehen bekommen, denn morgen früh will ich nach Antwerpen weiter, um Admiral v. Schröder zu sprechen, nach seinen Wünschen zu fragen. Man ist hier immer noch im Ungewissen, wo die belgische Armee steckt, wahrscheinlich in Zivilkleidern nach England und Holland.

Charleville, 14. X.

Heute nach fünfstündiger Fahrt mit einigen Hemmungen über Namur die Maas herauf von Brüssel angekommen. Heute abend zum Essen eingeladen bei Seiner Majestät, wahrscheinlich wegen des Ubootserfolges im Finnischen Meerbusen. Der Sohn des Grafen Berkheim hat seine Sache dort sehr gut gemacht; schade, daß der Gegner kein Engländer war. Diese Reise war im ganzen für mich sehr anstrengend und nicht ganz so erfolgreich als ich vielleicht doch erhoffte. Ehe wir nach Brüssel kamen, passierten wir Charleroi, 1815 Hauptquartier Napoleons vor der Schlacht von Ligny, jetzt eine riesige Fabrikstadt mit scheußlicher Einwohnerschaft, ein kleines Häuflein Landsturm im Zentrum zusammengehalten. Nach Charleroi passierten wir das ganze Schlachtfeld von Belle-Alliance mit vielen Denkmälern besetzt. Die merkwürdige Wandlung in hundert Jahren trat mir lebhaft vor das geistige Auge. In Brüssel, der Millionenstadt, fanden wir eine aufgeregte Bevölkerung, und nur beim Justizpalast deutsche Truppen konzentriert, ca. 5000, darunter auch ein Marinedetachement. Einer der Herren vom Feldmarschall v. d. Goltz erzählte mir von der Zeit, als man eigentlich nicht wußte, ob wir Antwerpen belagerten oder die belgischen Truppen Brüssel; da hätte ihm einer der Notabeln gesagt, „mais, Monsieur, vous êtes les prisonniers.“ Nach dem Fall von Antwerpen ist die Stimmung wohl etwas anders geworden. Goltz war etwas besorgt, weil in Lille und im Norden sich größere Truppenmassen gezeigt hätten. Wie ich aber soeben höre, ist die Gefahr beseitigt. Es geht auch hier immer sehr auf und ab mit den Sorgen.

Charleville, 15. X.

Es müssen freilich sehr niedrige Seelen sein, die mir zutrauen, ich wollte aus egoistischen (wer ist die Quelle hinten herum? Es wäre doch interessant für mich zu wissen) Gründen die Flotte vorwärts treiben. Dümmeres könnte ich doch auch nichts tun, als die Flotte zum Schlagen und zur Tätigkeit zu bringen, wenn ich der Meinung wäre, sie würde erfolglos sein. Weil ich eben an ihren Erfolg glaube und weil ich in der Passivität ein Heruntergehen ihres Geistes erblicke, habe ich zur Tätigkeit getrieben. Es braucht ja nicht einmal bis zur entscheidenden Schlacht zu gehen, sondern zur Entfaltung einer Tätigkeit, die Beunruhigung hervorbringt bei den Engländern und die Chance mit sich bringt, die Torpedoboote in der Nacht zum Angriff zu bringen. Die jetzige Kriegsführung führt zur Tötung jeder Initiative und zur allgemeinen Versumpfung. Damit geht auch die Flotte nach dem Kriege zugrunde. Doch genug hiervon! Ich will mich ja auch gern resignieren, wenn ich nicht für ganz Deutschland große Befürchtungen hegte. Niederzwingen wird man uns nicht, aber mit der Weltstellung Deutschlands kann es leicht vorbei sein.

Es ist und bleibt merkwürdig, wie sehr unbeliebt wir sind und wie vollständig unser ganzer diplomatischer Dienst zusammengebrochen ist. Es kommt eine geradezu erschreckende Unfähigkeit an fast allen Stellen zutage. Doch ich will noch von Antwerpen erzählen. Ich folgte den Spuren unserer Marinedivision, die sich sehr brav geschlagen hat. Der alte Seebär Schröder hat seine Sache vortrefflich gemacht, sehr energisch und sehr tapfer. Eine Reihe von Schützengräben folgte der anderen, die Forts auf dieser Linie furchtbar zerschossen. Die Riesenstadt Antwerpen beinahe menschenleer, und zweifelhafte Gestalten zeigten sich, ein merkwürdiger Anblick. Etwas ausgepreßt wird die Marinedivision von der Armee, aber zur Entschuldigung muß man sagen, die Not war groß. Die aus den Küstenbefestigungen zusammengeschrapte Matrosenartilleriebrigade, die noch nie formiert worden war, mußte aus den Waggons heraus in die Laufgräben. Die Marinedivision hatte einen sehr schweren Stand, eine lange Linie zu verteidigen, dazu keine Artillerie außer unseren Bootskanonen. Dann kam Schröder und empfing mich sehr herzlich. Es war wirklich eine Freude, mit ihm zu sprechen und ihn zu hören, nachdem ich so lange Pohl habe aushalten müssen. Ich könnte Schröder richtig beneiden, nicht nur um seinen

Optimismus, sondern um seine Lage. Er stand und steht vor klaren Aufgaben und braucht nicht rechts noch links zu sehen. Ob nun die Marinedivision, wie er hofft, von Brügge, Ostende und vielleicht später von Calais aus so wichtige Erfolge aufzuweisen hat, ist ja nicht vorauszusehen, aber auf die Nerven fallen wird sie wohl den Engländern.

Churchill war zwei Tage vor dem Fall in Antwerpen gewesen, in seinem Privatauto überall herumgerast und hatte zum rücksichtslosen Widerstand aufgefordert. Als er sah, daß die Sache schief ging, ist er abgefahren und soll jetzt in Frankreich sein. Schröder fuhr mich dann in Antwerpen herum. Die endlosen Kais und Speicher zeigten fast nur deutsche Firmen: Antwerpen sog sich aus Deutschland voll. Werden wir diese Stellung wenigstens behalten? Nachher aß ich mit Schröder und seinem Stab und fuhr dann noch nach dem Fort Walchem, das furchtbar zerschossen war. Abends in Brüssel. Gestern früh neun Uhr ab über Namur, Givet, Dinant, Revin usw., hierher, fast nur Trümmerhaufen, ab und zu ein Ort, der gänzlich unversehrt war. Gestern abend beim Kaiser, nichts Besonderes. Man war ganz guter Stimmung und hofft jetzt alles von den Reservetruppen.

Charleville, 16. X.

Hier erwartet man mit Spannung die weiteren Ereignisse im Norden. Man ist stellenweise zweifelhaft an einem durchschlagenden Erfolg. Die Engländer haben sich an das Meer herangeschlängelt und stehen hoch im Norden. Im französischen Hauptquartier soll ziemliche Verstimmung herrschen, und sollen die dunklen Truppen schlecht funktionieren mit den Weißen zusammen. Der Fall von Antwerpen soll im Londoner Publikum doch ziemlich eingeschlagen haben. Im übrigen soll die Lügenfabrikation dort jedes glaubliche Maß überstiegen haben.

Charleville, 17. X.

Man ist hier keineswegs sicher, ob der neue Anlauf, den wir jetzt mit der Armee machen, zu vollem Erfolg führen wird. Es ist fast der letzte große Trumpf, den wir hier einsetzen. Wenn er nicht gelingt, so tritt ein, was Jagow mir heute von dem Kriegsende überhaupt sagte. Er meinte, der Krieg würde versumpfen, langsam einschlafen aus allgemeiner Ermattung. Das wäre schlimm für uns. Aber daß der Friedensschluß das deutsche Volk nicht befriedigen wird, das befürchte

ich auch bei dieser Leitung. An ein Niederwerfen unseres Volkes glaube ich nicht einen Augenblick. Ein Volk, welches so glänzende Eigenschaften gezeigt hat wie Deutschland in diesem furchtbaren Kriege, kann nicht niedergeworfen werden. Ob das Erbe, das wir unseren Kindern hinterlassen, ein reiches ist, bleibt aber eine andere Frage. Die Methode unserer Regierungsweise wird freiwillig oder gezwungen eine andere werden müssen. Ich las heute einige Auszüge aus den „Sozialistischen Monatsheften", ein der Sozialdemokratie sehr nahestehendes Organ, über welches ich mich doch recht gefreut habe. Die Sozialdemokratie hat begriffen, daß ihre internationale Idee eine Utopie ist in der Welt, in der die Dinge hart aufeinanderstoßen, und merkwürdigerweise hat sie auch begriffen, daß nicht Rußland, sondern England der Feind ist, um den es sich bei diesem Kriege handelt, England, das ein aufblühendes Deutschland nicht dulden wollte. Es würde alles gut gehen, wenn wir politische Leitung hätten. Ob die neue Armeeleitung nicht zu vorsichtig ist, nachdem die anfängliche so versagt hat, will ich nicht beurteilen, kann es auch nicht genügend. Mitunter hat man eine solche Empfindung. Nur gut, daß wenigstens im Osten vorzügliche Männer sind, die den russischen Koloß aufhalten. Sie würden ihn zertrümmern, wenn unsere Bundesgenossen keine Österreicher, sondern Preußen wären. Unsere Uboote machen ihre Sache vortrefflich. Freilich werden wir auch hier auf Unfälle gefaßt sein müssen.

Charleville 18. X.

Was nun die Früchte der Siege anbetrifft, so werden sie bei der Leitung, die wir haben, sicher nicht ausgenützt. Vor allem aber — und das ist das Schlimmste — noch haben wir keine Siege, die ein Ausnutzen möglich machen. Wir hatten das Glück in der Hand und haben es verspielt. Ich möchte darüber mich nicht schriftlich äußern, obwohl die Wahrheit oder vielmehr die Tatsache überall schon durchsickert. Vorläufig bleibt nur übrig: durchhalten, so lange wie möglich, und die andern kommen lassen. Nur dann wird für uns ein erträglicher Friede zustande kommen. Eine sehr große Enttäuschung steht m. E. unserem Volke in jedem Fall doch bevor, wenn man seine Riesenleistung und seinen Blutverlust dabei berücksichtigt. Wenn wir in der inneren Politik nicht die Zügel in die Hand nehmen, so werden wir nachher gezwungen werden zu Reformen, die dann über das Verständige hinausgehen.

Das kann aber nach der Verfassung nur der Reichskanzler. Unsere Verfassung paßte für den alten Kaiser und Bismarck; sie paßt aber nicht für den Durchschnitt. Die Verfassung und Leitung steht nur auf zwei Augen, das ist ein Methodenfehler. Wenn aber die zwei Augen einmal unter dem Durchschnitt sein sollten, so ist es schlimm. Die Idee, über das preußische Staatsministerium zu regieren, geht nicht. Gesetzt den andern Fall, ich käme hier mit Reformen, so würde man mit Recht sagen, was geht Sie das an? Und ich würde bei allen um den Kaiser herum angeschwärzt, meine schwierige Stellung noch unmöglicher, und ich würde gar nichts erreichen können. Da müßte es noch viel schlimmer kommen. Wenn der Krieg langsam versumpfte und einschliefe, wie Jagow glaubt, so wäre es aus mit Deutschlands Weltstellung. Wir sind so umgeben von Haß und Übelwollen der ganzen Welt, daß nur ein großer Sieg uns helfen kann. Man denke: nicht nur Haß der Feinde, sondern fast sämtlicher Neutralen, vielleicht mit Ausnahme von Schweden und der Deutschen Schweiz. Dazu der Kriegsanlaß Serbien!! Wir werden in der ganzen Welt als die Anstifter angesehen. Laßt Euch mal eine Broschüre geben, die in Holland erschienen ist und einen Weltbund gegen den ungehobelten, überall störenden Parvenu Deutschland nach dem Frieden propagiert. Wenn sie auch trieft von Haß gegen uns, so liegt doch leider viel Wahres darin. In England führt die ganze Nation den Krieg mit vollster Leidenschaft und bulldoggenartiger Energie. Das tut freilich unser Volk auch, aber wie kommen wir der Bulldogge an den Leib, besonders da noch sieben andere Hunde uns hetzen. Unsere Marine ist sehr brav und tapfer, unsere Führung aber entsetzlich. Ich hatte gestern mittag ein hartes Renkontre mit Pohl, weil ich das Ansetzen der vier Torpedoboote für geradezu unsinnig hielt. Heute früh kam die Nachricht, daß dieselben abgeschossen seien.

Charleville, 19. X.

Heute hatte mich der Reichskanzler gebeten zu einer Besprechung über mögliche Friedensbedingungen. Ich habe mich nach Möglichkeit zurückgehalten, indem ich sagte, erst müßten wir vollen Sieg haben, ehe man eigentlich darüber sich äußern könnte. Doch hoffentlich bald mündlich mehr. Ich beabsichtige nämlich, nach Kiel und Wilhelmshaven zu fahren und über Berlin hierher zurückzukehren.

Nach soeben eingegangenen Nachrichten soll es hier im Westen

günstig stehen. Die Engländer sollen einen wenig geschickten Angriff auf die nördlich von Lille stehenden deutschen Truppen gemacht haben und unter schweren Verlusten zurückgeschlagen sein; die große Entscheidung hier wird in wenigen Tagen erwartet. Gott gebe uns hier einen vollen Sieg. Wir haben ihn bitter nötig. Der gefährlichste Feind bleibt England. Ich empfehle den Artikel von Carl Peters zu lesen, mit dem ich ganz übereinstimme, bis auf seinen Vorschlag, die in Deutschland zurzeit vorhandenen Engländer schlecht zu behandeln. Mit unserer Kriegsführung zur See bin ich nach wie vor durchaus nicht einverstanden. Die Abschlachtung der vier Torpedoboote ist geradezu durch völlig falsche Auffassung zustandegekommen. Wir riskieren an Stellen, wo nur Zufallsglück uns aus der Affäre ziehen kann, und riskieren da nicht, wo wahrscheinliche Erfolge möglich sind. Der Mangel an Initiative der Flotte unsererseits flößt den andern Initiative ein. Müller entschuldigt aber immer alles.

Charleville, 20. X.

Gestern abend beim Kaiser, der gänzlich unverändert ist und mit dem sich gar nicht ernstlich reden läßt, obwohl ich das versuchte.

Hamburg, 25. X.

„Emden"-Müller hat wieder sechs Schiffe erwischt, und die Engländer sind wütend; die „Karlsruhe" sogar 13 Stück. Ballin freut sich nicht darüber, weil es die Engländer immer mehr in Wut bringe. Das mag richtig sein; trotzdem freue ich mich darüber. Ich kann nicht anders.

Charleville, 9. XI.

Meinen Freudenerguß über das siegreiche Gefecht an der chilenischen Küste wirst du aus Trier bekommen haben. Leider kam der Schmerz über den Fall von Tsingtau hinterdrein. Eine Arbeit von 19 Jahren ist damit ausgelöscht. Von mehreren Seiten habe ich sehr freundliche Telegramme bekommen, u. a. von dem Präsidenten des Reichstags; auch der Herzog Johann Albrecht hat sein warmes Mitempfinden ausgedrückt. Gestern Vortrag bei S. M. zur Zufriedenheit. Besonderes ist hier nicht passiert. Man hofft und hofft im Westen. Ich habe das instinktive Gefühl, daß das tropfenweise Einsetzen nicht viel Erfolg zeitigen wird. Heut vormittag lange Konferenz mit Jagow. Er hatte doch Gründe gegen Botschafterwechsel in Rom.

Charleville, 13. XI.

Ich habe gelitten und leide noch mehr, daß unsere ganze Politik der letzten Jahre Blödsinn war, und daß die Leitung des Reichs — von S. M. hier abgesehen — so total versagte und es noch tut. Ich wollte ja froh sein, wenn ich persönliches Vertrauen zur hiesigen Armeeleitung hätte. Beurteilen kann ich das freilich nicht, meine Nase will aber durchaus nicht heran. Hier ist gar nichts zu berichten, als daß eben alles zum Stehen gekommen ist. Im Osten stehen 29 deutsche und österreichische Korps gegen 43 russische. Die Bundesbrüder zählen freilich nur halb. Die Türken schreien schon jetzt nach Munition, und wir haben keine abzugeben, ganz abgesehen davon, daß Rumänien nichts mehr durchläßt. Mein Versuch, Bülow für Flotow nach Rom zu bringen, ist wegen allerlei Bedenklichkeiten von Jagow nicht gelungen. Nach dem Kriege gehe ich unter die Sozen und suche mir Laternenpfähle aus, aber einen ganzen Haufen. Denn es müßte einer ganzen Hydra zu Leibe gegangen werden, wenn es besser werden sollte. Ich bange jetzt vor Überraschungen in der Nordsee und kann mit Pohl gar nicht fertig werden.

Charleville, 14. XI.

Hier dauert das scheußliche Wetter fort, die armen Kerls in den Schützengräben! Ich glaube, auch die maßgebenden Leute haben jetzt die Hoffnung aufgegeben, daß wir im Norden durchstoßen. Wir kommen also nicht nach Calais, wohin ich mit meiner zweiten Marinedivision strebte. Es ist Partie remise und wird wohl so bleiben. Aber sprecht nicht darüber. Beide Teile liegen sich im Norden völlig erschöpft gegenüber. Wir haben hier zirka 100 000 Mann im Norden verloren. Neue Korps haben wir nicht einzusetzen. Im Osten steht es nicht ganz schlecht. Wir werden aber auch dahin noch Truppen schieben müssen, weil die Österreicher unglaublich sind. Ich sprach eben Oberst v. Marschall vom Kabinett, der war, wie übrigens allgemein hier, der Ansicht, daß die anderen unsere Verluste sicher auch nicht herausbekommen und England nicht so viel Nachschub stellen könnte wie wir. Das mag richtig sein, aber Partie remise ist schlimm, wenn die Flotte nicht helfen kann. Gestern kamen recht ungünstige Nachrichten vom Schwarzen Meer, türkische Munitionsschiffe torpediert und die Türken ohne Munition! Wer hält nun am längsten aus?

Charleville, 15. XI.

Ich komme soeben von einer Besprechung mit dem Kriegsminister. Er war diesmal viel liebenswürdiger und weniger erratisch. Der Grund hierfür liegt aber wohl in der Gesamtsituation, die er doch auch für furchtbar ernst ansieht. Übrigens hat die Qualität der englischen Truppen doch sehr nachgelassen. Soviel ersehe ich, daß im Westen vollständig Remis eingetreten ist und jedes kleine Vorschreiten nur mit riesigen Blutopfern ermöglicht wird. Dabei drückt das Piratenreich in so unerhörter Weise auf die Neutralen, daß wir für manche notwendige Artikel doch in recht gefährliche Lagen kommen werden, Salpeter (Pulver), Autoreifen usw. Er schien den Ausweg mehr über Frankreich zu suchen als über Rußland. Ich halte das für ganz ungangbar, da Rußland und Frankreich sich in verbündetem Zustand befinden. Hier ist andauernd rauhes, scheußliches Wetter, heute vormittag schneite es ganz gehörig, Stimmung beim Kaiser und um ihn herum sehr gedrückt. Ich sorge mich um die Flotte, England wartet wohl besseres Wetter ab, dabei ist es unmöglich, mit Pohl zu sprechen.

Charleville, 17. XI.

Gott sei Dank haben wir im Osten in Hindenburg und Ludendorff wirklich große Führer, und das wird uns vor dem Schlimmsten bewahren. Hier im Westen ist das leider nicht in dem Maße der Fall. Ich sprach gestern mit dem sehr klugen und verständigen S., der das, was ich nur als Eindruck meiner Nase wiedergeben konnte, als sein wohlerwogenes Urteil aussprechen konnte. Jetzt ist eine „Hilfe" hier eingetroffen, von der S. viel hält, doch diese Andeutungen nur ganz vertraulich; vielleicht haben sie später für mich Wert. Im August sind unerhörte Fehler gemacht, keine Organisation im Bureau des Generalstabs und später Kopflosigkeit, die, wie jetzt hier allgemein eingesehen wird, zu dem unnötigen und falschen Rückzug führte. Dadurch entstand schließlich die jetzige Lage, aus der uns aber wirkliche Führer herausbringen können, denn die Truppen sind ausgezeichnet. Für die schweren „Berthas" müssen wir warten, bis wieder Pulver genug herangeschafft ist. Wir haben seit Beginn des Feldzuges alles von uns kontraktmäßig vorgesehene Pulver der Armee gegeben, dito Zeug, Proviant und viele andere Materialien.

Heute abend bin ich mit Admiral v. Pohl zu S. M. eingeladen.

Wir werden wohl auch Eiserne Kreuze bekommen, die ich gar nicht tragen möchte. Meine Beurteilung unserer Führung in der Nordsee und im Hofkriegsrat wird übrigens von T. und von U. und E. absolut geteilt.

Charleville, 18. XI.

Also wie ich mir dachte, bin ich gestern „gekreuzigt" worden und obendrein Erster Klasse. Freude hatte ich gar nicht daran, was wäre ich unter anderen Umständen stolz darauf. Ich konnte mich auch nicht enthalten, S. M. zu sagen, das wäre doch gar nicht verdient, worauf S. M. meinte, wir hier in Charleville hätten es ja alle nicht verdient. Ich dachte mit Caprivi, „die Orden kommen mit dem Alter wie die Kinderkrankheiten". Wie habe ich nach 1870 jeden beneidet, der das Kreuz sich verdient hatte, und jetzt mag ich es gar nicht tragen, denn ich glaube nicht, daß unsere Flotte etwas macht, und wenn sie dazu kommt, wird es ungeschickt. Ich blicke gespannt nach dem Osten, möchte doch ein starker Erfolg gelingen! Er würde sicher vernichtend werden, wenn wir nicht so unterlegen an Zahl dort wären, so ist nur auf einen guten Erfolg die Hoffnung zu setzen. Ganz so schwarz wie L. sehe ich noch nicht. Wenn nur der Kopf anders wäre, die Nation ist glänzend und demzufolge Truppe und Schiff. Die Schiffe sicher nicht minder, wo sie auch nur einzeln haben handeln dürfen, haben sie sich glänzend benommen, aber Führung à la 28. 8. und Hofkriegsrat schrecklich! Die Engländer haben jetzt Angst vor Zeppelinen, vielleicht nicht mit Unrecht. Ich kämpfe hier, wo ich herankomme, für den Standpunkt, Messer gegen Messer, aber für Schikanen bin ich nicht. Ich habe heute bewirkt, daß ein alter englischer Admiral, der interniert wurde, nach Italien herausgelassen wird. Auch einzelne Fliegerbomben sind falsch, die bleiben odiös, wenn sie eine alte Frau totschlagen, und man gewöhnt sich an sie. Könnte man London an dreißig Stellen in Brand bringen, so tritt das Odiöse vor dem Gewaltigen zurück.

Charleville, 19. XI.

Wir müssen uns darüber klar werden: will England den Krieg aufs Messer gegen uns oder nicht? Kommt man zu der Überzeugung, daß es rücksichtslos auf unsere Vernichtung ausgeht, dann müssen

auch wir schonungslos das Messer gebrauchen, wenn man an sein Volk glaubt und man nicht ein Verbrechen an seiner Zukunft begehen will.

Charleville, 21. XI.

Es besuchte mich ein amerikanischer Journalist, der mir von Erzberger empfohlen worden war, dann der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza. Der Amerikaner war mit seiner Regierung wenig zufrieden, sie würden, meinte er, für Tsingtaus Fall zu zahlen haben. Er deutete an, unsere Diplomaten hätten kein Verständnis für die Wirkung der Presse und ebenso nicht für transatlantische Verhältnisse. Graf Tisza war ganz zuversichtlich, bedauerte nur, daß wir nicht ein paar Korps mehr nach Polen geschickt hätten. Ich muß auch sagen, wenn wir hier nur stehen bleiben wollen, und so scheint es, dann hätten wir auch ein paar Korps entbehren können, und der Zusammenbruch der russischen Armee war sicher.

Charleville, 22. XI.

Es wird den Leuten in der Wilhelmstraße schwer gelingen, mich als Sündenbock hinzustellen, dazu wissen zu viele Leute das Verfahren des Auswärtigen Amts im Juli, das wahnsinnige Hereinschlittern in den Krieg! Fast gefährlicher sind die Leute, Pohl an der Spitze, welche die Ursache der Inaktivität unserer Flotte auf die Typenfragen der Schiffe und auf die Technik werden abschieben wollen, weil dahinter der Kaiser stehen würde. Doch das wollen wir alles dem lieben Herrgott überlassen. Das Gefühl, daß ich in den 50 Jahren meiner Dienstzeit meine Schuldigkeit getan habe, und besonders in den letzten 18 Jahren, kann mir keiner nehmen.

Ich möchte U. noch einmal sagen, daß ich durchdrungen von der Notwendigkeit eines Zollvereins mit Österreich wäre, ich habe schon seit Luxemburg hierfür gewirkt. Über alle Bedenken müßte man hinweggehen. Graf Tisza macht einen bedeutenden Eindruck, während man dem Grafen Berchtold, den ich in Berlin kennen lernte, die Nullität auf der Stirne ablesen konnte.

Charleville, 23. XI.

Graf Spee hat nur noch wenig Munition, ein längeres Gefecht kann er kaum aushalten. Es wäre ein Wunder, wenn er sich durch-

schlüge. Ganz Amerika arbeitet für England und Frankreich, und wenn wir ein paar Kohlen bekommen, ist großes Geschrei. Es ist eine niederträchtige Ungerechtigkeit gegen uns, aber wir würden die Sache schon machen, wenn die Kabinettswirtschaft nicht wäre. Heute abend bin ich wieder bei S. M.

Charleville, 24. XI.

Zum Reichstag komme ich nun nicht, Capelle hat wohl recht, daß ich in eine zu schwierige Lage dabei kommen würde. Er als mein präsumptiver Nachfolger kann dabei gleichzeitig sein Debut machen. Er schrieb mir übrigens heute zum ersten Male, er hätte den Eindruck, daß die Engländer etwas weich würden, Gott gebe es, aber windelweich.

Charleville, 25. XI.

„Garnichts Neues vor Paris." Alles blickt noch gespannt nach Osten. Sicher zu übersehen ist die Lage dort nicht, weil Hindenburg das Hauptquartier schneidet. Die Entscheidung kann sich noch einige Tage hinziehen, bis die Pommern eingreifen. Für uns ist ein größerer Echec nicht anzunehmen und eine Katastrophe für die russische Armee durchaus im Bereich der Möglichkeit. Die Russen ziehen freilich auch Kräfte von allen Seiten heran. Möge dem kühnen Feldherrn doch das Glück hold sein. Ich kann mit der Tätigkeit unserer Flotte unmöglich zufrieden sein; — ich meine natürlich nicht die einzelnen Schiffe, die haben alle bis jetzt ihre Schuldigkeit getan, wenn sie Gelegenheit hatten — die besten Chancen haben wir verpaßt, und falls die Flotte zum Tragen kommt, wird es ungeschickt gemacht werden. Ich habe Müller dringend T. als Chef des Stabes empfohlen und einen anderen für ihn. Pohl bekomme ich aber hier nicht fort. Wir sprechen Dienstliches überhaupt nicht miteinander, damit aber bin ich praktisch ausgeschaltet.

Charleville, 26. XI.

Heute zum Frühstück bei S. M. Ich hatte Gelegenheit, zu sagen, wir müßten der Tatsache ins Gesicht sehen, daß England aufs Ganze ginge, demzufolge eventuell starke Mittel anwenden, die Ubootsblockade. S. M. ging darauf ein. Gestern abend waren Havenstein (Reichsbank) und Helfferich (Deutsche Bank) nebst Pohl zum Essen dort.

Dabei ist das Gespräch auch hierauf gekommen, und S. M. soll sich ablehnend hierüber ausgesprochen haben, unterstützt von Valentini und Treutler. (Schwache halbe Leute.) Heute nach dem Frühstück widersprach Valentini nicht. S. M., Valentini und ich waren in einer Ecke, er meinte freilich, das wäre eine äußerste Maßregel.

Charleville, 22. XII.

Nun geht also die Schreiberei wieder los. In Frankfurt mußten wir Coupé wechseln und in Metz umsteigen. Von Metz hierher ging es dann durch. Wie der Schaffner „Scharleville, aussteigen" rief, war mir nicht übermäßig fröhlich zumute. Unser Flottenausflug nach Nordwesten soll erst genauer untersucht werden, ehe ein Urteil gefällt werden könne. Gegen Ingenohl wird voraussichtlich keine klare Handhabe sich ergeben, vielleicht gegen mindere Leute, so daß eine größere Änderung nicht erreichbar sein wird. Die Schwierigkeit liegt schließlich darin, daß der Kaiser mit dem Grundprinzip eben einverstanden ist und es so haben will. Ich stehe von den Älteren ganz allein mit meiner Ansicht. Die Notwendigkeit, auch später in Flandern zu bleiben, scheint freilich durchzudringen.

Charleville, 23. XII.

Ich hatte Gelegenheit mit S. M. über die Nordsee zu sprechen. Er hatte schon den Kronprinzen gesprochen, der dabei gewesen war, und nach dessen Schilderungen meinte er, es wäre ein Wunder, daß den großen Schiffen nichts passiert sei, so viele treibende Minen und Uboote hätten sie gesehen. Unzufrieden war er, daß die Torpedoboote nicht angegriffen hätten. Man kann die ganze Lage aber nicht voll beurteilen, wenn man die Tagebücher nicht durchstudiert hat, und diese sind erst eingefordert. Daß der erforderliche Spiritus nicht dahintergesteckt hat, kann man fühlen, das bildet aber keine Unterlage. Ich hatte dann Gelegenheit, über Flandern zu sprechen und war erfreut, daß er im Ganzen meiner Ansicht war.

Charleville, 24. XII.

Ich hatte heute noch einmal Müller meine Ansicht von unserer Seekriegsführung auseinandergesetzt, der er nicht widersprach, in gewissem Gegensatz zu früher. Im Hinblick auf das letzte Unternehmen werden im Auftrag vom Kaiser noch einige Fragen gestellt werden,

die erst abgewartet werden müssen. Alles energische Vorgehen scheitert immer wieder.

Soeben komme ich von der Weihnachtsfeier in der provisorischen Kapelle, die sehr hübsch ausgeschmückt war. An langen Tafeln die Geschenke und die Leute, vorn ein etwas erhöhter Platz mit Teppichen für S. M. und die obersten Herren, davor die Krippe, nicht sehr groß, aber hübsch ausgeführt. Dann kam Göns in feldgrauer Uniform und dahinter mächtige brennende Christbäume. Zuerst wurden drei Strophen gesungen: Ich bete an die Macht der Liebe. Dann sprach Göns kurz und gut. Plessen im Namen der Armee dankte dem Kaiser und brachte drei Hurras. S. M. erwiderte einige kräftige Worte, ging dann durch die Reihen, war recht munter und sehr leutselig. Jeder stand vor seinem Platz und konnte sich bedanken, was ich dann auch tat. Am Schluß drei Strophen: Stille Nacht, heilige Nacht. Das Ganze war würdig und feierlich.

Charleville, 25. XII.

Bemerkungen, die von vielen Seiten aus Deutschland an mich gelangen, drücken mich immer tief herab in meiner Stimmung. Die Verfassung, in der lediglich der Reichskanzler politisch verantwortlich ist, macht mich praktisch machtlos, wenn es sich nicht um Ressortfragen handelt, und die gibt es im Kriege nicht. Generalstab und Admiralstab sind die Heeresleitung und unterstehen direkt dem Kaiser. Letzterer will den Marinekrieg so haben, wie er geführt wird und nicht anders. Für die Fahrt der Flotte nach England hat er Pohl das Kreuz Erster Klasse gegeben, das charakterisiert die Situation. Daß ich das Prinzip nicht für richtig halte und die Person nicht sehr geeignet, nutzt mir nichts, denn es fehlen mir die Unterlagen dafür, daß ich recht habe, ganz abgesehen davon, daß mir das speziellere Material vorenthalten wird. Roon befand sich 1870 in gleicher Lage, ebenso Falkenhayn. Letzterer sah den Mißerfolg kommen und konnte nichts tun Ende August. Stein war 1813 ein völlig freier Mann und obendrein formell im Dienst des Zaren. Scharnhorst war auch machtlos dagegen 1813, bis er Stabschef von Blücher wurde. Blücher stand aber an der Spitze des Heeres. Für Kriegsverwendung bin ich der Marine-Organisation zufolge kein Sachverständiger, und deshalb die Kabinettsfrage zu stellen, würde mir nur einen schlechten Abgang schaffen. Bloße

Vorstellungen aber bei S. M. würden meinen Aufenthalt hier nur noch unerträglicher machen, als er an sich schon ist. Selbst wenn ich die Bedenken nicht hätte, mich selbst zum Flottenchef zu empfehlen, würde S. M. mich gar nicht nehmen. Ich habe das seinerzeit mit Plessen besprochen. Der Vorschlag bzw. das Anerbieten müßte doch auch von S. M. kommen und nicht von mir. Ich würde doch S. M. meine eigenen Bedenken nicht verschweigen dürfen, ebensowenig, wie ich es bei der Übernahme des Reichsmarineamts 1897 getan habe, und das wäre ein Widerspruch mit der Selbstempfehlung.

Charleville, 26. XII.

Besten Dank für deinen interessanten langen Brief, den ich noch gar nicht recht beantwortet habe. (Enthielt Anregung von amerikanischer Seite, Roosevelt ins Große Hauptquartier einzuladen). Für einen solchen Schachzug — Roosevelt einzuladen — ist unsere leitende Kaste viel zu steifbeinig. So etwas von unbrauchbaren Diplomaten ist wirklich noch nicht dagewesen. L. schickte mir den Brief eines Amerikaners über die Gründe, weshalb die Stimmung in Amerika und besonders in der amerikanischen Presse für uns so ungünstig sei. Einen wesentlichen Teil der Schuld maß er der unsererseits geübten Behandlung amerikanischer Journalisten zu. Er verglich die urbane, sich auf gleiche gesellschaftliche Höhe stellende Haltung der russischen, englischen und französischen Diplomaten mit den steifen aristokratischen Ablehnungen der unsrigen. Die Heraussendung eines so formlosen Schaumschlägers wie Dernburg wäre nun wieder ein großer Fehler in entgegengesetzter Richtung; geistig und formell auf der Höhe stehende Gelehrte oder sonst prominente Personen, die würden gewirkt haben. Alles muß von oben herab angeordnet werden, die vorhandenen Kräfte werden nicht flüssig gemacht, im Gegenteil, jede selbständige Regung wird unterdrückt, so ist es ja dem ganzen Konsularkorps seit Jahren ergangen. In gleicher Richtung verfährt man ja auch gegen mich. Ich bin überzeugt, daß meine Unterredung mit Wiegand politisch nur nützlich sein kann, trotzdem würde man auf der ganzen Linie gegen mich losgeschlagen haben, wenn meine Unterredung nicht durch Zimmermann gebilligt worden wäre. Trotzdem weiß ich noch nicht, ob man nicht via Pohl, den sie ganz in der Hand haben, mir Unannehmlichkeiten bereiten wird.

Unsere Erfolge in Rußland können nicht groß gewesen sein, da wir garkeine Geschütze genommen haben. Serbien ist von den Österreichern fast ganz geräumt, und unsere Hoffnung, Munition usw. nach Konstantinopel zu bekommen, ist sehr gering geworden. Die Rumänen lassen von Rußland aus alles durch und von uns nichts. Das ist schlimm; aber trotz allem setze ich noch große Hoffnung auf Hindenburg, und die Kraft unserer Armee ist nicht im mindesten erschüttert. Aufs Aushalten kommt es an.

Charleville, 28. XII.

Wir haben heute das rechte scheußliche Charlevillèr Wetter, Regen, Wind und Kälte und dabei für mich die Unmöglichkeit, mich für die große Sache betätigen zu können, nicht einmal mit Ratschlag für den Admiralstab. Es ist namenlos hart für mich, hier auszuhalten. Die einzige Chance, die ich noch habe, wenn ich sie habe, ist, bei etwaigen Friedensfragen herangezogen zu werden, aber das liegt so fern, und auch da wird alles mich abdrängen.

Charleville, 29. XII.

Wenn Hindenburg nicht doch noch hilft, so sieht es schlecht aus. Hier steht alles, und leider fehlt es an Munition, das ist sehr schlimm und eine merkwürdige Versäumnis des Kriegsministeriums, das offenbar bureaukratisch stark verfilzt war. Wir haben seit Anfang des Krieges unsere großen Lazarettvorräte und Munitionsbestellungen an die Armee abgegeben, es war aber natürlich nicht ausreichend.

Charleville, 31. XII.

Das furchtbare Jahr 1914 geht zur Rüste, und was wird das Jahr 1915 bringen an Hoffnungen und Enttäuschungen! Ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß beim Friedensschluß unser Volk nach den ungeheuersten Anstrengungen und Leistungen ebenso enttäuscht sein wird über die Resultate, wie vor 100 Jahren. Ich will aber schon zufrieden sein, wenn wir nur die Fähigkeit, besser die Möglichkeit behalten, uns wieder in die Höhe zu arbeiten. Solange ich lebe, wird Schmalhans Küchenmeister bleiben, ich meine das nicht für uns, sondern für unser ganzes Volk. Ich las heute in der „Daily News" vom 12. Dezember einen Artikel „Lord Fisher und v. Tirpitz", der natürlich sehr viel Falsches enthält, aus dem aber doch hervorgeht,

wie man lediglich mich als den Leiter unserer Seekriegsführung ansieht, ebenso wie es die Geschichte tun wird. Ich habe die Flotte geschaffen und habe fast nichts zu sagen bei der Verwendung, eine schreckliche Situation für mich. Dabei ist klar, daß vorwiegend das Geschäft von Müller (Stellenbesetzung) Bankrott erlitten hat, sonst hätte die Flotte Großes geleistet. Das sieht man ja an jedem Einzelauftreten unserer Schiffe.

1915

Charleville, 1. 1.

Heute Kirche, Predigt etwas sehr rethorisch und mir kaum etwas gebend. S. M. mich gnädig begrüßt, nachher auf der dreckigen Chaussee nach Hirson Vorbeimarsch der Landwehr, Landstürmer und der Stabswache, ich glaube gewiß 5000 Mann. Dann war Hauptquartier und Offizierkorps aufgebaut, und S. M. sprach mit jeder Gruppe etwas. Neujahrsgratulation von Pohl an Müller: „Schützen Sie mich auch ferner im neuen Jahr" (d. h. natürlich gegen mich).

Über U.s Brief schreibe ich wohl noch. Er irrt sich aber. Es ist eine feste Stuckmauer um den Kaiser herum, durch die ich nicht hindurchkomme, ganz abgesehen davon, daß ich nicht mehr die Nerven für einen großen Kampf habe. Änderung der Kabinettswirtschaft kann nur eintreten nach einem großen Unglück, und davor wolle Gott Deutschland bewahren. Im Frieden nachher werden freilich die Geister aufeinanderplatzen.

Charleville, 2. I.

Die Schicht um den Kaiser ist zurzeit noch undurchdringlich. Es ist eben die Eigenart vom Kaiser, er will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen. Er soll zu Müller schon mehrmals gesagt haben: „nun müsse aber die Flotte mal etwas machen," aber zum Entschluß ist er nicht zu bringen, und mir gegenüber weicht er einfach aus, obgleich ich ihn harangiere, wo und wann ich nur kann. Müller hat eine große Verantwortung vor unserem Lande, aber ich glaube, er weiß es kaum. Er bestärkt den Kaiser, sich nur an den ihm untertänigen Pohl zu halten. Dagegen hilft keine Gewalt meinerseits, es sei denn bei einem großen Unglück.

Charleville, 3. I.

Ich teile deinen Glauben an unser Volk, aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüssen, an Stelle der Evolution.

Charleville, 4. I.

Pohl hat sich jetzt zu meiner grundsätzlichen Auffassung unserer Kriegsführung bekehrt. Ich hoffe also, daß es jetzt besser geht. Nur das bleibt übrig: „Was du von der Minute ausgeschlagen usw.“ und hier handelt es sich nicht bloß um Minuten, sondern um fünf Monate! Wenn der Kaiser nicht direkt von Müller beeinflußt wird, muß es jetzt vorwärts gehen. Ich glaube, die Verhältnisse drücken jetzt aber doch zu stark, die Flotte muß heran. Möge unser Herrgott ihr helfen. Im günstigsten Falle bringt sie die Entscheidung, aber damit will ich gar nicht rechnen. Ich will zufrieden sein, wenn sie etwas mit beiträgt, uns den Frieden zu erkämpfen. Nadelstiche reichen hierfür nicht aus.

Charleville, 5. I.

Am Vormittag habe ich unser neues Vorgehen etwas bearbeitet und Einigkeit mit Pohl endlich erzielt. Es soll jetzt so gemacht werden, wie ich in Koblenz und schon in Berlin vorgesagt hatte. In Berlin hatte ich aber noch auf eigene Initiative von Ingenohl gerechnet, in Koblenz drängenden Charakter gegeben. Charakteristisch für die Wirtschaft von Müller und Genossen: die Vorschläge gehen in Gestalt einer Denkschrift. Das würde ich in Pohls Stelle einfach nicht tun, bzw. Vortrag halten und Denkschrift da lassen, wenn der Kaiser darauf besteht. Geschieht das nicht, so nimmt Müller und Genossen plus Bethmann die Entscheidung in die Hand, aber ich rechne darauf, daß die Lage im ganzen drückt.

Charleville, 8. I.

Soeben war ich eine Stunde beim Großherzog von Baden. Der Kanzler hat mich schriftlich aufgefordert, ihm meine Ansicht über die Zukunft Belgiens sowohl von meinem Ressortstandpunkte, als vom Standpunkt der Zukunft Deutschlands in einem Schreiben niederzulegen. Das ist mir angenehm, denn nun kann ich mich frei infor=

mieren, ohne gleich in den Verdacht zu kommen, gegen den Kanzler zu inspirieren. Capelle bekommt heute den Auftrag, mir eine Denkschrift vorzubereiten und herzuschicken. Ich selbst werde noch nach Brüssel und Flandern fahren, um die Frage an Ort und Stelle zu studieren, auch Krupp pp. heranziehen. Zollgrenze darf m. E. nicht sein. Die Rheinländer denken an zeitweilige Likin[1]). Ist der einmal eingerichtet, dann ist er schwer zu beseitigen. Aus Italien schlimme Nachrichten, es will auf Raub ausgehen und zunächst das Trentino haben, aber l'appétit vient auch für Rumänien. O heiliger Hindenburg, hilf uns bald, wir haben es nötig. Immer noch fehlt hier Munition. Wir verlieren täglich Menschen und können nicht wieder schießen.

Charleville, 9. I.

Vorläufig unterhandelt Müller noch mit Bethmann darüber, eigentlich ein haarsträubender Zustand! Ich denke, etwas Luft wird Ingenohl wohl gelassen werden, aber ich habe kein Vertrauen mehr zu ihm. Mit Müller hatte ich noch eine ziemlich scharfe Auseinandersetzung, bei der er sehr gereizt und ich sehr ruhig war. Spaßhaft war die schriftliche Zustimmung von Pohl auf meine Zustimmung zu seinen Ideen. Er hätte diese Zustimmung mit „Genugtuung" begrüßt, nachdem er und Müller die seit fünf Monaten bekämpft hatten!! Aber Schluß darüber. Meine Hoffnungen sind doch nur gering. Mit ihrem Neujahrswunsch hat Ilse recht. Mein, meiner Überzeugung nach gut gelungenes Lebenswerk und diese Nutzanwendung, es ist schrecklich für mich! Von vornherein waren Chancen, aber es waren doch eben nur Chancen. Am 16. Dezember aber hatte Ingenohl das Schicksal Deutschlands in der Hand. Ich gerate immer in eine innere Aufregung, wenn ich daran denke.

Ein früher bei uns ausgebildeter rumänischer Seeoffizier grüßt in einem Briefe seine alten Kameraden und schreibt dabei, er hätte oft für Deutschland gesprochen, es nützte alles nichts, in ein paar Wochen ginge es gegen Österreich los, dazu Italien in gleicher Verfassung! Ich glaube, es sind schon ultimatumähnliche Drohungen ausgestoßen. Dabei ist die Wut über unsere Bundesgenossen bei unseren Osttruppen groß, sie wären nicht mehr vorwärts zu bekommen.

---

[1]) Zwischenzollgrenze (Chinesisch).

Charleville, 10. I.

Der Anlauf, zu dem ich und Westerkamp Pohl gebracht haben, ist praktisch in nichts zerfallen. Zweifellos haben Müller und Bethmann die Sache abgekartet und den Kaiser vorher instruiert. Statt dessen sind aber nun doch Konzessionen zu machen, halbe Maßnahmen angeordnet, die m. E. wenig nützen können, dabei aber große Gefahren in sich schließen, es ist schrecklich. Freilich meine „Unterredung" können sie nicht aus der Welt schaffen, und die drückt auf die Dauer. Aber mit dieser einen Maßregel ist ja doch gar nicht genug getan, sie würde ja nur dann voll wirksam geworden sein, wenn wir nach Calais gekommen wären. Von Flandern aus ist es sehr viel schwerer, deshalb muß außer dieser Maßnahme auch die Flotte heran, und das ist zurzeit nicht zu erreichen gewesen. Ich warte nun Hopmann ab, um weiter zu operieren. Dabei muß natürlich zugestanden werden, daß in diesem Augenblick, wo Italien und Rumänien auf der Kippe stehen, ein Echec von Ingenohl gefährlich ist, während man hier immer noch auf Hindenburg gegen Rußland rechnet, der nur durch das Sauwetter zurzeit abgehalten wird.

Charleville, 12. I.

Ich las gestern in der „Frankfurter Zeitung" aus einer Rede, die Lord Roseberry in Dalleith gehalten hat: „Wir stehen zwei Tatsachen von größter Bedeutung gegenüber: Erstens, daß die britische Nation auf immer unterworfen wäre, wenn sie nicht bis zum letzten Schilling und bis zum letzten Mann kämpft, und zweitens, daß das deutsche Volk als die größte Militärnation der Welt sich nie wieder erheben würde, wenn es geschlagen werde." Diese Worte charakterisieren m. E. tatsächlich die Lage, und aus dieser Lage heraus ist kein Ende abzusehen.

Gestern abend beim Kaiser, wo ein Generalstabsoffizier von Hindenburg eingetroffen war mit einem Brief für S. M. Wird man wieder aus Lokalinteressen dasselbe machen wie seinerzeit? Was haben wir für fürchterliche Verluste gehabt damals ohne jeden Gewinn. Der Herr erzählte übrigens, daß die Russen für Nikolai Nikolajewitsch durchs Feuer gingen und sie bisher nur gute Gewehre sich gegenüber gehabt hätten, mit anderen Worten, daß die Kraft der russischen Armee nicht gebrochen sei. Er fragte den Kaiser, was die Flotte machen würde? Mann hörte die Antwort vom Kaiser: England wolle sie stets verführen,

aber das täte sie nicht. In Wirklichkeit ist die neue Anweisung wohl dank des Einflusses von W. und Z. besser geworden, als ich nach den Auslassungen von Pohl fürchten mußte. Ingenohl hat jetzt so viel Luft, daß, wenn er nur wirklich will, die Sache vorwärts gehen muß. Hoffentlich bestraft der liebe Herrgott nicht das Zögern. Mein Drängen hat doch schließlich etwas genützt. Freilich einen Führer kann ich nicht schaffen. Ein anderer Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Hentsch, kam von Serbien und erzählte von dem dortigen österreichischen Zusammenbruch, lobte die serbische Armee sehr und war der Meinung, daß Rumänien und Italien sich nicht mehr lange halten lassen würden, das weiß wohl auch Hindenburg, daher der energische Druck. Wird man endlich zu vollen Entschlüssen kommen? Ich glaube, damals wäre die Entscheidung anders ausgefallen, wenn sie weniger unter Lokalinteressen gestanden hätte. Oberstleutnant Hentsch lobte die österreichische Marine auf der Donau, in Pola dagegen (Admiral Hauß) stünde man ganz unter der italienischen Hypnose — Lissa und Tegetthoff seligen Angedenkens. Verwandtschaft von Joffre und French festgestellt. Die Möglichkeit, daß wir deutsche Truppen nach Serbien schicken, liegt leider nicht vor. Das Prestige Österreichs auf dem Balkan scheint endgültig zu sinken. Die Mannschaften, namentlich Deutsche und Ungarn aus Kroatien recht gut, sie wollten aber durchaus von uns geführt werden, da ihre eigenen Offiziere versagen. Bedenklich sind die tschechischen Mannschaften.

Charleville, 14. I.

Es gehen große politische Dinge vor, es scheint fast so, als ob wir Österreich mehr oder weniger fallen lassen müssen oder es zwingen, Stücke von seinem Leibe herzugeben als Futter für die Aasgeier, die es umlauern.

Hopmann hat mir heute noch viel von der Flotte erzählt, aber keineswegs ganz erfreulich. Tritt dort nicht eine Radikalkur ein, so wird nichts daraus, und wir würden England heute schlagen! Statt dessen gehen ihre ganzen Gedanken (die Admirale) in die Technik, die nach allen Richtungen hin zu wünschen übrig ließe und sie dadurch hinderte, etwas zu leisten. Aber auf Uboots- und Luftkrieg wird gedrängt, sonst könnte das deutsche Volk verstimmt werden über die Untätigkeit der Flotte. Die Flotte ist da, und der Tegetthoff fehlt.

Es ist zu traurig. Dazu wird unsere Gesamtlage doch recht ernst, trotz des kleinen Erfolges bei Soissons, der dem General von L. sogleich den Pour le mérite eintrug. Übrigens hat sich bei dieser Gelegenheit doch gezeigt, daß einem gut angelegten Sturmangriff unserer Truppen die Franzosen nicht widerstehen. Es waren Brandenburger von der 1870 so berühmten 5. Division.

Charleville, 15. I.

Bei den Wissenden ist es hier auch recht ernst geworden. Große Munition mangelt und kann nicht schnell genug geschafft werden. Ich werde mich entschließen müssen, noch weiteres herzugeben, obgleich sofort Mangel da wäre, wenn Ingenohl ein Führer wäre. Jetzt will er zwei Geschwader nacheinander nach Kiel schicken zu notwendigen Ausbildungszwecken. Es ist unglaublich, und dabei wird er immer mehr „gebottelt". Eine Flotte ist eine ebenso schlechte Defensivwaffe wie die Kavallerie, vielleicht noch mehr. Alle Vorteile in der Nordsee hat der, der die Initiative hat. Man denke z. B. auch an die „Emden" und die „Karlsruhe". Der Krieg der verpaßten Gelegenheiten zu Wasser und leider auch zu Lande!

Der Frieden wird schlecht, wenn wir Antwerpen und Flandern nicht bekommen, da liegt die einzige Kompensation für alle sonstigen Verluste in der Welt. Soeben hatte ich Besuch von Monsieur und Madame G., die mir anboten, durch einen Verwandten in England Nachrichten über Wolf einzuholen. Ich dankte sehr, aber es wäre nicht nötig. Beide, namentlich Madame, waren sehr liebenswürdig. Wir haben auch etwas politisiert; Richelieu und Colbert hatten recht, Louis XIV. hat den größten politischen Fehler gemacht, der Frankreichs Niedergang schließlich verschuldete. Napoleon I. hatte in seiner Grundidee recht, und auch jetzt, wenn man vom Grenzstreit absieht, wären die Interessen Frankreichs und Deutschlands solidarisch usw. usw. Er lehnte nicht ab, Madame meinte, das wäre ganz richtig, aber jetzt müßten wir eben fechten, dem ich natürlich zustimmte. Es ist schade, daß der Verstand so wenig die europäischen Völker regiert, abgesehen von England, das keine Seele hat. Ob es sich verrechnet hat, werden wir sehen. Die Neutralen beugen sich alle seiner Macht. Für uns ist in der Beziehung auf nichts zu rechnen als auf uns selbst. Ein mächtiger, gewaltiger Bau und nur eine Hydra obendrauf.

Charleville, 16. I.

Capelle telegraphierte von neuem, ich müßte hier bleiben, Brief folgt. Die Situation scheint sehr zu drängen. Es scheint doch so, daß das Reichsamt des Innern sich sehr verrechnet hat mit seiner Schätzung der Getreidevorräte. Wenn jetzt nur nicht Flucht auf der ganzen Linie kommt. Jetzt will Ballin nun mit einemmal energische Seekriegsführung, nachdem er bisher stets mit dem anderen Klüngel geschrien hat: „Nur den Feind nicht reizen."

Ich bin froh, daß Retzmann von einer Aufgabe zurückgekehrt ist, die nicht auf Wahrscheinlichkeit, sondern auf Dusel berechnet war. Ich hatte Sorge, daß die Sache schief gehen würde, wie mit den Torpedobooten. Die Stimmung bei den Neutralen wird dauernd schlechter, der Bluff von England ist zu groß.

Charleville, 17. I.

Weshalb Capelle so sehr darauf drängt (zweimal telegraphisch), daß ich hier bleibe, ist mir immer noch nicht klar. Ich kann mir gar nicht denken, daß die Getreidefrage so schlimm steht, und einen anderen Grund weiß ich nicht. Da ich jedenfalls am 27. Januar hier sein muß, so ist meine Flandernreise zunächst in Frage gestellt. Ich habe die Hoffnung auf J. und die Flotte fast aufgegeben. Jetzt bleibt vielleicht die Ubootssache. Wir müssen aber England durchaus ans Leder, sonst machen wir einen Frieden, der unsere Weltmachtstellung nicht berücksichtigt, und Deutschland wird wieder Menschen exportieren und nicht Waren. H.s Beschwerde hat, glaube ich, nicht den Erfolg gehabt, F. herauszupfeffern, sondern nur den, daß man H. mehr Futter gibt und man militärisch sich im Osten inkl. Conrad von neuem orientiert hat. Hat H. den Erfolg, daß wir mit Rußland uns abfinden können, was ich immer für das beste halten würde, so kann das auch hierher zurückwirken, aber gegen England müssen w i r mithelfen.

Charleville, 19. I.

Gestern abend beim Kaiser. Es kam die Rede auf die Ubootssache, Treutler und Valentini sofort dagegen, Italien würde Angriffsvorwand haben. Ich wurde etwas sehr deutlich, wenn wir den Engländern nicht an den Leib gingen, so würden wir uns die Sympathien der Neutralen noch mehr verscherzen und erreichten nichts. S. M. will nicht. Er

möchte erst politisch klarer sehen usw. Aus dem Ganzen ging hervor, auch nach Ansicht von K., daß man Frieden haben wollte, auch wenn er faul ist. Der Kaiser erzählte, wie immer die Nerven den Sieg entschieden. Langenbeck (Schwager von Plessen) hätte gesagt, als er den Fall von Port Arthur hörte, die Russen hätten vierundzwanzig Stunden zu früh kapituliert, sonst hätten sie gesiegt. Ich sagte S. M., das wäre sehr richtig, es gäbe auch vierundzwanzig Stunden im weiteren Sinne der Kriegsentscheidung. Der Kaiser schwieg. K. v. B. hat in einem Schreiben an Bethmann begeistert zugestimmt. Ich habe ihn nun bearbeitet, da die Presse schweigen müßte, so müßte sich ein Dutzend prominenter Führer in Handel und Industrie zusammentun und ihre Ansicht über den allein für Deutschland ausreichenden Frieden zu Füßen des Thrones niederlegen. Dazu konnte ich ihn nicht bekommen. Ja, wenn er gefragt würde, sie wären ja alle einig, die meisten wollten sehr viel mehr (als ich nämlich), aber es könnte so aussehen, als ob sie den Kanzler stürzen wollten, und das ginge doch nicht. Ich versuchte vergeblich, ihm klar zu machen, es wäre doch eine historische Pflicht für ihn und seine Genossen, so etwas auszusprechen, ehe es zu spät wäre, es würde doch auch den Kanzler, der sich in Zweifeln zermürbt, nur festmachen. „Ja, er wolle sich das überlegen usw." Ein solches Manko an Persönlichkeit in den oberen Etagen bei einer so großartigen Leistung der Nation ist erstaunlich und zeigt doch schließlich eine schwere Wunde in unserem Staatsorganismus, die sich bitter rächen muß.

Ich bin immer nur erstaunt, daß der Kaiser mich noch gut behandelt, er geht zwar um mich herum und läßt mich nicht heran, aber er denkt wohl, es macht zu viel Aufsehen, wenn ich gehe.

Die Flotte kann jetzt, wenn sie will, aber I. ist ohne Intuition. Da ist von hier eben nichts zu wollen.

Brüssel, 20. I.

Wir fuhren ab 10 Uhr, diesmal ohne Schwierigkeiten über Charleroi. Die Bevölkerung war offenbar zurzeit sehr viel weniger aufgeregt als das erstemal. Hier will ich Bissing und B. sprechen und morgen nach Brügge fahren. Die Gesamtsituation ist mir immer klarer geworden. Ich hoffe jetzt vor allem auf Hindenburg. Wir müssen Rußland erst noch einmal schlagen, dann scheint mir ein Abkommen mit ihm möglich, wenn Österreich nicht bockig ist. Kastanienbäume im Südtirol an Italien,

um letzteres zufriedenzustellen! Österreich muß nach Südosten dort Raum gewinnen — Bulgarien auch etwas abbekommen, um es an Österreich zu fesseln. Dafür muß Österreich im Nordosten das abgeben, was nur schädlich ist und es seiner historischen Aufgabe entfremdet. Rußland mit Ehren heraus aus der Affäre, kann uns kleine ev. notwendige Berichtigungen geben, namentlich einige Littauer. Gut wäre das, aber keine absolute Notwendigkeit. Bares Geld ist nicht zu verlangen. Ein größerer Teil von Polen wäre für uns nicht erwünscht. Deshalb jetzt alles für Hindenburg, was nur möglich, um mit Rußland Schluß zu machen. Rumänien nichts, wenn es nicht aktiv wird. Dies ist schon notwendig, um Ungarn zu befriedigen. Dann Hindenburg hierher mit absoluter Vollmacht; der hätte die Position, um alles zu machen, schließlich auf England los, soviel wir können. Mit Bissing unterhalten und großes Einverständnis erzielt. Vielleicht sehr wertvolle Unterstützung.

Brügge, 22. I.

Je mehr ich sehe von der Reichsleitung durch den Kaiser und den Kanzler, je mehr schwindet meine Hoffnung. Ich bin heute in Antwerpen gewesen, hatte B. zum Frühstück und habe nachher General von H. gesprochen. H. sagte noch, bevor ich meine Ansicht aussprach, „der Krieg ist ohne Belgien verloren.“ B. meinte, Ballin sei für Antwerpen, aber der Kanzler pp. und Anhang wollten sich mit dem Kongo abfinden lassen. Ein Schleier für solche, die nicht sehen wollen. Die Revision des Dreißigjährigen Krieges ist meines Erachtens dann auf immer verpaßt. Die Stellungnahme von Müller spricht Bände über die bestimmenden Ansichten. Es sei denn, die Nation spricht ein Wort mit. Der industrielle reiche Bourgeois ist aber indolent geworden. Ich bin nicht nur in Charleville, sondern auch in Berlin völlig isoliert. Der Luftangriff auf Yarmouth pp. ist ein Verplempern. London soll geschont werden. Auf die City müßte alles, was da fleucht und kreucht, konzentriert werden nach meinem mündlichen und schriftlichen Votum.

Charleville, 26. I.

In Gedanken bin ich natürlich bei der Flotte. Der Vorstoß ist mit demselben Fehler gemacht worden wie stets, die Flotte war im Hafen und nicht an der Stelle, wo die Rückendeckung stehen mußte. Der Effekt beim Kaiser wird wohl der sein, daß nun alles eingekapselt

wird. Ich bin heute abend zum Essen und werde versuchen, auf ein Virement zu drücken.

Charleville, 6. II.

Heute war eine zweite Unterredung mit Müller, die insofern leidlich verlief, als sie zu einem andern modus vivendi führte. Das Schlimme bei der Aktion mit den Ubooten ist, daß die Versumpfung vor allem dadurch herbeigeführt werden wird, daß wir jetzt nicht genug haben. Darin und in der Art des Startes mit Fanfarengeblase und Drohung an die Neutralen liegt die schlimmste Seite der Angelegenheit. Ich konnte heute Müller aktenmäßig nachweisen, wie von mir durchweg ein anderer Weg vorgeschlagen wurde und Pohl später immer patzig ablehnte und nachher die Sache mit dem Kanzler allein abmachte. Der Kaiser und Müller sind in dieser Sache wütend auf Pohl. Mich aber trifft es, da durch das Interview mit Wiegand die Sache an sich mit meinem Namen verknüpft ist und man glaubt, ich wäre der Ausführende. Ich habe übrigens heute Müller gesagt, daß nur die Pflicht gegen das Vaterland mich abhielte, den Abschied jetzt zu nehmen; ich würde es selbstverständlich nach dem Kriege tun. Im übrigen erzählte ich, wie vom Auswärtigen Amt und wie in Abgeordnetenkreisen die Sachlage kolportiert würde: Ich wäre beim Kaiser gänzlich drunter durch und hätte keinen Einfluß mehr. Das fände ich doch nicht richtig, solange ich noch im Amte wäre. Diese Ausführungen waren ihm sehr peinlich. Der eigentlich große Zwiespalt zwischen dem Kaiser und mir ist der, daß ich für notwendig gehalten habe, die Flotte einzusetzen, und der Kaiser nicht wollte. Jetzt sucht man nach anderen Gründen hierfür und nach dem Sündenbock.

Die Vorgänge in Preußen sind jetzt klar. Die Russen wollten einen großen Schlag tun, und wenn nicht Hindenburg bei Masuren ihnen zuvorgekommen wäre, stünden die Russen jetzt vor Königsberg und Danzig.

Charleville, 7. II.

Pohl hat in seiner Eitelkeit und Urteilslosigkeit etwas Gefährliches eingebrockt, was ich ausessen muß. Der ganze Pohlsche Erlaß vom 4. Februar war überflüssig, wir hätten die Verwendung der Uboote sich selbst entwickeln lassen sollen, immer stärker und stärker, unseren

Kräfteverhältnissen entsprechend wachsend, Befehlsänderungen wären bei Annahme meines Vorschlags nicht notwendig gewesen. Statt dessen Fanfare, Bedrohung und demzufolge Aufregung der anderen und England gewarnt und vierzehn Tage Zeit gelassen um sich vorzubereiten.

Die Engländer und Franzosen verstehen sich auf den Bluff, das muß man ihnen lassen. Sie haben vor den Dardanellen noch gar nichts erreicht, und wenn die Türken nicht in Panik geraten, werden sie auch gar nichts erreichen. Außerdem haben die Türken dort acht ihrer besten Korps stehen, und da drohen die Engländer mit Landungskorps!

Charleville, 2. III.

Mann telephonierte noch am Abend, daß die Note an die Vereinigten Staaten nun doch veröffentlicht worden sei, trotz der neulichen Behauptung des Kanzlers. Die Presse und das Publikum werden den Kern der Sache nicht verstehen. Erstere ist außerdem geknebelt und wird im Sinne des Kanzlers geschrieben. (Siehe Lokalanzeiger, 3. III. 15.) Auf diese Weise wird der Kanzler dem Kaiser gegenüber recht behalten. Die Kreuzzeitung freilich soll gegen die Note geschrieben haben.

Charleville, 3. III.

Von hier absolut nichts zu berichten. Heute war Admiral v. Müller bei Bachmann, freilich nur auf dem Sprunge, da er mit dem Kaiser zu General v. Einem fahren mußte, aber zu mir ist er nicht gekommen und war offenbar überrascht, von Geige[1]) zu hören, daß ich hier sei. Ich werde nun weiter abwarten. Bethmann ist mit Jagow in Berlin geblieben; er will noch ca. 10 Tage dort bleiben wegen der Verhandlungen. Hier erfährt man nichts und führt ein trostloses Dasein. Nur das Ensemble in maison Gailly ist außerordentlich angenehm geworden. Wir passen alle sehr gut zusammen, und ich glaube, wir freuen uns alle daran. Vormittags habe ich einen kleinen Gang mit Hopman gemacht und nachmittags mit Bachmann, dem ich etwas von der Stadt zeigte und dann mit ihm an der schlangenartig sich windenden Maas entlang wanderte. Wir hatten heute früh zwar Schnee, aber trotzdem geht etwas wie Frühlingsahnen und Milde durch die Luft. Ich bin jedenfalls froh darüber.

Die neuste „Frankfurter Zeitung" lobte zwar unsere Antwortnote,

[1]) Botenmeister in der Kanzlei.

aber doch nur sehr mäßig! X. erzählte mir von seiner Unterredung mit Bethmann. Er hatte aus derselben einen sehr wenig günstigen Eindruck von dem Lenker unserer Geschicke empfangen. Er hätte nur gerast: „Was soll ich machen, was soll ich machen?" Italien und Griechenland seien ihm im Traume erschienen. Wohl hätte ihm etwas ganz anderes gesagt, als nachher geschehen. Kurz, sich zermürbend in Zweifel, daß Gott erbarm. Das kann ja nicht gut gehen am Ende.

Leider ist die Offensive Hindenburgs zum Stehen gekommen, und auf Österreich ist nicht zu rechnen. Die Russen werden über jede Erwartung gut geführt und vollziehen auch ihre Operationen mit großer Geschicklichkeit. Die Russen wollten das gleiche machen wie Hindenburg. Letzterer kam ihnen glücklicherweise zuvor, sonst säßen die Kerls jetzt vor Königsberg. Es scheint sich da von Grodno bis nach Plocz̧k ebenfalls eine Schützengrabenlinie zu bilden. Das ist schlimm für uns.

Charleville, 4. III.

Die Entscheidung der jetzigen Krisis liegt zweifelsohne in Rom und in den Dardanellen bzw. im Durchhalten der Türken. Rumänien und Genossen ist doch der Spuk ins Gebein gefahren bei dem Gedanken, Konstantinopel könne russisch werden, den rumänischen Halunken wäre es eigentlich zu gönnen. Die Türken wollen durchaus ein Uboot haben. Die Österreicher haben abgelehnt, als zu gefährlich. Wir haben ihnen angeboten, deutsche Besatzung dafür zu stellen, bis jetzt ohne Antwort. Aber die Geschichte charakterisiert die Österreicher. Ihr Admiral Hauß konserviert seine Flotte gegen Italien. Er möchte wohl ein zweites Lissa haben, ob er aber der Tegetthoff dazu ist, scheint mir nicht sehr. Er hat sich mit unserem Marineattaché nur über vorsintflutliche Pflanzen unterhalten; dies ist sein Spezialsparren. Jetzt auf, zum fröhlichen Jagen zwar nicht, aber zur schrecklichen Tafel, bei der ich mir so deplaciert vorkomme.

Charleville, 5. III.

Wir haben wahrscheinlich U 8 verloren. Wir mußten ja auf Verlust gefaßt sein, um so mehr, als man den Ubooten mit Rücksicht auf die Neutralen recht unangenehme Beschränkungen auferlegt hat, die auf ein Auftauchenmüssen in zweifelhaften Fällen herauslaufen. Heute war Müller auf eine Stunde hier, wir sind aber nicht fertig geworden. Den

Verlauf der Sitzung beim Reichskanzler hatte er gar nicht verstanden. Er meinte, ich hätte eine Schroffheit hineingebracht, die die Sitzung beeinflußte und resultatlos gemacht hätte. Unterstaatssekretär Zimmermann dagegen hat am nächsten Tage Bachmann gesagt, die Sitzung wäre ja sehr gut verlaufen, wir wären ja alle einig geworden. So war es nämlich in der Tat, freilich derart, daß der Kanzler und Jagow nachher allein dastanden. Ich hatte nämlich sehr langsam und ruhig gesagt, die neue amerikanische Note (Nr. II) wäre erfreulicherweise sehr höflich gehalten in der Form. Das wäre der erste Eindruck. Wenn man aber den sachlichen Inhalt prüfte, so stellte sie an uns ein unwürdiges Verlangen (das ist die „Schroffheit), nämlich ganze Zurücknahme des Uboots- und Minenkrieges, und dafür bekämen wir praktisch nichts von England als höchstens ein paar vereinzelte Kompromiß-Getreideschiffe. Über den Vortrag beim Kaiser sagte er, der von Bethmann ausgesprochene Verdacht, daß wir Presseagitation trieben, wäre vom Kanzler sehr ungehörig gewesen. Er hätte das auch S. M. gesagt. Ich hatte dies energisch zurückgewiesen. Dagegen hätte ich von Verlust an Prestige gesprochen, und das wäre doch unerhört, wenn ich dem Reichskanzler so etwas zutraute. Diese Auffassung von Müller ist mir gänzlich unverständlich. Darum handelte es sich ja überhaupt, ob der Eindruck, den die Note machte, ein zu schwacher war, und wenn sie angenommen wird (was immer noch möglich ist), wir die Blamierten sind. Da wir mit lautem Geschrei am 4. Februar losgegangen waren (in dieser Form ganz gegen meine schriftlich niedergelegte Ansicht), so mußte durchgehalten werden, um des Kaisers willen. Als ob ich gesagt hätte, der Kanzler will das Prestige herabdrücken? Das wäre etwas anderes gewesen. Dann kam Wiegand-Affäre und meine Stellung zur Ubootsfrage, die er wohl etwas anders jetzt sieht, soweit er überhaupt Verständnis dafür hat. Morgen geht die Unterhaltung weiter. Des Pudels Kern ist: Er und der Kaiser haben die Flotte zurückgehalten. Der glänzende Geist vom August vorigen Jahres ist fort. Die Flotte hätte glänzend geschlagen, meines Erachtens mit Erfolg, denn Schiffe und Personal sind besser als die Engländer. Jetzt sucht man einen Sündenbock, den sieht man in der Technik, d. h. in mir. Unterstützt wird dies unwillkürlich durch eine Reihe der untätig Gebliebenen usw. Man sucht nach Entschuldigung. Es ist somit anzunehmen, daß der Kaiser und Müller pp. Erfolg damit haben werden.

Hätte ich die Flotte doch in den ersten Monaten kommandiert, jetzt sind die Stärke- und sonstigen Verhältnisse allerdings sehr viel ungünstiger geworden.

Charleville, 8. III.

Der Vatikan scheint mit seiner ganzen Macht dafür einzutreten, daß Italien und Österreich nicht in Differenzen kommen. Merkwürdig ist diese Veränderung. Der Vatikan und das Zentrum haben sich verbunden, um den alten Kaiser Franz Joseph zu bestimmen, entgegenkommend zu sein. Es wäre für uns ja sehr wichtig, wenn auch das Resultat zunächst nur ein passiv günstiges für uns wäre. Das ist aber in diesem Augenblick doch schon viel.

Ich las eben einen Artikel, in dem energisch gefordert wird, die Regierung solle aussprechen, daß wir Belgien behalten würden. Das ist meines Erachtens auch das einzig Richtige, selbst wenn wir es nachher nicht behalten würden.

Die Reise von Sir Edward Grey nach Frankreich wird bestätigt. In Verbindung damit werden Friedensverhandlungen gebracht. Alle möglichen Anzeichen sprechen dafür, daß wir den Engländern nachgeben wollen. Heute morgen war der Prinz Heinrich bei mir. Er hatte geglaubt, er sollte bei hochwichtigen Fragen zu Rate gezogen werden und nun „spräche man mit ihm nichts Ernsthaftes". — Politiker wären an ihn herangetreten, er solle dem Kaiser ein Licht aufstecken, wenn es so weiterginge, bekämen wir nach dem Kriege eine Art Revolution usw.; sie wären auch an den Kaiser herangetreten (das stimmt). Ich riet dem Prinzen Heinrich ab, die Initiative zu ergreifen, er würde doch nicht angehört werden. Eine Gruppe von freistehenden Männern und die Fürsten könnten es tun. Ein Einzelner kann es nicht und kommt nicht durch. Prinz Heinrich erzählte auch, man wolle an Hindenburg herantreten, der sollte dann das Ganze übernehmen. Hindenburg kann sich aber doch nicht selbst anbieten; so bleibt eben alles beim alten. Heute nachmittag mit Bachmann spaziert; warmes Frühjahrswetter, in Charleville jedenfalls der erste Frühlingstag.

Charleville, 9. III.

Ahlefelds Ansicht, daß wir möglichst die andern anlaufen lassen sollen hier im Westen, teile ich auch; deshalb müssen wir das, was wir an Stoßkraft übrig haben, zurzeit im Osten bzw. Südosten an-

setzen. Natürlich kann ich das nicht ganz übersehen, aber alle Nachrichten stimmen darin überein, daß jetzt dort die größte Gefahr liegt. Große Entschlüsse sind nötig, die haben uns aber zu rechter Zeit immer gefehlt in diesem Kriege. Es wiederholt sich die Leitung wie zur Zeit Friedrich Wilhelms III.

Hier ist man erstaunt, daß König Konstantin den Mut hat, den Kampf mit Venizelos aufzunehmen, der am Krieg teilnehmen wollte. Die Dardanellengeschichte hat die ganze Sippe dort in Aufregung versetzt, aber keineswegs für uns gestimmt. Das ist das Merkwürdige dabei, denn kommt Konstantinopel in die Hände der Russen, so hätten sich die Balkanstaaten ordentlich in die Nesseln gesetzt. Das einzig Unbehagliche in der türkischen Situation ist der Munitionsmangel. Wir glaubten schon, Rumänien gäbe nach und ließe unsere Munitionszüge durch. Gestern sind sie aber plötzlich wieder bockig geworden. Dabei fließt das Gold von beiden Seiten in die Hände der Halunken. Die ungeheure Siegeszuversichtlichkeit, welche die Engländer in die Welt posaunen, und auf der anderen Seite unsere schreckliche Hydra bringen die neutrale Welt zu dem Glauben an England. Ich erzählte dir von der Münchner Zeitung und dem Artikel über Belgien und die Notwendigkeit, Farbe zu bekennen, was die Reichsleitung damit machen wolle. Jetzt ist das Blatt konfisziert, jedenfalls auf Anweisung Bethmanns. Ich sprach heute den zur Front gehenden bisherigen (es ist schon der zweite) bayrischen Militärbevollmächtigten über diesen Artikel. Er hat ihn ebenfalls gelesen und stimmte ihm durchweg zu. Diese Münchner Zeitung sei eigentlich ein unbedeutendes Blatt, der Aufsatz aber offenbar ausgezeichnet und von einem Kenner geschrieben. Es klang so durch, als ob er sagen wollte, der Aufsatz wäre vielleicht inspiriert, in Bayern natürlich. Es existiert dort ein Gegensatz zu den Ansichten des Kanzlers. Letzterer fürchtet von dort Bestrebungen auf ein neues, modernes „Burgund". Da mag etwas Richtiges daran sein, der König von Bayern sagte mir in Coblenz: „Und wenn es Preußen nicht haben will, nehmen wir es." Vielleicht scherzhaft, aber mit einem Unterton.

Charleville, 10. III.

Mit dem zeitweiligen Abflauen des Ubootskrieges hat es seine Richtigkeit. Jetzt sind aber genügend draußen. A. hat recht, daß bei

der jetzigen Methode der Kriegsgebietserklärung keine Neutralen abgeschossen werden können. Deshalb war ich für Ausspruch einer Blockade und Beschränkung in räumlicher Beziehung; Kanal bis Southampton und Ostküste. Dann müßten die Neutralen wegbleiben, wenn sie sich nicht dem Abschießen aussetzen wollten. Für die jetzt erfolgte Beschränkung der Tätigkeit der Uboote war der Erlaß vom 4. Februar d. J. unnötig nicht nur, sondern höchst fehlerhaft. Wir konnten auch ohne Erlaß verfahren, wie jetzt geschehen, regten die Neutralen nicht auf, bliesen keine Fanfaren und steigerten die Wirkung unseren Kräften gemäß.

Charleville, 11. III.

Daß U 20 verloren ist, weißt du jetzt. Wir sind sehr traurig darüber. Die Ubootsfallen, die die Engländer überall liegen haben, sind gefährlich, und die ganzen englischen und französischen Torpedoboote sind hinter unseren Ubooten her. Aber es hilft nichts, es muß durchgehalten werden.

Du wirst von der Budgetkommission gehört haben. Alle Parteien haben sich dort auf das bestimmteste für Angliederung von Belgien ausgesprochen. Insofern war es gut, daß ich nicht dort war, man hätte mir alles Mögliche wieder angedichtet. Jagow soll sich dabei gänzlich ausgeschwiegen haben. Soeben habe ich deinen Brief vom 10. erhalten. Wie gern käme ich nach Berlin, aber bei dem schroffen Gegensatz, in dem ich zum Kanzler stehe, ist es doch besser, ich bleibe hier. Vorwürfe gegen die Marine werden, wie Erzberger an Capelle gesagt hat, nicht vorkommen, und wenn unser Etat herankommt, ist der Reichskanzler hier. Mit Bachmann arbeitet es sich sehr gut.

Charleville, 12. III.

Ich freue mich, daß Bachmann in bezug auf die Schlechtmachung unserer Schiffe ganz auf meiner Seite steht und alles von seiner Seite tut, um dagegen anzugehen. Käme unsere Flotte unter einigermaßen günstigen oder doch nicht geradezu ungünstigen Verhältnissen zum Tragen, so würde diese Schlechtmachung wie ein Spuk verschwinden. Capelle soll heute keinen guten Eindruck aus der Budgetkommission, die Marine oder den Etat betreffend, mitgebracht haben. Vielleicht muß ich dann doch noch nach Berlin. Das Auswärtige Amt hat ein Lob bekommen wegen der Amerikanote.

Im Osten steht alles und hier auch. Das ist zu wenig für uns. Die Dardanellenfrage regt die Balkanstaaten auf. Es ist eine gefährliche Situation, das Umkippen von einem Staat kann verhängnisvoll für den ganzen Krieg werden. Hindenburg könnte noch einmal hunderttausend Russen gefangennehmen, das nützt unten nichts. Ein paar englische Linienschiffe herunter würde auf die Neutralen mehr wirken.

Charleville, 13. III.

Stimmung ist bei mir trotz des guten Wetters recht flau. Im Westen und Osten steht alles, und man kann kaum absehen, ob wir noch vorwärts kommen. Langsam muß die Absperrung Deutschlands auf die Gemüter wirken, und ob eins von den Gesindeln da unten nicht als Aasgeier losgeht, weiß man nicht. Mit den Österreichern ist garnichts anzufangen. Die diplomatische Vorbereitung für einen Weltkrieg war unglaublich. Eine große Anzahl Botschafter unbrauchbar, desgleichen viele Gesandten. Niemals ist wohl vor dem Kriege eine Besprechung seitens der Reichsregierung mit militärischen Ressorts gewesen; Vertrauensseligkeit, daß England neutral bliebe bis zuletzt; dagegen seit 1909 kein Zuwachs zum Marineetat. In der Armeeleitung kein Verständnis für die Bedeutung Englands im Kriege, dagegen absolutes Vertrauen in das Siegesrezept des toten Schlieffen. Schließlich die Hydra! Wenn man dies übersieht, kann man wohl düster in die Zukunft sehen. Freilich sieht's in Frankreich und Rußland noch schlechter aus; aber wir kämpfen ja gegen die ganze Welt einschließlich Amerikas. Der Getreidedampfer für Belgien hat vorher Waffen abgeladen in England. Und ich sitze hier und kann so gut wie nichts tun. Die Verwendung unserer Flotte war ganz falsch, aber Müller, der Kaiser und Pohl halten absolut daran fest, auch jetzt noch. Das ist das Niederdrückendste. Freilich ist unsere beste Chance jetzt vorbei; der Riesenzuwachs der englischen Flotte in diesem Jahre macht sich zu sehr geltend. Heute mittag war Müller bei mir, friedliche Unterhaltung gepflogen. Bachmann ist in Flandern auf einige Tage. Heut abend ist Graevenitz (württemberg. Militärbevollmächtigter) bei uns und der neue bayrische Militärbevollmächtigte. Ich sehe sonst wenig Menschen, und das Leben verfließt sehr eintönig für mich. Selbstverständlich werde ich für Belgien eintreten; aber ein Gespräch mit Bethmann ist absolut zwecklos. Ich habe mit ihm ja auch schon eine Stunde darüber gesprochen. Seit dem Vortrag beim

Kaiser sind wir aber gänzlich auseinander. Ich habe noch nie ein Gespräch mit ihm gehabt, bei dem etwas herauskommt. Er ist gänzlich hoffnungslos. Nur der Wille des Volkes könnte helfen. Für mich ist auch insofern die Zeit nicht gekommen, einen neuen Anlauf zu machen, als gerade jetzt die Kriegslage nicht übersehbar ist. Müller erzählte heute, wenige Tage vor Ausbruch des Krieges hätte ihm Stumm, Leiter der englischen Abteilung im Auswärtigen Amt, noch erklärt, England ginge nicht mit, es wäre alles Bluff.

Charleville, 14. III.

Der General v. Einem war der Meinung, die Franzosen würden in offener Feldschlacht nicht gegen uns standhalten. Eine solche haben wir aber nicht mehr, und dagegen wären die Franzosen ausgezeichnet in der Geländebenutzung, sehr frei von dogmatisch taktischen Lehren, und ihre Geschütze treffen ausgezeichnet. Heute morgen sagte sich der Kronprinz bei mir an. Sein Vater war abwesend. Ich habe diesmal offener mit ihm gesprochen. Er war ernster als sonst, äußerte sich scharf über die ganze Hydra.

„Eitel Friedrich" (der Hilfskreuzer) hat seine Sache gut gemacht, wie alle unsere Schiffe, wenn sie losgelassen werden. Laß dir einmal den Brief des Kommandanten des „Cormoran" geben. Der reine Roman, aber die Hetze von den japanischen, englischen, französischen und russischen Geschwadern war natürlich zu viel. Die Niederländer verweigerten ihm alles aus Angst. Die Amerikaner gaben nicht einmal Kohlen und liefern unseren Feinden Milliarden an Waffen und Munition.

Charleville, 15. III.

Eigentlich lohnt sich ein ganzer Bogen nicht, denn ich habe gar nichts zu berichten und habe fast gar nichts mehr zu tun. So wie die Verhältnisse liegen, hätte ich gut und gerne noch länger in Berlin bleiben können. Es ist sehr still hier, ich sehe und spreche kaum einen Menschen und kann mich gar nicht betätigen in dieser schweren Zeit; das drückt mich immer besonders nieder. Eine kleine Freude hatten wir durch den Erfolg unserer Uboote. Der Kommandant von U 29 (früher von U 9) hat fünf Stück erledigt, andere Uboote zwei oder drei. In London soll man doch recht erregt darüber sein. Wie ich höre, sollen sich die neuen provisorisch konstruierten und gebauten Uboote sehr gut gemacht

haben, so daß sie doch recht nützlich werden können. Ich wäre so gern zum Reichstag in Berlin geblieben; ohne den Kriegsminister ging es aber nicht gut, und jetzt ist es zu spät.

Charleville, 16. III.

Vom Osten kann ich nichts melden, das gut ist. Die Österreicher versagen total wieder. Es scheint fast, daß sie nicht mehr recht wollen, der Staat und die Armee sind offenbar durch und durch morsch, und für seine Interessen haben wir die „schimmernde Wehr" eingesetzt ... Ich bin planmäßig ausgeschaltet und kann dem nicht ein Ende machen wegen der allgemeinen Stellung, die ich noch habe, trotzdem der ganze Apparat am Werk ist, um sie zu untergraben. Bethmann muß geschont werden, gab mir Müller neulich den Rat. „Geh er; — er hat kein Glück," würde Fridericus Rex gesagt haben. Wenn er doch mit seinem Krückstock vom Himmel herabkäme.

Charleville, 17. III.

Nichts Neues vor Paris. Müller war heut bei Bachmann und zur Abwechslung in ziemlich düsterer Stimmung, die jedenfalls um den Kaiser herum herrscht. Verursacht ist diese wohl durch den Umstand, daß wir überall zum Stehen gekommen sind und die Verhandlungen mit Italien dadurch zum Stillstand, jedenfalls bisher insofern nicht zum Erfolg gekommen sind, als es nach Erpresserart seine Forderungen immer höher schraubt. Laß dir das Kriegstagebuch der Ayescha geben. Es enthält zwar für euch etwas viel seemännische Dinge, der reine Roman! Die Holländer haben sich dabei nicht sehr nett benommen, bei etwaiger Veröffentlichung während des Krieges wird man diese Stellen wohl streichen, was eigentlich zu bedauern ist.

Im September dachte niemand an einen kurzen Krieg. Ich habe es auch im Juli und August nie getan. Das Auswärtige Amt glaubte immer, England in der Hand zu haben und es begäuschen zu können. Es tut es auch heute noch. Wir mußten und konnten den Krieg mit Rußland vermeiden, unsretwegen hätte es in früheren Jahren auch nach der Türkei gehen können, dann wären wir die Russen losgewesen. Statt dessen setzen wir uns für Österreich ein und haben den Lohn dafür. Bethmann und die Leute um ihn machten Orientpolitik, während unser Wirtschaftsleben, ob wir wollten oder nicht, in die weite Welt

ging und uns in Differenzen mit England bringen mußte, aber nicht zum Krieg, wenn Rußland nicht dabei war unter unseren Gegnern. Wir müßten diesen Faden wieder aufnehmen. Zu ganzen Entschlüssen raffen wir uns aber nicht auf, sondern driften weiter. (Notabene: Drift ist ein guter deutscher Ausdruck, der auch in „Abdrift" vorkommt.)

Charleville, 18. III.

Die Lage wird bei Bethmann und in der Hydra überhaupt ungünstig beurteilt. Man hofft jetzt auf ein Zusammenbrechen Frankreichs. Ich bin der Ansicht, daß wir die Zähne zusammenbeißen müssen, das ist der einzige Weg. Wie war es denn mit Fridericus Rex nach Kunersdorf? Und ein solches haben wir jetzt noch nicht erlebt. Bethmann, Jagow und ihr Gefolge machen aber nach allen Seiten flau, nur aus Gründen der inneren Politik, das wird aber nach außer bekannt und wirkt gefährlich.

Dank auch für „Stein". Diese Männer scheinen ausgestorben, aber welche starke Gruppe hatte er doch um sich, Blücher, Scharnhorst, Boyen, Gneisenau, 'a band of brothers,' wie Nelson sagte. Wie aber ist es 1914/15! Selbst der gute Bachmann war entsetzt über die Hydra; er fand die ganze Gesellschaft heute im Gartenbau beschäftigt, dabei mit herunterhängenden Köpfen. Neulich hatte man im Mistbeet desselben Gartens ein Lager von 150 Flaschen des besten Weines gefunden Es wurde erwogen, ob bei diesen Auspizien der Buddelei nicht Dörpfeld herzitiert werden sollte.

U. unterschätzt die tatsächliche Macht der regierenden Hydra. Nach den Traditionen, mit denen ich aufgewachsen bin, kann ich unmöglich öffentlich Front dagegen machen; darin läge aber mein eigentliches Mittel. Im übrigen läßt man mich grundsätzlich nicht heran. Wenn ich nur Uboote schneller heranschaffen könnte, aber in zwei bis drei Wochen wird hoffentlich unser Nachschub schon wirken. Unsere Ubootskommandanten machen ihre Sache ausgezeichnet; ihre Kriegstagebücher sind Romane.

Charleville, 19. III.

Herr v. Mutius vom Auswärtigen Amt kam gratulieren. Vorher klingelte auch der Kaiser mich an, gratulierte mir und brachte mir als weiteres Geburtstagsgeschenk die Nachricht, daß heute zwei englische

Linienschiffe vor den Dardanellen gesunken seien, gestern das französische Linienschiff „Bouvet“. Hoffentlich ist die Nachricht richtig. Vom Untergang des „Bouvet“ hatten wir schon ein Telegramm von Usedom. Eine Freude hat mir die Kaiserin gemacht durch ein sehr gnädiges Telegramm. Wenn Wünsche helfen können, bin ich also ausreichend versorgt worden.

Im Osten sollen die Russen immer von neuem große Massen ins Gefecht bringen und sehr tapfer und rücksichtslos draufgehen. Selbst Eichhorn hätte einen sehr schweren Stand, wenn die Russen mehr Geschütze hätten. Die Österreicher kommen keinen Zoll mehr vorwärts. Es erscheint zweifellos, daß die Russen einen gewaltigen Schlag vorhatten, sie kamen mit ihren Massen nur zu spät.

Charleville, 20. III.

Gestern abend war es wieder sehr öde; die Unterhaltung schleppte sich langsam entlang. Der Kaiser sah überall riesige Siege, ich glaube aber, um sich und seine Unruhe zu beschwichtigen. Die einzige Freude war die Bestätigung der englischen Verluste vor den Dardanellen. Der Türken oder richtiger unsere Verluste waren gering, aber der Munitionsverbrauch empfindlich. Bachmann ist auch entsetzt über die Kabinettswirtschaft, sowohl gesellschaftlich wie dienstlich.

Charleville, 21. III.

Dein Brief von gestern ist soeben eingetroffen. Ja, ich hätte es wohl besser gemacht, wenn man mich herangelassen hätte. Müller ist von verschiedenen Seiten dringend gebeten, von Bachmann, Dick usw., man sollte mich als Chef der Admiralität für die Dauer des Krieges einsetzen und mir dann überlassen, wie und wann ich mit an Bord ginge. Antwort war immer: „Ausgeschlossen, das täte der Kaiser nie.“ Letzterer will selbst den Marinekrieg führen, und das könnte er natürlich nicht bei mir. Ich sinne hin und her, mich aus der Lage zu befreien, in der ich mich befinde. Formell hat Pohl freie Hand, wie kann ich da eingreifen, wenn er nichts tut bzw. sagt, er hätte keine Gelegenheit. Befehlen à tout prix Schlacht zu machen und herauszugehen, kann man nicht, das muß der Betreffende in seiner Brust haben. Die Verhältnisse liegen hier anders wie bei dem Landheer. Wir haben heute Meldung aus Berlin, daß 9 Milliarden gezeichnet seien. Das ist doch

ein einmütiger Wille, der hier zum Ausdruck kommt. Über Poldhu hörten wir, daß die Engländer am nächsten Tage nach dem Untergang ihrer Schiffe vor den Dardanellen erneut angegriffen hätten. Das ist die richtige Art. Ebenso hätten wir am 25. Januar sofort wieder herausgehen sollen, und wenn es nur gewesen wäre per far figura. Aber das Kabinett hat den Geist der Flotte untergraben; jetzt ist der Bazillus schon sehr tief eingedrungen und ohne starke Personaländerungen nicht zu bessern. Wir haben übrigens noch keine neuen Nachrichten aus Konstantinopel. Unsere Verluste sind gering, auch wenig Schaden an den Forts, empfindlich nur der Munitionsverbrauch. So wie jetzt die Verhältnisse liegen, wäre die Forcierung der Dardanellen ein schwerer Schlag für uns. Ein gestriger und wohl letzter Ausfall bei Przemysl ist mißglückt; die Aktivität der Russen ist doch groß, jetzt auch in Memel. Trümpfe haben wir nicht mehr. Hoffentlich schreitet im April der Ubootskrieg weiter vor.

Charleville, 22. III.

Heut abend ist Diner bei S. M. zu Ehren des Geburtstages weiland Kaiser Wilhelms I. Bachmann hatte darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt ein großer Teil der englischen Flotte vor den Dardanellen sei und der Ubootskrieg sehr viele leichte Streitkräfte absorbierte. Wenn man etwas machen wollte, so wäre also jetzt eine gute Zeit. Pohl entrüstet über eine solche Zumutung. Er dächte nicht daran, etwas zu tun, dagegen wolle er sich noch mehr mit Minen einkapseln. Es ist hoffnungslos. Da liegt eine Flotte von 40 gepanzerten Schiffen, davon mehr als die Hälfte Überdreadnoughts, über 100 Torpedoboote, und verrostet im Hafen, während Deutschland in einem Existenzkampf sich befindet. Ich sitze dabei hier und bin machtlos. Wenn das nur die einzige Schuld des Kabinettssystems wäre! Ich habe aber diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren dabei jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie jedes Ressort für sich arbeitet, alles sich an „Ihn" drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst zu machen, und von dem so große Vorteile ausgehen. — Byzanz! Und nun haben wir diesen furchtbaren Krieg und dasselbe Durcheinander und dieselbe Ziellosigkeit, vom Gesamtstandpunkt aus gesehen. In Konstantinopel, in der Marine, in der Armee, in der Politik kein Zusammenarbeiten, fast alles immer noch bestrebt, nach dem Kaiser

zu schielen, der umgeben ist von weichen Leuten. Es gäbe nur ein Mittel, Hindenburg würde Reichskanzler und Chef des Generalstabs und Chef der Admiralität in einer Person. Nun sehe man die Ovationen im Reichstag, da geht doch völlige Verständnislosigkeit des wahren Übels daraus hervor.

Glücklicherweise trifft der Fall von Przemysl mit der Niederlage der Engländer vor den Dardanellen ziemlich zusammen. Das mildert wohl den Eindruck des ersteren, aber überall greifen die Russen rücksichtslos an, und die Österreicher werden immer geschlagen, und auch wir werden nervös. Hindenburg ist am Ende seiner Kräfte. Ich hörte, daß das der Eindruck von Bethmann sein soll, den dieser von Posen zurückgebracht hat.

Charleville, 23. III.

S. M. feierte die neuen Ritter des Pour le mérite mit einer Rede, in welcher er sie gewissermaßen mit den Paladinen verglich, die unweit von hier bei Sedan mit Kaiser Wilhelm dem Großen das Deutsche Reich geschaffen hätten. Ich saß zwischen Solms und Lyncker. Letzterer klagte über Moltke, der damals im Sternensaale den Ausspruch tat, als die Mitbeteiligung Englands erwähnt wurde: „Je mehr Engländer, desto besser." Mir sagte er etwas Ähnliches, als wir nach Coblenz fuhren und ich ihn darauf aufmerksam machte, er sollte doch die direkte Einwirkung der englischen Armee nicht unterschätzen. Wir sind eben nicht nur politisch, sondern auch militärisch in den Krieg hereingetapert. Keine Überlegung, wie ein Weltkrieg zu führen sei, keinerlei Gesamtleitung, kurz, genau so wie jetzt im Kriege selbst. Ich wollte bei der Abreise von Berlin über Konstantinopel und die Türkei mit Moltke sprechen, das lehnte er geradezu ab, weil ihn das nicht interessierte.

Die Stimmung war im ganzen recht flau. Der Fall von Przemysl drückte doch sehr. Wie ich höre, soll sogar an der Front dasselbe zu spüren sein. Ich sprach dann mit General v. X. und versuchte anzudeuten, daß doch eine größere Einheitlichkeit in die Führung des Ganzen kommen müßte. Der Kaiser müßte einmal seine Macht auf einige Zeit detachieren, z. B. auf Hindenburg. Ich merkte aber bald, daß General v. X. solche Gedanken gar nicht passen; er begnügt sich mit der Gunst des Kaisers. Bethmann hat gestern überall in dem Sinn

flau gemacht und gearbeitet, daß wir nur noch um Belgien kämpften, sonst könnten wir den Frieden haben. Davon erfährt natürlich das Ausland und damit entwertet man Belgien als Faustpfand, selbst wenn wir es nachher herausgeben wollten.

Der Prinz Adalbert ist hier und versucht von seinem Vater den Befehl für Pohl zu erwirken, nichts zu tun. Prinz Adalbert scheint von Pohl instruiert zu sein. Da letzterer nun freie Hand hat, nach eigenem Ermessen zu handeln, so läge der Sinn dieses Vorgehens nur in dem Wunsch von Pohl, durch einen Befehl für das Nichtstun und die Passivität gedeckt zu werden. Ich fände das unerhört. Der Prinz Adalbert kam heute zu Bachmann mit dem Auftrage, daß der Kaiser ihm zugestimmt und er mir und ihm — Admiral Bachmann — diese Willensmeinung mitteilen solle. Bachmann lehnte sogleich ab, in dieser Weise nähme er keine Willensmeinung S. M. entgegen. Bei mir ist Prinz Adalbert noch nicht gewesen. Ich werde ihm schön heimleuchten. Ist das nicht haarsträubend, Pohl stellt sich nicht vor den Kaiser. Meine Befürchtungen betreffend Pohls sind leider mehr als eingetroffen.

Charleville, 24. III.

Heute vormittag war Prinz Adalbert bei mir, Bachmann kam dazu. Wir hatten nur allgemeine Unterhaltung. Nachher erfuhr ich durch Bachmann, daß der Prinz Adalbert offenbar nicht riskiert hatte, mir die Mitteilung zu machen betr. Stilliegens der Flotte als Befehl. Dahingegen hat er es an Pohl als Befehl des Kaisers telegraphiert. Ein ganz unerhörter Vorgang, der aber nicht geduldet werden wird.

Charleville, 25. III.

Der liebenswürdige, immer entgegenkommende Bachmann hatte einen Krach mit dem Reichskanzler, der ihm ein wirklich unglaubliches Schreiben geschickt hat. Es handelt sich um einen geringfügigen lapsus linguae, den ein Reserveoffizier des Berliner Admiralstabs in einer Privatgesellschaft gemacht hat. Derselbe hat nämlich gesagt, das Auswärtige Amt schiene flau zu machen in der Ubootssache (damals im Februar), darob große Erregung beim Reichskanzler: Der „Mann, der ein Wähnen Schaffen genannt", zweimal bei Bachmann, dann drei Schriftstücke. Diese Empfindlichkeit ist charakteristisch für die Leute, die unsere Geschicke lenken in so ernster Zeit.

Charleville, 26. III.

Der Türke kam, Oberst von Franckenberg, und erzählte von der Uneinigkeit zwischen Enver, Liman und dem Botschafter. Der Oberst hatte die Suezkampagne mitgemacht. Es waren meist arabische Truppen, die aber immer ausgerissen wären, wenn geschossen worden wäre; sie, die Türken, hätten auch zu wenig gegen das Feuer der Schiffe machen können. Auf der ganzen ägyptischen Seite wären Schützengräben mit Sandsäcken usw. Während des Sommers wären nur leichte Beunruhigungen möglich, im Herbst sollte es wieder losgehen. Dann wird es wohl zu spät sein, sagte ich. Im ganzen scheint doch mit dem Türkischen Reich nicht viel los zu sein. Wir haben uns merkwürdige Bundesgenossen ausgesucht. Hätten wir keine Militärmission seinerzeit geschickt, mit England auf dem Balkan keine antirussische Politik getrieben! Hätten wir statt dessen den Russen gesagt, unseretwegen geht nach Konstantinopel, so säße jetzt der Bär dem Walfische gegenüber, und die ganzen Ziegenhirten vom Balkan flüchteten sich in unsere Arme. General S. klagte wieder sehr über Munitions- bzw. Pulvermangel. Diese Pulverfrage entscheidet vielleicht den Krieg. Der beständige Mangel bei uns kostet uns jeden Tag mehrere hundert Mann, zuzeiten noch mehr. Die Behördenteilung zwischen Kriegsministerium und Generalstab im Frieden schwächte den Gesamtblick für das Nötige.

Charleville, 26. III.

Herr v. N. hat vollständig recht: Es ist ein unerhörtes Versagen unserer Oberschicht, mitverschuldet durch die Spitze. Ich habe das ja die ganze Zeit jahrzehntelang kommen sehen. Wie oft hatte ich Dir gesagt: „wie die Katastrophe einmal kommen wird, wüßte ich nicht, sie müßte aber kommen." Deshalb ist es so fürchterlich, mit dabei zu sein bzw. dazuzugehören.

Ich fahre heut zu X., aber ohne die Absicht, mit ihm zu sprechen, denn ich habe genügend gesehen, daß es nutzlos ist. General v. H. nützt mir auch nichts. Er ist lediglich Soldat, will es auch nur sein. Hindenburg wäre die Rettung. Ich kenne ihn persönlich aber nur ganz oberflächlich und habe gar kein Urteil, ob er auch etwas politischen Blick hat. Er soll ein kluger, besonnener Mann sein; der eigentliche Spiritus für die kühnen und gewagten Unternehmungen im Osten

soll Ludendorff sein. Wenn ich Hindenburg etwas kennte, und irgendeinen Vorwand hätte, würde ich zu ihm hinfahren. Ich habe übrigens erfahren, daß der Kronprinz in dieser Richtung tätig sein soll. Er wird aber keinen Erfolg haben, oder doch nur dann, wenn es zu spät ist. Bethmann und seine Sippe, Ballin und jetzt sogar in Reichstagskreisen machen alle flau. Frieden mit großem Minus für uns, aber Frieden. Wenn man ihn wirklich will, ist für den Effekt des Friedensschlusses nichts schlimmer als diese Flaumacherei. Ich höre, daß es in Frankreich doch recht schlimm aussehen soll, und ich glaube, man hofft auf Caillaux. Ich persönlich glaube nicht recht daran; die augenblickliche Militärdiktatur Poincaré-Joffre herrscht noch, und diese wird von den Engländern an der Gurgel gehalten. Gestern abend hat die englische Admiralität bekannt gegeben, daß sie Ursache habe, anzunehmen, daß U 29 (Weddigen) in der Irischen See gesunken sei mit der ganzen Besatzung. Ohne Grund macht sie eine solche Veröffentlichung nicht, und U 29 ist überfällig. Es wäre recht traurig. Weddigen ist vielleicht zu sicher geworden, und dann die für unsere Uboote so gefährliche Vorsicht gegenüber Neutralen!

Charleville, 27. III.

Heute früh war Müller hier und teilte Bachmann mit, daß er beim Kaiser nichts erreicht habe. Er hätte geäußert, man solle ihn verschonen mit Denkschriften, er wolle sich nicht um die Flotte sorgen müssen, daher der Befehl. Mit Mühe und Not habe Müller erreicht, daß Bachmann wenigstens vorher Vortrag halten dürfte; derselbe soll Montag sein. Wenn das so weiter geht, so sehe ich ein schlechtes Ende. In der Türkei steht alles zum Brechen und dann geht die Balkanflut und die Aasgeier gegen Österreich. Ich sehe nur ein Mittel, der Kaiser muß auf 8 Wochen oder mehr sich krank melden, an Stelle Bethmanns muß Hindenburg kommen und diesem alles unterstellt werden, zugleich Armee und Marine. Der Kaiser muß zunächst nach Berlin. Kessel suchte mich auf, und er war auch entsetzt über den Kaiser. und seinen gesundheitlichen Zustand. „Er hätte nicht dareingeredet, er hätte überhaupt nichts getan und sehe schon, schließlich müßte er allein die Zeche bezahlen," sagt der Kaiser. Kessel meinte, der König von Bayern müßte bestimmt werden, ihm zuzureden, sich auf einige Zeit krank zu melden. Ich riet ab, wenn irgend möglich müßte es

von ihm selbst kommen mit Hilfe der Kaiserin. Oberstabsarzt Z. bzw. der Leibarzt müßten es ärztlich für erforderlich halten, sonst ginge er nicht auf Urlaub. Bezüglich Hindenburgs lägen große Schwierigkeiten vor, auch dessen Adlatus Ludendorff könne er nicht leiden. Es scheint, daß nur mit Hilfe eines größeren Zusammenbruchs Änderung kommen kann, dann aber ist es zu spät. Die Annahme, daß im Südosten jetzt der Schlüssel des Kriegsausgangs liegt, scheint sich bei vielen jetzt Geltung zu verschaffen.

Charleville, 27. III.

Heute früh mußte ich dem Prinzen Leopold von Bayern einen Besuch machen. Er war wenig informiert, meinte nur, wir müßten unter allen Umständen durchhalten. Jetzt erwarte ich den Oberstabsarzt, mit dem ich mich über den Urlaub unterhalten möchte. Von U 29 leider keine Nachricht, man muß es verloren geben. Was Du vom Auswärtigen Amt schreibst, war sehr interessant. Aber die Lage ist dort so: die früheren Botschafter (reich, vornehm usw.) arbeiten jetzt *unter* Zimmermann, das paßt natürlich beiden nicht. Im übrigen bin ich mir über den dortigen Zustand nicht im Zweifel; ich kann aber Zimmermann nicht so hoch einschätzen; ob er wirklich „Blick" hat und den springenden Punkt erfaßt, ist mir zweifelhaft. Ich habe das schon früher in der Budgetkommission nicht finden können. An dem Hereinschlittern in den jetzigen Krieg im Juli ist er stark beteiligt. Er war beteiligt, den Österreichern freie Hand gegen Serbien zu geben und hat sich nicht Italiens und Rumäniens versichert. Er betrachtete das nur als eine Frage zwischen Österreich und Serbien. Er hielt die ganze Sache für einen Diplomatenkrieg und wünschte darin einen Erfolg. Damals in der Sitzung betreffend Ukrieg führte er das große Wort. In zwei Tagen war er total umgefallen. Übrigens werde ich von dieser ganzen Gesellschaft so ausgeschaltet, daß ich weder mit dem Reichskanzler noch mit dem Staatssekretär zusammen arbeite und -komme.

Charleville, 29. III.

Die Stimmung hier ist sehr gedrückt. Falkenhayn sagt, er könne nichts mehr machen. Den Österreichern traut man gar nichts mehr zu. Bethmann und seine Leute gehen ernstlich mit dem Gedanken um, Eng-

land nachzulaufen. Das wäre meines Erachtens das Schlimmste, was wir tun könnten. Meines Erachtens gibt es nur einen Weg: sich mit Rußland zu vertragen. Hindenburg könnte doch nur dann nützen, wenn er alles bekäme, und das wird der Kaiser und die gesamte Hydra nicht zugeben. Bei dieser aber sitzt die tatsächliche Macht. Ich werde versuchen, in nicht zu ferner Zeit nach Berlin zu kommen, vorher würde ich aber gern den Kronprinzen noch einmal sprechen. Der Gedanke K.'s, im Osten strategisch abzurunden, ist ja ganz schön. Es könnte aber nur in Frage kommen, wenn die russische Armee zusammenbricht, und hierfür sind zurzeit keine Anzeichen vorhanden. Die Kerls greifen fortwährend an, und wenn's mit Landsturm ist, wie in Memel. Im übrigen werden wir die russische Gefahr dadurch auch nicht los werden für die Zukunft. Die Kerls müßten nach dem warmen Wasser abgelenkt werden; statt dessen haben wir im Verein mit England das verhindert und haben jetzt den Lohn davon. Daran brauchst Du übrigens nicht zu zweifeln, daß Bethmann und seine Leute nach dem Kriege alles tun werden, um mich als das Karnickel hinzustellen. Ich höre kaum einen mir wohlgesinnten Herrn, der eine Unterredung mit Zimmermann gehabt hat, bei welcher mir letzterer nicht eins auswischt. Es wird dort systematisch betrieben, das hatte ich schon in Berlin erfahren. Von einer Aussprache mit Bethmann verspreche ich mir gar nichts. Ich habe noch nie dabei Erfolg gehabt, ich glaube, andere im allgemeinen auch nicht. Er ist die unglücklichste Person an seinem Posten, die man hätte wählen können. Trotzdem will ich es versuchen, wenn sich die Gelegenheit gibt. Die ganze Institution, die er in seinem Posten vertritt, ist nur für Ausnahmsriesen richtig, sonst ist sie gefährlich, wie wir jetzt und seit Jahren gesehen haben. Bachmann geht heute zum Kaiser, um den Befehl betreffend Pohls zu entscheiden. Vedremo. Der Kronprinz hat an seinen Vater einen Brief geschrieben, dessen Postskriptum uns zur Kenntnis geschickt ist. Er fordert darin seinen Vater auf, die Beschränkungen aufzuheben, mit denen jetzt die Uboote behaftet sind, und die veranlaßten, daß wir zuviel davon verlören. Er sieht recht klar, der Kronprinz, hat leider nur nicht arbeiten gelernt. Der Brief soll auch noch andere Dinge enthalten. Ich habe gehört, daß der Kronprinz auch an Hindenburg denkt. Mein Oberstabsarzt sagt, der Kaiser betete förmlich nach einer Erlösung durch Abschiebung

der Verantwortlichkeit, aber dann stößt er auf die Mauer, mit der er sich selbst umgeben hat, und stößt auf sein Selbstgefühl. Der alte Januschauer schrieb mir, der Kaiser würde sich wundern, was von seinem Königreich Preußen noch übrig geblieben wäre nach dem Kriege.

Charleville, 30. III.

Bachmann kam heute ganz traurig von seinem Vortrag zurück. Der Kaiser hörte ihn an, dann hielt er einen halbstündigen Gegenvortrag und sagte „Nein". Einmal sollte die Flotte herausgehen, sich aber nicht schlagen lassen. Wenn man das letztere nicht wollte, so dürfte man sie eben nicht herauslassen.

Charleville, 31. III.

Goltz-Pascha ist hier. Ich habe ihn aber bisher nicht gesehen. Er soll jedenfalls werben für Einnahme des Serbenzipfels. Gesprochen habe ich einen Feldjäger, Oberleutnant, der am 19. d. M. von Konstantinopel abgereist ist, und lebhaft schilderte, wie der Kriegsausgang sich jetzt um die Dardanellen und Serbien drehte. Bachmann und ich sind ja auch dieser Ansicht. Es ist eben die Frage, ob man bei den Truppenansammlungen, die auf gegnerischer Seite auch hier im Westen stattfinden, Truppen trotzdem von hier fortnehmen kann. Das sollte am besten jemand entscheiden, der hier nicht lokal interessiert ist. Geographisch ausgedrückt, müßte das in Berlin entschieden werden. Inzwischen sind heute wieder recht ungünstige Nachrichten von den Karpathen gekommen. Die Österreicher halten nicht. Der Feldjäger v. R. erzählte, wie rückwärts auf den österreichischen Etappen massenhaft Offiziere säßen, in der Front aber nicht. Sehr häufig ist ihm in Österreich die Verwunderung ausgesprochen, weshalb wir so viel Söhne aus guten Familien ins Feuer schickten. Dazu dann der Nationalitätenhader und der Dünkel. Unser Generalstab erkennt diese Verhältnisse erst jetzt ganz. Der Feldjäger wollte sich auch bei Seiner Majestät melden, Plessen aber lehnte ab. Es wäre nicht genehm jetzt für Seine Majestät noch mehr von der Türkei zu hören. Ich sehe doch sehr ernst in unsere Zukunft; die russische Armee schlägt sich sehr gut und wird viel besser geführt als je erwartet wurde. Die Niederlagen machen sie überraschend schnell wieder gut. Die Franzosen schlagen sich in der Defensive ausgezeichnet. Die Engländer sind

von uns unterschätzt. Die Übermacht ist gewaltig, und unsere Gesamtleitung war leider der Lage nicht gewachsen. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß wir weiter durchhalten müssen, solange Österreich nicht ganz zusammenbricht. Den Ententemächten ist aber nicht mit der Niederlage Österreichs, sondern allein mit derjenigen Deutschlands gedient.

Aus U.s Brief hebe ich nur meinen Wunsch hervor, daß er recht behalten möge mit der Annahme, die bürgerlichen Parteien wollten einmütig durchhalten. Erzberger scheint mir bereits umgefallen, und von einem freikonservativen Parlamentarier hatte ich ebenso einen Brief, der sehr nach Umfallen schmeckt. Hapag, Banken, Wilhelmstraße mit allen Filialen; und selbst in der Armee außer im Osten keine hervortretenden Erscheinungen. Die Wilhelmstraße sollte, selbst wenn sie auf ein Minus eingehen wollte, den Mut haben, Plus zu rufen, wie die Engländer es in großartigster Weise tun, dann würde das Minus wenigstens kleiner werden.

Charleville, 1. IV.

Ich glaube, ich werde schwer zu tragen haben, wenn meine Lebensarbeit scheitern sollte. Den Ausgang der Mission des Prinzen Adalbert habe ich schon geschrieben. Der Befehl für Pohl, den Bachmann abgesandt hat, ist durchaus nach meinem Sinn. Pohl hat demnach lediglich nach eigenem Ermessen zu handeln, aber ob er den Drang zum Handeln hat, ist eine andere Frage. Dabei muß ich anerkennen, daß die Verhältnisse für ihn jetzt sehr viel schwieriger geworden sind. Die Uboote wirken weiter, aber die Notwendigkeit, die Neutralen zu schonen, verwässert die ganze Wirkung und bringt uns beständig Verluste. Es soll jetzt das Getreide nach England über norwegische Häfen durch norwegische Schiffe gehen. Bachmann war heute von Falkenhayn zu einer Besprechung gebeten, ob Österreich nicht zu Wasser etwas tun könnte. Wir haben gestern leider die Nachricht erhalten, daß der Versuch, via Donau Munition nach der Türkei zu schicken, mißglückt ist. Der betreffende Donaudampfer ist bei diesem Versuch durch die Serben in den Grund geschossen. B. fand die Oberste Heeresleitung ziemlich ratlos. Sie wüßte nicht mehr, was sie noch tun könne. Wenn man Friedrich den Großen studiert, ist man immer erstaunt und entzückt, wie in den schwierigsten Lagen der neue Gedanke kommt und mit Blitzesschnelle ausgeführt wird.

Ich weiß nicht, ob U. Homer Lea gelesen hat, der führt aus, wie es für den Fortschritt der Welt notwendig wäre, daß die angelsächsische Rasse England plus Amerika die Welt allein beherrschen müsse; dann wäre eine große Armee notwendig, die an der deutsch-holländischen Grenze und in Schleswig das Deutschtum bekämpfen müsse, weil dieses den Fortschritt der Welt hemmen würde, wenn man es nicht zurückdrängte. Von seinem Standpunkt hat der Mann recht. Augenblicklich ist Falkenhayn wieder sehr besorgt um Italien. Die Verhandlungen sollen in gefährlicher Weise zum Stehen gekommen sein.

Charleville, 2. IV.

Zu Ehren des Karfreitags war ich in der Kirche. Nach der Kirche war Vorbeimarsch, aber ohne Musik. Ich sagte dem Kaiser, daß ich in nächster Zeit nach Flandern, Berlin und Hamburg wollte wegen der Uboote. Wir sprachen dann vom Ubootskrieg, und ich benutzte die Gelegenheit, ihm zu sagen, die befohlene Schonung der Neutralen hätte sich als eine große Gefahr für die Uboote erwiesen, sie würden bei dem Auftauchen zu leicht gerammt. Der Kaiser ging darauf gleich zu Bachmann, um ihm einen entsprechenden Auftrag zu geben. Wir gingen mit einem kleinen Umweg nach Hause. Kaum angekommen, kam schon Telephon von Müller, es möchte doch erst mit dem Kanzler in Verbindung getreten werden. Nachher besuchte mich Goltz-Pascha. Er ist hier wegen des Serbenzipfels im Auftrag des Kaisers der Osmanen. Er hat hier Unentschlossenheit gefunden. Es ist die große Entscheidung der Stunde, werden wir wieder zögern und zu spät kommen? Hier durchbrechen erscheint kaum möglich; in Preußen steht alles. Die Österreicher weichen zurück. Activité, célérité, sagte Napoleon I. Handeln müssen wir, aber wie ist das möglich bei der Hydra. Der Kaiser hat neulich gesagt, er wolle jetzt erst jeden Franzosen aus dem Elsaß (der Ecke bei Belfort) heraushaben. Außerdem wären ihm die Knochen eines pommerschen Grenadiers wertvoller als der ganze Balkan da unten. Dabei sind aber Hekatomben geopfert für die Serbenstreitigkeit, und des Deutschen Reiches Schicksalsstunde steht vor der Tür.

Von seinen Söhnen hört der Kaiser am meisten auf den Prinzen Eitel, aber der ist zu sehr einfacher Soldat. Müller hat den größten Einfluß. Er führt beinahe die Staatsgeschäfte, jedenfalls die Marine, und glaubt es dabei selber nicht. Ich habe ihm übrigens neulich doch

meine Ansicht gesagt, Bethmann müßte weg. Ja, aber wer an seine Stelle? Worauf ich Hindenburg nannte. Pohl hat an Bachmann geschrieben, Prinz Adalbert hätte ihm den gemessenen Befehl überbracht, nichts mehr zu versuchen. Pohl behauptet nichts damit zu tun gehabt zu haben. Inzwischen ist der von Bachmann redigierte Befehl zum freiesten Handeln abgegangen. Ich glaube nicht mehr, daß die Flotte zu einer guten Leistung kommt. Es ist der Krieg der verpaßten Gelegenheiten.

Charleville, 3. IV.

Heute abend zu Seiner Majestät befohlen. Morgen abend haben wir den Fürsten Solms hier und den kleinen Prinzen Waldemar. Der Kaiser hat jetzt wirklich nachgegeben und den Ubooten vollständig freie Hand gegeben. In der letzten Zeit war der Ubootskrieg recht wirkungsvoll. Der Handel in England hat stark abgenommen, seit dem 18. Februar z. B. nach Skandinavien und Holland um 80 Prozent. Versicherungsprämien sind riesig gestiegen, desgleichen Preise der Lebensmittel und der Löhne in England. Das ist doch immer etwas, womit man zufrieden sein kann. Falkenhayn ist heute nach Berlin gefahren. Man ist hier sehr unruhig wegen Italiens und will dort Truppenkonzentrationen nach Osten festgestellt haben.

Wäre die Entscheidung im Sinne des Prinzen Adalbert gefallen, so läge die Sache anders, dann wären Bachmann und ich ausgestiegen. Jetzt liegt aber die Sache so, daß Pohl absolut freie Hand hat und der Unterseebootskrieg auch ganz freigegeben ist.

Sobald die Russen eisfrei sind, werden sie etwas unternehmen, und dann sind wir ganz schlimm dran, da man hier nervös werden wird, wie es im vorigen Herbst schon der Fall war. Übrigens ist es den Russen gelungen, viele Minen in der Ostsee bis Rügen zu legen. Ich beabsichtige, übermorgen direkt nach Brügge zu fahren, um einige Tage dort zu bleiben.

Heute sagte Müller zu Bachmann, der Kanzler müsse geschont und gehalten werden. Er hätte doch wieder so ausgezeichnete Worte bei der Bismarckfeier gesprochen. Ist das nicht echt? Ich wundere mich nur, daß Bismarck nicht von seinem Postament heruntergestiegen ist.

Charleville, 4. IV.

Amerika wird weiter Waffen und Munition liefern, und weder die Iren noch die Deutschamerikaner werden das ändern, denn das Geschäft ist zu gut. Der Rückzug der Österreicher ist zum Stehen gekommen, in letzter Stunde trafen die Preußen ein. Bei Italien liegt jetzt die Gefahr. Hindenburg müßte an Stelle Bethmanns kommen, sonst endet die Sache nicht gut. Dank für Wolfs Adresse, die ich nicht genau genug wußte. Der arme Kerl tut mir so leid, aber wäre er viel glücklicher jetzt unter Pohl, der mit Müller den ganzen Seefeldzug verpfuscht hat? Bachmann erzählte mir heute noch, wie dringend er Müller gebeten hat, mir die ganze Sache zu unterstellen, der hätte aber immer heftig erwidert, der Kaiser täte es unter keiner Bedingung. X. schreibt mir auch, ich sollte es erzwingen. Ich könnte es doch nur tun, wenn ich sagte, Pohl ist unbrauchbar, und dies ohne jede Unterlage. Ich würde doch dann die Kabinettsfrage stellen ohne jeden Nutzen. Bachmann und ich arbeiten jetzt vollständig zusammen, und so nütze ich doch noch mehr, als wenn ich im Unrecht aussteige.

Charleville, 5. IV.

Gestern abend wurde es ziemlich spät bei angeregter Unterhaltung. Wild v. Hohenborn gefiel mir recht gut. Wir stimmten auch in vielem überein. Er meinte, nötigenfalls könnten wir auch gegen Italien aushalten, müßten es sogar. Hinter der Front werden hier starke Kräfte gebildet. Man will wohl erst ganz klar sehen über die Kitchenerarmee. Er fand es auch unrichtig, daß wir bez. Belgiens nicht Farbe bekennen. Die Behandlung der Frage durch den Kanzler erschiene als Schwäche, aber nicht als Wille zum Siege. Der kleine Prinz Waldemar war sehr nett, aber still, und der alte Solms erzählte Jagdgeschichten und strich sich den Schnurrbart.

Charleville, 8. IV.

Prinz Heinrich soll sich hier nach der harten Aufgabe in Kiel etwas erholen!! Ein Programm wurde zurechtgemacht. Der Kaiser saß voller Siegesnachrichten; andere dürfen an ihn nicht herangebracht werden, unter anderm „ist in Indien Riesenaufstand" usw. Die Wissenden blasen Trübsal. Der Kaiser und sein Bruder schalten auf Eng-

land, Valentini meinte, wären wir nur Graf Metternich[1]) gefolgt! Das ist charakteristisch. Der Kaiser sucht seinen Trost in dem meines Erachtens gefährlichen Gedanken, der erste Punische Krieg machte es nicht, sondern erst der zweite, dazu müßten wir dann sehr viel Schiffe bauen. Derartiges ist unser Unglück und vielleicht Verderben. Und alles ruft Hosianna. Kein Begriff von dem Ernst der Lage für die Zukunft Deutschlands. Es wäre möglich, daß er sich absichtlich betrügt. Kurz, ich habe den Eindruck, daß wir alles versuchen, England nachzulaufen.

Charleville, 9. IV.

Heute war Müller bei mir, und ich forderte die Zusicherung, zu etwaigen Friedensverhandlungen zugezogen zu werden, wie das mir beim Anfang des Krieges zugesichert sei. Müller versprach das. Vielleicht ist mein Verlangen insofern zweischneidig, als dann eine Einwirkung doch zu spät ist, aber ich habe dann wenigstens mein Gewissen beruhigt. Müller wußte nichts von irgendwelchen Friedensverhandlungen. Ich setzte ihm noch einmal meinen Gesamtstandpunkt auseinander und erzielte momentanen Erfolg. Er meinte, es wäre so schlimm, daß der Kaiser von lauter weichen Hofleuten umgeben sei. Diese Herren wären durch die lange Gewohnheit sämtlich auf die Art des Kaisers eingestellt, das wäre so schlimm. An sich selbst dachte er dabei nicht. Er gab die Eifersucht auf Hindenburg im Osten zu. Bezüglich unserer Flotte wolle der Kaiser nur Ruhe haben und sich nicht sorgen müssen, er wisse ja nicht, ob er selbst den nächsten Tag noch erleben würde. Heute ist der Kronprinz sehr höflich, aber sehr zurückhaltend gewesen. Ich habe doch Hoffnung auf ihn. Er hat freilich nicht arbeiten gelernt, aber er hat ein gutes Urteil, läßt Menschen arbeiten, ist nicht eitel und wird keine Kabinettswirtschaft treiben. Ich glaube auch, daß er Menschenkenntnis hat. Der Kaiser läßt ihn aber nicht heran. Müller rühmte sich, uns geholfen zu haben in der Angelegenheit mit Prinz Adalbert; er hoffte doch, daß Pohl seine Sache machen würde.

Munition nach der Türkei haben wir leider nicht durchgebracht. Da liegt augenblicklich die Gefahr. Mit Italien augenblicklich etwas besser.

---

[1]) Bis 1912 deutscher Botschafter in London.

Charleville, 10. IV.

Die Nachrichten, die man über die politische Lage bekommt, sind stets so unsicher, daß man nie weiß, was man davon glauben soll. Heute heißt es u. a., die Stimmung in England sei sehr flau und England wolle seine Politik anders orientieren. Hoffentlich fallen wir nicht darauf herein.

Charleville, 11. IV.

W. trat heute an mich heran und erzählte, es hätte sich in Berlin eine feste Vereinigung gebildet, zu der die maßgebenden Persönlichkeiten gehörten, welche auf jeden Fall mit England sich arrangieren wollen. Mir war das ja nicht unbekannt. Hapag, Banken, alle früheren Botschafter und Gesandten, dazu die Wilhelmstraße, Überläufer in Fülle, „lasciate ogni speranza", könnte man wirklich sagen. Nach unseren Nachrichten sind die Engländer durchaus nicht hoffnungsfreudig. Der Ukrieg wirkt doch stark, vermehrt die inneren Schwierigkeiten, dazu kommt man mit den Japsen nicht in Ordnung. Durchhalten und Initiative wäre für uns das einzig Richtige. Unser Marineattaché in Rom hat recht Ungünstiges berichtet. England scheint Italien zu drohen, und das halten scheinbar die Kerls nicht aus. Der Straßenraub gegen Österreich liegt dem Mann auf der Straße auch näher als die zukünftige Position im Mittelmeer. Heute war ich in der Kirche zu Ehren vom Prinzen Heinrich. Recht mäßige Predigt: Glauben, das heißt Sieg. Als ob man dem lieben Herrgott dabei nicht etwas helfen müßte. Ich muß nun leider Hopman abgeben, was mir recht schmerzlich ist. Capelle kann ich nur für bestimmte Sachen gebrauchen, im übrigen lebt er schon zu sehr in seiner Zukunft. Für mich wird der Krieg traurig enden. Wenn ich doch von Anfang an die Flotte gehabt hätte, daran muß ich immer denken.

Charleville, 12. IV.

Gestern abend in Stenay (kronprinzliches Hauptquartier) war es sehr nett. Der Kronprinz freute sich, mich in Stenay zu sehen, sonst wäre das ja schwierig, weil wir beide „verdächtig" wären. Diese

Bemerkung genügte mir. Heute hatte ich eine Unterredung mit Wild v. Hohenborn. Derselbe hat mir dabei wieder gut gefallen und wurden wir einig, zusammenzustehen. Bachmanns Streit mit Bethmann ist immer noch nicht beendet. Müller hat sich hierbei wieder auf unerhörte Weise auf Seite Bethmanns gestellt. Ich habe den Verdacht, daß Bachmann planmäßig das Rückgrat gebrochen werden soll, weil er mit mir zusammengeht. Bei Übernahme seiner jetzigen Stellung hat ihn Müller immer wieder ermahnt, er müßte unter allen Umständen mit Bethmann gehen. Dazu wäre eigentlich gar keine Veranlassung, wenn es nicht hätte heißen sollen: „aber nicht mit dem Staatssekretär."

Retzmann[1]) schrieb an Hopman: wir kämpfen im letzten Ende gegen den englisch-amerikanischen-belgisch-französischen Kapitalismus, der die Welt zu seinen Gunsten vertrusten wollte, und wir wären die einzigen gewesen, die ihren Weg noch allein gegangen wären, und obendrein mit Erfolg. Öltrust, Tobaccotrust, chinesische Eisenbahn usw.

Charleville, 13. IV.

Noch ein kleiner Nachtrag von Stenay. Prinz Heinrich sagte zum Kronprinzen, geschimpft würde immer, das wäre auch bei seinem Großvater und Vater so gewesen, und wenn der Kronprinz an die Reihe käme, wäre es ebenso. Der Kronprinz sagte, man müßte nur die Leute sehen, die um den Kaiser wären, dann könne man die Sache beurteilen. Prinz Heinrich meinte, er, der Kronprinz, werde sich auch solche Leute wählen, worauf dieser sagte: Nein, das werde ich nicht tun.

Es war so falsch, die Kriegszielfrage ganz zu verbieten. Man hätte doch sagen können, wir werden nicht dulden, daß sich wieder eine solche Verschwörung England, Belgien und Frankreich, bildet, das war doch ein Ziel, und doch ließ es die nötige Freiheit. Die Flaumacherei des Kanzlers ist töricht. Wenn Italien zu stoppen ist, liegt die Sache für uns gar nicht so schlecht. Aber ich fürchte, auch hier fehlt uns die erforderliche Energie, Österreich zu bestimmen. Es hat sich freilich leider gezeigt, daß dieses Gebilde so morsch ist, daß wir es nicht auf die Dauer werden halten können. Müller fand sich schon mit einem Groß-Serbien bzw. Groß-Slawenstaat ab. Wir hatten wirklich das sterbende Kamel zu sehr belastet.

---

[1]) Mehrjähriger Marineattaché in Washington.

Charleville, 14. IV.

Es ist schade, daß ich mit Falkenhayn keinerlei Fühlung bekommen habe. Was J. sagt, die andere Partei müsse sich auch zusammentun, ist insofern schwierig, als Leute im Amt nicht illoyal handeln können. Ich kann amtlich und mit Amtspersonen meine freie Meinung sagen, aber ich kann nicht mit Parlamentariern z. B. konspirieren. Was ich fürchte, ist, daß sich in der freien Oberschicht keine Führer finden, die das aufnehmen. Um Namen zu nennen: Krupp, Henckel usw. Krupp, dem ich ja persönlich näherstehe, konnte ich als Diplomaten alles sagen, aber den Willen zur Tat konnte ich ihm nicht beibringen. Wenn dieser Wille wirklich sich in Personen und Führern verkörperte, so wäre die Eingabe des Bundes der Landwirte, des Hansabundes usw. für die Freigabe der Besprechung der Kriegsziele nicht so völlig im Sande verlaufen, wie sie es tatsächlich ist. Kurzum, ich glaube leider noch an die Hammelherde. Sie wird zum Reden kommen, wenn nichts mehr zu ändern ist.

Charleville, 15. IV.

Ich versuchte, Prinz Heinrich etwas auszuholen über Marinedinge. Entweder wußte er nichts zu sagen oder er hielt zurück. Ich kann es noch immer nicht verwinden, daß unsere Flotte im vorigen Herbst nicht zum Angriff gekommen ist. Ingenohl hatte das Schicksal Europas in seiner Hand. Die Beziehungen zu Italien, ich will sagen Verhandlungen, sind noch nicht abgebrochen, so besteht noch einige Hoffnung auf Nichteingreifen. Der französische Flieger hat richtig fünf Bomben hier geworfen, leider sind nur Deutsche hierbei umgekommen. Jetzt freuen sich die Charleviller über ihren Helden, der uns den Schabernack gespielt hat, und wir sind wirklich gutmütig genug, den Kerls den Schaden auszubessern. Der Kaiser ist wütend; jetzt wird auch Buckingham-Palast freigegeben. Er glaubte wirklich an eine stillschweigende Einigkeit der Häupter, sich selbst zu schonen, eine merkwürdige Denkungsweise.

Charleville, 17. IV.

Müller beklagte sich über die Zeppelinangriffe, und ich gab ihm vollkommen Recht. Ich will versuchen, die Kindereien mit den Zeppelinschiffen zu bremsen. Bachmann war gestern abend zu einem

größeren Essen beim Kriegsminister. Da hat er dann selbst entnehmen können, wie Pohl sich auch in diesen Kreisen zur Wachtel gemacht hat mit seinen Renommistereien usw.; „wir würden London vernichten, die Armee könnte so etwas nicht. In wenigen Wochen wäre England durch den Ubootskrieg herunter usf.“ Und einen so kleinen Mann nimmt Müller zum Chef des Admiralstabs und jetzt zum Flottenchef. Wenn ich nur im Herbst Ingenohl voll hätte beurteilen können, wie ich es jetzt tue, so hätte ich noch vielleicht Erfolg beim Kaiser haben können. Es wird zweifellos planmäßig vom Auswärtigen Amt die Annäherung an England in der Presse gepriesen, und dieser Standpunkt steht dem Angliedern von Belgien in irgendeiner Form schroff entgegen. Verfolgen wir die Politik, die Graf Monts (zweifellos mit Wissen des Auswärtigen Amts) im „Berliner Tageblatt“ empfiehlt, so bekennen wir uns jetzt schon als geschlagen, sinken zum Landsknecht von England gegen Rußland herab. Die Gefahr der Russenflut können wir nur beseitigen durch Ablenkung. Wenn das aber nicht gelingt, und wir müßten noch einmal gegen Rußland kämpfen, an der Seite von England, so haben wir weiter nichts davon, als daß wir das Blut dabei hergeben müssen. In der persischen Sache mußten wir Rußland unterstützen zur Zeit der Potsdamer Zusammenkunft, und wenn das nicht ausreichte, mußten wir ihnen sagen, geht nach dem Bosporus, wir haben nichts dagegen. Dann wäre die ganze Gesellschaft uns nachgelaufen. Wenn die Formen auch heutzutage anders liegen, Bismarck hat ganz recht gehabt in dem Grundgedanken.

Charleville, 18. IV.

Heute war ich zur Kirche. Man trifft dort immer die verschiedensten Menschen. Heute war Dallwitz anwesend. Wir sprachen über den Krieg und kamen auch auf die Taraspér Zeit. Dallwitz sagte mir dabei, ich hätte Wort für Wort recht behalten. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihn auf den Drang nach England aufmerksam zu machen, er steht in dieser Beziehung auf meinem Standpunkt. Dallwitz ist der Kandidat von Valentini für den Posten des Kanzlers. Der Kriegsminister erfreute mich durch die Bemerkung: „Es rollt, es rollt!“, also soll doch die überschüssige Kraft zum Ansatz gebracht werden und auf Italien nicht gewartet werden. Gelingt das Rollen,

so ist es auch der beste kalte Wasserstrahl für Italien. Wenn Hindenburg dann dem Kaiser zu groß ist, so ist er ja der rechte Mann. Ich habe mich schließlich verbraucht in dem ewigen Kampf mit der Kabinettswirtschaft. Glaubst du, daß die aufhören wird? Mit dieser kann ich aber nicht arbeiten, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Posten gar nicht meiner Art entsprechen würde. Ich habe mit großem Genuß Tim Kleins „Bismarck" gelesen. Wie oft mag der alte Recke sich im Grabe umgedreht haben, seit er tot ist. Ich sah seit Jahren den Sturm kommen und konnte nichts tun, um ihn abzuwenden. Ich habe ja auch seit Jahren gesehen, wie die Flotte verkommißte und für Parade und Inspektion arbeitete. Ich hatte das ganz klar erkannt und oft mit meinen näheren Herren besprochen und konnte nichts daran ändern. Wie X. mir neulich schrieb, hätte es ihm leid getan, daß er Herbst 1912 mir noch zugeraten hätte, zu bleiben (als der von Holtzendorff pp. inspirierte unerhörte Brief von S. M. damals kam). X. hat absolut recht, ich habe während des ganzen Krieges es bitter bereut, daß ich damals nicht Schluß machte. Ich werde mit Spannung jetzt zusehen, ob die mit den Montsschen Artikeln eingesetzte Stellungnahme Bethmanns irgendeine Wirkung hat. Bethmann hat jetzt für seine anti-russische Politik die Sozialdemokraten und die Linksliberalen ganz auf seiner Seite. Erzberger ist jedenfalls in sein Lager übergegangen, das will sehr viel sagen. Man munkelt hier, daß England bis zu einem gewissen Grade Gnade ausüben will. Dann aber öffnen sich hier sofort die Arme, um mit England dasselbe Bett zu besteigen, trotz Riesenhurras und Fanfaren, also abwarten! Unsere kleinen Uboote knallen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Der Kanzler rauft sich die Haare, hat auch den Kaiser wieder nervös gemacht. Gegen uns ist alles erlaubt, aber unsere Bescheidenheit und Artigkeit jetzt, wo es sich doch um die Existenz handelt, läßt die anderen an unserem Sieg zweifeln. Wenn wir nur nicht einknicken, siegen wir.

Charleville, 19. IV.

Müller war heute bei mir und erzählte, der Kaiser würde vielleicht Ende des Monats woandershin fahren. Müller bearbeite ich bei solchen Gelegenheiten, der Kanzler müsse weg. Das ist jetzt meine Meinung, Hindenburg muß an seine Stelle, damit das Ausland Angst bekommt. Es ist rührend, man verbietet das Sprechen über das Kriegsziel und

läßt die Meute los, flau zu machen und einzuknicken in dem Augenblick, in dem alles darauf ankommt, den Nacken steif zu halten.

Charleville, 20. IV.

Daß die Sozialdemokraten den Reichskanzler unterstützen, stimmt. Die Grandseigneurs sind Jammerlappen, die Serenissimi brave Leute, Ludwig der Bayer nicht recht verwendbar. Die paar konservativen Abgeordneten sind zu schwach. Die Reise von Hintze nach Peking ist ein wahres Kunststück, besonders bei der „Hilfe" durch das Auswärtige Amt. Ich könnte versucht sein, Nachfolger von Bethmann zu werden, nur um die Kerls herauszufestern. Aber die Zahlen sind so groß, daß es trotzdem nicht gelingen würde.

Daß England so maßlos schimpft, ist ja höchst erfreulich; das wäre doch ein Anzeichen, daß ihnen die Sache ungemütlich wird. Wenn nur die neue Art Uboote schneller fertig würden, und noch zum Tragen kämen, ehe sich England zu Friedensverhandlungen herbeiläßt. Hier liefen der Kanzler und seine Organe wieder mit gesträubten Haaren herum, weil das kleine Uboot den Holländer erschossen hat. Der hat es sich selbst zuzuschreiben. Statt stolz und fest gegen das uns nicht wohlwollende neutrale Holland aufzutreten, winseln wir und bitten die Holländer bereits ohne Not um Vergebung. Gott sei Dank ist Bachmann jetzt hier. Der Kanzler beehrt ihn bereits mit seiner Ungnade, und Müller ist empörenderweise stets gegen uns.

Charleville, 21. IV.

Heute ließ mich die Kaiserin kommen. Ich habe ihr ungeschminkt meine Ansicht von der Lage dargelegt. Der Kaiser wäre hier umgeben und eingeschlossen von einer weichen Masse („Ja, leider ist es so," meinte sie). Ich habe ihr meine Ansicht gesagt, wir müßten, wie Friedrich der Große sagte, das Herz in Stahl wappnen, auch wenn Italien losginge. Wir dürften unter keinen Umständen einknicken und den um Hilfe anflehen, der uns ja niederschlagen wollte. Das Verfahren von Monts sei unerhört, meinte sie, aber der Kaiser selbst würde den Weg nicht gehen. Ich sagte, Monts wäre nicht vereinzelt und stände in Verbindung mit der Wilhelmstraße. Ich sagte ihr, falls Bethmann zusammenbräche, was ja doch möglich sei, müßte Hindenburg heran. Sie meinte, der täte es nicht, wäre wohl auch zu sehr reiner Militär.

Ich sagte, ich hätte mir sagen lassen, daß er doch einen gesunden Menschenverstand hätte, und gerade der Umstand, daß er Militär wäre, erschiene mir gut, damit Einheitlichkeit in das Ganze käme. Sie meinte dann, man würde doch nicht glauben, daß sie zurückhielte wegen ihrer sechs Söhne, worauf ich ihr dann sagte, im Gegenteil, alle, die die Ehre gehabt hätten, etwas näher in die Verhältnisse hineinzusehen, richteten ihre Hoffnung gerade auf sie. Deshalb wäre es auch wünschenswert, daß der Kaiser nach Berlin käme, wo die enge Umlagerung nicht in gleicher Weise stattfinden könnte. Morgen reist sie ab. Ich glaube, daß sie an der Situation auch nichts ändern kann.

Wenn S. M. mir den Seekrieg überlassen wollte und mir überlassen würde, dahin zu gehen, wo ich wollte, dann würde ich es tun. Aber davon ist keine Rede. Bethmann, Müller und Treutler vereint machen alles, was sie tun können, um die Marine nicht zum Tragen zu bringen, und der Kaiser fällt nach dem kleinsten Anlauf sofort um. Das hier zu erleben und gar nicht ändern zu können, ist schrecklich für mich. Heute abend bin ich bei Herrn v. Stumm (dem typischen Mitglied des Auswärtigen Amtes) eingeladen, um mit dem türkischen Finanzminister Djavid Bey zusammenzukommen und ihm einige Elogen über die Türken zu sagen. Das konnte ich dann nicht abschlagen.

Charleville, 22. IV.

Heute kurz vor Tisch war der Kriegsminister bei mir, um vor seiner Reise nach Flandern mir zum 50jährigen Dienstjubiläum zu gratulieren. Er tat das in sehr herzlichen Worten. Er glaubt immer noch an einen Erfolg unserer Flotte. Ich glaube es nicht mehr. Im Herbst vorigen Jahres wurden die besten Gelegenheiten versäumt. Jetzt scheinen auch tatsächlich die Engländer zurückzuhalten. Ihre geographische Lage gestattet ihnen das, ohne daß die Flotte ihren Zweck verfehlt. Sie wirkt auf alle Neutralen und schließt uns immer mehr ab. Wenn Englands Flottenprestige erschüttert worden wäre, so dächte Italien nicht daran, uns als Erpresser gegenüberzutreten. Um 1 Uhr war ich zur Tafel und saß neben der Kaiserin; sie geht von hier nach Straßburg, von dort über Karlsruhe zurück nach Berlin. An Verlegung des Hauptquartiers nach Berlin wäre nicht zu denken, meinte sie. Vielleicht geht der Kaiser auf acht Tage nach Schlesien. Ich beabsichtige deshalb, unmittelbar nach dem 27. nach Berlin zu kommen. Djavid Bey und der hiesige

Türkengeneral waren anwesend. Der Kaiser bezeichnete Falkenhayn als den Führer sämtlicher Armeen, also inkl. Hindenburg.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte heute einen langen Artikel, der darin gipfelte, daß Rußland der einzige Feind wäre, mit dem wir dauernd ringen müßten, der Naturgewalt wegen, mit der die Slawenmasse auf uns drückt. Geschickter geschrieben als die Monts-Artikel, vielleicht von meinem „Freunde“ Stein, jedenfalls inspiriert vom Auswärtigen Amt. Ich bekomme schon alle möglichen Glückwünsche zum Dienstjubiläum, die mir wirklich schrecklich sind.

Kuxhaven, 12. V.

Wir fuhren um ½10 von Wilhelmshaven ab mit zwei sehr schnellen Torpedobooten durch Schiffe, Sperren, Vorposten bis heraus. Die See war ruhig. Gegen 12 Uhr in Helgoland, wo ich wohl zum letztenmal mit Trara erwartet wurde. M. würde sich wundern, was hier alles geschaffen wurde. Einen merkwürdigen Eindruck machte doch die Insel; keine Helgoländer, keine Badegäste, keine Frauen und keine Kinder, nur Männer in Wehr und Waffen. Ganz die Kriegsbedeutung hat Helgoland doch nicht gezeigt, wie wir früher dachten. Der Krieg in der Nordsee spielt sich in so anderen Formen ab. Es war fast windstill und die Sonne warm, dabei eine Luft wie Stahl. Um 2 Uhr Mittag im Kasino, das sehr hübsch und behaglich eingerichtet ist. Der geräumige Speisesaal war bis zum letzten Platz besetzt, nur die Kommandeure waren aktive Offiziere, sonst fast nur Reserveoffiziere aus allen Berufsarten. Es herrschte guter Ton und Eintracht untereinander. Admiral Jakobsen schwang eine Rede auf mich, die ich natürlich beantworten mußte und sie in dem Gedanken bzw. dem Stichwort beendete: Helgoland-Ostende. Um 4 Uhr ab hierher. Ich glaube, wir trafen gegen 7 Uhr hier ein und fuhren sofort per Auto nach Nordholz, unserem Luftschiffplatz. Vor 2 Jahren war dort noch blanke Heide, jetzt Luftschiffhalle, Wege. Unser Luftschiffwesen ist jedenfalls in guten Händen.

Kiel, 13. V.

Prinz Heinrich empfing mich schon auf dem Bahnhof und kam gleich ins Hotel mit. Mit halbstündiger Pause nach dem Schloß; Prinzessin, Frl. v. Plänkner (Hofdame), Seckendorff (Hofmarschall), Kapitän z. S. Heinrich, Kapitän Westerkampf. Die Prinzessin außerordentlich versiert, sie entwickelt eine Riesentätigkeit in Hospitälern, Vereinen pp. Gestern früh heraus, Germania, Kaiserliche Werft, S. M. S. Kronprinz (Dalwigk), Torpedoinspektion, Bildungsinspektion (Rebeur), Ubootsinspektion. Ubootskommandanten der kleinen Uboote strahlten sämtlich; auch die Torpedobootskommandanten machten vorzüglichen Eindruck. Es ist der Krieg der Kapitänleutnants und Oberleutnants. Manche Admirale versagten, teilweis zeitlicher Zufall, zum anderen Teil Müllers Schuld. Es wimmelt von Marine. Feine Kerls, diese Seewehren, und sie kommen nicht zum Tragen! Abends hatte ich eingeladen Rebeur, Henkel, Dalwigk, Siemens (Ubootsinspektion), Trotha und meine Herren. Es wurde freiweg geredet und war sehr nett. X. war außer sich über Pohl, der alles tut, um Vorwände zu finden, nichts zu tun. Besonders sucht er nach technischen Mängeln. Der Prinz will mich auch heute abbringen. 9 Uhr 12 a. m.

Wilhelmshaven, 13. VII.

Der Tag ist ganz nützlich verbracht worden, jetzt geht es auf 8 Uhr. Ich habe mir Admiral Kraft und einige Ubootskommandanten eingeladen. Gestern abend lange Unterredung mit Y. Es herrscht allgemeine Empörung über die Führerlosigkeit in der Marine. Die öffentliche Meinung — 80 Prozent — will mich haben. Man will an S. M. heran. Trotzdem ich Horatius Cocles spiele, da die beste Stunde verpaßt ist, würde ich selbstverständlich annehmen, freilich unter der Bedingung freier Macht. Aber diese würde ich mir schon nehmen. Pohl hat vollständig verspielt, wie Kapitän X. mir sagt. In seinem Stabe nicht nur, sondern überall schreit man nach mir. Alle Hetzereien gegen mich sind mit einemmal verschwunden, und morgen crucifige. Eine gewisse Genugtuung ist es doch für mich. Ich glaube nicht, daß es S. M. tun wird, aber wie Gott will. Für Müller wird es immer eine Lektion bleiben.

Emanuelssegen, 20. VII.

14 Tage bleibe ich wohl sicher hier; dann vielleicht nach Osten. Hindenburg hat jedenfalls augenblicklich zuviel vor, um ihn zu besuchen. Ich will auch erst sehen, wie die Sache sich hier macht. Unsere leider ziemlich mitgenommene Garde steht jetzt der russischen Garde gegenüber, die von Petersburg herangeholt ist. Man glaubt daraus zu entnehmen, daß die Russen das Letzte dort einsetzen müssen. Falkenhayn hat Bachmann erzählt, der Kanzler wolle Kurland annektieren; die Engländer werden das mit Vergnügen sehen; dann sitzen wir fest auf ein Jahrhundert, und die Russen desgleichen. England lacht sich ins Fäustchen, und wir ziehen aus Belgien ab. Dann hat England seinen Zweck erreicht, und wir sind zu einem reinen Kontinentalstaat zurückgedrängt. Die Leute dahinten in der Türkei und auf dem Balkan sind Falkenhayn gänzlich einerlei. Die ganze Gesellschaft um den Kaiser herum ist so langsam eingeschlafen, der Kaiser an der Karte selbst alles einzeichnend.

Emanuelssegen, 22. VII.

Bachmann hatte gestern mit Müller gesprochen. Letzterem ist die Marinesituation offenbar unheimlich geworden. Die Frage des Oberkommandierenden spukt weiter. Ich glaube aber nicht, daß die Entscheidung für mich fallen wird. Müller sagte gestern, er hätte im Anfang des Krieges etwas Derartiges angestrebt, da sei aber nichts daraus geworden. Er hätte nach dem 2. Januar noch einmal beim Kaiser einen Versuch gemacht und mich genannt, wäre aber gänzlich abgefallen: Der Kaiser brauche den Oberkommandierenden nicht, das könne er selber machen. Mir scheint diese Version nicht recht glaubhaft. Denn hätte das Müller wirklich tun wollen, so hätte er doch vorher mit mir darüber sprechen müssen. Er hat das nicht nur nicht getan, sondern hat Pohl genommen an Stelle von Ingenohl, ohne mich überhaupt zu hören. Bachmann gegenüber hat er damals, d. h. am 2. Februar, gesagt, vor mir kämen doch noch jüngere Offiziere in Frage, die nicht so lange aus der Front wären, z. B. Holtzendorff. Bei dem gestrigen Zwiegespräch zwischen Bachmann und Müller ist mein Name nicht erwähnt worden. Ich weiß nicht, ob gestern; gelegentlich aber hat er gesagt, Pohl und ich könnten nicht zusammen arbeiten, und

an ersteren glaubt er als Praktikus. Wir schweben in Sorge, ob wir Amerika gegenüber weiter zurückweichen werden.

Emanuelssegen b. Kattowitz, 23. VII.

Enver hat eine Depesche an Falkenhayn geschickt, die m. E. einen drohenden Klang hatte.

Emanuelssegen, 24. VII.

Ich kann mir auch keine Vorstellung machen, wie wir Rußland zum Frieden bringen wollen. Die „Räume" sind zu groß, wir können doch nicht immer weiter vordringen. Es muß eine Freude für England sein, daß seine beiden gefährlichsten Gegner sich gegenseitig schädigen. Rußland wird warten, und viele Truppen werden wir nicht frei bekommen für den Westen, selbst wenn wir an der Buglinie Halt machen. Seit gestern abend ist Kapitän Erich v. Müller hier, der auch etwas verzweifelt ist über die Vernachlässigung, die wir dauernd gegen die Türkei begehen. Er beurteilt übrigens die innere Lage Englands günstig für uns. Daher auch jetzt die großen Anstrengungen gegen die Dardanellen; fallen diese, so geht der ganze Balkan gegen uns los. Falkenhayn fühlt nicht, daß unsere ganze Orientierung gegen England gerichtet sein müsse. Ohne Hilfe der Italiener wäre freilich Gallipoli schwer zu nehmen. Zwei andere Uboote gehen dahin jetzt ab. Vor drei Wochen können sie sich aber kaum fühlbar machen, und sie allein können es auch nicht machen.

Kämpf, Westarp und Bassermann wollen direkt zum Kaiser fahren wegen der Türkei und wegen der Uboote. Sie werden nicht viel erreichen. Heute erwarten wir die Note. Die Pantaloni in der Wilhelmstraße sollen bedenklich sein. Falls die Note grob wird, werden Bethmann, Jagow usw. sagen: Das haben wir der Marine zu danken.

Emanuelssegen, 25. VII.

Amerika ist so unverschämt, so unverhüllt probritisch, daß es schwer zu glauben ist, wir würden zu Kreuze kriechen. Doch halte ich in der Beziehung alles für möglich. Eine Bemerkung in der Note weist darauf hin, daß wir schon unter der Hand Versprechungen gemacht haben, den Ubootskrieg einzuschränken. Wir rutschen weiter. Aber jetzt handelt es sich um ein formelles Bekennen vor aller Welt und vor dem deutschen Volk. Die Antwort kann sich leicht wochenlang hinziehen.

Ich kann m. E. ein formelles Abschwören des Ubootskrieges nicht mitmachen. Wir geben damit auch die jetzt einzige Zukunftswaffe gegen England aus der Hand. Die Ablösung Mukhtar Paschas und die Ablehnung jeder Hilfe für die Türkei von seiten Falkenhayns drücken mich ebenfalls sehr. Inzwischen wird der Druck Englands auf die Neutralen immer stärker, und wir spielen Napolium in der Polackei.

Emanuelssegen, 26. VII.

Heute ab 10 Uhr nach Teschen, dem Hauptquartier des Erzherzogs Friedrich. Die Gegend in Galizien war sehr hübsch; vor uns lag die Berggruppe der Beskiden. In Teschen sehr liebenswürdig empfangen; alter, gänzlich harmloser Herr, mit dem Conrad v. Hötzendorff wohl keine Schwierigkeit hat. Nachher vom Thronfolger empfangen, der noch sehr jugendlich ist, aber scheinbar Interessen besitzt. Großer Stab, dem wir vorgestellt wurden; ich hörte nur immer Graf Soundso und Graf Soundso. Beim Frühstück saß ich neben dem Oberkommandierenden, der sehr stolz auf seinen einzigen Sohn war. Dieser hat soeben das Abiturientenexamen bestanden und zwar in ungarischer und deutscher Sprache. Sein Vater (Bruder der Königinwitwe von Spanien) hat sehr große Besitzungen in Ungarn. Er erzählte mir, sein Neffe, der König von Spanien, hätte geschrieben, daß man Spanien mit Hunderten von Millionen zum Eintritt in den Vierverband bearbeitete, solange er aber König wäre, würde nichts daraus. Er hätte auch seine Armee hinter sich. Man war entrüstet in Teschen über die Unverschämtheit der amerikanischen Note und konnte sich nicht vorstellen, daß wir zurückweichen würden. (Wenn das nur zutrifft bei unseren Pantalonibesitzern.) Man hofft, die Isonzolinie halten zu können, war aber nicht ganz sicher. Leider war Conrad nicht anwesend, er war nach Wien befohlen. Ich hätte gern die interessanteste Persönlichkeit des dortigen Hauptquartiers kennengelernt.

An die Wirkung von Kämpf bei S. M. glaube ich nicht recht. Von Berlin haben wir noch nichts über die Note erfahren. Müller ist in Berlin und bespricht mit Capelle die Virements.

Emanuelssegen, 27. VII.

Gestern vor einem Jahre traf ich in Berlin ein, empfangen mit der Meldung, es wäre alles in Ordnung. Ich traute dem Frieden nicht

und habe leider recht gehabt. Jetzt haben wir schon 500 000 Mann auf den Schlachtfeldern liegen lassen und über eine Million Verwundete. Dabei ist noch kein Ende dieses furchtbaren Krieges abzusehen. — Ich finde auch, daß der empörend schroffe Ton der Note kein Nachteil für uns ist. Näheres von Berlin wissen wir noch nicht. In der Wilhelmstraße sollen die Meinungen geteilt sein. Herr Kriege[1]) soll freilich ganz gegen die Uboote umgeschlagen sein. Er denkt wohl, seine Zeit ist gekommen, und ein neues modernes Völkerrecht ist im Werden.

Die Demarche seitens des alten Kämpf und Genossen beim Kaiser ist gescheitert oder hat sich zerschlagen. Der Grund ist mir nicht bekannt; man soll jetzt etwas anderes planen, bei dem auch ich beteiligt werden soll. Morgen werde ich hierüber klüger sein. Eine Unterredung zwischen Capelle und Admiral v. Müller hat in Berlin nicht stattgefunden. Daraus und aus anderen Nachrichten möchte ich schließen, daß bei der Flotte alles beim alten bleibt.

Emanuelssegen, 28. VII.

Heute hatte ich einen Brief von Capelle. Er schreibt mir, daß Admiral v. Müller offenbar absichtlich vermieden habe, ihn zu sprechen, und daß er die Schaffung eines Oberkommandierenden für die Marine für ausgeschlossen hielte; die amerikanische Note solle nicht beantwortet werden, und die Uboote und ihre Arbeit würden am schleichenden Fieber eingehen. Eine akute Krise, die für mich die Möglichkeit gäbe, auszusteigen, hielte er für unwahrscheinlich. Capelle ist sehr besorgt um die Türkei. Wie wir die schwere politische Schlappe ertragen wollen, weiß er nicht. Er glaubt auch nicht an Rußlands Nachgeben.

Wir haben einen neuen eingehenden Bericht vom 1. Offizier der „Mainz“ über das Gefecht vom 28. August v. J. Ich werde ihn dir schicken. Die „Mainz“ hat sich glänzend geschlagen, aber pro nihilo. Ein ausgewechselter Arzt hat den Bericht auswendig gelernt und nachher in Deutschland niedergeschrieben.

Alle Anstrengungen, die von Politikern und anderen gemacht wurden, um Falkenhayn zu bewegen, Österreich Mores zu lehren, sind vergeblich gewesen. Wir sehen und hören hier von Pleß wenig. Ich habe deshalb meinen Plan, nach Danzig zu fahren, wieder aufgenommen. Gestern habe ich an Hindenburg geschrieben und ihm gesagt, ich wolle ihn

[1]) Leiter der Rechtsabteilung im Auswärtigen Amt.

besuchen, sobald er seine jetzige Unternehmung beendet habe oder doch in ruhigeres Fahrwasser gekommen sei.

Emanuelssegen, 29. VII.

Heute vormittag erhielt ich einen Brief von Bassermann, der mir mitteilte, daß am 1. August eine allerhöchste Proklamation herauskommen sollte, die trotz Fanfare einer Schamade ähnlich sein würde. In ihr wäre die Erklärung enthalten, daß wir keinen Eroberungskrieg führen. Die weiteren Worte, daß wir keine Ausdehnung unserer Reichsgrenzen erstreben und bereit sind, Frieden zu machen, die der ursprüngliche Entwurf erhielt, sollen gestrichen sein. Bassermann meinte, daß eine solche Proklamation (als Eingeständnis unserer Niederlage) nach außen und innen den schlimmsten Eindruck machen müßte. Er ersuchte mich, eine Kundgebung solchen Inhalts zu verhindern. Richtig ist, daß alle inspirierten Blätter und Korrespondenzen in der gleichen Richtung gehen. Ich habe sofort nach Berlin telephoniert, mir weitere Unterlagen zu schaffen, dann bin ich nach Pleß gefahren. Der Reichskanzler war aber schon abgereist nach Berlin. Ich besuchte in Pleß Wild v. Hohenborn, der nichts von der obigen Sache wußte, im übrigen auch entsetzt war, indessen ebenso wie ich die gegebene Unterlage für nicht genügend erachtete, um an Bethmamm oder gar an den Kaiser heranzutreten. Bethmann könnte die Interpretation als Beleidigung zurückweisen. Wild v. Hohenborn schien insofern nicht ganz befriedigt von dem Vorgehen gegen Rußland, als nicht alles so geglückt sei, wie gehofft, d. h. keine Einkreisung, und Rußland würde eben zum Festsitzen kommen und wir ebenfalls erstarren. Bei Anfang der Bewegung hätte bei billigem Angebot Rußland vielleicht nachgegeben, jetzt nicht mehr. Darauf längeres Gespräch über die Türkei; er will sich derselben ernstlich annehmen.

Um 6 Uhr hat sich Müller bei mir angesagt. Ich weiß nicht, was er will, wahrscheinlich handelt es sich um verhältnismäßig untergeordnete Personalien, die das Reichsmarineamt angehen.

Einliegend der Gefechtsbericht über die „Mainz“ am 28. August. Man kann aus ihm entnehmen, welche Kraft in unserer Flotte steckte, wenn sie zum Anfang des Krieges zum Ansatz gebracht worden wäre. — Müller war also hier und der Inhalt, wie ich vermutet habe. Von der Proklamation wußte er, bestritt aber den Inhalt. Auch wäre

der Kanzler noch gar nicht entschlossen gewesen, ob sie überhaupt erlassen werden sollte. Ein Bericht unseres Militärattachés aus Athen schildert die Entrüstung der Griechen über die Drangsalierung der Engländer, welche Griechenland zum Kriege pressen wollten. Nach ihren Zeitungsartikeln zeigen sie in dieser Hinsicht mehr Mut als die Holländer.

Emanuelssegen, 30. VII.

Ihr habt wohl den „Kreuzzeitungs"-Artikel von gestern gelesen, der geht schon gegen die beabsichtigte Tendenz der Proklamation an. Müller hat heute mit Treutler gesprochen, der natürlich sehr befriedigt über die Tendenz der Proklamation sprach, die gar nichts Bedenkliches hätte. Im übrigen vermied Müller absichtlich, auf die Amerikanote einzugehen.

Emanuelssegen, 31. VII.

Soeben sind die Briefe von J. und U. vom 26. eingetroffen. Sie enthalten mit Recht Empörung über die Note und über unsere Leitung. Änderung kann nur eintreten, wenn Falkenhayn, Bethmann, Jagow, Müller und seine Gesinnungsgenossen gehen, kurz das ganze System wechselt. Dazu bin ich allein nicht imstande. Als die politischen Parteien zum Kanzler hingingen wegen der Ubootsfrage, sind sie umgefallen, obwohl sie wußten: „getrennt marschieren, vereint schlagen". Ebenso ist die Presse im Begriff, umzusteuern. Nach anscheinend guten Berichten wäre nach Absendung unserer Note Jagow zum amerikanischen Botschafter gegangen und hätte inständig um gute Aufnahme des Angebots gebeten, der hätte auch zugesagt. Offenbar wußte Jagow gar nicht, daß der Botschafter gar keinen Einfluß auf den Präsidenten hat, und wenn er ihn hätte, er seinen Einfluß im umgekehrten Sinn, nämlich für England angewandt hätte. Behncke schreibt außer sich über das Heruntergehen der Ubootsverwendung infolge der Einschränkung. Daß die Uboote auch so „funktionierten", wie U. schreibt, hat man Amerika zweifelsohne gesteckt. Ich habe von vornherein dafür gekämpft, energisch gegen Amerika aufzutreten, konnte aber nie mehr als per far figura erreichen, denn Form und Fassung waren nicht in meinem Ressort. Ich werde später U. meinen ein- bis zweistündigen Vortrag beim Kanzler zeigen. Ich überzeugte ihn bis zu gewissem Grade. Nach zwölf Stunden war er umgefallen. Wie wenig Rückhalt man an den Parlamentariern hat, geht u. a. daraus hervor, daß die National-

liberalen in der belgischen Frage im Begriff sind, umzufallen. Was ist nun die öffentliche Meinung, von der U. schreibt, daß sie hochgeht? Der Umschwung der Leitung unseres glänzenden, aber zu bescheidenen Volkes kann nur von Männern kommen, die frei dastehen, sie kann nicht aus Heer und Marine kommen. Damit will ich nicht sagen, daß man alles mitmacht. Aber man kann nicht auf die Straße gehen und schreien, wenn man aus dem Amt gegangen ist. Für mich ist es besonders schwer, wenn ich an das Hurra denke, welches unsere Feinde bei der Möglichkeit meines Rücktritts losließen, und die daran sich anschließenden Wirkungen. Dabei bemerke ich, daß Wild v. Hohenborn bei meiner neulichen Unterredung sich über mein und Bachmanns Abschiedsgesuch äußerte: er für seine Person hätte ein solches Verfahren unsererseits nicht begriffen. Er mißbilligte es offenbar sehr. — U. hat auch meine Ansicht getroffen, daß man womöglich den Erfolg im Osten abwarten müßte.

Emanuelssegen, 1. VIII.

Wir fuhren nach Pleß, den Jahrestag des Kriegsausbruchs kirchlich zu begehen. Kleine Versammlung vor dem Schloß. Ich sagte S. M., er solle nur getrost in die Zukunft schauen, es ginge sicher alles gut, wenn wir nur „fest" blieben. S. M. meinte, natürlich blieben wir fest. Von den Flügeladjutanten hörte ich, daß die Proklamation veröffentlicht wäre. Wir gingen dann in die kleine Kirche, die voll war bis auf den letzten Platz. Der Pastor nimmt Entree zum Besten des Roten Kreuzes. Der Gottesdienst sehr würdig und erhebend von einem sehr alten Geistlichen gehalten, einfach, schlicht und voll eigner Überzeugung. „Bis hierher hat der Herr geholfen, versteht, meine lieben Brüder und Schwestern, er hat ‚geholfen'. Gott will also, daß wir selbst das Äußerste tun im reinsten Sinn, dann wird er helfen" usw. S. M. sprach auf dem Wege vom Schloß zur Kirche weiter vom zweiten Punischen Krieg, mit dem er sich offenbar tröstet. Ich habe nach Möglichkeit dagegen gesprochen. Nach diesem furchtbaren Ringen gäbe es eine lange Pause, 50—100 Jahre, es käme also lediglich darauf an, wie wir diesen Krieg beendeten. Der brave alte Pastor hatte seine Rede in Rückblick und Ausblick geteilt. Bei dem Ausblick sagte er: Noch stehen uns gewaltige Anstrengungen bevor, um die Feinde niederzuringen und dann die schweren Kämpfe bei

den Friedensverhandlungen. Da sollen wir denn nicht sagen: „Bisher hat der Herr geholfen," sondern wir sollen uns sagen: „Fürchte dich nicht, der Herr steht hinter dir." Es war sehr bedauerlich, daß nicht einmal Treutler anwesend war. Pohl hatte durch seine ersten Aiden bei Müller wieder versucht, dasselbe durchzusetzen, was dem Prinzen Adalbert in Charleville damals nicht gelang. Er wollte Befehl haben, daß die Flotte nicht herausgeht. Jetzt findet Müller diese Forderung von Pohl sehr vernünftig. Bachmann war außer sich, hat aber leider wenig Durchsetzkraft trotz seiner der Form nach entscheidenden Stellung. Ist aber bei Müller und dem Kaiser diese Ansicht immer noch feststehend, so hat Trotha wenig Aussicht für seine Bestrebungen. Der Hofmarschall v. X. trat ein paar Schritt beiseite mit mir vor dem Schloß und sagte mir, der Kaiser hätte gestern wieder in anerkennender Weise davon gesprochen, daß ich der einzige gewesen wäre, der in den Jahren vor dem Kriege und beim Ausbruch desselben die durch England bestehende Gefahr erkannt hätte. Dann sagte X., wir wollten nicht länger allein sprechen, sonst würde Verdacht geschöpft. Anwesend vor dem Schloß waren nur Treutler, Valentini, Lyncker und Plessen. Ist das nicht bezeichnend für das Glashaus, in dem ich sitze?

Es sollen drei preußische Offiziere von den Franzosen kriegsgerichtlich erschossen werden wegen Nichtigkeiten; Wild wollte mit Repressalien drohen; Bethmann ist dagegen, der Kaiser war dafür. Bethmann fand es zu brutal. Wild soll mit Treutler über den Fall verhandeln und war außer sich. Letzteres ist gut, nun erkennt er durch eigene Erfahrung, was für eine Gesellschaft die um den Kanzler sind.

Emanuelssegen, 2. VIII.

Die Londoner Deklaration ist für uns weniger günstig als U. denkt. Es kommt dabei immer auf den Begriff der freien Ware heraus. Nach den bisherigen Bestimmungen würde für uns dort kein Äquivalent für Aufgabe des Ubootskrieges liegen. Von Hindenburg hatte ich eine Depesche mit Dank für meinen Brief und „Brief folgt". Vom Osten nichts Neues. Prinz Eitel hat geschrieben, daß die Garde-Infanterie wieder sehr große Verluste gehabt hat. Man könnte das ja hinnehmen, wenn man nur einen Enderfolg im Osten erblicken könnte. Dazu konnte man sich nicht aufraffen, Hindenburg die ganze Sache anzuvertrauen. O vanitas vanitatum!

Emanuelssegen, 3. VIII.

Wir haben Funksprüche aufgefangen, nach denen die Engländer armed parties auf die neutralen Schiffe schicken und mit denen dann unsere Uboote angreifen. Lange geht es mit den Ubooten nicht so fort, wenn die Beschränkungen nicht aufhören. Wir planen neue Vorschläge in dieser Beziehung. Ich kann übrigens nicht finden, daß die Leute vom Auswärtigen Amt es jetzt billig haben, sich an die Brust zu schlagen. Wir sind weit über die richtigen Grenzen entgegengekommen und haben vor aller Welt mehr als eine Ohrfeige bekommen. Das war für die Yankees um so leichter, als sie zweifellos die Einschränkung unseres Ubootskrieges von Jagow erfahren haben. Jetzt wissen es auch die Engländer und jubeln. Ihr Geschäft wird wieder steigen. Der amerikanische Botschafter in Berlin hat zu einem Journalisten gesagt, das ausgezeichnete deutsche Volk wüßte gar nicht, daß sein gefährlichster Feind das Auswärtige Amt wäre. Betreffend Rußland hat Wild v. Hohenborn nur gesagt, und zwar ohne positive Unterlage, wenn wir im Anfang des Vorstoßes in Galizien versucht hätten, mit Rußland zu unterhandeln, wäre ein Erfolg wohl möglich gewesen, jetzt nicht mehr. Jedoch glaubt man um Falkenhayn herum, daß Petersburg den Winter kaum aushalten würde; es sei denn, die Türkei fiele zusammen. Rumänien ist nach wie vor völlig unzugänglich; man denkt daran, es zu drängen. Ob es militärisch richtig ist, kann ich nicht sagen. Politisch ist richtig, gegen Österreich energisch zu sein. Man hat aber vor denen einen gewaltigen und m. E. unberechtigten Respekt. Hindenburg hat mich sehr freundlich eingeladen. Ich beabsichtige, am Donnerstag, 5. 8., zu ihm zu fahren. Da er alle Politik ablehnen soll, so wird, fürchte ich, der Ertrag nicht groß sein. Ich werde aber versuchen, ihm die belgische und englische Frage von meinem Standpunkte aus klarzumachen. Falkenhayn sagte neulich zu Admiral Bachmann, man darf ihm Riga gar nicht zeigen, sonst nimmt er es. Man hat Hindenburg absichtlich sehr knapp gehalten, trotzdem er nur geringe Zahlen forderte.

Emanuelssegen, 4. VIII.

Ich nehme als sicher an, daß die Proklamation durch die in Berlin entstandene Erregung geändert worden ist. Um so mehr hat es mich empört, daß die ganze von Bethmann inspirierte Presse den

Worten der Proklamation bezüglich des Eroberungskrieges eine andere Interpretation unterlegt, als dem Wortlaut entspricht. Es ist gleichzeitig so furchtbar dumm, die Bedeutung unserer Faustpfänder zu entwerten, selbst wenn, wie der Kanzler will, wir sie nicht behalten wollten. Es kommt doch wahrhaftig jetzt nicht darauf an, die Stimmung unseres Volkes für die Zeit nach dem Kriege zu bearbeiten, sondern unter allen Umständen den Pferdehandel beim Friedensschluß für uns günstig zu gestalten. An den Einfluß des Reichstags glaube ich nicht recht, nachdem er bei der Ubootssache umgefallen ist. Ich kann übrigens nicht sagen, daß Capelle in der Ubootsfrage mich übel beraten hat. Er hat doch glatt damals meinem Abschiedsgesuch[1]) zugestimmt, und daß in der Antwort festgelegt ist, daß Bethmann und Falkenhayn den Ubootskrieg verkümmert haben, ist doch ebenso wie das Vorhandensein des Abschiedsgesuches an sich gut.

„Frankfurter Zeitung" lege ich bei. Es geht die gesamte Kanzlerpresse in der Richtung, Kurland zu behalten, um dem deutschen Volk den Verlust von Belgien plausibel zu machen. Im Osten sind wir heute gut vorwärts gekommen. Die in Berlin und Wien für Bulgarien finanzierte Anleihe kann mindestens als eine Annäherung bezeichnet werden, sie scheint mir durch den Umstand noch weiter unterstrichen zu sein, als ein Militärattaché von Bulgarien — wie mir Mann soeben erzählte — bei der heutigen Darstellung der Sachlage im Generalstabe mit anwesend war. Erst freilich müssen die Kerls schießen, ehe ich an sie glaube. Es wäre zu schön nach den vielen Enttäuschungen und könnte einen Wendepunkt abgeben.

Der Hauptumstand, der meine Lage in Charleville verschärft hat, liegt doch in Pohl, der überall dort gegen mich gehetzt hat.

Emanuelssegen, 5. VIII.

Ach, es ist gut, daß mein alter Herr diesen Krieg und meine Lage in demselben nicht mehr zu erleben brauchte. Die Stimmung in der Flotte ist, wie ich überall höre, sehr verzweifelt. Aber Trotha wird nichts ändern können. Es ist eine zu ungünstige Personalkonstellation gegen mich; der Kaiser, der mich an die Flotte nicht

---

[1]) Juni 1915 nach der Lusitania-Note.

heranlassen will, die Kabinettchefs, die Männer um Bethmann und dann Falkenhayn. Er entspricht auch Hindenburgs Wünschen nicht; der läuft ihm trotzdem aus dem Ruder, kann es auch. Warschau soll gefallen sein, wir haben noch keine amtliche Bestätigung hierfür. Mann wird sie wohl aus Pleß mitbringen. Nikolai N. ist ein ganzer Kerl, die große Führung der Russen ausgezeichnet; Organisation, Offiziere, Industrie uns nicht gewachsen. Je weiter wir nach Rußland hereinkommen, je mehr freuen sich die Engländer. Es ist auch richtig, je mehr wir nach Osten kommen, je mehr wird auch unsere Politik sich nach Osten orientieren. Es ist gar nicht zweifelhaft, daß der Kanzler, und ich glaube auch jetzt der Kaiser, und die Leute autour de lui unter gleichzeitiger Aufgabe von Belgien darauf ausgehen. Ein Artikel in der „Kreuzzeitung" war mir auch schon verdächtig.

Ich habe mir im Reichsmarineamt eine Ausarbeitung über unsere und die englische Wirtschaftsfrage anfertigen lassen, die für uns sehr günstig klingt, besonders nach Einsetzen des Ubootskrieges, der aber namentlich im Atlantik entsprechend unseren Anordnungen stark nachgelassen hat. Auch glaube ich, daß England, wenn auch langsam, sich besser der Situation anpassen wird als bisher. Unser Volk hat Ungeheures geleistet im vergangenen Kriegsjahr, ob es aber ausreicht, um einen guten Frieden für uns zu erreichen, bleibt leider immer noch zweifelhaft; die Übermacht gegen uns ist so sehr groß und unsere Politik schlecht. Ganz Nordamerika muß man praktisch zu unseren Feinden zählen. Wenn in der Schweiz ein höheres Bewußtsein für die Zukunftsgestaltung Europas bestände, würde sie aktiv eingreifen; so tut sie es ebensowenig wie Schweden, und doch würde darin zweifelsohne die Entscheidung liegen. Schweden könnten wir m. E. bekommen, wenn wir es richtig anfingen.

In Mann habe ich eine ausgezeichnete Unterstützung und kann mich voll auf ihn verlassen. Er hat je länger je mehr mein volles Vertrauen gewonnen, und das will viel sagen. Bei Capelle ist das niemals in gleichem Grade der Fall gewesen. Seine Klugheit und sein parlamentarisches Verständnis habe ich dagegen hochgeschätzt und verwertet. Jetzt wird er etwas, wohl teilweis wider Willen, beeinflußt durch den Umstand, daß er zweifellos als mein Nachfolger bestimmt ist.

F. E. gehört zu den Deutschen, die immer überlaufen aus Gefühls- und anderen Rücksichten. Der Ausspruch des großen Friedrich von

der Kunst der Politik, ist gewiß richtig. („Die große Kunst in der Politik ist, nicht gegen den Strom zu schwimmen, sondern alle Ereignisse zum eigenen Vorteil wenden.“) Er paßt aber nicht für die Momente, wo hätte gehandelt werden müssen, und vor diesen Fragen stand ich während des Krieges und bin an der Mauer, die der Kaiser um sich errichtet hat, zerschellt (Clausewitz über die Katastrophe von 1806). Was hätte ich denn erreicht, wenn ich mich ebenfalls in diese Mauer eingeschlossen hätte? Die Macht, sie zu brechen, hatte ich allein nicht. 1813 war sie von außen zerbrochen, und dennoch war genug davon übrig geblieben, um Preußen um die Früchte seiner furchtbaren Anstrengung zu bringen.

Emanuelssegen, 6. VIII.

Die Freude über den Fall von Warschau ist doch nur halb. Einmal haben wir nur die westliche Hälfte, und dann ist damit wohl der Beweis geliefert, daß die russische Armee im wesentlichen der Umklammerung entwischt ist. Endlich hat die Oberste Heeresleitung sich doch überzeugt, daß für die Türkei etwas geschehen müsse, und zwar über Serbien hinweg. Eine Reihe von Umständen haben hierbei geholfen. Bachmann hat ein energisches Schriftstück an Falkenhayn gerichtet zugunsten der Türkei. Auch unser Gesandter in Rumänien hat abgeraten, gegen letzteres zu gehen. Österreich will auch gegen Serbien. Ich habe nur wenig helfen können auf indirekte Weise. Wir müssen meines Erachtens Rumänien wirtschaftlich schneiden und ihm in jeder Weise die kalte Schulter zeigen. Das dumme dabei ist, daß wir in Rumänien Weizen liegen haben, den wir per Vorschuß bezahlt haben, eine unglaubliche Dämlichkeit! Aber ich hoffe doch, daß die Sache in Gang kommt, wenn nur die Türkei bis dahin am Leben bleibt. Unsere beiden Uboote sind unterwegs, möge der Herrgott sie beschützen, ich weiß nicht, ob England Wind davon hat. Das Loch in Flandern wird stärker als je bewacht. Truppenansammlungen vor den Dardanellen finden beständig auf den einfach von den Engländern den Griechen abgenommenen Inseln statt.

Habt ihr das Vertrauensvotum der nationalliberalen Partei gelesen? Es bestätigt den Umfall. Vertrauen auf ihre Festigkeit kann man doch kaum haben. Die dritte Veröffentlichung in der „Norddeutschen Allgemeinen“ von Berichten der belgischen Gesandten ist

wieder großartig. Ich wundere mich nur, daß das Auswärtige Amt sie veröffentlicht. Konnten wir nicht auch so klar sehen, wie diese Herren? Wer von uns diese Auffassung vor dem Kriege hatte, war die bête noire der Wilhelmstraße. Die Berichte sind der reine Hohn auf unser beständiges Nachlaufen. Bei dieser raffinierten Vorbereitung zum Kriege seitens Englands wurde unserer Marine seit 1909 kein Geld mehr bewilligt. Wie anders würde die Marine in den Krieg gegangen sein, wenn die volle Novelle von 1912 bewilligt wäre, und nicht 30—40 Millionen jährlich vom Schatzamt und Kanzler gestrichen wären! Die belgischen Herren sahen ganz richtig, die Flotte als Schreckgespenst für den Mob wurde lediglich als Vorwand von Grey und Genossen gebraucht. Unsere steigende, die Engländer überflügelnde Stärke in Handel, Industrie, kurz die Monopolsucht und der kalte Neid, waren die Ursachen. Wir dammelten und schwankten dahin. Rußland haben wir erst wild gemacht durch unsere jüngere Balkanpolitik. Das hat ja auch U. an den Äußerungen des Fürsten Gagarin gemerkt. Der Fehler ist kaum gut zu machen, und wir treiben in die dauernde Feindschaft gegen Rußland.

Emanuelssegen, 7. VIII.

Gestern ging der Tanz mit den Kanzler wieder los. Der Ärger verschaffte mir eine schlaflose Nacht. Heute vormittag war ich zum Vortrag bei Bethmann in Pleß. Helfferich (Reichsschatzsekretär) hatte ein längeres Schreiben — vielleicht ist es bestellt — an Bethmann gerichtet, in dem er nicht nur die völlige Preisgabe des Ubootskrieges forderte, sondern auch eine Mitteilung in diesem Sinne an Wilson. Der Kanzler holt sich Hilfe bei Falkenhayn und Müller. Im Prinzip ist der Kaiser auch wohl gewonnen. Die Sache wird wohl so gemacht werden, daß der Kaiser über Müller entsprechende Anweisungen an die Uboote gibt und die Mitteilung an Wilson unter der Hand geschieht. Es ist dasselbe Verfahren wie beim ersten Mal. Man glaubt jetzt offenbar, das deutsche Publikum entsprechend vorbereitet zu haben, auch meinetwegen. Ich habe von meiner Stellungnahme kein Hehl gemacht. Ihr werdet Ende des Monats mich wohl in Blasien erwarten können. Vorläufig wird noch ein Bericht von Bernstorff erwartet, der, wie ich Bethmann sagte, selbstverständlich in dasselbe Horn bläst. Ich glaube, die ganze Sache ist planmäßig arrangiert. Ob aus meiner

Reise nach dem Osten noch etwas wird, weiß ich nicht. Ich bin seelisch gedrückt. Alle Mühe und Versuche sind umsonst gewesen.

Emanuelssegen, 8. VIII.

Seit gestern wird schwer gekämpft bei den Dardanellen. Die Engländer wissen zweifelsohne, daß unsere dortigen Uboote nicht verwendungsbereit sind. Demzufolge haben sie ihre ganzen Schiffe herangezogen und neben dem Landangriff ein furchtbares Feuer auf alle Forts und alle Stellungen losgelassen. Die Lage ist offenbar höchst kritisch. Was habe ich, leider vergeblich, gedrängt, unsere Uboote in größerer Zahl und früher zu schicken! Fallen die Dardanellen, so ist der Weltkrieg gegen uns entschieden. Heute vormittag 11 Uhr 30 erneuter Vortrag bei Seiner Majestät, der mir mitteilte, er wolle vorläufig keine Antwortnote an Amerika schicken. Er ließ sich freilich ein Loch. Er wollte nur den Bericht von Bernstorff abwarten. Müller unterwirft sich ganz der Ansicht des Kanzlers. Wir stehen jedenfalls vor einer seit Wochen vorbereiteten Aktion. Auch Banken sind dazu herangezogen. Nachher längere politische Unterhaltung. Der Kaiser war wenig gnädig zu mir; ob es die Folge meiner Stellungnahme ist, weiß ich nicht. Müller behauptete, der Kaiser kenne nur ungefähr das Gesprächsthema zwischen mir und Bethmann. Wild v. Hohenborn ist von Bachmann unterrichtet und war außer sich über die Sache. Bethmann hat mir zugesagt, ehe er weitere Schritte täte, würde er vorher mit mir verhandeln. Es scheint, daß wir durch mein Vorgehen Zeit gewonnen haben, und das hat doch einigen Wert. Der Kronprinz ist orientiert.

Emanuelssegen, 9. VIII.

Müller war zwei und eine halbe Stunde bei mir, und ich habe ihn stark bearbeitet. Zurzeit habe ich ihn überzeugt, aber auf wie lange ist eine andere Frage. Ich fahre übermorgen nach Berlin, bleibe dort einen Tag, und dann zu Hindenburg.

Emanuelssegen, 10. VIII.

Also heute mittag in Pleß, wo Seine Majestät mit sehr freundlichen Worten mir den Pour le mérite zur Feier des 25. Jahrestages der Besitzergreifung von Helgoland überreichte unter gleichzeitigem Hinweis

auf die dortigen Häfen und Verteidigungsanlagen. Admiral v. Müller sollte ihn mir umbinden. Ob es eine Folge meiner zweiundeinhalbstündigen Unterredung war, weiß ich nicht, möchte aber glauben, nein, da meine Einladung — ohne Bachmann — schon vorher erfolgte. Ich sagte Müller, ich wäre sehr gerührt, könnte aber mit Rücksicht auf den Verlauf des Seekrieges keine Freude empfinden. Außerdem würde mir dadurch der ihm mitgeteilte Entschluß nur schwer gemacht. Müller meinte, das wäre ja durch die letzte Stellungnahme des Kanzlers hinfällig geworden. Auf meine weitere Frage, ob der Kaiser denn durchhalten würde, meinte er ja. Ich hatte aber das Gefühl, daß Müller im Geiste drei Finger hoch und drei Finger im Rücken hatte. Momentan scheint die Gefahr abgewendet, wenn nicht ein neuer Lusitania-Fall passiert, das schien mir aus dem Benehmen von Treutler hervorzugehen. Meine Stellungnahme, falls die Vorschläge Helfferichs durchgehen würden, war übrigens so kategorisch, wie man es nur verlangen könnte. Jetzt sind doch die Noten usw. so ausgefallen, daß wir die Uboote wieder voll aufnehmen können, sobald sich unsere Lage an Land günstiger gestaltet, und dann hat mein Verbleiben doch einigen Nutzen gehabt. Wenn Helfferich durchgedrungen wäre, so wäre das nicht möglich gewesen. Die Stellung Pohls bei Müller ist doch erschüttert. Letzterer sagte, sobald wir gegen neue Landfeinde gesichert seien, müßten wir die Uboote rücksichtslos verwenden; immer auf und ab! In mancher Beziehung war mein Aufenthalt hier nützlich, trotzdem lasse ich — nota bene unter Abraten von Capelle — mich nicht abhalten, morgen nach Berlin zu fahren, und übermorgen abend nach Lötzen. Müller befürwortet letzteres dringend, ich sollte rückhaltlos mit Hindenburg sprechen. Müller und viele sind mit Falkenhayn nicht zufrieden, und dasselbe ist bei Hindenburg der Fall. Große Verluste durch frontale Angriffe und keine Zertrümmerung von Rußland. Letzteres hat wohl nur Verluste, aber keine entscheidende Schädigung gehabt. Anwesend war der alte Erzherzog und viele Österreicher, darunter Conrad v. Hötzendorff, mit dem ich mich längere Zeit unterhalten konnte, was nebenbei vom Kaiser sehr bemerkt wurde. Der junge Knorr hat eine glänzende Minenlegung bewerkstelligt, Vernichtung eines englischen Hilfskreuzers im Kampf und sonstiges besorgt. Er ist schon nahe unserer Küste zurückgewesen und dort abgefangen worden. Pohl hatte wieder keine Aufnahmestellung vor-

bereitet für den lahmen Hilfskreuzer, den Knorr führte. Er hatte 120 Mann Besatzung und 40 gefangene Engländer mit 4 Offizieren an Bord. Mit 130 Mann hat er nach Versenkung seines Schiffes auf einem schwedischen Schoner das Lister Tief (Sylt) erreicht. Nähere Umstände sind noch unbekannt. Bulgarien gibt meines Erachtens keine Beweise von Freundschaft, solange unsere Kanonen an der Donau schweigen; immerhin hat Bulgarien sich schon einigermaßen bloßgestellt.

Berlin, 12. VIII.

Ein Tag in Berlin in größter Hitze. Ich muß um 10 Uhr ab nach Lötzen. Hier wenig Erfreuliches, die Leitung der Marine ein großes Durcheinander: Müller, der Kaiser, Pohl, Prinz Heinrich usw. Gelegenheit hat die Flotte wieder verpaßt, als Knorr zurückkam. Im Osten gefährliche und durchaus mit keiner Aussicht auf Erfolg angesetzte Operation. Rumänien haben wir vor seiner definitiven Stellungnahme 400 Millionen Gold gegeben für Getreide und es macht uns eine lange Nase, die Türkei in dauernder Gefahr und keine Aussicht auf Entsatz durch Falkenhayn. Friedenskundgebung in der „Norddeutschen Allgemeinen", die allgemein nur als Schwäche ausgelegt werden wird. Der Kanzler hat nur eine Direktive im Sinn; Frieden um jeden Preis, England nicht reizen, Aktion gegen die Uboote nur verschoben bis nach Reichstag, weil die Vorbereitungen noch nicht genügen und ich zum Fallen noch nicht reif genug. Trotha hat verzweifelt geschrieben.

Heute vormittag hatte ich ein langes Gespräch mit Rösicke, ich glaube, zufriedenstellend. Wie ich ihm meine Ansichten auseinandersetzte und den Urfeind erklärte: Trustmagnaten in New York, London, Belgien, Paris, die den dummen starken Panslawismus eingefangen hätten, war er höchst erstaunt. Er hätte solche Ansicht von mir nicht erwartet, da ich im Reichstag immer nur von der Linken unterstützt sei. Ich sagte ihm: Geduldet auf meinem Posten, alleinstehend und bekämpft von allen Seiten (außerhalb des Parlaments) hätte ich jede Hilfe angenomemn. Tableau! Er verteidigte sehr großen Landerwerb im Osten als Gegengewicht gegen etwaige belgische Industrievermehrung. Nachher mit Graf Taube[1]), er war sehr erfreut, mich zu sehen. Ich

[1]) Schwedischer Gesandter in Berlin.

habe bei Müller angeregt, den Grafen Taube zum Kaiser zu bringen; durch meine Abreise kann ich dort zurzeit nicht mehr tun, was bedauerlich ist.

Lötzen, 13. VIII.

Heute 10 Uhr morgens hier eingetroffen. Lange Unterhaltung mit Hindenburg und Ludendorff, vollständiges Einvernehmen über die Gesamtlage. Hindenburg sieht keine Aussicht, die Lage autour du roi zu ändern, die Stuckmasse wäre undurchdringlich. Er hat den Kaiser geradezu angefleht, den Ratschlägen von F. nicht zu folgen. Auch bei der letzten großen Operation in Rußland hat er dringend abgeraten von dem Verfahren, welches immer frontal fortgesetzt wurde, auf diese Weise die Russen selbst entwischen ließ und uns sehr viel Verluste gekostet hat. Nach Ansicht Hindenburgs und Ludendorffs wäre schon vor drei Wochen die ganze russische Armee erledigt, wenn man ihnen gefolgt hätte. Er hat dem Kaiser dem Sinne nach geschrieben, das ganze Volk, welches so Ungeheures geleistet, warte auf seinen Kaiser, traue aber dem Verfahren der Obersten Heeresleitung nicht, alles umsonst! Da kann ich mich nicht wundern, wenn auch ich nichts erreicht habe, mir nimmt Hindenburg das Gefühl doch für sein Lebensende mit, etwas Großes trotzdem geleistet zu haben. Es ist rührend anzusehen, wie das Volk ihn hier auf Händen trägt, jung und alt, Greise und Mütterchen, geschweige die Jugend, machen Front, wo er sich nur blicken läßt. Er kann sich gar nicht bergen vor Blumen. Die Schlichtheit, Treue und der Charakter, der aus ihm spricht, sind wahrhaft herzerfrischend, wenn man aus der verfluchten Bande in Pleß herauskommt. Ich habe frisch von der Leber weg geredet und er und Ludendorff ebenso. Er will mich unterstützen so gut er kann, für die Türkei und die Uboote. Wir sind einig betreffs Rußlands und Belgiens, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Falkenhayn das Heft in der Hand hat: Gruppe Hindenburg, Gruppe Prinz Leopold, Gruppe Mackensen, alles wird eingestellt auf Falkenhayn.

Heute nachmittag sehr schöne Fahrt mit Spaziergang um einen Teil der Seen und durch die Feste Boyen. Erklärung der russischen Stellung. Die Kerls waren doch höllisch dicht hier dran, und Ruinen bezeichnen ihre zeitweise eroberten Orte. Sehr nette Tafelrunde. Ich

lin gut untergebracht und freue mich, morgen bis Memel mit meinem Salonwagen fahren zu können und erst von dort per Auto nach Libau Neun Stunden per Auto von hier wäre etwas viel gewesen. Außerdem kann ich im Salonwagen (Extrazug) lesen und Post abfertigen, du wirst in den nächsten Tagen keine Briefe von mir bekommen können, ich kann frühestens am 17. August wieder schreiben. Hier wird es schon etwas herbstlich. Morgen früh holt mich Hindenburg um 8 Uhr a. m. zum Spaziergang ab. Er sagte, wie ich auf die Kundgebungen der Bevölkerung überall, in Dörfern, auf den Fluren usw. hinwies: „Ja, die Leute sind rührend, aber ich würde gern darauf verzichten, wenn mein kaiserlicher Herr mich weniger distanzierte.“ Abendessen sehr nett, mit Ludendorff noch mehr gesprochen.

Im Extrazug Lötzen—Memel, 14. VIII.

Es war doch eine Herzenserquickung in Lötzen mit diesen Leuten (eine Gesellschaft von Brüdern, wie Hindenburg sagte) einen vollen Tag zusammen zu sein. Heute morgen von 8—9,30 Uhr machte ich einen herrlichen Spaziergang mit Hindenburg. Das Seengebiet mit seinen schönen Wäldern, seinem welligen, fruchtbaren Boden, den Seen, die in der Abendsonne wie Opal glänzten, und am Morgen wie Silberfluten, zeigte sich wirklich in entzückender Schönheit, die Luft von einer herben Kraft und jetzt noch nicht kalt. Hindenburg teilte vollständig meine Auffassung der Verhältnisse. Er hatte den Kaiser in Posen beschworen, die Sache anders zu machen. Der war aber von Falkenhayn aufs genaueste vorher instruiert und sagte ihm, er (Hindenburg) irre sich usw. Jetzt haben wir große Verluste und keineswegs Vernichtung erzielt, wie es durchaus wahrscheinlich war, und treiben langsam und sicher zum Stellungskrieg. Nach den ersten und ausreichenden Erfolgen unten mußten wir unsern Bahnvorteil benutzen und unsere Armeen in Masse auf den äußersten linken Flügel werfen, da der rechte wegen der Distanzen und schlechten Bahnen usw. dazu nicht brauchbar war. Er hält dies jetzt noch für richtig, wenngleich die ganz großen Erfolge nicht mehr möglich, und hat noch gestern oder vorgestern eine energische Depesche an Falkenhayn geschickt in diesem Sinn, um ganz loyal zu sein, an Falkenhayn und nicht an den Kaiser. Er hofft, daß Falkenhayn jetzt vielleicht doch den Gedanken aufgreift. Ist das Ganze nicht furchtbar? Hier hat

man die Leute und Führung, die alles in Ordnung bringen würden und zum höchsten Ruhm vom Kaiser selbst die überwältigenden Siege herbeiführen würden, und man schiebt sie absichtlich beiseite. Ich bin in Lötzen mit überwältigender Freundlichkeit aufgenommen. Hindenburg hielt eine mich beschämende Rede auf mich, die ich sofort beantwortet habe. Ich schloß, vom Osten wäre in schwerster Zeit Preußen einst die Sonne aufgegangen, ich hoffte, daß dasselbe in dieser für Deutschland-Preußen ernsten Zeit sich wiederholte. Ich habe hier kein Hehl daraus gemacht, daß man die Flotte künstlich zurückgehalten hätte. Ich habe mit Hindenburg auch rückhaltlos meine Lage besprochen. Er billigte mein Verhalten; ich könnte nicht vor den Kaiser treten und ihm sagen: „Gib mir die Flotte." Ich konnte Hindenburg nicht abhalten, mich um 10,45 Uhr auf den Bahnhof zu bringen. Ludendorff erklärte es ebenfalls für aussichtslos, die Situation zu ändern. Übrigens wird Hindenburg von sich aus an Bethmann schreiben und ihn energisch für die Türkei und die Uboote interessieren. Ich schicke dir seine Stichworte, die Ludendorff mir auf dem Bahnhof noch gab.

Um 4 Uhr p. m. sind wir in Memel, dann per Auto drei Stunden nach Libau. Die Russen haben hier doch entsetzlich gehaust, namentlich viele Mädchen geschändet, die nun verzweifelt herumlaufen und von denen sich viele ertränkt haben sollen.

Die Demarche von Helfferich ist in Berlin schon bekannt und wird von Westarp und Bassermann für sehr gefährlich gehalten.

Danzig, 18. VIII.

Heute kam die Nachricht von der Luftbeschießung von London und der Vernichtung eines kleinen Kreuzers und eines Destroyers in der Nordsee. Auch die Vernichtung eines großen Transporters im Ägäischen Meer durch ein kleines Uboot ist nicht übel. Das ist um so erfreulicher, als ich kein rechtes Ziel sehe für unsere Operation im Rigaischen Meerbusen und die Gefahr durch russische Minen und Uboote doch sehr groß ist. Einsatz entspricht jedenfalls nicht dem möglichen Erfolg. Ich habe dem Oberkommando der Ostsee vergeblich abgeraten. Libau war recht interessant. Man hat dort ein Wilhelmshaven geschaffen, und als es fertig war, hat man gefunden, daß Reval doch

geeigneter wäre für diesen Zweck, ein echt russisches Kunststück! Der Ort zählt etwa 70—80000 Einwohner und ist Seebad für Kurland. Für uns, d. h. für die Marine, hätte Libau keinen großen Wert. Die Frage Kurland wurde lebhaft erörtert, und unsere dortigen Armeeherren waren sehr für Behalten; es wird auch schwer sein, es zu verlassen. Von einer Neigung, preußisch zu werden, ist in der Bevölkerung sicher nicht die Rede. Vielleicht machen einige baltische Barone eine Ausnahme, die sonst fürchten, nach der Wiederbesetzung durch die Russen gehängt zu werden. Andererseits würden aber auch keine großen Schwierigkeiten entstehen, wenn Kurland zunächst auf 20 Jahre „Kolonie“ würde. Die Einnahme von Kowno und das sonstige Vordringen unserer Armee sind an sich gewiß sehr erfreulich, aber irgendwie entscheidend sind sie nicht. Wir haben noch absolut keine Sicherheit bezüglich der Balkanstaaten, und die Türkei bleibt die große Gefahr.

Danzig, 19. VIII.

Gestern abend bei der Kronprinzessin, sehr liebenswürdig empfangen. Die kleinen Prinzen standen Fallrepp und dahinter die Mutter, die außerordentlich wohl und hübsch aussah. Das Haus (Geschenk der klugen Stadt Zoppot) liegt entzückend und ist innen ein Schmuckkästchen. Das Hauptzimmer, Parterre, ganz weiß mit etwas Gold, führt sofort auf die Terrasse, von der man über Gesträuch usw. die ganze Bucht sieht. Eine halbe Stunde Unterhaltung allein. Ich habe sehr offen gesprochen und besonders für Hindenburg plädiert. Kapitän Mann erzählte mir, Prinz Joachim hätte einen sehr dringlichen Brief an die Kronprinzessin geschrieben — jedenfalls behufs Weitergabe an ihren Mann —, sie möchte doch alles tun, um Hindenburg zu unterstützen, der ganz untergebuttert würde; sie hätte dann hinzugefügt: just the same with our old navy man. Mir erzählte die Kronprinzessin, Falkenhayn hätte außerordentlich gewonnen durch seine Erfolge im Osten. Ich sagte, es wären nicht die Erfolge von Falkenhayn, sondern die der Feldgrauen. Meines Erachtens hat Hindenburg unzweifelhaft recht gehabt. Hindenburg, Ludendorff und Hoffmann bilden eine hervorragende Gruppe, die die Geschicklichkeit der Russen im Ausbüchsen aus dem ff. kannte. Unsere Lage ist so, daß wir mehr brauchen als bloßen Frontalsieg mit erheblichen Verlusten. Die

Sache wäre schon mindestens vor drei Wochen erledigt gewesen. Diese drei Wochen können aber für die Gesellschaft Griechenland, Rumänien usw. entscheidend sein; hoffentlich geht es doch noch gut, ist aber sehr gefährlich.

Zwischen Küstrin und Berlin, 19. VIII.

Trotz des starken Schüttelns möchte ich versuchen, dir ein paar Worte zu schreiben, ehe Berlin mich mit seinen Krallen umfängt. Die Rede des Reichskanzlers habe ich nur im Telegrammauszuge gelesen. Sie wurde mit großem Bravo begrüßt. Das, was er über die Freiheit der Meere sagte, ist meines Erachtens Wind; über diese Art von Freiheit wird er sich mit England verständigen können. Das wichtigste in seiner Rede war die Behandlung der Polenfrage. Wir haben zweifellos Friedensanerbietungen den Russen gemacht; alle auswärtigen Blätter sind voll davon. Dabei ist wohl die Androhung eines von Rußland befreiten Polens als Druckmittel benutzt worden. Nach der Rede Bethmanns hat Rußland mit „Nein" geantwortet, was vom Ausland bestätigt wird. Wir sitzen im Osten jetzt fest, und England wird sehr zufrieden sein. Ich beabsichtige einige Tage in Berlin zu bleiben, um mich zu orientieren, dann nach Pleß zum Vortrag zu fahren und bald nach Berlin zurückzukehren. Da Capelle ernstlich krank ist, werde ich später doch in Berlin bleiben müssen, da das Amt sonst gar nicht funktioniert.

Ich habe U. ganz richtig verstanden betr. seiner Benutzung der Londoner Deklaration. Ich fürchte aber für den Friedensschluß, dann wird sie als Freiheit der Meere ausposaunt, gibt England alles und uns praktisch nichts.

Berlin, 22. VIII.

Der Erfolg Bethmanns und Helfferichs machen meine persönliche Lage recht schwierig. Ich fürchte, der Arabic-Fall wird weiteren Anlaß zum Sturm gegen die Uboote geben. Wenn eine weitere Einschränkung erfolgt, so ist das für mich ein sehr unglücklicher Moment, auf meinem Aussteigen zu bestehen. Ich habe höchstens die Konservativen hinter mir. Man wird auch sagen, jetzt ist in erster Linie Hilfe für die Türkei nötig und das andere könne warten. Militärisch ist das nicht unrichtig. Die Schwierigkeit liegt nur darin, den un-

beschränkten Ubootskrieg gegen England wieder aufzunehmen, wenn er einmal vertagt und unterbrochen wird. Ich gehe aber trotzdem in den Augen des Volks als Prinzipienbock. Dazu kommt, daß, wenn der Krieg weiter geht — und nach allen Nachrichten aus England wird er es tun —, man doch vielleicht im Winter darauf wird zurückkommen müssen. Ich habe jetzt die Rede Bethmanns gelesen, die großen Eindruck gemacht hat wegen der Kriegsziele und darum seine Stellung so gehoben hat. Jeder liest natürlich das heraus, was ihm paßt, aber immerhin hat er sich doch weiter gebunden. Vor der Rede lagen die Verhältnisse anders.

Ich wurde unterbrochen durch Schulze[1]), der acht Tage Urlaub hat. Es lag mir viel daran, ihn zu sprechen, auch wegen des Ubootskrieges in Flandern. Er übersah sofort meine außerordentlich schwierige Position, war aber seinerseits trotzdem der Ansicht, weder ich noch der Kaiser könnte jetzt einen Eklat machen. Ich bin dessen nicht so sicher, der Kanzler hat eine gute Gelegenheit, mir das Genick oder das Rückgrat zu brechen. Mit unserer Riga-Expedition bin ich gar nicht zufrieden; trotz telegraphischen Abratens von mir ist es geschehen, und wir haben uns tatsächlich blamiert und schmerzliche Verluste für nichts erlitten.

Berlin, 24. VIII.

Du wirst zu kurz kommen in diesen Tagen, denn ich werde von Besuchen und Krimskrams erstickt. Dazu haben sich noch viele Leute gefunden, die mir schriftlich gratulieren für eine „Merite", die ich nicht anerkenne. Ich habe noch nichts gehört, wie sich der Arabic-Fall gestaltet. Soeben verläßt mich der brave Barnabe[2]), der mich wegen Torpedierung zweier spanischer Schiffe interpellierte. Wir wissen natürlich nichts, denn wenn es unsere Uboote gewesen sind, so müssen sie erst zurück sein, ehe wir etwas Sicheres erfahren können. Inzwischen arbeitet dann die englische Presse. Außerdem können sich die Engländer alles erlauben und wir nichts. Du hast ganz recht mit der langen Rede von Bethmann. Wenn man hinter die Kulissen gesehen hat, so beurteilt man die Sentimentspolitik, die wir getrieben haben, anders. Aber das deutsche Volk ist immer noch sentimental,

[1]) Korvettenkapitän E. E. Schulze, Erster Admiralstabsoffizier des Marinekorps.
[2]) Spanischer Botschafter.

und darum machte die Rede Eindruck. Unsere Diplomaten waren gewiß miserabel, aber eine Entschuldigung haben sie für sich. Es war ihnen nie ein „Ziel" gesteckt, und wenn es geschah, wie z. B. die Verbrüderung mit England, so war es ein falsches, weil es eben unerreichbar war und noch ist. Dabei fürchte ich, daß dieser Gedanke noch gar nicht tot ist. Die Schaffung eines selbständigen Polen usw. wird uns auf 100 Jahre mit Rußland verfeinden, und daraus kann sehr leicht ein Vasallentum unter England entstehen. Wir sind auch in Belgien sentimental. Anstatt Flamen gegen Wallonen auszuspielen, betreuen wir das Land und stärken ein belgisches Nationalgefühl, welches eigentlich gar nicht vorhanden ist. Bezüglich der Handelsbeziehungen nach Japan und überhaupt der Versöhnung mit den Japs habe ich schon verschiedenes getan. Es führt aber zu weit, mich hierüber jetzt auszulassen. Bei meiner Stellung zur Wilhelmstraße, die fortwährend gegen mich wühlt, ungeachtet meiner bisherigen Zurückhaltung, kann ich wenig tun. Die Leute betrachten jedwede Anregung als Eingriff in ihre Prärogative.

In der Wilhelmstraße ist man ganz kopflos, wie ein bekannter amerikanischer Reporter sagt. Heute abend große Konferenz zwischen Jagow und Gerard. Letzterer weiß natürlich, daß er durch Bluff fast alles durchsetzen kann. Wir haben so viel zurückgezoppt, daß wir weiter rutschen werden. Ich war heute bei Löbell, um mich im allgemeinen zu informieren. Der war auch keineswegs entzückt über die lange Rede; er faßte sie so auf, daß die sachliche Spitze lediglich gegen Rußland ginge und der Kanzler England gegenüber sagte: „Du bist mir zwar untreu geworden und bist sehr häßlich gewesen, aber trotzdem bin ich bereit, dich von neuem an meinen Busen zu nehmen," oder mit andern Worten, „überlasse mir Rußland und ich überlasse dir Belgien".

Die Affäre in Riga ist ein Schulbeispiel für unser Durcheinander in der Marine. Wir haben einen Luftstoß gemacht, und die Russen schlachten es als großen Seesieg aus. Ich hatte von Libau aus dringend abgeraten.

Berlin, 25. VIII.

Du hast ja ganz recht mit dem Gedanken, nicht die Verhältnisse zu zwingen, sondern sich ihnen anzupassen und das Beste daraus zu

machen. Ich habe das ja auch diese langen Jahre ziemlich fertig gebracht. Jetzt liegt die Sache doch aber anders. Die absolute Herrschaft hat eben Bethmann und seine Leute, dazu Falkenhayn. Denen bin ich ein Dorn im Auge, und sie lassen mich überhaupt nicht heran. Dagegen bin ich völlig machtlos. Die eigentliche Ursache liegt, abgesehen von der Vergangenheit, in dem Umstand, daß ich nach wie vor an eine wirkliche Verständigung mit England nicht glaube und das Prinzip des Nachlaufens früher und auch jetzt für unzweckmäßig halte. Dazu kommen dann im akuten Fall die Schwierigkeiten, die jeder Seekrieg mit den Neutralen verursacht. Ich sehe auch die Sachlage gar nicht bloß unter dem Gesichtspunkt an: wie kann ich da herauskommen. Aber daß man mich planmäßig lahmgelegt hat, darüber kann kein Zweifel sein. Mit der Rede Bethmanns hast du ganz recht, echt deutsch und darum erfolgreich! Der Geschichtsschreiber nach 50 Jahren wird anders urteilen. Mit dem Nachtzuge fahre ich ab nach Emanuelssegen. Ich verlasse das Amt und Berlin recht ungern wegen der augenblicklichen Situation, aber es geht nicht anders. Für mich ist die Krankheit von Capelle doch ein großer Ausfall.

Emanuelssegen, 26. VIII.

Es war, wie ich vorausgesehen hatte, ein planmäßig angelegter Überfall des Kanzlers auf die Uboote. Er hatte, obwohl ich mit ihm in Berlin zusammen war, kein Wort verlauten lassen. Im Gegenteil hatte Jagow in der Budgetkommission erklärt, am Ubootskrieg würde nicht gerührt. Gestern abend erhielt ich in Berlin Befehl, „am nächsten Mittag 12 Uhr Vortrag". Der Kanzler fuhr im gleichen Zuge; in Kattowitz erwartete mich Bachmann mit der Nachricht, wir sollten sofort kommen. Ich fuhr aber zunächst hierher, um mein besseres Jackett anzuziehen. Bethmann, Treutler, ich und Bachmann. Ersterer riesengroß; aber er wolle jetzt ruhig schlafen und nicht immer auf einem Pulverfaß sitzen. Er wolle jetzt Wilson sagen lassen, die Uboote hätten Befehl, Schiffen mit amerikanischer Besetzung nichts zu tun. Wir wurden nicht einig, da er ganz unnahbar, danach Vortrag. Falkenhayn war bearbeitet, Admiral v. Müller dito, die übrigen Kollegen nickten immer Zustimmung. Aber dem Kaiser war die Sache unbehaglich. Er übersah die Tragweite der Entscheidung und stimmte uns leise zu, daß man doch erst abwarten müsse, wie der letzte Fall

sich zugetragen hätte usw. Falkenhayn hatte erst sehr energisch Bethmann zugestimmt; als er sah, daß der Kaiser nicht recht heranwollte, steuerte er in die Politik des Abwartens um, Müller auch etwas. So wurde keine Entscheidung gefällt. Bethmann wütend, sagte nach Tisch zu Bachmann, dafür übernehme er nicht die Verantwortung, er ginge nicht früher aus Pleß, bis eine Entscheidung in seinem Sinne erfolgt sei usw. Er sagte, auch im Auslande glaubte man, er könne gegen uns nicht an, das ginge nicht usw. Eitelkeit und Empfindlichkeit spielen dabei eine große Rolle. Er arbeitet nun eine Denkschrift aus, und der Kaiser wird sich unter dem Druck der gesamten Kamarilla strecken, das ist keine Frage. Wir wollen nun Müller bitten, morgen herzukommen, um über die Möglichkeit eines Kompromisses zu verhandeln. Bethmann will im wesentlichen das mitteilen, was bereits befohlen ist[1]: (Mehr soll vorläufig nicht befohlen werden.) Es ist aber immerhin ein Unterschied zwischen einem Geheimbefehl, der die Engländer doch im Zweifel läßt, was wir tun, und der Veröffentlichung. Alsdann soll der ganz große Fall Lusitania einem Schiedsgericht unterbreitet werden und die Freiheit der Meere in Gestalt der bekannten Deklaration angeboten werden. Damit hat dieser Passus in der Rede Bethmanns die Definition: England behält alles und wir ein Nichts. Er geht zweifellos darauf aus, Belgien preiszugeben und Rußland zu zertrümmern unter Errichtung eines autonomen Polens. Friedrich der Große und Bismarck werden sich bereits im Grabe umgedreht haben, und an die Wirkung der Stimme des Schützengrabens vor der Entscheidung in diesem Sinne glaube ich nicht. Sie wird erst einsetzen, wenn es zu spät ist. Was ich nun tun werde, weiß ich nicht, ich muß erst die Entwicklung dieser Sache abwarten.

Emanuelssegen, 27. VIII.

Gestern hatte der Kaiser entschieden, daß die Instruktion für Bernstorff zwischen dem Kanzler und uns verabredet und besprochen werden sollte. Inzwischen hat heute morgen, ohne uns zu rufen, Bethmann den Kaiser herumbekommen. Müller und Treutler kamen heute nachmittag zu uns. Ersterer wich aus, machte liebenswürdige Redensarten. Der Kollege teilte mit, daß die Sache bereits entschieden

[1]) Siehe oben S. 357.

sei. Ich glaube nicht, daß ich das einstecken kann, und fahre morgen abend nach Berlin. Ich kenne leider die Instruktion nicht, will sie aber vom Kanzler einfordern und danach handeln. Ich glaube, die Sache geht mit mir zu Ende. Morgen muß ich noch einen angesagten Vortrag halten über Libau. Denselben absagen, ohne gleichzeitig meinen Abschied einzureichen, kann ich nicht. Deshalb fahre ich noch nach Pleß. Müller versucht einige Kompromisse.

Mit dem definitiven Verlassen des Hauptquartiers fand diese Kriegskorrespondenz ihr Ende.

II. Bemerkungen zu unserer Schiffsbaupolitik

1

Die fachmännische Unterlage des öffentlich gegen die Marine geführten Verleumdungsfeldzuges mußten einige Zeitungsschreiber beschaffen, die auf Grund früheren Dienstes in der kaiserlichen Marine sich von dem Eingeständnis entbunden fühlten, daß sie weder mit einem modernen Schlachtschiff noch mit einem Uboot je dienstlich zu tun gehabt haben. Das einhellige Urteil der urteilsfähigen Seeoffiziere blieb im Hintergrund, weil die Marine nicht gewohnt war, in Zeitungen zu kämpfen. Neben den öffentlichen Verdächtigungen ging ein in seiner Art viel gefährlicheres Raunen „eingeweihter" politischer Kreise.

Zu den Maßnahmen, die mit einer gewissen Planmäßigkeit, jedenfalls in großem Umfange von Interessenten, um meine Stellung vor der Nation, in der Marine und bei dem Kaiser zu erschüttern, gehören die Ausstreuungen, die über die unzureichende Konstruktion unserer Schiffe und Waffen in Umlauf gesetzt wurden. Durch alle möglichen Kanäle wurde verbreitet, daß unsere Schiffe verkonstruiert, daß sie namentlich unterarmiert und nicht für das Feuern auf weite Distanzen eingerichtet seien. Die Schlacht vom Skagerrak hat zwar den Gegenbeweis geliefert und Admiral Scheer veranlaßt, dem Kaiser den großen Anteil, den die Vorzüglichkeit des Materials an dem Erfolg der Schlacht gehabt hatte, zu melden. Der Kaiser sah sich unter der Stimmung des Offizierkorps veranlaßt, in einer Depesche aus Wilhelmshaven dieses Verdienst um die Marine noch nach meiner Verabschiedung mir gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Da aber mit derartigen Behauptungen auch jetzt noch Stimmung gemacht wird, und es Interessenten gibt, welche die geschichtliche Verantwortung der ungenügenden Ausnutzung unserer tatsächlich vorhandenen Seemacht von sich abschieben und den Fehlern zuschieben möchten, die während meiner Amtszeit gemacht sein sollen, gehe ich auf einige dieser mir zu Ohren gekommenen Vorwürfe ein.

Zunächst ist der Eigenart unseres Volkes zu gedenken, das fremde Erzeugnisse leicht höher einschätzt als die eigenen. Von dieser Eigenart ist auch unsere Marine, namentlich der englischen gegenüber, nicht frei gewesen. Man war geneigt, die Renommierangaben englischer Firmen als bare Münze anzunehmen und neue technische Fortschritte auch für ältere Schiffe schon als vorhanden zu betrachten. Auch wenn es uns gelang, englisches Material zum Vergleich heranzuziehen und den praktischen Gegenbeweis zu liefern, war es doch häufig schwer, in dieser Hinsicht die Front zu überzeugen, sobald eine vorgefaßte Meinung einmal bestand oder eine

äußerliche Überlegenheit, z. B. im Kaliber, vorhanden war. So konnten wir z. B. wissenschaftlich und technisch den unumstößlichen Beweis liefern, daß unser Geschütz-, Geschoß- und Panzermaterial dem englischen überlegen sei. Es wurde darüber oft mit dem Schlagwort, das wären Schießplatzresultate, hinweggegangen, ohne zu bedenken, daß nur auf solchem Wege einwandfreie Vergleiche überhaupt möglich wären. Charakteristisch ist der in einer Denkschrift Admiral v. Ingenohls getane Ausspruch, er hätte erst durch die Kriegserfahrung sich die Überzeugung schaffen können von der ganz außerordentlichen Wirkung der bei uns eingeführten Panzersprenggranaten und ihrer gewaltigen Überlegenheit den entsprechenden englischen Granaten gegenüber. Auf die Konstruktion dieser Panzersprenggranaten hatten wir aber besonders große Mühe und Arbeit gewandt.

Außer der Eigenart dieser vielfach bei uns vorhandenen Denkungsweise muß beachtet werden, daß eine richtige Beurteilung der geschaffenen Seemacht nicht einzelne Lücken herausgreifen darf, sondern das Geschaffene als Ganzes betrachten muß. Lücken mußten selbstverständlich in unserer Seerüstung vorhanden sein, denn um eine Seemacht zu schaffen, bedurfte es der Arbeit einer ganzen Generation, und diese Zeit ist uns vom Schicksal nicht gegeben worden.

Ferner muß berücksichtigt werden, daß unsere Marine, gemessen an den fremden großen Marinen, sich stets in einer Geldbedrängnis befand, die namentlich in den letzten 5 Jahren vor dem Kriege durch die Stellungnahme des Reichskanzlers die Flottenentwicklung im höchsten Grade hemmend beeinflußte. Bei den Etatsaufstellungen dieser Zeit wurde uns jedes Jahr, veranlaßt durch den Reichskanzler, vom Reichsschatzsekretär in energischster Weise mitgeteilt, daß wir nur mit geringen Mitteln rechnen dürften, und deshalb wurden, um zu Etatssummen zu kommen, über welche überhaupt mit dem Schatzamt verhandelt werden konnte, alle von den verschiedenen Marineteilen einlaufenden Forderungen bei den Vorarbeiten zum Etat aufs äußerste beschnitten. Die Marineverwaltung trat somit bereits mit Minimalforderungen an das Schatzamt heran. Anstatt aber eine Anerkennung für unser Verhalten zu ernten, zwang uns das Schatzamt noch jedesmal sehr erhebliche Verkürzungen des von uns als Mindestmaß bezeichneten Etats auf.

Es handelte sich bei den Verhandlungen mit dem Schatzamt in den letzten Jahren vor dem Kriege nicht um Summen, die finanziell für das Reich wirklich ins Gewicht fielen. 10 Prozent der Militärvorlage von 1913 würden stark fühlbare Bedürfnisse der Marine zu befriedigen imstande gewesen sein. Ich nenne als Beispiel eine gewisse Beschleunigung der Bauten bewilligter Fahrzeuge, die Beschaffung von Heizölvorräten, Verbesserung der artilleristischen Kommandoeinrichtungen der Schiffe, schnellere Verwertung technischer Errungenschaften und ähnliches. Bei der tatsächlichen Geldknappheit, mit der die Marineverwaltung rechnen mußte, und der durch Schatzamt und Reichstag stark genährten Sorge vor Etatsüberschreitungen wird man verstehen können, mit welcher Zurückhaltung über die erreichbaren

Mittel disponiert werden mußte, und wie wir stets gezwungen waren, die tunlichst kleinsten Übel in den Kauf zu nehmen, die deshalb doch eben Übel blieben. Die verschiedenen Marineteile, welche die verfassungsmäßigen Grundlagen für die Weiterentwicklung der Marine nicht übersehen konnten, schoben die Schuld stets dem Staatssekretär des Reichsmarineamts zu, wenn ihre Forderungen nicht bewilligt wurden, in dem Gedanken, daß gerade ihre spezielle Forderung die unerläßlichste wäre und der Staatssekretär sich dafür hätte einsetzen müssen. Wir standen während des Flottenbaus in der Etatshöhe unter den Großmächten bis 1905 an fünfter Stelle, 1906 (nach dem Ausfall der russischen Flotte) an vierter, von 1907 (bei Frankreichs Zurückbleiben) bis 1912 an dritter, 1913 (nach dem Wiedererstarken des russischen Flottenbaus) wieder an vierter Stelle. So wenig haben wir im „Wettrüsten" angeführt. Wenn wir auch durch Sparsamkeit und Fleiß die zweitstärkste Flotte schufen, so blieben doch viele Wünsche unerfüllt.

Ich komme nun auf die Vorwürfe bezüglich unseres Materials im einzelnen.

Beim internationalen Wettlauf im Bau der großen Schiffe glaubte ich aus politischen und finanziellen Gründen nicht als der Schrittmacher erscheinen zu dürfen. In großen Änderungen, z. B. dem Übergang zum Dreadnoughtbau und gelegentlich auch der Steigerung im Kaliber, sind wir den Engländern meist erst ein Jahr später gefolgt; trotzdem bin ich der Überzeugung, daß, wenn man die technischen Perioden als Ganzes zusammenfaßt, unser neueres Schiffsmaterial dem der Engländer überlegen war.

Es kommen für große Änderungen noch andere Faktoren in Betracht, die mitbestimmend waren. So hatten wir 1906 nur eine Firma in Deutschland, die obendrein mit englischem Patent große Schiffsmaschinen mit Turbinenbetrieb bauen konnte. Wir mußten uns daher zunächst beschränken, nur die großen Kreuzer hiermit zu versehen, und behielten für das 1906 begonnene Linienschiffsgeschwader die Kolbenmaschinen noch bei, deren Beibehaltung mit der von manchen Kritikern getadelten Turmaufstellung der schweren Geschütze im Zusammenhang steht. Anderseits machte diese Aufstellung ein Feuern nach beiden Seiten möglich, was gewisse taktische Vorteile beim Überflügeltwerden der eigenen Linie infolge zahlenmäßiger Überlegenheit des Gegners, bei einem Stoß gegen die feindliche Linie und bei dem Schiffsgemenge (mêlée) in sich schloß. Wir mußten beim Bau der einzelnen Geschwader mit Rücksicht auf unser Wehrsystem auch stärker auf Gleichartigkeit der einzelnen Schiffe untereinander sehen, um den Austausch der Mannschaften, die Auffüllung mit Reservisten nicht zu schwierig zu machen und den Austausch von Reserveteilen zu erleichtern. Dazu kommt der taktische Vorteil hinzu, den eine solche Gleichartigkeit mit sich bringt.

Was die schwere Artillerie anbetrifft, so blieb sie im Kaliber mit Ausnahme der neuesten Schiffe hinter den englischen zurück. Das konnten wir uns aber zugunsten anderer Vorteile leisten, denn die Durchschlagskraft

unserer schweren Geschütze blieb völlig gleichwertig der Durchschlagskraft der Geschütze englischer gleichaltriger Schiffe, und auf diese kam es in erster Linie an. Daß unsere Geschosse nachher im Innern des feindlichen Schiffes wirkten, dafür sorgte ihre Art. Als wir erfuhren, daß die Engländer ihre Geschützleistungen weiter vermehren wollten, und die Annahme wahrscheinlich wurde, daß sie auch ihre, der unsrigen bisher unterlegene Panzerstärke vergrößern würden, beschlossen wir 1912/13, unter Übergehung eines Zwischenkalibers sogleich auf ein so hohes Kaliber zu gehen, daß für das vom Jahre 1913 ab in Bau zu gebende Geschwader wir unter allen Umständen mit unserer Steigerung auskommen konnten, und wählten das 38-cm-Kaliber. In der Tat gingen die Engländer gleichzeitig mit uns zu diesem Kaliber über.

Die nachfolgende, auf amtlichem Material beruhende Tabelle, zeigt die erhebliche Unterlegenheit der englischen Großkampfschiffe in der artilleristischen Durchschlagsleistung. Es ist dabei zu bemerken, daß die auf deutscher Seite vorhandenen Vorteile, wie Größe der Panzerplatten, Qualität des Panzers und des Geschoßmaterials nicht berücksichtigt sind.

Es ließen sich dicke Bücher schreiben, um im einzelnen nachzuweisen, wie wir den Vorteil unserer Kruppschen Geschütze über die dicken englischen Drahtkanonenrohre ausgenutzt haben. Laien, die sich für diese Fragen interessieren, möchte ich nur insofern einen Begriff geben, als die Gewichte, die wir bei einem etwas geringeren Kaliber sparen konnten, sehr bedeutend waren, denn jede Vergrößerung übertrug sich sogleich auch auf die Turmkonstruktionen mit ihrem schweren Panzer und fraß Gewichte. Das wäre aber ein Fehler gewesen, wenn — wie tatsächlich der Fall — es für die Durchschlagsleistung unserer Geschütze nicht nötig und nicht von wesentlichem Nutzen war. Denn wir bekamen diese Gewichte nunmehr für andere Zwecke frei. Im Kapitel Flottenbau ist über die Sinksicherheit unserer Schiffe bereits gesprochen worden, wo der Gewichtsaufwand ins große ging. Ich will hier nur einige Vorteile herausgreifen, die wir vor den englischen Schiffen voraus hatten und welche unter anderem durch die rationelle Abmessung unsrer schweren Kaliber möglich wurden. Wir hatten einige 100 t anzuwenden für unsere Büchsenkartuschen gegenüber den Seidenzeugkartuschen der Engländer; die Folge war, daß beim Inbrandgehen der Pulverkammern die englischen Schiffe in die Luft gingen, wie die Schlachtkreuzer „Queen Mary", „Indefatigable", „Invincible", während auf „Seydlitz", auf dem ebenfalls Feuer in die Pulverkammer gelangte, wohl Ausbrennung der betreffenden Pulverkammer und Menschenverluste eintraten, aber keine Explosionen. Einige hundert Tonnen legten wir zur Verstärkung der Schiffshaut noch unterhalb des schweren Wasserlinienpanzers an, um gegen Artillerieunterwassertreffer gemäß unseren Erfahrungen bei Versuchen gegen Schiffsziele besser geschützt zu sein. Unser vorderer Kommandoturm wog allein 400 Tonnen; er hatte die außerordentliche Panzerstärke von 400 mm, und war so breit, daß man auf beiden

Durchschlagsleistung der deutschen und englischen schweren Kanonen bei annähernd gleichaltrigen Schiffen.

Jahr der Stapellegung	Deutschland				England				Die deutschen / *englischen* Geschütze durchschlagen den englischen / *deutschen* Panzer bei 60° Auftreffwinkel auf m			
	Klasse	Kaliber der schweren Artillerie	Panzer mm		Klasse	Kaliber der schweren Artillerie	Panzer mm		Gürtel		Drehturm	
			Gürtel	Drehturm			Gürtel	Drehturm				
1901	Braunschweig	28 cm S. K. L/40	225	280	Duncan	30,5 cm L/40 M. IX	178	254	5400	*5300*	2500	*3100*
1906	Nassau	28 cm S. K. L/45	290	280	Dreadnought	30,5 cm L/45 M. X	279	279	6100	*3700*	6100	*4100*
1908	Ostfriesland	30,5 cm S. K. L/50	300	300	St. Vincent	30,5 cm L/50 M. XI	254	279	10100	*6100*	8700	*6100*
1909	Kaiser	"	350	300	Colossus	"	279	279	8700	*3600*	8700	*6100*
1910	Kaiser	"	350	300	Orion (1910/11)	34,3 cm L/45	305	305	7300	*5200*	7300	*7800*
1911/12	König	"	350	300	Iron Duke	"	305	305	7300	*5200*	7300	*7800*
1908	Moltke	28 cm S. K. L/50	270	230	Indefatigable	30,5 cm L/45 M. X	203	178	10800	*4500*	11100	*6400*
1911	Derfflinger	30,5 cm S. K. L/50	300	270	Tiger	34,3 cm L/45	229	229	11700	*7800*	11700	*9500*
1913	Baden	38 cm S. K. L/45	350	350	Queen Elizabeth	38,1 cm L/45	343	356	9400	*7800*	8700	*7800*

Seiten an den Schornsteinen vorbei direkt nach achtern sehen konnte, was für die Gefechtsleitung aus dem Turm von großem Vorteil war. Die Türme, die einen besonderen Turm für die Artillerieleitung umschlossen, hatten direkt schachtartige Verbindung nach den unteren Räumen, besonders nach der Zentralkommandostelle, die sich mittschiffs unter Wasser befand und in einem Mittelgang endete, der die elektrischen Verbindungen in absolut schußsicherer Lage enthielt. Unsere Einrichtungen für Nachtgefecht waren hoch entwickelt. In der Nacht nach der Schlacht von Skagerrak erwiesen sich die englischen Vorkehrungen im Vergleich dazu geradezu jämmerlich, wie mir ein befreundeter Offizier erzählt hat. Vollwertige ausgedehnte Mittelartillerie, hinter Panzer stehend und durch Traversen geschützt, hatten wir entgegen der englischen Flotte auf allen großen Schiffen. Die Schiffstorpedoarmierung unserer großen Schiffe war besonders stark. So hatten unsere Linienschiffe 6—7 Torpedorohre unter Wasser. Bei durchgeschlagener Schlacht hätte diese Stärke allein die Entscheidung herbeiführen können. So könnte ich noch vieles anführen. Es handelt sich hier um ein Gebiet, das nur mit einem großen geschulten Geschäftsapparat und unter Zuhilfenahme zahlreicher Spezialisten übersehen und bearbeitet werden kann. Die angeführten Beispiele reichen aber wohl für den Zweck aus. Sie zeigen auch genügend, mit welchem Verständnis diejenigen gewerbsmäßigen Marineschriftsteller, die in jetziger Zeit sich einen Gewinn durch Schmähungen verschaffen und ihre Unterlagen meist nur von mißvergnügten Subalternen haben, einem solchen Gebiet gegenüberstehen.

Hinsichtlich der kleinen Kreuzer ist der Vorwurf erhoben worden, daß dieselben zu leicht armiert gewesen seien. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß wir von dieser Schiffsklasse nur jährlich zwei auf Stapel legen konnten — das Flottengesetz hatte ursprünglich drei Kreuzer vorgesehen, der dritte Kreuzer wurde seinerzeit vom Reichstag abgesetzt —, während die Engländer, ihren transatlantischen Bedürfnissen entsprechend, das drei- oder vierfache an Zahl pro Jahr auf Stapel gelegt hatten. Dieser Umstand ermöglichte auch den Engländern, im Kriege stets kleine Kreuzer der modernsten Art unseren Kreuzern, bei denen auch ältere Jahrgänge verwendet werden mußten, entgegenzustellen. Unsere kleinen Kreuzer mußten ferner sowohl für Auslandsdienst wie auch für die heimischen Gewässer eingerichtet werden; wir legten deshalb besonderen Wert auf eine hohe Geschwindigkeit. Diejenigen englischen kleinen Kreuzer, die mit 15-cm-Geschützen armiert waren, waren unseren gleichaltrigen kleinen Kreuzern an Geschwindigkeit unterlegen. Die „Karlsruhe" hat davon hervorragenden Gebrauch gemacht. Da ihre Aufgabe nicht das Gefecht war, so entzog sie sich mit leichter Mühe ihren Gegnern; sie war zu ihrer Zeit das schnellste Schiff auf dem Atlantik. Wenn man auf das Gefecht und den Verlust der „Emden" exemplifizieren will, so muß berücksichtigt werden, daß das englische Schiff um vier Jahre jünger und um etwa 2000 t größer war als die „Emden", einen Vergleich also nicht gestattet.

Die „Emden" war bei ihrem letzten Gefecht insofern noch besonders im Nachteil, als ein erheblicher Teil der Geschützmannschaften unter dem Ersten Offizier, Kapitänleutnant v. Mücke, und zwei anderen Offizieren behufs Zerstörung der Funkenstation an Land detachiert und daher bei dem Gefecht nicht anwesend waren.

Solange nun die Schußdistanzen der Torpedos geringere waren, also bis etwa 1910/11, und die Torpedoboote daher, um zum Schuß zu kommen, auf nähere Distanzen heranfahren mußten, reichte das 10-cm-Geschütz der kleinen Kreuzer in seiner Wirkung nicht nur zur Bekämpfung feindlicher Torpedoboote aus, sondern war einem Geschütz wie die 15 cm hierin insofern überlegen, als es in größerer Anzahl an Bord gegeben werden konnte und eine größere Feuergeschwindigkeit als das größere Kaliber besaß. Was die Wirkung gegen feindliche kleine Kreuzer anbetrifft, so blieb sie allenfalls genügend bis zu dem Zeitpunkt, in welchem man dem kleinen Kreuzer einen Seitenpanzer gab. Für die Verwendung der kleinen Kreuzer im Auslande erschien freilich schon früher ein größeres Kaliber erwünscht. Die Interessen der heimatlichen Kriegsführung, welche, so wie unsere Verhältnisse lagen, die ausschlaggebenden bleiben mußten, standen nunmehr in einem größeren Gegensatz zur Verwendung im Ausland. Ich habe daher bereits seit 1910 Vorentwürfe für kleine Kreuzer mit schwererer Armierung durcharbeiten lassen. Im Jahre 1911 habe ich das Flottenkommando um Stellungnahme über diese Frage aufgefordert und ihm Extramunition bewilligt, um die Kaliberfrage an praktischen Versuchen zu studieren. Der Erfolg war, daß sowohl das Flottenkommando unter Admiral v. Holtzendorff wie der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe sich für Beibehalten des 10-cm-Geschützes als Einheitskaliber für die kleinen Kreuzer aussprachen. Der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe betonte hierbei die dadurch ermöglichte größere Geschützanzahl unter Beibehaltung der geringeren Dimensionen der kleinen Kreuzer, was für ihre Eigenschaft als Anti-Torpedobootsschiffe als Vorteil anzusehen sei. In der Tat waren die Engländer wohl aus ähnlichen Gründen von den nur mit 15-cm-Geschützen armierten kleinen Kreuzern zurückgegangen auf solche der Arethusa-Klasse, welche mit 10 cm als Hauptarmierung und je einem 15 cm an Bug und Heck armiert waren. Gegen eine Armierung mit zwei Kalibern, die ich ebenfalls zur Erwägung gestellt hatte, hatten sich alle Sachverständigen und Kommandostellen ausgesprochen. Trotz dieser Vorgänge und der damit verbundenen finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten habe ich mich in den ersten Monaten des Jahres 1912 aus eigener Initiative entschlossen, eine Kaliberänderung auf unseren kleinen Kreuzern vorzunehmen, und da wir zur gleichen Zeit erfuhren, daß die größere Sorte der englischen kleinen Kreuzer einen Wasserlinienschutz durch Seitenpanzer erhielt, waren wir meiner Ansicht nach genötigt, als Mindestkaliber für die kleinen Kreuzer gleich auf das 15-cm-Geschütz zu gehen, da geringeren Kalibern genügend panzerbrechende Wirkung nicht gegeben werden konnte. Bei dem hierüber statt-

findenden Immediatvortrag Anfang Mai 1912 ging der Kaiser entsprechend der Ansicht des Flottenkommandos zunächst auf diese Änderung nicht ein; er meinte, die Schiffe würden zu groß, und ein Geschütz wie das 13 cm der Armee genügte; ich möge diese Frage studieren. Da eine Änderung des Kalibers aber notwendig geworden war und nach von mir eingezogenen Erkundigungen das 13=cm=Armeegeschütz nicht ausreichte, so gab ich noch im Monat Mai den Auftrag, in die Konstruktion eines kleinen Kreuzers mit 15 cm einzutreten. Ende September 1912 genehmigte Seine Majestät den inzwischen fertiggestellten Entwurf für den kleinen Kreuzertyp mit 15 cm des Etatsjahres 1913. Einer dieser Kreuzer, „Wiesbaden", fand in der Schlacht von Skagerrak ein ruhmvolles Ende.

Betreffs unserer Torpedoboote wurde geklagt, daß dieselben nicht genügenden Heizvorrat hätten. Wir hatten hierbei mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß unsere Kohle nicht dasselbe leistete wie die englische Torpedobootskohle, und wenn wir uns auch einen kleinen Vorrat englischer Kohle für unsere Torpedoboote beschafft hatten, so war es doch unmöglich, für einen längeren Krieg ausreichende Mengen englischer Kohle auf Lager zu halten. Auch bezüglich der Verwendung von Heizöl als Brennmaterial, waren wir mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Beschaffung in großem Nachteil gegen England, das völlige Freiheit in dieser Hinsicht besaß. Da wir nicht annähernd genug eigene Ölquellen besaßen, so waren wir gezwungen, Kriegsvorräte uns zu halten. Für die großen Schiffe war das zunächst unmöglich. Ausgaben von hunderten von Millionen wären erforderlich gewesen; aber selbst für Torpedoboote mußten wir uns zunächst eine Zurückhaltung auferlegen. Im Jahre 1912 waren wir aber doch genötigt, zur reinen Ölfeuerung bei Torpedobooten überzugehen, weil wir die erforderlichen Fahrtleistungen mit Kohle nicht mehr erreichen konnten. Wir taten das mit dem Bewußtsein, daß wir mit dem Wegfall der Kohlenbunker einen ganz erheblichen Teil der Sink= und Feuersicherheit der Torpedoboote aufgaben. Die Engländer waren früher schon zur reinen Ölfeuerung übergegangen, waren aber in den letzten Jahren gelegentlich auf die Kohle als Heizmaterial zurückgekommen, weil die Betriebskosten mit Heizöl ihnen zu groß geworden waren. Man sieht daraus, daß auch die Engländer, die in ganz anderer Lage sich befanden als wir, bis kurz vor dem Kriege in dieser Frage geschwankt hatten.

Einen anderen Weg, die Dampfstrecke der Torpedoboote zu vermehren, bot die Vergrößerung des Deplacements, aber gerade die Front (Flotte und Torpedoinspektion) drängte noch in den Jahren 1909 und 1910 auf eine Verkleinerung der Boote, weil sie der Ansicht war, daß größere Boote für die Verwendung in der Schlacht, namentlich beim Durchbrechen der Linien, zu schwer zu handhaben seien. Auf dringendes Verlangen habe ich im Jahre 1910 den Vorschlag des Inspekteurs des Torpedowesens nachgegeben, eine Serie von Torpedobooten mit geringerem Deplacement und dementsprechend geringerem Kohlenvorrat bauen zu lassen, nachdem die Torpedoinspektion, welcher die Kon=

struktion und Beschaffung der Torpedoboote oblag, die Versicherung abgegeben hatte, daß die Dampfstrecke dieser Boote mit Hilfe stärkerer Ölverwendung sich nicht verringern würde. Diese Zusage der Inspektion ist nicht in Erfüllung gegangen, und im Jahre 1912 sind wir deshalb auf Boote größeren Typs wieder zurückgegangen. Eine wesentliche Vermehrung der Dampfstrecke konnte für Torpedoboote nur erreicht werden, wenn auch das Deplacement eine wesentliche Erhöhung erfuhr. Bei unseren Flottenmanövern in der Ost- und Nordsee war das Bedürfnis für solche Vermehrung der Dampfstrecke wenig in die Erscheinung getreten. Erst die Zurückhaltung der englischen Flotte während des Krieges und die sich daraus ergebende Möglichkeit, an der englischen Küste schlagen zu müssen, ließ das Bedürfnis einer wesentlich erhöhten Dampfstrecke stark in die Erscheinung treten. Wir halten nach Kriegsausbruch eine Anzahl für Argentinien in Deutschland gebauter Boote übernommen. Diese Boote waren für den Atlantik bestimmt und sehr viel größer als die Boote unseres Typs; sie hatten etwa ein Deplacement von 1800—2000 t. Man sieht, ganz abgesehen von der finanziellen Frage, daß das ganze Torpedobootswesen damit auf eine andere Basis gestellt wird; aus den Torpedo booten werden auf Kosten der Anzahl gewissermaßen Torpedoschiffe, die selbstverständlich auch eine Vermehrung der Artillerie beanspruchen. In der Schlacht vor Skagerrak waren sowohl diese großen, ehemals argentinischen Boote als auch Boote unseres eigenen Typs beteiligt. Wie mir berichtet wurde, haben sich für die Tagschlacht die Boote unseres Typs als geeigneter erwiesen.

Typenfrage und taktische Zusammenstellung waren für kleine Kreuzer und Torpedoboote 1912 in ein neues Stadium eingetreten. Bei der bisherigen Ausführung des Flottengesetzes hatten wir uns auf einen einzigen Kreuzertyp beschränkt, der für Auslandsdienst und zugleich für die heimischen Gewässer dienen mußte. Wir waren hierzu genötigt, weil die geringe Zahl der Schiffe dieser Art, über die wir verfügten, einen Austausch für beide Zwecke erforderlich machte. Als wir dann, wie vorher ausgeführt, zu einer erheblichen Vergrößerung der kleinen Kreuzer übergehen mußten, verloren diese dadurch wesentlich von ihrer Eigenschaft als Anti-Torpedowaffe: sie wurden für diesen Zweck zu groß und zu kostbar, und die Geschwindigkeit konnte nicht mehr als die Grundbedingung ihrer Konstruktion genommen werden. Um zwei verschiedene Typen bauen zu können, hätten wir mehr als zwei Schiffe pro Jahr bauen, also eine Gesetzesänderung vornehmen müssen. Das verbot sich indessen von 1912—1914 sowohl durch die politischen Verhältnisse als namentlich durch die Beschränkung in den Geldmitteln, welche uns aufgezwungen wurde. Der Weg, den wir daher in Erwägung genommen hatten, war eine gewisse Rückkehr zu dem Prinzip, welches wir in den ersten vierzehn Jahren unseres Torpedowesens hatten, als wir noch kleine Torpedoboote bauten, nämlich jeder Torpedobootsflotille ein größeres für sie passendes torpedobootsartiges Geleitfahrzeug mitzugeben. Da die Torpedoboote und ihre Organisation — weil

nicht auf historischer Typengrundlage beruhend — im Flottengesetz selbst nicht festgelegt waren, so hätten wir diesen Weg ohne weiteres betreten können, sobald die Mittel für die Marine reichlicher flossen. Eine kleine, aber in keiner Weise ins Gewicht fallende Lücke ist hierdurch in unserer Wehrmacht entstanden, die sich aber bei Vollendung des Flottengesetzes von selbst geschlossen hätte. Dies um so leichter, je deutlicher der Nutzen unseres erweiterten Auslandsdienstes weiteren Kreisen fühlbar geworden wäre. Die hier berührte Frage war vor dem Kriege im ganzen noch nicht reif und hätte für die heimische Kriegführung taktischer Erprobung bedurft, ehe wir in größerem Umfang ihre Lösung in die Hand nahmen.

2

Nun dürfte noch auf die namentlich von fortschrittlicher Seite erhobenen Vorwürfe, die Marineverwaltung hätte unter meiner Leitung die Entwicklung der **Unterseeboote** nicht genügend gefördert und die Bedeutung derselben nicht erkannt, insoweit einzugehen sein, als diese Vorwürfe nicht schon in der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstage vom Frühjahr 1917 eine amtliche und von allen Parteien anerkannte Widerlegung gefunden haben.

Beim Ausbruch des Krieges standen wir bezüglich der Ubootswaffe an der Spitze aller Marinen.

Was die technische Entwicklung des Ubootstyps und die Zahl hochentwickelter Uboote anlangt, so war dieser Erfolg erzielt worden, weil wir, entsprechend unseren Erfahrungen bei der Entwicklung der Torpedowaffe auch bei den Ubooten systematisch vorgingen und weil wir von Anfang an grundsätzlich ihre Fernverwendung als Ziel nahmen. Uboote, die nur für den Hafen und engere Küstenverteidigung dienen konnten, hatten für Deutschland bei seinen bisherigen Küstenverhältnissen keine wesentliche Bedeutung.

Abgesehen von einer großen Reihe von technischen Unterfragen war es vornehmlich der Motor, von dem die Entwicklung des Ubootes für die Fernverwendung abhängig war. Je stärker und besser der Motor, je mehr näherten wir uns der Fernverwendung und haben wir uns daher mit aller Kraft auf dessen Entwicklung geworfen.

Zur Gewinnung eines geeigneten Ölmotors wurde nach dem Abschluß der Erprobungen von „U 1" im Beginn des Jahres 1908 eine Konkurrenz der leistungsfähigsten Motorfirmen auf den Bau eines 850 pferdigen Motors ausgeschrieben. Es wurden hierzu Verträge geschlossen mit M.-A.-G. Augsburg, M.-A.-G. Nürnberg, Germaniawerft Kiel, Körting Hannover, Fiat Turin. Wir hatten mit dem Körtingschen Motor bei U 1 schon erhebliche Leistung erzielt, und es war anzunehmen, daß auch stärkere Maschinen dieser Art betriebsfähig werden würden. Beschaffungen von Ubooten dieser Art in großem Maßstabe zu diesem Zeitpunkt zu machen, wäre aber ein Fehler gewesen, denn einmal waren damals eine Reihe von anderen Ubootselementen noch nicht reif und bedurften notwendiger Weiterentwicklung,

um unseren Zwecken zu genügen. Auch kannten wir nicht die Einwirkung erheblicher Bootsvergrößerung auf die Taucheigenschaften. Vor allem aber hätte der Körtingmotor selbst uns kein für den Krieg voll brauchbares Uboot für Fernverwendung verschafft, weil die Sichtbarkeit der Boote durch Rauchentwicklung am Tage und Feuererscheinung bei Nacht zu groß war. Trotzdem haben wir uns nicht abhalten lassen, um die Entwicklung aller übrigen Ubootselemente nicht zum Stehen zu bringen, und in den nächsten Jahren im ganzen 17 Uboote mit Petroleummotor beschafft. Wie töricht der von demokratischer Seite gemachte Vorwurf ist, wir hätten in diesen Jahren Massenbestellungen von Ubooten versäumt und hätten uns dadurch einer großen Chance für den Weltkrieg begeben, erhellt, ohne auf die sonstigen Unmöglichkeiten eines solchen Vorgehens einzugehen, am besten aus der traurigen Tatsache, daß im Kriege unsere Petroleumboote in kurzer Zeit ein Opfer des Feindes wurden und wir die beiden letzten Boote dieser Art, welche übrig blieben, wegen ungenügender Kriegsbrauchbarkeit aus der Frontverwendung zurückzogen. Wären wir diesem Entwicklungsweg gefolgt, so hätten wir nie mit Aussicht auf Erfolg einen Ubootskrieg führen können.

Statt dessen haben wir alles getan, um neben dem Petroleummotor andere Motoren zu entwickeln, von denen der Dieselmotor zunächst die meisten Aussichten bot. Es gelang mit diesem, eine voll brauchbare Ubootsmaschine zu bauen, mit der von U 19 an bzw. von 1911 ab unsere Uboote versehen wurden. Die solchen technischen Neuerungen anhaftenden sogenannten Kinderkrankheiten wurden aber doch erst 1913 ganz überwunden, zu einer Zeit also, wo wir schon eine große Anzahl von Booten mit Dieselmotoren teils fertig, teils im Bau hatten.

Als der Krieg ausbrach, waren wir somit in der Lage, für die mobilmachungsmäßig telegraphisch zu bestellenden sogenannten M. S.-Boote einen voll kriegsbrauchbaren, materiell für Fernverwendung geeigneten Bootstyp zu besitzen. Im Juli 1914 waren fertig 28 Boote, im Bau begriffen 17, im ganzen 45 Boote. Das große Ubootressort in Wilhelmshaven sowie das Zweigressort in Helgoland, zu deren Herstellung ein ganzes Jahrzehnt erforderlich war, kamen der Vollendung nahe, waren im Anfang des Krieges aber noch nicht voll verwendungsfähig.

Vom technischen und materiellen Standpunkt hätte im ganzen nach Lage der Entwicklung des Ubootes für Fernverwendung und der für Hafen- und Werftbauten erforderlichen Zeit ein wesentliches Mehr bis zum Sommer 1914 nicht geschaffen werden können. Die Zahl der fertigen Boote wäre erheblich höher gewesen (41 statt 28), wenn die Industrie in der Lage gewesen wäre, ihre Zusagen, die sie vertraglich gemacht hatte, zu halten. Die von mir im Jahre 1912 in Auftrag gegebenen Boote U 31—41, welche die Hauptverstärkung der Ubootsflottillen auf Grund der Ubootsnovelle 1912 bilden sollten, sollten vom 1. Oktober 1913 beginnend bis 1. August 1914 abgeliefert sein. Da es der Germaniawerft nicht möglich war, den von ihr gebauten Zweitaktmotor betriebfähig zu bekommen, erlitten diese 11 Boote

eine Verzögerung von fast $1\frac{1}{3}$ Jahren; es fehlten also nicht nur die Boote, sondern auch die Besatzungen waren auf diesen Booten nicht eingefahren, es fehlten die Erfahrungen, die man vom 1. Oktober 1913 ab hätte sammeln können, und außerdem belegten diese Boote noch dazu die Germaniawerft, die infolgedessen nicht genug aufnahmefähig für die bei der Mobilmachung in Auftrag zu gebenden Boote war. Auf der Werft Danzig war die Bauverzögerung von U 29, U 30 nicht so groß, die beiden Boote kamen noch im Herbst 1914 in die Front.

Dieser Ausfall der modernsten Bootsserie U 31—41 ist von schwerwiegendster Bedeutung; schuld daran war, daß die beteiligten Firmen nicht imstande waren zu erfüllen, was sie in Aussicht gestellt hatten. Die Ubootherstellung steckte eben noch in den Kinderschuhen. Hierin liegt auch einer der Nachweise, daß wir im Frieden gar nicht mehr Boote hätten beschaffen können als tatsächlich geschehen ist.

Die Beurteilung der Ausnutzung der materiellen Leistungsfähigkeit unserer Uboote für die militärische Verwendung war Juli 1914 noch nicht abgeschlossen. Vor dem Jahre 1912 gingen die Ansichten vielfach dahin, daß die Menschen nicht wesentlich länger als drei Tage würden aushalten können. Die Feststellung dieser Frage wurde mit aller Energie, aber der Menschen wegen doch mit einer für den Friedenszustand erforderlichen Vorsicht betrieben. Zunächst wurden einzelne Boote für Dauerfahrten angesetzt. Im Winter 1912/13 wurde die ganze Flotille in die Nordsee geschickt mit der Aufgabe, nach einem Anmarsch von 300 Seemeilen (Helgoland—England) so lange wie möglich draußen ihre Station angriffsbereit zu halten. Sie blieben 11 Tage draußen. Bei diesen Übungen wurden eine Reihe von möglichen Verbesserungen ermittelt, deren Einführung eine erhebliche Verlängerung dieser Zeit möglich machen konnten. Die hierfür erforderlichen Einrichtungen wurden sofort angeordnet und haben im Kriege ihren Erfolg bewiesen. Die Kriegserfahrungen haben dann weitere Verbesserungen an den Booten gebracht. Die Verbesserungen und Aptierungen ändern aber nichts an der Tatsache, daß unsere großen, auf weite Entfernungen entsandten Uboote lediglich aus dem Bootstyp bestanden, der vor dem Kriege vorhanden war. Erst im Jahre 1918 traten größere Boote eines neuen Typs hinzu.

Als im August bzw. September 1914 die Möglichkeit nahe rückte, Boote mit geringer Fernverwendung von Flandern aus gegen England zu verwenden, wurden kleine und später mittelgroße Uboote konstruiert und in großer Zahl in Bau gegeben. Für die ersten dieser Boote waren kleine Barkaß-Motoren verwendungsfähig und bei einer größeren Zahl von Firmen beschaffbar. Im März 1916 waren im ganzen 147 Boote im Bau, die noch in demselben Etatsjahr zur Ablieferung kommen sollten.

Das war die oberste Grenze der damaligen Leistungsfähigkeit unserer Industrie. Für die spätere Zeit fehlt mir die erforderliche amtliche Übersicht.

Ein Vergleich der Entwicklung der Uboote in England und deren Bestand bei Ausbruch des Krieges ergibt folgendes:

In England waren 1906 nur kleine Uboote mit Motoren für Leichtöle als Hafen- bzw. enge Küstenboote gebaut worden, von denen nur eines, und zwar B 11, während des Krieges überhaupt in die Erscheinung getreten ist. Dieses Boot war nach Tenedos vor den Dardanellen ohne Besatzung hingeschleppt worden, arbeitete also von einer nahen Basis aus. Im Jahre 1906 begannen Versuche mit Booten für größeren Aktionsradius. Es entstanden die Boote der englischen C-Klasse, von denen eine größere Zahl gebaut worden sind. Diese sind aber zur Fernverwendung noch nicht geeignet gewesen. Erst die Boote vom Etatsjahr 1910 an konnten Motoren von 800 P.S. für die Verwendung auf größere Entfernung erhalten. Der Motor war nach Dieselscher Art konstruiert. Es waren die E-Boote. Von diesen wurde im Juli 1914 das siebente Boot in Dienst gestellt, und diese englischen E-Boote kommen beim Vergleich mit uns eigentlich allein in Betracht. Wohnräume waren in denselben nicht vorhanden und fehlten auch noch bei den während des Krieges gebauten Booten mindestens bis zu den 50 Nummern herauf. Ihr Aufenthalt in der deutschen Bucht war Ende 1914 auf vier Tage, später auf sechs Tage begrenzt; das ergibt eine Beurteilung ihrer Verwendungsfähigkeit für Fernzwecke. Einige derselben gingen nach Rußland, sie wurden bis zum Kattegatt begleitet, um dort den Brennstoff aufzufüllen. Wie wir später in Helsingfors, wo sie vor der Einnahme durch unsere Truppen 1918 versenkt wurden, erfahren haben, waren ihre Motoren sehr unzuverlässig und „platzten so oft wie die russischen".

Es standen somit beim Ausbruch des Krieges 7 englische Uboote für Fernverwendung gegen 10 deutsche Boote in hoher Vollendung gegenüber. Wie vollkommen kriegsmäßig durchentwickelt unser Boottyp war, zeigt der Umstand, daß diese Boote den ganzen Krieg über allen Anforderungen genügt haben und bis zuletzt mit bestem Erfolg verwendet werden konnten. Diesen Anspruch kann kaum irgendeine andere Waffe der Armee oder Marine für ihre Friedenskonstruktionen machen. Die Zahl unserer Boote wäre das Doppelte gewesen, wenn die versprochenen Lieferungsfristen von den Baufirmen innegehalten worden wären. Wenn man die von 1906 bis 1909 inkl. in England gebauten Uboote hinzurechnet und sie gleichstellen will gegen unsere in derselben Zeit gebauten größeren und höher entwickelten Petrolboote, so ergibt sich für England: 7 plus 10 gleich 17 Boote gegen Deutschland: 10 plus 15 gleich 25 Boote. Das wichtigste bleibt der Umstand, daß wir ein voll kriegsbrauchbar entwickeltes Uboot für Fernzwecke erprobt und fertiggestellt hatten, dasselbe einfach nachbauen konnten und besondere Versuche hierfür nicht mehr notwendig waren.

Noch wesentlich ungünstiger stellt sich für Frankreich ein Vergleich mit unserem Stand. Hierfür liegt ein einwandfreies Material vor in dem Ausschußbericht der französischen Kammer vom Juli 1915 und März 1916. Danach hatte die Firma Augsburg 1907 den ersten brauchbaren, freilich kleinen Dieselmotor für Frankreich geliefert. Als Frankreich im Jahre 1910 zu Booten von größerem Aktionsradius übergehen wollte, stieß man

bei der Konstruktion der hierfür erforderlichen größeren Motoren auf solche Schwierigkeiten, daß man angesichts solcher Fehlschläge sich entschloß, zu Dampfmotoren trotz deren Nachteile zurückzukehren. Man war der Ansicht, daß es besser wäre, ein unvollkommenes Uboot mit Dampfbetrieb zu besitzen als gar keins. Diese Boote waren 1915 noch nicht fertig, als man ihren Bau unterbrach, um wieder zu dem Einbau von Dieselmotoren zurückzukehren. Nach Angabe des Marineministers sei bei den Dampfbooten, abgesehen von ihrer schlechten Tauchfähigkeit und großen Sichtbarkeit, die Erstickungsgefahr für das Personal zu groß.

Noch im Jahre 1916 war es den Franzosen nicht geglückt, einen einwandfreien größeren Dieselmotor herzustellen. Creusot, die wichtigste französische Motorenfirma, hatte noch im Jahre 1916 einen dieser größeren Motoren zum 40. Male vergebens in Betrieb genommen.

Es ergibt sich mithin, daß Frankreich beim Ausbruch des Krieges und in den ersten Jahren desselben überhaupt keine kriegsbrauchbaren Uboote für Fernverwendung besaß.

Nach diesem Vergleich kann es nicht wunder nehmen, daß die Engländer auf Grund der französischen und ihrer eigenen Erfahrungen es für unmöglich hielten, daß unsere Uboote bis in die Irische See gehen konnten, und daß sie daher annahmen, wir hätten versteckte Versorgungsschiffe oder geheime Stützpunkte an ihren Küsten. Mein Verwalter in Sardinien wurde eingesperrt, weil er im Verdacht stand, einen solchen Stützpunkt zu unterhalten. Amerika besaß noch bei erfolgter Kriegserklärung gegen uns keine Uboote für Fernverwendung.

Die vorstehenden Angaben liefern den Beweis, daß wir beim Ausbruch des Krieges quantitativ und qualitativ hierin nicht nur an der Spitze der Marinen standen, sondern mit unseren Ubooten mehr leisten konnten als alle unsere Gegner zusammengenommen. Mit dieser Tatsache vergleiche man die planmäßig verbreitete Lüge von der Vernachlässigung der Ubootswaffe.

Bei der Erprobung der Uboote in militärischer Beziehung trat erschwerend in Erscheinung, daß die Gesamtentwicklung der Marine nicht von einer Stelle geleitet werden konnte. Eine Befehlsgewalt über Kommandostellen besaß der Staatssekretär nicht. Selbst bei technischen Versuchen war er auf den guten Willen der Kommandos angewiesen. Verständlicherweise widerstrebten die Frontkommandos allen Erprobungen für Zwecke der Weiterentwicklung der Uboote. Das Flottenkommando verlangte, da immerhin schon eine gewisse Leistung vorlag, die Boote für gemeinschaftliche Übungen mit der Flotte selbst; es sah die Uboote hauptsächlich als Hilfskräfte der Hochseeflotte an und verwendete sie zu Sicherheitsgürtel- und Aufnahmestellungen. Die Aufgaben, welche Fernunternehmungen darstellten, traten demgegenüber in den Hintergrund, sie wurden jedoch in einzelnen Fällen auch dargestellt, und auch theoretische Arbeiten hierüber wurden ausgeführt.

Der Krieg, die Taten von Weddigen, Hersing und anderen brachten die wahre Natur dieser neuen Waffe aber bald zur Geltung. So kam es, daß schon im

September 1914 der Gedanke, die Uboote zum Kampf gegen den feindlichen Frachtraum zu verwenden, ernstlich in Erwägung gezogen wurde. Wenn diese Art der Fernverwendung vor dem Kriege nicht in dem Vordergrund der militärischen Überlegungen gestanden hatte, sondern nur die Verwendung der Uboote gegen feindliche Seestreitkräfte, so ist zu berücksichtigen, daß wir vor 1914 über das mögliche Maß der Fernverwendung noch kein ganz vollständiges Urteil hatten; vor allem aber ist zu bedenken, daß der vollständige Bruch Englands mit den Festsetzungen der Londoner Deklaration und der Pariser Konvention von 1856 wohl für möglich gehalten, aber doch nicht in dem Maße erwartet wurde, als er nachher tatsächlich eintrat.

Um diese künstlich verdunkelte Angelegenheit auch dem Laien klar zu machen, fasse ich die Hauptgesichtspunkte in kurzen Sätzen zusammen.

1. Uboote, welche nur auf kurze Entfernungen, also nur in der Nähe der Küste verwendet werden konnten, hatten für Deutschland weder politischen noch militärischen Wert. Wir sind daher mit Überspringung dieser Periode sofort auf die Entwicklung von Hochsee-Ubooten ausgegangen.
2. Die Bedeutung des Hochsee-Ubootes ist von uns voll erkannt, seine Entwicklung so schnell und energisch betrieben, als technisch und für die Sicherheit des Personals möglich war.
3. Sobald das Hochsee-Uboot kriegsbrauchbar war, haben wir tatsächlich so viel im Frieden beschafft, als unsere Industrie leisten konnte, wovon mein Nachfolger im Frühjahr 1917 den Haushaltungsausschuß des Reichstages unwiderleglich überzeugt hat.
4. Beim Ausbruch des Krieges standen wir mit unseren Ubooten qualitativ und quantitativ, trotz unserer sonst beschränkten Flotte, an der Spitze aller Nationen.
5. Die militärische Verwendung und die Dauer derselben mit bezug auf die Besatzung konnte erst in die Hand genommen werden, nachdem das Hochsee-Uboot tatsächlich vorhanden war.
6. Da letzteres erst verhältnismäßig kurze Zeit vor dem Kriege der Fall war, konnte bei Beginn des Krieges der Umfang seiner Verwendungsmöglichkeit nicht vollkommen übersehen werden.
7. Unsere Feinde waren völlig überrascht über die bei unseren Ubooten zutage tretende Leistung. Diese Überraschung hätte kriegsentscheidend werden können, sie gab uns eine besondere, aber zeitlich begrenzte Chance in die Hand.
8. Die Leitung unserer Hochseeflotte legte im Frieden und im Anfang des Krieges größeren Wert auf die Verwendung der Uboote zur Unterstützung des Flottenkampfes selbst in der Art von vorgeschobenen Linien, die als Minensperren wirken sollten. Das Reichsmarineamt dagegen betrieb von Anfang an die Fernverwendung.
9. Für die Fernverwendung kam in Betracht Verwendung gegen feindliche Kriegsschiffe und Handelskrieg.

10. Selbstverständlich waren für letzteren auch ähnliche Erwägungen von uns angestellt, wie sie von Percy Scott und in romanhafter Weise von Conan Doyle erzählt werden, der mit vier Ubooten England vernichten wollte.
11. Zweck hatten eingehendere Erwägungen aber erst, wenn die Uboote personell und materiell ihre volle Hochseefähigkeit und das Maß derselben erwiesen hatten.
12. Letzteres konnte mit Rücksicht auf das tatsächliche Stadium des Ubootes erst während des Krieges selbst geschehen, größtenteils, weil die Verbesserungen für die Aushaltfähigkeit der Besatzungen erst kurz vor dem Kriege hatten angeordnet werden können.
13. Als wir im Verlauf des Krieges verhältnismäßig bald ein ausreichendes Urteil hierüber erlangten, trat die völkerrechtlich und auch militärisch schwierige Frage in den Vordergrund, wie der Handelskrieg zu führen sei.
14. Diese Frage war noch nicht genügend ausgereift, als wir die Kriegsgebietserklärung am 4. Februar 1915 gegen mein Votum, aber mit Zustimmung des Kanzlers erklärten.
15. In der Marine waren wir zur Überzeugung gekommen, daß ein Uboots-Handelskrieg auf die Dauer nur wirksam zu führen sei, wenn die Uboote auch ohne Warnung torpedieren durften. Dieser Grundsatz schloß gewisse Konzessionen an die Neutralen keineswegs aus.
16. Für den Uboots-Handelskrieg gab es bei dem bestehenden und bisher streng von uns innegehaltenen Seerecht keine Vorgänge.
17. Als England rücksichtslos alle Grundsätze des alten Seerechts brach durch eine gegen dessen Bestimmungen ausgeführte Blockade und durch Belegen der freien Nordsee mit Minen, und Amerika dieses Vorgehen hinnahm, praktisch also ein Seerecht „adapted to the conditions of modern warfare and commerce" billigte, erwuchs uns zweifellos ebenfalls das formale Recht, gleiches mit gleichem zu vergelten. Das konnten wir mit den Ubooten.
18. Aber nicht nur dieses formale Recht besaßen wir, sondern auch das Selbsterhaltungsrecht einer hungernden und um ihre Existenz kämpfenden Nation gab uns das Naturrecht.
19. Sowohl das formale wie das natürliche Recht mußte, nachdem die Kriegsgebietserklärung einmal ausgesprochen war, von unserer Reichsleitung der ganzen Welt gegenüber mit nachdrücklicher Bestimmtheit vertreten werden.
20. Militärisch wurde der Uboots-Handelskrieg wichtig, sobald der Schwerpunkt der Entscheidung nicht im Flottenkampf gesucht wurde bzw. nicht mehr gesucht werden konnte, denn sobald der Ubootskrieg Hauptkampfmittel wurde, mußte unsere an sich unterlegene Flotte mehr zurückgehalten werden, weil nur durch ihre Anwesenheit die Ausfahrtsstraßen der Uboote aus unseren Gewässern frei und passierbar gehalten werden konnten.

An dieser Stelle möchte ich noch die Ansicht unseres ersten Ubootssachverständigen, der seit Beginn der Ubootswaffe angehört, Kommandant von U 1 war, die Ubootskommandanten ausgebildet hat, zahlreiche Uboote persönlich abnahm und erprobte und als Führer der Uboote in Flandern den Orden Pour le mérite erhielt, mit dessen Erlaubnis wiedergeben. Sie stammt aus einem Briefe vom Frühjahr 1918, der mir zugänglich gemacht worden ist. Korvettenkapitän Bartenbach ist einer der wenigen Seeoffiziere, welcher durch seine Friedenstätigkeit sich in der Lage befindet, unsere Ubootsentwicklung voll zu übersehen und gleichzeitig die größte Erfahrung des Ubootskrieges erworben hat.

Korvettenkapitän Bartenbach an Admiral z. D. Dick.

Brügge, den 10. April 1918.

Euer Exzellenz,

den gütigen Brief vom 6. 4. will ich, so gut es mir ohne Unterlagen aus dem Aktenmaterial möglich ist, eingehend beantworten. . . .

1. a) Die Entwicklung der Ubootswaffe vor dem Kriege.

Wir haben von vornherein nur nach dem Hochsee-Uboot, dem Angriffsboot gestrebt. Es wäre einem nicht von der Notwendigkeit der Hochsee-Eigenschaften der Uboote durchdrungenen Staatssekretär ein leichtes gewesen, sein und der Volksvertretung Gewissen durch den Bau einer großen Anzahl von kleinen Booten für billiges Geld zu beruhigen. Der Großadmiral, der doch weiß Gott mit Geldknappheit an allen Ecken kämpfen mußte, war doch stark in Versuchung gebracht, um sein durch die immer teurer werdenden Linienschiffe, Panzerkreuzer, Torpedoboote (Ölfeuerung) sehr kostspielig gewordenes Flottengesetz durchzuführen, an anderen Ecken zu sparen. Dies hat er bei den Ubooten nicht getan, sondern das militärisch notwendige großzügig vor den Geldpunkt gestellt und damit eine gesunde Grundlage für die Entwicklung gelegt. Beweis: U 21, das imstande war, als gewöhnliches Boot einer Serie nach den Dardanellen zu fahren und die Türkei zu retten, vielleicht den Krieg entscheidend zu beeinflussen, ist im Jahre 1913 nach einer Bauzeit von mehr als 2 Jahren in Dienst gestellt worden. Also schon Ende 1910 war die militärische Erkenntnis dieser Anforderungen in die Tat umgesetzt.

Solche Boote kosteten aber dreimal soviel Geld und viel mehr Arbeit und Zeit, als ein kleines Boot. Man hätte demnach dreimal soviel beschränkt brauchbare Boote, etwa wie die älteren englischen, französischen, russischen, österreichischen, italienischen usw. Boote bauen können. Wir waren bahnbrechend vorgegangen und standen im Typ des Ubootes im Jahre 1914 an der Spitze.

Es muß jeder Mensch einsehen, daß es ein Beweis für die richtige Einschätzung einer Waffe ist, wenn der Typ so vollkommen wie U 21 den höchsten Anforderungen gerecht wird, an die kein Parlamentarier, kein Zivilist,

wohl aber der Großadmiral gedacht hat. Beweis: Als ich mich Anfang Februar 1912 beim Herrn Staatssekretär meldete, war die erste Frage: „Wie lange kann sich eines unserer Uboote vor der Themse aufhalten?"

Diese Frage konnte damals nur ein Seeoffizier stellen, der den Verwendungszweck der Uboote klar voraussah. Dieser Verwendungszweck steht auch als erster Satz in der Verwendungsvorschrift für Uboote, die im Reichsmarineamt, nicht im Admiralstab ausgearbeitet ist, obenan: „Ziel der Unterseebootsausbildung ist die Verwendung an der feindlichen Küste."

Dahin zielten auch die in den Jahren 1912 und 1913 unternommenen Übungen der Uboote in Seeausdauer. Im Frühjahr 1912 waren 2 Boote in die Ostsee, im Winter 1912 die ganze Flotille in die Nordsee geschickt mit der Aufgabe, nach einem Anmarsch von 300 Seemeilen (Helgoland—England) so lange wie möglich draußen ihre Station angriffsbereit zu halten. Sie blieben damals 11 Tage draußen. Diese Tatsachen widerlegen auch das immer wieder auftauchende Märchen, man hätte vor dem Kriege dem Uboot kaum zugetraut, 24 Stunden in See bleiben zu können. Die Uboote sind bereits 1909 tagelang mit der Manöverflotte mitmarschiert.

Wir hatten alle Ursache, solche Übungen und Erfahrungen vor dem Kriege geheim zu halten. Diese Übungen waren vom Großadmiral als „technischer Versuch" frisiert befohlen, weil die Front (Flotte, Admiralstab) in der Erkenntnis noch nicht so weit war. Ich meine, diese Tatsachen sind durchschlagende Beweise dafür, daß der Großadmiral wie wenige die militärische Bedeutung der Uboote erkannt hatte.

b) Die Grundbedingung für die Schaffung solcher, wirklich den militärischen Anforderungen entsprechenden Uboote war die Konstruktion eines betriebssicheren, schnellaufenden (wegen der elektrischen Lademaschinen), nicht sehr schweren Motors von mindestens 850 P.S. Diese Maschinen stellten eine Höchstleistung der Motorenindustrie dar, und es wurde daher schon im Jahre 1908 eine großzügige Konkurrenz durch Inbaugabe der 850 P.S.-Probemotoren bei den besten Firmen, Maschinenfabrik Augsburg, Germaniawerft, Fiat-Turin und Deutzer Gasmotorenfabrik in Auftrag gegeben.

Die Petrolmotoren der Firmen Körting und Daimler hatten sich als nicht entwicklungsfähig erwiesen. Der Vorwurf der Bevorzugung von Körting ist dadurch widerlegt, daß auf U 2 Daimler-Maschinen eingebaut wurden, die sich aber nicht bewährten, so daß überhaupt für Petrolmotoren nur Körting übrig blieb.

Von diesen Versuchsmotoren konnten nur die Augsburger Maschinenfabrik den Viertaktmotor und die Germaniawerft den Zweitaktmotor einigermaßen rechtzeitig vorführen. Allen anderen Firmen war dies noch nicht einmal bis Kriegsbeginn trotz aller Mühen und Kosten gelungen. Diese beiden Motortypen wurden nun — für die Boote der Kaiserlichen Werft Danzig der Augsburger Viertaktmotor, für die Boote der Germaniawerft der Zweitaktmotor — vorgesehen. Zur Mitarbeit an der Gewinnung eines brauchbaren Motors war also in der großzügigsten Weise die gesamte deutsche

und sogar die ausländische (Fiat-Turin) Motorenindustrie angespannt worden, und die deutsche Marine hatte als erste einen 850 P.S.-Ölmotor für Uboote. Leider arbeitete der Zweitaktmotor der Germaniawerft nachher bei weiteren Probeläufen nicht einwandfrei, was sich, wie weiter unten ausgeführt, bitter bemerkbar machen sollte.

c) Was die Anzahl der in Bau zu gebenden Boote anlangte, so war dafür, nachdem der Typ feststand, die Geldfrage maßgebend und außerdem der Gesichtspunkt, daß eine plötzliche sprunghafte Entwicklung vermieden werden mußte, denn die Privatindustrie war nur bereit, sich auf den Ubootsbau einzurichten, wenn ihr eine spätere gleichmäßige Beschäftigung auf diesem Gebiet in Aussicht gestellt werden konnte.

d) Die Flottennovelle (Ubootsnovelle 1912) erhöhte die bisher zur Verfügung stehenden Gelder. Sofort wurden sehr energisch Boote bestellt. Im Jahre 1912 wurden die Boote U 27—30 (Kaiserliche Werft Danzig), ferner U 31—41 auf der Germaniawerft, U 42 bei Fiat-San Giorgio in Auftrag gegeben, zusammen 16 Uboote, eine bis dahin unerhörte Zahl. Außerdem wurde die Bausumme für ein auf der Weserwerft (Dampfboot) in Bau zu gebendes Uboot bereitgestellt, also für ein siebzehntes Uboot. Ich meine, durch diese Tatsachen ist der Beweis schlagend erbracht, daß nach Bewilligung der Ubootsnovelle alles geschehen ist, die vorhandenen Mittel zum Bau von Ubooten auszunutzen. In diesem Jahre wurde auch versucht, den Ubootsbau auf breitere Basis zu stellen. Es wurden folgende Werften angegangen:

Weserwerft: Dampfprojekt. Werft richtete Ubootskonstruktionsbureau ein.
Schichau: lehnte grundsätzlich ab.
Vulkan-Hamburg: lehnte ab, ein Konstruktionsbureau einzurichten, wollte nur fertige Pläne ausführen, falls ihm weitere laufende Aufträge zugesichert würden.
Fiat-San Giorgio: bekam einen Auftrag (U 42).

Für Euere Exzellenz füge ich hinzu, daß die Etatsabteilung damals in der energischsten Inbaugabe der Uboote und der dadurch herbeigeführten Festlegung der Gelder auf drei Jahre hinaus eine Verletzung des Budgetrechtes des Reichstages erblicken zu müssen glaubte.

e) Die Gründe, weswegen bei Kriegsbeginn nicht mehr Uboote an der Front standen, liegen lediglich an dem Versagen der Industrie, die nicht in der Lage war, die vom Großadmiral in Auftrag gegebenen Boote zu den von ihr angebotenen Terminen fertigzustellen.

Wir hatten bei Kriegsbeginn in Dienst (U 1 und U 2 fallen zu Schulzwecken aus):

U 3 bis U 18, U 19 bis U 27 = 25 Boote.

Wir hätten nach den von den Firmen angesagten Lieferungsterminen in Dienst haben müssen:

U 3 bis U 41 = 39 Boote.

Die Kämpfe mit der Industrie, die Bauverzögerungen zu vermeiden, das scharfe Eingreifen gegen die Germaniawerft durch den Staatssekretär persönlich, die Maßnahmen gegen den Inspekteur sind Ew. Exzellenz in Erinnerung. Der Ausfall an nicht gewonnenen militärischen Erfahrungen mit den neuen Booten U 23 bis U 26, U 31 usw., die über ein Jahr Bauverzögerung hatten, und das Fehlen ausgebildeter Kommandanten und Besatzungen wog natürlich fast ebenso schwer wie das Fehlen des Materials. Wir hätten am 1. August 1914 ganz anders dagestanden, wenn die Industrie, die heute den Mund so voll nimmt, gehalten hätte, was sie dem Großadmiral vertraglich aus eigenen Angaben versprochen hatte.

Der sachliche Grund für den gröbsten Versager, das Fehlen der 11 Uboote der Germaniawerft U 31 bis U 41, lag an dem Zweitaktmotor dieser Werft, der im August 1911 auf Grund eines Probelaufs abgenommen war und der nachher nicht wieder zum Dauerbetrieb gebracht werden konnte, so daß wir gezwungen waren, um diese vielen Boote nicht endlos zu verzögern, bereits Ersatzmotore in Augsburg auf Kosten der Germaniawerft zu beschaffen[1]).

An diesen Verhältnissen hätte der Großadmiral auch nichts ändern können, wenn noch ein weiteres halbes Dutzend Uboote im Jahre 1912 bestellt worden wären; auch diese hätten auf die Motore warten müssen. Ew. Exzellenz ist bekannt, daß der verantwortliche Maschinenbau-Beamte von seiner Stellung entfernt wurde. Derselbe Herr wird in der Rede von Struve namentlich erwähnt als wertvolle Kraft, die nicht ausgenutzt wurde.

2. Zum Ubootsbau im Kriege kann ich aus eigener Erfahrung nur für den Anfang des Krieges mich äußern, da ich späterhin durch meine Aufgaben hier nicht mehr so im Bilde geblieben bin. Bei der Mobilmachung wurden planmäßig die vertraglichen Ms.-Boote bestellt, und zwar sofort die Weserwerft herangezogen, weil die Germaniawerft mit der Fertigstellung der noch rückständigen Boote U 31 bis U 41 und 5 österreichischer Uboote stark belastet war. Selbstredend wirkte dieser Rückstand aus dem Frieden hindernd auf den Bau neuer Boote. Vor allem kam es darauf an, die im Bau befindlichen Boote zu fördern. Daß dies energisch von der Unterseeboots-Inspektion aus geschah, mag der scharfe Brief des Reichs-Marine-Amts vom Anfang August 1914 an das Generaldirektorium von Krupp in Essen beweisen, über den sich Krupp beschwerte. Schon damals wurde die Arbeiterfrage in die Hand genommen und Arbeiter von der Kaiserlichen Werft und Flensburg beschafft.

Die Neubauten konnten damals nach menschlichem Ermessen mit ihrer Bauzeit (18 Monate für das erste Boot) in diesem Kriege, wie wohl ganz Deutschland die Sache ansah, nicht mehr zum Tragen kommen. Diesen Vorwurf will ich für meine Person hinnehmen.

[1]) Die Zweitaktmotore sind endlich nach fast 1½ jähriger Verzögerung im Dezember 1914 betriebsklar geworden. Die in Augsburg bestellten Ersatzmotoren fanden auf anderen Booten Verwendung. Anm. des Herausgebers.

Aber sofort mit der Besetzung der flandrischen Küste faßte der Großadmiral den Entschluß, die kleinen Boote zu bauen, die bis zum Frühjahr 1915 fertig werden konnten, um die flandrischen Häfen mit allen Mitteln auszunutzen. Die Ubootsspezialisten rieten sogar von dem Bau solcher kleinen Boote ab. Der Staatssekretär befahl den Bau der 32 kleinen Boote und hat recht behalten, denn diese Boote haben, obwohl sie leider aus anderen Gründen nicht alle hier angesetzt wurden, treffliche Dienste geleistet und fahren heute noch mit Erfolg.

Ein Beweis für den Weitblick des Großadmirals ist die Tatsache, daß er sofort nach der Besetzung der flandrischen Küste, noch vor dem Einrücken der Marine-Division, als ersten Seeoffizier einen Ubootsspezialisten dorthin entsandte, um die Häfen und Hilfsmittel vom Standpunkt der Ubootsverwendung aus zu prüfen. Auf diese Erkundung baut sich die heute so wirksame Ausnutzung der flandrischen Küste auf.

Über den weiteren Verlauf der Ubootsbeschaffung bin ich im einzelnen nicht mehr unterrichtet, es scheint mir allerdings auch, daß im Jahre 1916 eine Lücke in der Ubootsbeschaffung eingetreten ist. Man hat hier an der Front das Gefühl, daß nicht großzügig jedes nur mögliche Boot beschafft wird, sondern daß man verhüten will, ja nicht zu viel Uboote zu haben.

Zweifellos hat die Unsicherheit, ob Ubootskrieg oder nicht, ihre schädlichen Folgen auch auf die Ubootsbeschaffung gehabt, denn es liegt auf der Hand, daß nicht die letzte, äußerste Anstrengung für die Bereitstellung einer Waffe gemacht wird, wenn es noch ganz unsicher ist, ob diese Waffe jemals zur Anwendung kommt. Bei der Gesamtlage, die alles Rohmaterial und alle Arbeitskräfte für andere wichtige Kriegszwecke beanspruchte, war es sehr zu erwägen, ob es richtig sei, aufs ungewisse Material und Arbeitskräfte anderen Stellen zu entziehen. Eine Reichsleitung, die nur wegen der zu geringen Bootszahl den Ubootskrieg nicht führen wollte, hätte durch eine bestimmte Zusage bei einer erheblichen Verstärkung (z. B. Verdopplung) der Bootszahl den Ubootskrieg aufzunehmen, zweifellos eine raschere Bereitstellung dieser Boote herbeigeführt und sich das Vertrauen erhalten. Dies ist der deutlichste Beweis, daß andere Gründe für das Verhalten der Reichsleitung vorlagen und die geringe Bootszahl nur ein Vorwand war.

Was die Heranziehung weiterer Werften anlangt, so ist die Forderung von Str. im wesentlichen berechtigt, ist ja auch tatsächlich geschehen. Die Argumente, die Herr v. C. anführt, treffen nicht zu. Von Geheimhaltung der Bootskonstruktionen braucht man nicht mehr viel zu halten, nachdem die Engländer mehrere Boote in Händen haben.

Motoren werden auch auf Werften gebaut (z. B. Blom u. Voß), die Entwicklung ist Sache der Marine. Es kommt zurzeit beträchtlich mehr auf die fabrikmäßige Vervielfältigung der bestehenden Typen an als auf die Weiterentwicklung.

Für Ew. Exzellenz füge ich hinzu, daß die Baupolitik des Reichsmarine-

amts etwa seit Anfang 1917 von der Front noch viel schärfer angegriffen wird als von Herrn Str. Das hat aber mit dem Großadmiral nichts zu tun, im Gegenteil, man vermißt dessen Großzügigkeit und Tatkraft auf Schritt und Tritt.

Die letzten Bauaufträge sind alle auf scharfes Drängen der Front wesentlich vergrößert worden, als das Reichsmarineamt ursprünglich für möglich bezeichnet hatte.

Aus diesen Gesichtspunkten würde ich empfehlen, die Abwehr der Str.-Angriffe nur auf die Person des Großadmirals, seine Baupolitik vor und im Anfange des Krieges auszudehnen.

Über den Rahmen der Fragen des Herrn v. G. hinausgehend, möchte ich Ew. Exzellenz das Material zur Frage, ob wir im Frühjahr 1915 genügend Uboote zum Ubootskrieg hatten, auf Grund meiner Kriegserfahrungen folgende Tatsachen anführen:

Im Jahre 1915 erreichte ein Uboot das vierfache, im Jahre 1916 das dreifache der Erfolge des Jahres 1917, trotz der damals gültigen einschränkenden Befehle. Der Grund hierfür liegt in der zunächst nicht vorhandenen und erst allmählich sich entwickelnden Abwehr. Diese Abwehr, die namentlich in der Bewaffnung der Dampfer besteht, konnte gleichzeitig mit der Riesenaufgabe, eine starke Feldarmee mit der nötigen Artillerie zu versorgen, nicht rascher durchgeführt werden, als sie tatsächlich durchgeführt worden ist. England brauchte allein für die Ubootabwehr, vorsichtig geschätzt, 12000 leichte Geschütze.

Wir haben diese Zeit der Überlegenheit unbenutzt verstreichen lassen und sahen uns im Februar 1917 vor eine ungleich schwierigere Aufgabe gestellt als 1915 oder 1916. Wir erreichen heute mit unserer Bootszahl bei aufreibendster Anspannung der Besatzungen und harten Verlusten das gleiche Monatsergebnis, das wir im Jahre 1915 mit einem Viertel, im Jahre 1916 mit einem Drittel der Boote mit verhältnismäßig leichter Mühe hätten erreichen können. Diese Bootszahlen waren sowohl 1915 wie 1916 reichlich vorhanden. Den Vorwurf, diese Ausnutzung verhindert zu haben, können alle die nicht von sich abschütteln, die gegen den Ubootskrieg geredet haben, und ebenso wenig können sie von ihren Händen das Blut abwaschen, das seitdem fließen muß, um gegen die Abwehr die notwendigen Erfolge zu erringen.

Dazu kommt der ganz wichtige Punkt, daß der Ausfall an Schiffsraum, der schon 1915 eingesetzt hätte, die ganzen Jahre sich dauernd als fehlend bemerkbar gemacht und ein derartiges Erstarken der englischen Armee, wie es 1916 der Fall war, verhindert und verlangsamt hätte.

Die Marine befand sich in den Jahren 1915 bis 1916 in der Lage einer Infanterietruppe, die dem Feinde, der seine Stellung noch nicht befestigt hat, gegenüberliegt und genau weiß, daß sie diese Stellung nehmen muß, weil anders der Feind nicht zu schlagen ist. Sie meldet, daß die Stellung leicht zu nehmen sei. Sie sieht täglich, wie der Feind sich stärker

eingräbt, Drahtverhaue zieht, Artillerie aufstellt, meldet dies dauernd nach hinten, und bittet um die Erlaubnis, anzugreifen. Diese wird stets verweigert. Erst als der Gegner glänzend eingebaut ist, eine tadellose Abwehr geübt hat, da kommt die Angriffserlaubnis, und nun wundert sich alles, daß diese Stellung, von der erst gemeldet war, daß sie leicht zu nehmen sei, harte, langwierige Kämpfe und viel Blut kostet. Vielleicht begreift man heute solche Bilder leichter als die Ausführungen mit Marinebegriffen.

Wir betrachten es als eine Anmaßung sondergleichen, daß Parlamentarier, Zivilisten sich ein Urteil darüber erlauben, ob die Streitmittel für eine militärische Aktion ausreichen, die die militärisch verantwortliche Leitung ansetzen will. Hat man jemals etwas davon gehört, daß z. B. jetzt vor Beginn der Westoffensive eine Volksvertretung die Bestände an Munition begutachtet hätte? Was würde wohl Ludendorff sagen, wenn man ihm mit solchen Dingen käme. Niemand im deutschen Volke würde dies begreifen, nur beim Ubootskrieg durfte jeder mitreden. Darüber, wie es heute mit uns stehen würde, wenn wir den Ubootskrieg selbst verspätet nicht geführt hätten, brauche ich nicht zu schreiben, meiner Ansicht nach müßten wir dann trotz der Stärke an der Westfront unsere Lage als verzweifelt bezeichnen. Man kann den Standpunkt, wir hätten 1915 und 1916 nicht genügend Uboote gehabt, nicht scharf genug bekämpfen, er ist eine bequeme Ausrede für alle die Leute, die jetzt im Grunde ihres Herzens fühlen, daß sie mit dem Widerstand gegen den Ubootskrieg einen verhängnisvollen Fehler gemacht haben. Schließlich muß doch das Urteil der Leute, die mit den Ubooten arbeiten, das maßgebende sein und nicht das eines Außenstehenden.

Die vorstehenden Ausführungen habe ich wegen der Kürze der Zeit etwas rasch niederschreiben müssen, ich bitte daher gehorsamst, mit dem Stil nicht zu scharf ins Gericht zu gehen. Falls Ew. Exzellenz Vorstehendes zu einer Presseveröffentlichung benutzen wollen, bin ich sehr damit einverstanden. Wir haben viel zu lange zu diesen geschichtsfälschenden Treibereien geschwiegen.

Euer Exzellenz ergebenster

gez. Bartenbach.



